This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

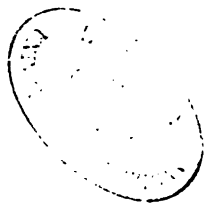
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

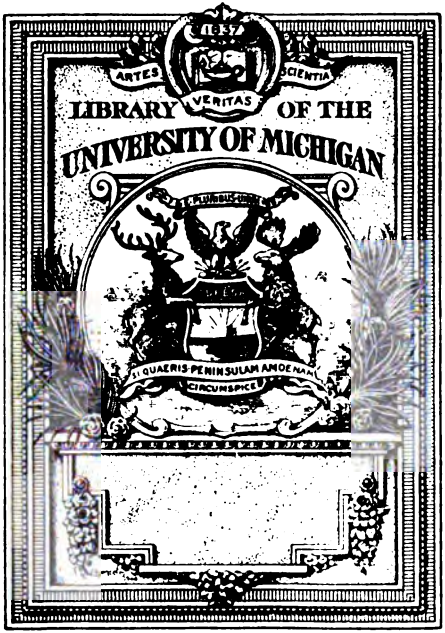
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

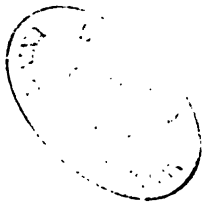
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

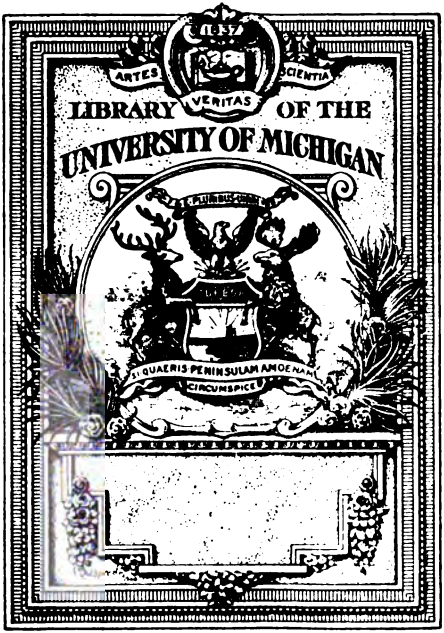
838
W64



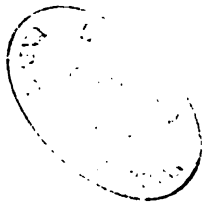

ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

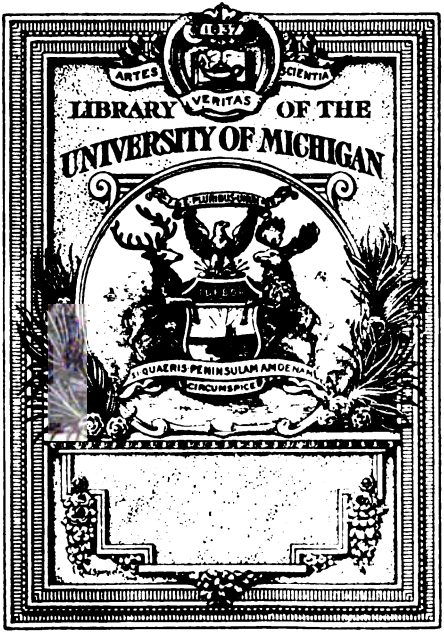
838
W64




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

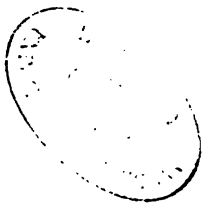
838
W64




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
W64

~~U. S. D. A.~~



C. M. Wielands

ſämmtliche Werke.

Neunundzwanzigſter Band.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göſchen.

1840.

Vermiſchte Schriften

von

C. M. Wieland.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göſchen.

1840.

Inhalt.

	Seite
Sympathien	1
Geſicht des Mirza	65
Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen	75
Platoniſche Betrachtungen über den Menſchen	105
Was iſt eine ſchöne Seele?	129
Was iſt Wahrheit?	139
Philoſophie, als Kunſt zu leben und Heilkunſt der Seele betrachtet	151
Betrachtungen über J. J. Rouſſeau's urſprünglichen Zuſtand des Menſchen	161
Ueber die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagenen Verſuche, den wahren Stand der Natur des Menſchen zu entdecken	201
Reiſe des Prieſters Abulfauaris ins innere Africa	241
Die Bekenntniſſe des Abulfauaris, geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten	259
Ueber die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menſchlichen Gattung nachtheilig ſey	285
Ueber die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechts	319
Auszüge aus Jakob Forſters Reiſe um die Welt	351

Sympathien.

1754.

Einleitung.

Wie glücklich, wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht schon unter einem andern Himmel sich liebten und jetzt, da sie sich sehen, sich dessen wieder erinnern, wie man eines Traumes sich erinnert, von dem nur eine dunkle angenehme Empfindung im Gemüthe zurückgeblieben ist. Das Schicksal trennte sie vielleicht, als sie von jenen seligen Gestaden herabsanken, ihre Prüfungszeit in diesem fremden Lande anzutreten. Aber ihre befreundeten Engel bringen sie wieder zusammen, wenn gleich Jahre, Gebirge und Flüsse zwischen sie gelegt sind. Kaum erwachen die schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, worein der Fall in den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen sie sich selbst wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht, die ihnen selbst fremd ist. Sie athmen nach einem Gute, das ihnen fehlt; sie staunen; oft sinken sie in einsamen Schatten oder unter den Flügeln der Nacht in ernste Träume. Tausend Gestalten der Dinge gehen vor der denkenden Seele vorbei, ohne sie zu rühren; sie erfindet sich zuletzt ein liebenswürdigeres Bild, sie malet es aus und liebt es und wünscht, wie Pygmalion, daß es leben möge, unwissend, daß dieses Bild ein Urbild hat, und daß

sie sich nur wieder auf seine Züge besinnt. Wie süß ist dann das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft finden! Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen sich an und lieben sich immer mehr, je länger sie sich anschaun. Und wie könnten sie anders als sich lieben? Ihre Herzen sind in den lieblichsten Gleichlaut gestimmt. Die Natur hat gleiche Reize für beide. Dieser reine Azur des Himmels, diese balsamischen Blumen, diese blühende Gegend, die im Mondschein schlummert — aber noch viel mehr das geistige Schöne, die Ordnung, die Güte, die Unschuld, die stille Tugend, die unaufgemuntert, unerkannt und unnachgeahmt mitten in dem Getümmel einer ausgearteten Welt der Stimme des Himmels getreu bleibt — alle diese Gegenstände rühren beide auf gleiche Art. Wie süß ist es ihnen, ihr Innerstes einander aufzuschließen! Wie leicht verstehen sie sich! Wie schnell geht jede Empfindung aus der einen in die andre über! Sie scheinen nur zwei Hälften zu seyn, welche die Freundschaft wieder in eine Seele zusammenfügt. Kein großer Gedanke, keine schöne Empfindung, keine frohe Hoffnung, keine edle That, die sie nicht unter sich gemein haben! Kein Mißklang in der einen, der nicht durch die andere in Harmonie aufgelöst werde! Die Begierde, sich den Unsterblichen, jenem heiligen Lande, wo sie entsprungen sind, immer mehr zu nähern; diese erhabne Begierde, man mag sie nun Tugend oder Religion nennen, vereinigt sie in Allem, was sie denken oder thun. Denn was für eine andere Harmonie kann unter Geistern seyn, wenn es nicht die Tugend ist?

O, hütet euch, die geheiligten Namen der Liebe und Freundschaft zu entweihen, ihr kleine Seelen, welche Ehrgeiz oder Wollust auf kurze Zeit an das gleiche Joch spannen;

nennet nicht Sympathie, was eine schändliche Zusammenrottung ist, die ihr umsonst mit dem Namen der Liebe und Freundschaft bedeckt, wie Afra ein häßliches Gemüth unter den Rosen ihrer Wangen verbergen will. Begnüget euch, von uns unbeneidet, an euren thierischen Trieben und Freuden, aber haltet euch in euren Grenzen und gönnet uns, daß wir die Welt in einem andern Lichte betrachten; daß wir unsern Geist lieber mit großen und gewissen Hoffnungen nähren und erweitern, als in schnell vorbeirauschenden Wollüsten zerschmelzen wollen; uns lieber mit einem göttlichen Glauben nähren, als mit Einbildungen, die keine Wahrheit außer dem Hirn des Träumers haben; daß unsre Seelen lieber bei sich selbst wohnen, als in tausend eitle Begierden und sprudelnde Thorheiten ausfließen; daß wir desto mehr zu leben glauben, je mehr der Geist frei und seiner eignen Natur gemäß empor steigt, und je mehr wir von den Banden, die ihn an diesen irdischen Felsen anheften, zerreißen können.

Und wie kann es anders seyn, als daß Alle, die mit dieser Denkart beseliget sind, in einer geheimen geistigen Verbindung stehen und einander nahe sind, wenn gleich ihre Blicke sich nie begegneten, und ihre Lippen sich nie gegen einander eröffnet haben? Ihre Neigungen begegnen einander, ihre reinsten Wünsche steigen gemeinschaftlich zu Gott auf, ihr Geist strebet in gleichlaufenden Linien nach der Vollkommenheit, ihre Hoffnung fließt in dem gleichen Mittelpunkt zusammen. Zwar hängt oft eine Decke zwischen ihnen, die sie verhindert, einander zu erkennen; viele finden sich erst in jener Welt. So ordnet es der, der allein weise ist! Die Erde soll kein Himmel seyn! Doch fügt es oft ein gütiges Geschick, daß sie auch schon hier sich finden; und wenn gleich Ort und Zeit sie

trennt, ſo hat der Witz, den Begierden des Herzens zu Hülfe zu kommen, ein Mittel erfunden, die Bewohner entfernter Gegenden in einem Augenblick zuſammenzubringen und die Jetztlebenden in die Geſellſchaft jener ehrwürdigen Schatten zu verſetzen, deren Tugend mit jedem Jahrhundert neu geboren wird.

Wie oft, wenn meine Seele aus den Zerſtreuungen des Tages in ſtille einſame Schatten flieht, zu ihren liebſten Gedanken ſich flüchtet und ſich mit unſichtbaren Gegenſtänden unterhält; wie oft ergötzt mich da die ſüße Vorſtellung, daß es Verwandtſchaften unter den Geiſtern gibt, und daß viele mit mir verſchwiſterte Seelen auf dem Erdboden zerſtreut ſind, die vielleicht in dieſem Augenblick, wie ich, in einſame Schatten entflohen ſind und ſich mit gleichen Gedanken und Gegenſtänden unterhalten! Dann hänge ich in ſtiller Entzückung dieſen geliebten Träumen nach und fliege in Gedanken umher, dieſe ſympathetiſchen Seelen aufzuſuchen und an dem Zuſtand, worin jede ſich befindet, Antheil zu nehmen. Vielleicht, denke ich, ſchmachtet dieſe nach einem Freunde, dem ſie ihr Herz entdecken dürfte, der ihre Empfindungen verſtände und ihr ſo rathen könnte, wie ſie es nöthig hat; vielleicht iſt eine andere noch unerfahrene, obgleich gut geartete Seele, der Belehrung, eine andere, die gleiten will, der Unterſtützung, eine niedergeſchlagene der Ermunterung, eine leichtſinnige der Warnung benöthigt. So ſtelle ich mir verſchiedene Umſtände vor, in denen jetzt meine nächſten und eigentlichen Verwandten ſich befinden, und ſinne voll Freundſchaft nach, wie ich ſie belehren oder ermuntern, tröſten oder ſtärken, beſtrafen oder mit gerechtem Beifalle belohnen wolle. Dann zeichne ich dieſe Gedanken auf, und mein Herz findet eine ſüße Befriedigung

darin, ſich mit ſeinen Abweſenden zu beſprechen und ihnen das gleiche Vergnügen zu machen, das ich an dieſen geheimen Geſprächen finde.

Nehmet denn, ihr geliebte Seelen, die mich näher angehen als die übrigen Menſchen — für deren größeren Theil keine andre Liebe als Bedauern möglich iſt, nehmet dieſe Erinnerungen und Ermunterungen von eurem Freunde an, der euch in einer beſſern Welt alle um ſich her verſammelt zu ſehen hoffet. Ihr allein verſtehet dieſe Blätter; ihr allein werdet dieſe Sprache kennen und fühlen, und nur in euren Herzen werden ſympathetiſche Empfindungen den meinigen antworten.

1.

Schöne Celia, du kennest deinen zärtlichsten Liebhaber noch nicht. Deine reizende Gestalt hat einen Schwarm von kriechenden Gaben um dich her versammelt; aber sie lieben nicht dich. Wie wenig müßtest du deinen Werth kennen, wenn du auf sie stolz wärest! Sie lieben dich nicht, Celia, sie gelüsten dich. Ein jeder deiner Reize verspricht eigne Freuden, eigne Entzückungen; diese lieben sie, wie Eva die Frucht liebte, die ihr lieblich zum Anschauen und noch lieblicher zum Kosten schien. Aber ich, der dich nie mit körperlichen Augen sah, kann dich nur mit geistigen betrachten, und diese entdecken unter deiner irdischen Form etwas, das noch schöner als die Schönheit ist. Blumen, Gemälde, Statuen kann ich bewundern; aber dieses Göttliche, das deine sichtbare Gestalt so weit über alle andere Schönheiten erhöht, als ein Engel über einen Sommervogel erhaben ist, nimmt mein Herz ein. Ohne dir zu schmeicheln (denn warum sollte ein unsichtbarer Liebhaber, ein Genius, schmeicheln?), will ich dir stolzere Dinge vorsagen, als die unermüdeten Lobredner deiner jugendlichen Reizungen dir sagen können. Ich möchte dein Herz mit einem heiligen Stolze begeistern, der dich über jene rosenwangigen Mädchen hinwegsetzte, an denen die Natur oder die Kunst das Vornehmste auszuarbeiten vergessen hat; deren ganze Geschichte ist, daß sie blühen, gepflückt werden und verwelken.

Siehe, du reifest zu einem Alter heran, da die Welt dich mit schmeichelnden oder tadelsüchtigen Blicken beobachtet; deine Schönheit zieht dir eine Achtung zu, welche die bloße Schönheit nicht verdient. Es ist Zeit, daß du deine Bestimmung kennen lernst. Wenn mir anders die Gewalt der Sympathie recht bekannt ist, so wird eine geheime Stimme in diesem Augenblick deiner Seele sagen, was ich jetzt denke. — „Schöne Celia, alles Sichtbare ist ein Schatten, ein Wiederschein des Unsichtbaren, welches allein ewig und göttlich ist. Deine Seele ist ein Bildniß der Gottheit, deine Gestalt ein Bild deiner Seele. Diese Farben, diese Grazien sind der Glanz, den sie über den Leib ausgießt, durch welchen sie wirken soll. Schönheit ist ein Versprechen, wodurch sich die Seele verbindet, groß, edel, nachahmenswürdig zu handeln. Sie ist der Reiz, wodurch wir auf die lehrende Tugend aufmerksam gemacht werden sollen. Denn eine Schöne soll eine Lehrerin seyn, eine Lehrerin durch die Beispiele, die sie gibt. Die Tugend, die, in Schönheit gehüllt, mitten unter die Menschen tritt, mit ihnen Umgang pflegt und vor ihren Augen handelt, gefällt mehr, rührt zärtlicher, drükt tiefere Spuren in die Herzen, als in den Regeln der Weisen, ja in den reizendsten Dichtungen eines Richardson. Die Sittsamkeit scheint einnehmender, wenn sie auf schönen Wangen erröthet; die Empfindungen, welche Ordnung und Güte des Herzens zeuget, tönen lieblicher von schönen Lippen; und wie entzückt uns ein schönes Auge, das sich voll andächtiger unverstellter Andacht gen Himmel hebt und die göttlichen Gedanken, die in der frommen Seele aufwallen, durch einen hellern blendendern Glanz entdeckt! Wenn Weisheit, wenn Unschuld, wenn Demuth, wenn die großen Gesinnungen,

welche der Glaube der Christen einflößet, auf Herzen, die durch die sichtbare Schönheit schon erweicht und bildsam geworden, in aller ihrer Stärke wirken, wie können sie anders als diese höhere Schönheit bewundern? Und bei jeder edeln Seele wird aus Bewunderung Liebe, aus Liebe Nacheiferung entstehen. O Celia, wie könntest du eine Wohlthäterin der Menschen werden! Wie viele Thoren könntest du beschämen, welche nicht glauben wollen, daß eine Tugend, die man prüfen darf, in einem zärtlichen Busen zugleich mit der Jugend wohnen könne! Wie viele könntest du zwingen, die Tugend wider ihren Willen zu ehren! wie viele, die sich sonst vor ihr fürchteten, würden, von deinen Reizungen angezogen, sie in der Nähe sehen und liebenswürdig finden! Wie würde die bloße Ungewöhnlichkeit der Sache aufmerksam machen! Man würde glauben, es sey ein Engel unter den Menschen erschienen, sie durch Thaten zu lehren, ob vielleicht Schönheit und Weisheit, wenn sie zusammen verwebt wären, diese Unachtsamen rühren möchten, welche zu sinnlich sind, die Tugend in ihrer eigenen Gestalt zu lieben. O Celia, betrüge nicht die Absichten des Schöpfers, der dich gebildet hat! Mache deine Grazien nicht zu Sirenen, die uns zum Tod einladen! — Vergib, vergib, schöne Freundin, meinem redlichen Eifer! Ich weiß, du würdest lieber diese glänzenden Farben verlieren, als eine sittliche Häßlichkeit unter einer so reizenden Larve, eine Schlangenseele unter diesen Blumen verbergen wollen. Ich sehe noch mehr! Ein edles Bewußtseyn glüht in deinen Augen; eine Empfindung deiner selbst, eine heilige Ahnung erschüttert dein Herz. Du verschmähest die tändelnde Aufwartung menschlicher Insecten, in was für Farben sie auch zu schimmern belieben. Du sehnest dich nach dem Beifall des Königs und Richters

der Welt, der bis in die Irrgänge unsrer Neigungen sieht und jede unsrer Thaten abwägen wird. Mit welch einer Schönheit wirst du unsre so verunstaltete Welt vermehren! Wie werden dich alle Freunde der Tugend lieben! Welch einen Himmel wird in deinem Besitz der Glückliche finden, dem dich die Vorsicht zur Belohnung seiner Tugend schenken wird! Wie selig werden die seyn, die du an deinem mütterlichen Busen zur Unschuld bilden wirst! Du wirst eine Byron in deinen blühenden Tagen und eine verehrungswürdige Shirley seyn, wenn silberne Haare dein Haupt decken, und das Alter deinen Wangen ihre Rosen, aber nicht deinem Gesicht die harmonischen Züge wird entwendet haben."

2.

Was für ein Gewölk, o Alceſt, hat sich über dein Gesicht gezogen, das die Natur zur Freundlichkeit bildete? Woher diese unmuthigen Blicke, diese Falten auf einer Stirne, die zur Heiterkeit ausgebreitet ist? Ueber wen zürnst du, Alceſt? — „Ueber das ganze menschliche Geschlecht. Die Menschen sind Mißgeburten und Ungeheuer in deinen Augen, die man entweder hassen oder verachten muß. Ihre Thorheit, ihre Laster, ihre Einbildungen, ihre widersinnigen Ungleichheiten, ihre Falschheit und Bosheit sind dir nicht länger erträglich. Du siehest sie von allen Seiten an, wie du glaubst, und kannst nichts Liebenswürdiges an ihnen finden. Sie mögen liebenswürdig gewesen seyn, da sie in ihrer ersten Unschuld aus der Hand des Schöpfers kamen. Aber, wie sie bald nachher geworden und bisher geblieben

sind, findest du sie unerträglich. Sie prahlen auf Vernunft, der sie niemals folgen, und bewundern die Tugend desto mehr, je weniger sie Lust haben, sie auszuüben. Sie sind aufgeblasen und übermüthig, wenn es nach ihrem Sinne geht, und kriechen muthlos am Boden, sobald ihnen etwas Widriges aufstößt. Sie schweifen immer aus sich selbst hinaus und suchen die Glückseligkeit allenthalben, wo sie nicht ist. Die Wahrheit hat kein Ansehn bei ihnen. Der schändlichste Irrthum gefällt ihnen in einer schönen Larve besser, als die Wahrheit, die ungeschmückt am schönsten ist. Sie hassen sich um Gottes willen, den sie nie glauben, außer wenn sein Donner sie an ihn erinnert, oder wenn sie im Angesicht des Todes vom Bewußtseyn ihrer eigenen Thaten, wie von Furien mit Schlangenpeitschen, vor seinen Richterstuhl geschleppt werden. Sie machen unaufhörliche Gesetze und untersuchen, was recht ist; sie machen Gesetze, die ihre Leidenschaften bändigen sollen, und diese Leidenschaften sind die einzigen Gesetze ihrer Handlungen. Viele scheuen sich nicht, im Angesicht des Himmels und der Erde Bösewichter zu seyn; und die Uebrigen, die noch erröthen können, haben zur Verhehlung ihrer Schande falsche Tugenden ersonnen und sie an die Stelle der wahren gesetzt, von der sie weder Gefühl noch Kenntniß haben. Die Elenden! Die Religion selbst, die ihnen eine Ewigkeit voll Wonne zum Sold anbietet, wenn sie das thun wollen, was sie aus Eigennutz thun müßten, wenn auch kein Himmel wäre, — die Religion selbst hat sie nicht vermögen können, weise zu werden. Welch eine Unordnung, welch ein Getümmel von moralischen Dissonanzen ist diese menschliche Welt! Was für ein glorreiches Geschöpf wäre der Mensch, wenn er wäre, was er seyn soll! der Engel der Erde. Aber was ist er jetzt, da

es dem Vieh selbst eine Schande ist, mit dem Menschen verglichen zu werden! da er aus einem weisen, gutthätigen, zärtlichen Wesen in ein grausames, stolzes, schändliches Ungeheuer verwandelt ist, das die Natur nicht für ihre Geburt erkennt und gern in den Abgrund ausspeien möchte, wo es allein seines Gleichen fände!"

Genug, genug, Alceste! du könntest noch Tage lang aus diesem Gesichtspunkt und in diesem Ton auf die Menschen schmälen. Aber was folgerst du aus dem Allem?

„Was Anderes, als daß es die Hölle einer redlichen Seele ist, unter solchen Scheusalen zu wohnen und entweder schweigend, wie eine Statue, die man nicht scheut, ihren schändlichen Thaten zuzusehen oder sich, wenn man den Mund öffnet, alle Augenblicke ihrem dümmen Hohn, ihren sophistischen Künsten und ihrer tückischen Rachsucht auszusetzen? Kann man Verstand und Redlichkeit haben und hierbei gleichgültig bleiben? Nein! Ich will nicht, daß mich ein vergeblicher Eifer fresse. Ich will in eine Einöde gehen, in unzugangbare Wildnisse, wo das Gras niemals unter den Tritten dieser giftigen Thiere verdorret ist. Löwen und Tiger mögen ihr Lager daselbst haben, Schlangen und Drachen mögen um mich her zischen; vom Anblick der Menschen erlöst, will ich mich in einem Paradiese glauben."

Und dieß ist also dein Entschluß? So willst du deine Umstände verbessern? durch deine eigne Weisheit den Fehler der Vorsicht verbessern, die dich unter die Menschen gesetzt hat? Ohne Zweifel wirst du die Wunder des Orpheus noch weiter treiben und die wilden Thiere durch die magische Gewalt deiner Philosophie geschickt machen, deine Gesellschaft zu seyn. Denn, glaube mir, wofern du Niemand hast, dem du deine Betrachtungen entdecken kannst, Niemand, der dich

sind, findest du sie unerträglich. Sie prahlen auf Vernunft, der sie niemals folgen, und bewundern die Tugend desto mehr, je weniger sie Lust haben, sie auszuüben. Sie sind aufgeblasen und übermüthig, wenn es nach ihrem Sinne geht, und kriechen muthlos am Boden, sobald ihnen etwas Widriges aufstößt. Sie schweifen immer aus sich selbst hinaus und suchen die Glückseligkeit allenthalben, wo sie nicht ist. Die Wahrheit hat kein Ansehn bei ihnen. Der schändlichste Irrthum gefällt ihnen in einer schönen Larve besser, als die Wahrheit, die ungeschmückt am schönsten ist. Sie hassen sich um Gottes willen, den sie nie glauben, außer wenn sein Donner sie an ihn erinnert, oder wenn sie im Angesicht des Todes vom Bewußtseyn ihrer eigenen Thaten, wie von Furien mit Schlangenpeitschen, vor seinen Richterstuhl geschleppt werden. Sie machen unaufhörliche Gesetze und untersuchen, was recht ist; sie machen Gesetze, die ihre Leidenschaften bändigen sollen, und diese Leidenschaften sind die einzigen Gesetze ihrer Handlungen. Viele scheuen sich nicht, im Angesicht des Himmels und der Erde Bösewichter zu seyn; und die Uebrigen, die noch erröthen können, haben zur Verhehlung ihrer Schande falsche Tugenden ersonnen und sie an die Stelle der wahren gesetzt, von der sie weder Gefühl noch Kenntniß haben. Die Elenden! Die Religion selbst, die ihnen eine Ewigkeit voll Wonne zum Sold anbietet, wenn sie das thun wollen, was sie aus Eigennutz thun müßten, wenn auch kein Himmel wäre, — die Religion selbst hat sie nicht vermögen können, weise zu werden. Welch eine Unordnung, welch ein Getümmel von moralischen Dissonanzen ist diese menschliche Welt! Was für ein glorreiches Geschöpf wäre der Mensch, wenn er wäre, was er seyn soll! der Engel der Erde. Aber was ist er jetzt, da

es dem Vieh selbst eine Schande ist, mit dem Menschen verglichen zu werden! da er aus einem weisen, gutthätigen, zärtlichen Wesen in ein grausames, stolzes, schändliches Ungeheuer verwandelt ist, das die Natur nicht für ihre Geburt erkennt und gern in den Abgrund ausspeien möchte, wo es allein seines Gleichen fände!"

Genug, genug, Alceste! du könntest noch Tage lang aus diesem Gesichtspunkt und in diesem Ton auf die Menschen schmälen. Aber was folgerst du aus dem Allem?

„Was Anderes, als daß es die Hölle einer redlichen Seele ist, unter solchen Scheusalen zu wohnen und entweder schweigend, wie eine Statue, die man nicht scheut, ihren schändlichen Thaten zuzusehen oder sich, wenn man den Mund öffnet, alle Augenblicke ihrem dümmen Hohn, ihren sophistischen Künsten und ihrer tückischen Rachsucht auszusetzen? Kann man Verstand und Redlichkeit haben und hierbei gleichgültig bleiben? Nein! Ich will nicht, daß mich ein vergeblicher Eifer fresse. Ich will in eine Einöde gehen, in unzugangbare Wildnisse, wo das Gras niemals unter den Tritten dieser giftigen Thiere verdorret ist. Löwen und Tiger mögen ihr Lager daselbst haben, Schlangen und Drachen mögen um mich her zischen; vom Anblick der Menschen erlöst, will ich mich in einem Paradiese glauben."

Und dieß ist also dein Entschluß? So willst du deine Umstände verbessern? durch deine eigne Weisheit den Fehler der Vorsicht verbessern, die dich unter die Menschen gesetzt hat? Ohne Zweifel wirst du die Wunder des Orpheus noch weiter treiben und die wilden Thiere durch die magische Gewalt deiner Philosophie geschickt machen, deine Gesellschaft zu seyn. Denn, glaube mir, wofern du Niemand hast, dem du deine Betrachtungen entdecken kannst, Niemand, der dich

billigen oder lieben kann, so wirst du sehr lange Weile haben. Gleich den Liebhabern in Romanen mit den Bäumen zu reden, ist nur eine kleine Zeit angenehm. Aber verstatte wenigstens zuvor, daß ich dich frage, was die Veranlassung zu dieser Erbitterung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey. Bekenne nur offenherzig, du bist von einem Niederträchtigen verleumdet worden, von einem Menschen, dem Jedermann gesunde Vernunft und Redlichkeit abspricht, und der doch Leute gefunden hat, die ihm glaubten. Dieß hat deine Galle so aufgebracht! In der That eine schwarze Handlung, aber welche keinen solchen Sturm in einem Weisen hätte sollen erregen können. Denn du siehest leicht, daß es sehr unbillig ist, den Zorn, den ein Einziger verdient hat, alle Uebrige ohne Unterschied entgelten zu lassen.

Ja, sprichst du, wann ich nicht wüßte, daß die Uebrigen eben so schlimm wie dieser sind. Was ist gegen die Wahrheit des Gemäldes einzuwenden, das ich von den Menschen gemacht habe?

Vielleicht sehr viel. Aber antworte jetzt nur auf diese Frage: Gibt es keine tugendhafte Menschen auf der Welt? — Ja, antwortest du, aber es sind ihrer so wenig, daß sie gegen die schlimmen in keine Betrachtung kommen. Du urtheilest sehr schnell. Ein einziger Tugendhafter kommt gegen eine ganze Hölle voll Böswichter in Betrachtung. Aber warum machst du die Zahl der Redlichen so klein? Kennst du nicht selbst verschiedene? und sind es diejenigen desto minder, die du nicht kennst? Wie, wenn ihre Zahl in den Registern des Himmels viel größer wäre? Und sollte nicht ein einziger Tugendhafter einem wohl beschaffnen Geiste so viel Vergnügen geben, daß der Anblick von zehn Boshaften

es nicht sollte vermindern können? — Laß mich freimüthig reden, Alceſt, — du liebeſt die Freimüthigkeit an dir ſelbſt — hat nicht eine Leidenſchaft, die vielleicht unedler iſt, als du denkſt, dein inwendiges Auge benebelt? Du kennſt doch die Natur der Leidenſchaften. Sie vergrößern, ſie leihen den Sachen ihre eigene Geſtalt, ſie ſind die älteſten und künſtlichſten Sophiſten. Von Leidenſchaft erhitzt ſieht der Anhänger Mahomeds in der blutigen Schlacht den Himmel voll ſchwarzaugiger Mädchen; im Affect ſieht und hört der Furchtſame lauter Geſpenſter um ſich her; im Affect ſieheſt du eitel Thorheit und Laſter, eitel Unordnung in der Welt. — Iſt ſie dir allezeit ſo häßlich vorgekommen? — Du errötheſt! Erſt geſtern ſchien dir Alles blühend, da du von der ſchönen Delia kamſt; Alles war Himmel um dich her, du träumteſt lauter Unſchuld und Zärtlichkeit. Die Welt iſt gleich unſchuldig, wenn du ſie für ſchöner, als wenn du ſie für häßlicher hältſt, als ſie iſt. Nimm ſie für das, was ſie iſt, und gewöhne dich, ſie mit dem Auge des echten Chriſten anzuſehen, und ſie wird wieder zu einer paradieſiſchen Schönheit vor dir aufblühen. Dieß iſt mehr, als bloſe Weltweisheit kann. Dieſe kann uns geduldig, die chriſtliche Weisheit allein kann uns vergnügt machen. Meineſt du, der Schöpfer würde dieſe Erde nur einen Augenblick vor ſeinem Angeſicht dulden, wenn er nicht eine ihm gefällige Schönheit, eine überwiegende Güte in derſelben fände? Glaubeſt du, der Sohn Gottes ſey vergebens herunter geſtiegen, ſich eine unſichtbare Gemeine von Heiligen zu ſammeln, damit die alten Anſprüche des Himmels an die Erde gültig blieben? Schäme dich deines unbeſonnenen Eifers, der die Gottheit ſchmähet, da er nur die Menſchen zu tadeln glaubt. — Und wie verträgt ſich dieſe Verbitterung gegen

das menschliche Geschlecht mit der Güte, welche du von dir selbst fordern solltest, da du an Andern den Mangel derselben so streng verdammest? Ich fordre nicht von dir, ein Menschenfreund zu seyn, solange du sie hassenswürdig findest. Aber als ein Weltbürger darfst du keinem Insect Unrecht thun. Wenn du also deine Beschuldigungen nicht auf alle und jede Menschen erweisen kannst; wenn es sich befindet, daß der Mensch eine schöne Seite hat, welche die unvollkommene bei Weitem überglänzt, und daß die Quellen der moralischen Uebel vielmehr Mängel sind, als Bosheit: so würdest du, nach dem Ausspruch deines eigenen Herzens, ein sehr ungerechtes Geschöpf seyn, und es würde Niemand weniger als dir anstehen, so unbarmherzig auf die Sterblichen herabzudonnern. Verstatte mir in diesem Augenblick, dein Gewissen zu seyn und dich an dich selbst zu erinnern. Siehe in dein Leben zurück und sage mir dann, ob du leugnen kannst, daß du auch zu den Menschen gehörst? Wie viel Thorheit wird diese Selbstbeschauung in deinem eignen Busen entdecken! Vielleicht findest du bei genauer Untersuchung, daß das menschliche Geschlecht erst alsdann so verachtet zu werden verdiente, wenn ein Jeder nach dem Verhältniß seiner Kräfte und der Gelegenheiten, die er zu seiner Selbstverbesserung hat, noch ein so großes Maß von Fehlern hätte, wie du.

Ich sehe, wie beschämt dich diese Betrachtung macht. Ich will dich nicht noch mehr zu Boden drücken. Aber ich hoffe, daß du jetzt an den göttlichen Lehrer der Christen denken werdest, der, gewiß aus tiefer Einsicht in die Natur des Menschen, seine Jünger so stark zur Demuth ermahnet. Demuth oder Selbsterkenntniß ist das beste Gegengift gegen eine Misanthropie wie die deinige, die zwar aus Eifer für

das Gute entspringt, aber vom Stolz zu einer Leidenschaft aufgeschwellt wird, die den Menschen schändet und eine Art von Empörung gegen die Vorsicht ist.

3.

In einer mitternächtlichen Stunde, als meine Seele in stille Schatten gehüllt umhergleitete, hörte sie mit dem inwendigen leisen Gehör, womit sie die Hymnen der Natur und die noch zartere Stimme vernimmt, die bei jeder Idee oder Handlung uns Beifall gibt oder tadelt, einen Streit zwischen zwei Geistern, welche um das Haupt der schlummernden Sacharissa schwebten. Der eine war leicht für einen guten Engel und für ihren Beschützer zu erkennen; aber den andern verrieth sein schweflichter Glanz und eine Miene voll tückischer Bosheit, daß er einer von denen sey, welche im Finstern umherschleichen, um das reine Herz der Unschuld zu beflecken. Denn eine jede Seele, o Sacharissa, ist von zwei Genien umgeben. Der eine, ihr Freund und getreuer Wächter, ist unablässig bemüht, sie unverletzt durch die Irrgänge des Lebens zu leiten; er wirkt durch geheime Einflüsse in den edelsten Theil der Seele, wo er die Vernunft stärket und sich von da ins willige Herz ergießt. So süß ist nicht dem zärtlichen Jüngling die Stimme der Geliebten, noch der liebenden Mutter das Stammeln des Kindes, das um ihren Busen lächelt, als seine ätherische Stimme sanft säuselnd ins Herz hinabtönt, wenn er eine gute That mit inwendigem Beifall belohnt und der in sich selbst gesammelten Seele ein Triumphlied singt. Unter seinen Flügeln im Bewußtseyn der Unschuld ruhen, ist lieblicher, als in Bächen

sinnlicher Freuden schwimmen. Von ihm kommt es, schöne Sacharissa, wenn du durch ein wunderbares geheimes Gefühl gewarnet wirst, Gedanken in deinem Gemüthe Platz zu geben, welche den holden Frieden deiner Seele zerstören könnten. Von ihm kommt die Bestrafung, die du auf deinem nächtlichen Lager fühlst, wenn du einen Tag zum Opfer der Eitelkeit abgeschlachtet oder aus allzu großer Gefälligkeit wider deinen eignen Geschmack Thorheiten, die der Gebrauch nicht rechtfertigen kann, mitgemacht hast. Glücklich, wenn du einen solchen Beschützer nie von dir verscheuchest, noch dein leicht verwundetes Herz dem tückischen Dämon aussetzest, der immer, bald näher, bald entfernter, nach dir schielt und auf Gelegenheiten lauert, irgend einen unverwahrten Zugang in deine Seele zu finden. Und wie leicht ist dieß möglich, da er die gefährliche Gabe besitzt, gleich dem betrüglichen Witz allerlei Gestalten anzunehmen! Wie oft versteckt er sich hinter eine Schaar von Jugendfreuden, die er unschuldig nennt, und lauert wie der Skorpion unter Blumen! Laß dich nicht durch seine glatten Worte verführen! Durch solche verführte einer seines Gleichen die unschuldigste unter allen Weibern. Nur dann bist du unschuldig, wenn du dein Herz mit Freuden vor dem Allwissenden ausbreiten kannst; wenn keine Schwärmerei eitler Begierden, keine unbesonnene Wünsche, keine Ungeduld, kein Stolz über Vorzüge, die auf der Wage der Weisheit von einem Sonnenstaub überwogen werden, deinen Geist beflecken. Glaube nicht dem Unbedachtsamen, der dich geistreich nennt, weil deine Augen mit ihren lieblichen Blitzen sein Herz geschmelzt haben, und dich tugendhaft glaubt, weil er sich beredet, daß in einem blendenden Busen, nothwendig die schneeweiße Unschuld wohnen müsse. Du bist edel, weil du

Begierden in dir fühlst, den erhabensten Vorbildern der Tugend nachzueifern. Aber du bist noch weit entfernt, sie erreicht zu haben, wenn du ihnen schon diese oder jene Empfindungen abgelernt hast. Eine Clarissa, eine Byron oder Amalia ist die höchste Zierde der Menschheit; sie schwebt zwischen der englischen und menschlichen Natur in der Mitte. Du hast alle ihre Zärtlichkeit, Sacharissa, strebe auch nach ihrer Größe. Jene ist eine Gabe der Natur; diese kann und muß dein eigenes Werk seyn. Zärtlichkeit des Gemüths ohne Stärke, ohne Großmuth ist Weichlichkeit, ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird. Aber eine Seele, die sich eine erhabene Art zu denken angewöhnt hat, hört ungereizt die Stimme der Freuden, die an ihre Ufer zu einem wollüstigen Tode einladen, und stehet unerschüttert im Sturm, wie eine Ceder Gottes, deren Wurzeln in die Tiefe hinabreichen. Und wie kann eine Seele anders als groß seyn, die ihren Adel bedenkt, die diesen Erdenkloß gegen jene himmlischen Welten und Tage, die wie ein Schatten dahingehen, gegen die Ewigkeit abgewogen hat? Was hat denn Eitelkeit und Wollust einer solchen Seele Anständiges anzubieten? Was hat ein Stäubchen für ein Verhältniß gegen den Himmel? Muß nicht, wenn du so denkst, die getreue Ausübung der kleinsten Pflicht dir ein größeres Vergnügen geben, als jene flatternden Seelchen zu kennen fähig sind, die immer außer ihrem eignen Bezirk in den Auen der Thorheit herumirren und alle Dinge um sich her mit trunknem, ungewissem Auge angaffen? Nein, Sacharissa; der neidische Dämon soll nicht triumphiren, dich in diese Labyrinthe gezogen zu haben. Du wirst unverwandt dein Ohr nach der sanften Stimme der Weisheit lenken und den Weg mit immer stärkern Schritten fortwandeln, auf welchem Ruhe

und Zufriedenheit unter deinen Tritten blühen und tausend Seraphim, von deiner demuthsvollen Tugend angelockt, um dich her schweben und einen Kreis um dein Herz ziehen, durch den kein Uebel dringen kann.

4.

In welchen Gefilden irrest du jetzt, von der Morgenröthe umgeben, o Cyane? Welche Schatten, welche selbstgewachsene Laube bedeckt dich? Welche Blume zieht dein immer heitres Auge auf ihre sittsame einfärbige Schönheit, als ob sie sich sehnte, an deinem Busen aufzublühen? — Oder hörst du still lauschend der wirbelnden Lerche zu, die ihre frohen Gefühle, Hymnen dem Gott, der sie zur Freude empfindlich schuf, dem Tag entgegensingt? Wie zufrieden lächelt dein denkendes Antlitz, aus dem eine ungeschminkte Seele glänzt? Wie verschönert sich die Natur um dich her, da dein Geist die Gegenwart seines Schöpfers fühlt, die Gegenwart des unsichtbaren Genius der ganzen Welt, dessen Athem alle diese Kräfte der Natur bewegt und namenlose unzählbare Lieblichkeiten über alles Sichtbare ausbreitet! Wie froh wandelst du in diesen einsamen Gebüschen! Deine Empfindungen antworten, gleich der Nymphe in Felsen, den Stimmen der Natur, die dich zum süßen Gefühl deines Daseyns erwecken. Keine Sorge, keine lüsterne Begierde bewölkt den reinen Himmel deiner Seele. Unentweiht von den Sitten der verdorbenen Welt, kennest du kaum die Namen der Verstellung, der Ziererei, der geschminkten Tugenden und der schlauen Künste städtischer Buhlerinnen — Buhlerinnen um Ruhm oder Wollust. Du entbehrest leicht, mit

deiner eignen Anmuth gezieret, ihren erbettelten gothischen Putz. Ungesehen, wie diese balsamische Feldrose im Gebüsche blüht, unbewundert, ohne Verlangen nach Ruhm, blühest du. Du weißt nicht, du schöne Unschuld, daß du Zeugen um dich her hast. Ich sehe sie ihr goldlockiges Haupt aus Purpurwolken herab neigen oder gleich Frühlingslüften an deiner Seite hinschweben; sie lächeln dich brüderlich an. — Denn Engel umgeben allezeit die Unschuld, Engel bewachen die Seelen, deren himmlische Namen im Buche des Lebens schimmern. Wie oft empfindest du ihre leisen Eingebungen! Ergetze immerfort, o Cyane, ihr Auge; beschäftige sie unaufhörlich mit deinen frommen Thaten; denn sie sind befehligt, sie alle aufzuschreiben. Die kleinste Handlung, die ein reines Herz, eine zärtliche Sorgfalt, die Pflichten unsers Berufs zu erfüllen, zur Quelle hat, ist wichtig in den Augen des Ewigen, der unser Richter seyn wird.

5.

Warum weinest du, Glycera? warum blickt deine sonst immer lächelnde Anmuth wie ein verblühender Frühling aus feuchten Wolken hervor? Warum fliehst du die gesellige Freude und suchest den melancholischen Hain, wo Niemand deine Thränen tadelt? — Ach! du beklagst eine verlorne Freundin. Vor wenigen Stunden blühte sie wie eine Morgenrose; da pflückte sie plötzlich der Tod, und sie verdorrete wie eine Rose im Mittag. Eine Gesundheit, welche Unsterblichkeit zu versprechen schien, die regeste Munterkeit, die frischeste Blume der Schönheit, konnten sie nicht vorm Grabe bewahren. Sie, die vor Kurzem alle Augen ergetzte, in allen

Jünglingen Verlangen und Liebe anzündete, von Allen bewundert oder beneidet wurde, sie ist nicht mehr! Das schmelzende Feuer ihrer Augen ist verloschen, die Farbe ihrer Wangen gleicht der welken Lilie, alle ihre lächelnden Grazien sind verschmachtet! Dieser Leib, in dem die Natur ihre schönste Idee ausgebildet zu haben schien, ist schon ein moderndes Scheusal, eine Speise der Würmer. Und wo ist nun die Schönheit, welche deine Gespielen an ihr beneideten? die Schönheit, wegen welcher ihre Schmeichler sie bald Leda bald Venus nannten? — Du staunest, Glycera! Ein ahnender Schauer erschüttert dein zartes Gebein. Die Schatten um dich her werden dir zu Todesgestalten, und du höreſt aus dem rauschenden, halb entblätterten Gebüsche die Stimme deiner Freundin, die dir zuruft: Folge mir! — Ach! Glycera, was sind diese Farben, diese stolze Bildung? Eine gemalte Speise der Augen und wie oft ein Köder lüsterner, nach Wollust wiehernder Blicke; eine Nahrung der Eitelkeit, oft ein Raub des Lasterhaften und eine Verrätherin der Unschuld. — Und wie flüchtig, wie vergänglich ist sie ihrer Natur nach! Eine glänzende Seifenblase, ein buntes Nichts. — Wache auf, Seele! Unsterbliche, Erbin der Ewigkeit, wache auf! Schwinge dich über diesen blühenden Staub und erkenne deinen Adel. Die Tugend ist die Schönheit des Menschen, eines Geschöpfs, das, über die unbeseelte und thierische Welt erhaben, von einer Seite den Geistern des Aethers verwandt ist. Verachte, o Glycera, diese Würmerseelen, die, von niedrigen Begierden gedrückt, auf deinen Wangen kriechen; sie mißkennen sich selbst und dich! — Siehe, diese Welt ist nicht wie die Träume der wollüstigen Jugend sie zaubern. Sie vergeht mit ihrer Lust. Die Betrügerin verspricht dir beständige Freuden und bezahlet deine

Erwartung mit Reue und Ueberdruß. — Laß das Grab deiner Freundin dich Weisheit lehren. Weise ſeyn in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnügen lechzet, wenn tauſend Sirenen die leichtſinnige Seele an ihre tödtlichen Ufer laden; alsdann weiſe ſeyn, eh' uns die Erfahrung zu ſpät weiſe macht; — o das iſt ein Triumph für die Seraphim, die immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden höre, wenn ſie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unſchuld und die Verblendung unſterblicher Seelen, deren Wächter ſie ſind, auf weinenden Lauten bejammern.

Komm, Glycera, laß uns das Grab unſrer Verſtorbenen beſuchen! Du ſtiller Mond, neige dein umſchleiertes melancholiſches Antlitz aus dem herbſtlichen Duft herab und zeig' uns den Weg. Hier in dieſer feierlichen einöden Stille, wo die Nacht und der Tod unter zerſtreuten Gebeinen ſchlummern, auf den Gräbern der Chriſten, die einſt auferſtehen werden, hier laß uns mit unſrer Seele einen Bund machen! Engelsgeſtalten ſchweben halb ſichtbar, mit Schatten vermiſcht, um uns her. Der Ewige, unſer Richter, hört uns zu. Laß uns ein feierliches Gelübde thun, weiſe zu ſeyn und für die Ewigkeit zu leben! Laß uns dieſe kindiſchen Eitelkeiten mit Füßen treten, bei denen die Thoren Ruhe für ihre Seele ſuchen und nicht finden! Sie mögen, vom Wein des Unſinns trunken, uns als Einfältige und Narren verlachen; genug, daß wir den Beifall des Himmels haben und, was ſie niemals ſeyn werden, glücklich ſind.

6.

Was lieſeſt du hier, Aedon, das ein ſo vergnügtes Lächeln in deinem Geſicht erregt und den Schlaf von deinen

Augenliedern entfernt, obgleich die äußersten Sterne schon sinken? Es sind Anakreons Oden. Du bist entzückt über diesen Liebling der Natur, in dessen Liedern die feinste Wollust und die naivsten Grazien athmen. Du hast ihm eine gute Gesellschaft auf deinem Pulte gegeben. Hier liegt Tibull, dort Chaulieu, Gay und Prior, deine Vertrauten, mit andern Dichtern, deren Muse die Freude ist, in angenehmer Unordnung zerstreut. Eine lächelnde Tiefsinnigkeit verkündigt mir, was jetzt in deiner Seele vorgeht. Du siehst die Welt aus einem lustigen Gesichtspunkt, lauter Myrtenhaine, Rosenlager und ewiger Frühling, willige Mädchen, Faunen und tanzende Mänaden und Nachtigallen, deren Sirenengesang zur Liebe einladet. — Ein solches Gesicht, allzu poetischer Jüngling, breitete die Gegnerin der Tugend vor dem Herkules aus, da er gedankenvoll auf dem Scheideweg saß und, was du noch nie gethan, mit Ernst darauf dachte, wie er leben wollte. — Höre (wenn dich anders die Phantasie nicht schon so weit von der Weisheit abgeführt hat, daß dich Anakreon ein Weiser dünkt), höre die Stimme eines Freundes, welcher frühzeitig den reizenden Gefahren entronnen ist, denen du zueilest. — Ein dichtrischer Jüngling, dem die Natur ein feines Gefühl für ihre Schönheit und einen Ueberfluß an Witz gegeben, ist mehr als irgend ein Anderer benöthigt, ein Schüler der echten Weisen zu seyn. Je weiter die Grenzen des Witzes werden, desto enger wird das Gebiet der Vernunft. Und die Vernunft muß doch in einem Geschöpf herrschen, welches mehr als das schönste Thier ist. Der Rath, den ich dir gebe, hat nichts Unangenehmes. Ich erlaube dir den Suarez zu verspotten, ob du ihn gleich nicht kennest. Ich will dich nur zu einem größern Virtuoso machen. Du sollst das ganze Reich der Schönheit durchreisen und dich

überzeugen, daß es höhere Schönheiten gibt, als Roſenwangen und milchweiße Buſen; daß es höhere Freuden gibt, als die von den Lippen der Mädchen und aus ſprudelnden Gläſern winken; daß die Weisheit, die Tugend, die Unſchuld unſre höchſte Bewunderung und Liebe verdienen. Aber was ſage ich? Was bedeutet dieſer Name? Was iſt Weisheit? Was iſt Unſchuld? Unſere Zeiten haben eine neue Sprache angenommen. Anakreon iſt ein Weiſer, und Leontium unſchuldig. So ſchief und ſchwindlig dachte man nicht, als Xenophon und Plutarch noch ihre Schüler hatten. Von dieſen, von einem Plato oder Shaftesbury lerne, was Natur und Tugend iſt, und gib dir, ich beſchwöre dich bei dieſer Liebe zum Vergnügen, die in deiner Bruſt wallet, bei den unſterblichen Begierden deiner Seele nach Glückſeligkeit, gib dir nur halb ſo viel Mühe, vernünftig denken zu lernen, als ſich eine deiner unſchuldigen Nymphen gibt, ihre feile Schönheit auszulegen. Widerſtehe den Reizen der ſinnlichen Schönheit, damit du nicht in Gefahr kommeſt, eine Circe ſo ſehr zu ſchätzen als eine unſchuldvolle Lavinia. Soll Witz, Schönheit und Anmuth geliebt werden, ohne daß man frage, ob ein rechter Gebrauch von dieſen Naturgaben gemacht worden ſey? Soll Ovid aufhören abſcheulich zu ſeyn, weil er reizend iſt? Welch eine Verwirrung der Ideen! Welche Verkehrung der Natur und wahren Geſtalt der Dinge! — Erwache aus deiner Verblendung! Der Witz, wenn er nicht ein Aufwärter der Wahrheit iſt, iſt ein Teufel in einen Engel des Lichts verkleidet. Er raubt mit frevelnder Hand die keuſchen Schönheiten der Natur, um die Thorheit damit auszuſchmücken. — Wenn du ſo empfindlich für die Vergnügen der Einbildungskraft biſt, Aedon, hat denn die wahre Unſchuld, die Rechtſchaffenheit, die Religion keine Grazien? Oder iſt es unmöglich,

ſie in einer gefallenden Geſtalt, in ihrem vortheilhafteſten Licht und mit lieblichen Farben zu ſchildern? Aber dieſe leichtſinnigen Cupido's, dieſe Lehrer der Kunſt, zu küſſen und zu trinken, haben dir einen Geſchmack an der Tändelei eingeflößt, der dich gegen die ernſthaften und frommen Muſen gleichgültig macht. Schäme dich deines verwöhnten, unedeln Geſchmacks! Erweitre deine Seele und lehre ſie ernſthaft ſeyn, wenn du die Welt und jedes Ding in ſeinem wahren und ſchönſten Licht und Ebenmaß ſehen willſt. Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunſt ihren rechten Namen gegeben, da er ſie den Wein der Teufel nannte, womit ſie unbeſonnene Seelen berauſche, um ſie, wie durch einen Zaubertrank, in niedriges Vieh zu verwandeln. Aber Beredſamkeit und Witz, wenn ſie in weiſen Händen zum Dienſt der Wahrheit zugerichtet werden, ſind ambroſiſche Früchte, eine liebliche und geſunde Nahrung der Seelen. Wie verdient macht ſich der nicht um die Menſchen, der neue Reizungen in der Tugend entdeckt! der uns die ſtrengſten Pflichten zu lieben nöthigt! der unſre Phantaſie mit großen, himmliſchen Bildern anfüllt, unſere Affecte heiliget und uns durch die Neigung zum Vergnügen, die uns gemeiniglich von der Tugend hinweglockt, zu ihr zurück führt! — Wenn du ein dichteriſches Feuer in dir fühlſt, ſo habe den Ehrgeiz, ſolche Lorbeern zu verdienen, oder ſchweige. Denn es wird eine Zeit kommen, da dieſe wollüſtigen Weiſen richtiger denken und wünſchen werden, damals keinen Witz gehabt zu haben, da ſie Nachtigallen ſchrieben und in lydiſchen Tönen zur Weichlichkeit und zum Entſchlummern am Buſen der Venus einluden. Laß die Worte des weiſen Griechen etwas bei dir gelten, Aedon! Die Muſen ſind nie ſchöner, als wenn ſie Aufwärterinnen der Tugend ſind; oder

dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser; deine Feder gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken hervor; wenn du scherzest, so gähne dein Leser und schlafe wie berauscht ein, wenn du ihn zum Trinken aufforderst!

7.

Welch eine Mischung von zärtlichen Affecten drückt dein Gesicht aus, anmuthsvolle Maja? In der Stille dieser nächtlichen Stunden hast du die rührende Geschichte der frommen Clementina gelesen. Sympathetische Thränen gleiten von deinen schönen Wangen, und seufzende Wehmuth regt dein klopfendes Herz. Ich sehe dich, ob du mich gleich nicht siehest, ich bewundre die mitleidige, tugendhafte Zärtlichkeit deines Herzens. — Aber, o, erlaube dem, der deine Seele liebt (du wirst ihn erst in einer andern Welt kennen lernen), erlaube ihm, nach den innersten Empfindungen seines Herzens mit dir zu reden und die Vorstellungen in dir zu erregen, die er, vielleicht aus allzu sorgsamer Freundschaft, dir am nöthigsten glaubt; Gedanken, die dir nicht fremd sind, und welche allein Gewicht genug haben, eine feste Tugend in einer weichen Seele aufzurichten. — Stille den Lauf dieser allzu willigen Thränen! Hänge diesen schmelzenden Empfindungen über die unglückliche Liebe deiner Clementina nicht länger nach! — O, nenne sie nicht unglücklich! Sie, der ihr Gewissen mit der Stimme eines Seraphs, mit einer Stimme, die Todesqualen zu Entzückungen machen könnte, sagt: Du hast die größte aller Pflichten erfüllt! Du hast deinen Gott über Alles geliebt! über Alles, da du ihn mehr liebtest als einen Freund, dem Kronen keinen mehrern Werth geben

konnten. — Hier, Maja, hier laß dein ganzes Herz Empfindung werden! Hier mögen Thränen der Entzückung in dein Auge dringen, der Entzückung darüber, daß die menschliche Seele so groß seyn kann! Welch ein Beispiel! So stark, so heroisch und doch so zärtlich, so empfindlich und in Liebe glühend! Aber, wie ein siegreicher Engel, steht sie auf den Empfindungen von Staub und tritt die eigennützige Leidenschaft mit Füßen. Ein solcher Sieg, das Bewußtseyn einer solchen That muß eine Erquickung in der letzten feierlichen Stunde seyn. Wenn alle irdische Dinge den Glanz verlieren, den unsre Affecte ihnen gaben; wenn uns selbst vor denen Freuden ekelt, die nur unschuldig waren, wenn wir traurig in tausend leere verscherzte Stunden zurück sehen, die uns nicht in die Ewigkeit begleiten, weil sie mit keiner guten That bezeichnet sind: ach, Maja, dann ist das ein tröstendes, ein seliges Bewußtseyn, wenn wir uns erinnern, daß wir den über Alles geliebt haben, nach dessen Anschaun wir uns jetzt sehnen; daß wir mit unverfälschter Absicht uns bestrebt haben, Ihm zu gefallen und unsere Wünsche unter seinen Willen zu demüthigen. — Ein Herz, wie das deinige, ist der Welt ein Beispiel schuldig. Laß deine Zärtlichkeit nur der Tugend geheiliget seyn! Mache dich stark und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen Schild, den großen Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen. Laß deine inbrünstigsten Empfindungen nur zu Gott hinauf flammen. Hebe deine begierigsten Blicke immer in jene Welten, von denen nur wenige verirrte Strahlen aus der Tiefe dieses nächtlichen Himmels dein Auge entzücken. Diese Welt würde dein redlich Herz nur betrügen. Sie hat nichts, was wahrhaftig glücklich machen könnte! Verschmähe ihre Lockungen, ihre Versprechen, ihre rauschenden Freuden. Träume nicht

willkürliche Glückseligkeiten, die sich vielleicht in Plagen verwandelten, wenn sie dir zugestanden würden. Lege dich unbesorgt in den Arm der Vorsicht. Laß das Schicksal, das Gott für dich bestimmt, dir willkommen seyn. Wisse, daß Tugend nichts Anderes ist, als ein tapfrer, unermüdeter, großmüthiger Streit mit dem unedlern und sterblichen Theil unser selbst. Nur dem, der bis ans Ende aushält, nur dem Ueberwinder wird die Krone zuerkannt.

8.

Wie zufrieden lächelt diese Mutter auf den zarten Knaben, der unter den Lilien ihres keuschen Busens weidet! Bald heben sich ihre entzückten Blicke aufwärts, indem stille Gebete aus ihrem Innersten zu Gott aufsteigen, bald sinken sie wieder auf den Säugling, in dessen Gesichte die erste Morgenröthe einer schönen Seele zu glühen scheint. Lange schaut sie ihn an, wie ein Schutzengel, von ätherischem, obgleich unsichtbarem Schimmer umflossen, dich, schöne E... ansieht, wenn du, von deiner Unschuld bedeckt, an der einsamen Quelle schlummerst; er betrachtet unverwandt die holdselige Majestät der frommen jungfräulichen Seele, die aus der blühenden Gestalt wie aus einem reinen Krystall hervor scheint. So lächelt die tugendhafte Mutter auf das Kind ihres Herzens und freuet sich, daß durch sie die Zahl der Verehrer Gottes, der Christen und zukünftiger Engel, vermehrt werden soll. Jetzt denkt sie nach, wie sie, sobald sein zarter Leib fester geworden, und die junge Seele aus der ersten Betäubung sich erholt und sich selbst zu fühlen angefangen hat, wie sie die Triebe, welche der Schöpfer in dieselbe gelegt,

entwickeln und bilden wolle; wie sie seine Zärtlichkeit zu Menschenliebe, seinen Stolz zu Großmuth, seine Neugier zu Wahrheitsliebe erhöhen wolle. Sie staunt und sinnt auf anmuthige Fabeln und rührende Erzählungen, in welche sie die Wahrheit verhüllen will, damit ihr blendender Glanz die zarte unerfahrene Seele nicht verletze; sie gelobt, auf sich selbst immer wachsamer zu seyn, damit keine Geberde, kein Wort, keine Handlung die Bildung dieses weichen Herzens durch schädliche Eindrücke verunstaltete. Ihr Leben soll ihm zeigen, was Tugend ist, und wie liebenswürdig sie ist. Ach! mit welchem süßen Erstaunen, so denkt diese würdige Mutter, wird er mich hören, wenn ich ihm sage, was der Mensch ist, in welch eine Welt er gesetzt ist, und daß ihn ein unaussprechlich wohlthätiger Geist darein gesetzt hat. Wenn ich im blumigen Gefilde seine jungen Tritte leite; wenn er mit reger, fröhlicher Mutterkeit von einer Blume zur andern hüpft und ihre vielfache Bildung und Farben mit sprachloser Verwunderung bei sich selbst vergleicht; wenn ihn Alles anzulächeln scheint; wenn er voll Entzückung die süßen Geister der Rosen in sich athmet; dann will ich mich unter die Blumen setzen und den zärtlichen Knaben an mein Herz drücken und sagen: Siehe, mein Kind, diese schönen Auen waren vor wenigen Wochen mit Schnee bedeckt, diese grünen Bäume standen ohne Schmuck, wie verdorret; diese ganze Gegend schien vor Kälte verschmachtet zu seyn, und wir Alle hätten zuletzt in derselben verschmachten müssen. Aber ein gütiger, liebreicher Geist, der über diesem Himmel wohnt und seine Freude daran findet, alle Lebendige mit Freude zu erfüllen, hat Mitleiden mit uns gehabt und uns die warme erquickende Sonne zugeführt. Sobald er diese Erde anlächelte, grünten die Bäume, und tausend Blumen stiegen aus dem zarten

Gras hervor, unser Auge und unsern Geruch zu ergetzen und mit uns eine unzählbare Menge von Thieren zu speisen. Und warum liebt uns der große Herr des Himmels so sehr? Höre, mein Kind, wie groß unsere Seligkeit ist! Alles, was du hier um dich siehest, der Himmel und die Erde sind das Eigenthum dieses Gottes (mit diesem Namen nennen wir unsern großen unsichtbaren Wohlthäter); alle diese angenehmen Dinge, diese Auen, diese grünen Wälder, diese lieblich singenden Vögel, diese Thiere und wir Menschen, Alles, was du siehest, Alles, was ist und lebt, ist ehemals nicht gewesen, und wir wären jetzt noch nicht, so wie du vor wenigen Jahren noch nicht warest, wofern nicht dieser Gott uns und Alles, was um uns ist, gemacht hätte. Und jetzt liebet er uns, weil er unser Vater ist, und er hat uns versprochen, uns ohne Aufhören immer mehr Gutes zu thun, wenn wir ihn wieder lieben und uns befleißen, selbst gut zu seyn. Auf einige Zeit hat er uns in diese angenehme Wohnung gesetzt, und da gibt er uns alle Tage neue Proben seiner Güte, damit wir ihn lieben und uns bestreben, immer besser zu werden, damit er uns immer mehr Gutes thun könne; denn weil er selbst lauter Güte ist, so kann er das Böse nicht leiden. — Auf diese Weise will ich dieser jungen wissensbegierigen Seele ihre Speise geben; aber nur die Milch der Wahrheit, wie es sich für dieses Alter schickt. Ich will sein Herz gewöhnen, nur die Wahrheit, nur das Gute zu lieben; dieß ist die beste Zubereitung einer menschlichen Seele zur Religion, welche die höchste Vollkommenheit unsrer Natur und die Quelle der Glückseligkeit ist. Wer das Gute liebt, muß auch Gott lieben, und wer Gott liebt, verachtet Alles, was ihn nicht zur Vollkommenheit befördert, weil er Gott desto mehr lieben kann, je vollkommner er ist. Und so werde ich

dich, du süßer Liebling meines Herzens, zu jeder Vollkommenheit bilden, wenn ich dich von deiner zarten Jugend an zur Wahrheit und Ordnung und Güte bilde. Hierin soll meine mütterliche Liebe keine Grenzen haben. Sie wird nicht, wie die kindischen Mädchen, welche zu früh Mütter werden, indem sie selbst noch unerzogen sind, sie wird nicht aus blöder Gefälligkeit deiner Neigungen schonen, wenn sie auch nur in ihren entferntesten Folgen dir zum Schaden gereichen könnten. Sie wird streng gegen die Gebrechen deines Temperaments und gegen die kleinsten Ausbrüche des angebornen Uebels seyn. Ich werde nie vergessen, daß du nicht mein Geschöpf bist, ob ich gleich deine Mutter heiße, sondern daß du mir von Gott anbefohlen bist, dem ich dich zuführen soll. Welch ein Triumph wird es für mich seyn, dich an dem großen feierlichen Tage deinem Schöpfer darzustellen, dessen Gnade meine treuen Bemühungen unterstützt und mich zu einem nützlichen Werkzeug, seine Ehre auf dieser Erde zu befördern, gemacht hat!

In solche heilige Gedanken ergießen sich die stillen Empfindungen dieses mütterlichen Herzens. Eine solche Mutter zu seyn, ist die höchste Stufe des weiblichen Ruhms. Entsaget der Eitelkeit und der Ausschweifung, ihr Schönen; bearbeitet euren Verstand und erweitert euer Herz, daß der große Gedanke, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden, darin Raum habe. So werdet ihr dem Stand, in welchen ihr zu treten wünschet, größere Ehre machen, und unsre Kinder werden den Affen weniger ähnlich seyn und der Welt zu einem bessern Geschlechte von Menschen Hoffnung machen.

9.

O du, welche nur der Enthüllung vom Leibe bedarf, um ein Engel zu seyn, schöne harmonische Seele! desto schöner, da Demuth und bescheidenes Mißtrauen deine eigne Vortrefflichkeit vor dir verbirgt; erlaube, Selima, daß mein Geist sich im Stillen dir nähere und dir helfe die Gedanken aufzuklären, die jetzt deinen seligen Geist erfüllen und ein so himmlisches Lächeln über dein sanftes Antlitz verbreiten. — Du denkst die allgegenwärtige Liebe, den Erbarmer der Menschen — die versöhnte Erde — die Erneuerung zur Heiligkeit und Ordnung, den aufgeschlossenen Himmel — die unaussprechliche Ewigkeit. Diese Wahrheiten, die für die meisten Namen ohne Bedeutung und Kraft sind, entzücken dein Herz. Du siehest diese vergängliche Welt, dieses unnütze Leben, diese heitern oder finstern Träume, die wir träumen und Glück oder Unglück nennen, in einem ganz andern Licht, als bethörende Leidenschaften sie zeigen; die Freuden der Welt verlieren darin ihren blendenden Schimmer und, was sie Uebel nennt, seine schreckliche Gestalt.

Aber was für eine Weisheit hat dich zugleich so erhaben und so richtig denken gelehrt? Welcher Geheimnisse hat sich dein forschender Geist bemächtigt? Welcher magischen Kräfte, die Gestalt der Dinge zu verwandeln und dich in einen Himmel zu versetzen, während Andere im Thal des Jammers und der Thränen schmachten, und eine noch größere Anzahl den Schmerz im Arme der Fröhlichkeit findet und sich jauchzend in ihr Elend hinab stürzt? Haben dich tiefsinnige Platone oder Epiktete deine Weisheit gelehrt? Oder haben die geheimnißvollen ägyptischen Tempel ihre Heiligthümer vor dir aufgethan? Nichts minder! Du würdest noch ferne von

der Glückseligkeit seyn, wenn du sie auf Abwegen gesucht hättest. Deine Weisheit ist eine göttliche Weisheit. Du bist eine Christin! Ein Strahl der Gottheit ist in deine Seele gefallen und hat dein inwendiges Auge geöffnet, die wahre Gestalt der Dinge zu sehen. Glückliche Seele, die in diesem Lichte wandelt! Sie ist die kräftigste Widerlegung der Thoren, welche den Glauben der Christen verspotten. Nennet mir, ihr Sophisten, einen größern und glücklichern Menschen als den Christen, wenn ihr könnt. Wie hoch ist seine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und thierischen Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter denken, als ihre Sinne reichen! Er lebt in einer andern Welt als sie. Seine Welt ist lauter Schönheit, lauter Harmonie; denn er siehet sie in dem Glanze, welchen die Allgegenwart Gottes über sie ausbreitet. Alles war gut, da der ruhende Schöpfer sein vollendetes Werk mit zufriedenem Blick überschaute — Alles wird gut seyn, wenn er nach Vollendung der Zeiten Alles in Allem seyn wird. Der Christ sieht die Zukunft schon im Gegenwärtigen eingehüllt; dieß beruhigt ihn über alles Uebel, womit er die Welt gedrückt sieht. Er verehret in jedem Schicksal den weisesten Vater. Die Natur ist für ihn ein zweites Paradies. Hier schöpft er seine Freuden; hier erhöht und erweitert er seine Neigungen; hier lernt er göttlich denken. Sein von allgemeiner Liebe überwallendes Herz ergetzt sich an der allgemeinen Blüthe und Wonne der Dinge. Er freut sich, Alles, was lebt, unter dem Scepter Gottes glücklich zu sehen. Nichts betrübt ihn als das moralische Elend der Menschen. Denn die menschliche Natur ist in seinen Augen groß und ehrwürdig. Er kann nicht klein von dem Menschen denken, den Gott nach seinem Bilde schuf, zu dessen Erhaltung so große geheimnißvolle

Anſtalten gemacht wurden, und deſſen Natur der Gott-Menſch über die Erzengel erhob. Wie ungleich iſt hierin ſein Urtheil den Vorurtheilen der Thoren! Nichts kommt ihm klein vor, was das Unſterbliche in uns angeht, was uns beſſert oder verſchlimmert. Gold, Schätze, prächtige Namen und die ganze ſchimmernde Rüſtung der Eitelkeit, dieß ſind ihm Kleinigkeiten und liegen, mit Staub bedeckt, tief unter ihm. O, wie gar eine andere Geſtalt hat dieſe Erde in ſeinen Augen, als ſie in den blöden ſchielenden Augen der Verkehrten hat! Myriaden von Seraphim ſchweben, nur dem Geiſte des Chriſten ſichtbar, unter den Wolken und beobachten unſere Thaten, beſchützen die hülfloſe Kindheit und die gleitende Unſchuld, athmen Frieden in die Seele des Frommen und zählen die Thränen der leidenden Tugend. Eine erhabene Wahrheit, welche die Thoren für Schwärmerei und die Weltweiſen für einen anmuthigen dichtriſchen Einfall halten, und die nur der einfältig weiſe Chriſt glaubt und empfindet: Die Erde iſt die Pflanzſchule des Himmels. Die Allgegenwart der verſöhnten Gottheit iſt über ſie ausgebreitet. Unſer Richter iſt ſelbſt der Aufſeher und Zeuge unſeres Lebens. Und was iſt dieſes Leben als ein Stand der Prüfung und Vorbereitung, worin ſich Alles auf eine andere Welt bezieht, worin wir ausſäen, um in einer noch unbekannten Zukunft zu ernten, worin das Wohl oder Elend unſerer ewigen Dauer von einer jeden Stunde abhängt? Hier muß entſchieden ſeyn, was wir dort werden können; hier müſſen wir uns gewöhnen himmliſch zu denken, um dort an den Geſchäften und Freuden der Himmliſchen Geſchmack zu finden; hier muß unſere Seele von den Hefen der Sinnlichkeit und Selbſtheit gereiniget werden, wenn uns die lautern Ströme des Aethers nicht wie Schaum von ſich auswerfen ſollen. Aber auch hier,

schon hier kann unsere Seligkeit angehen, die dort vollendet werden wird; schon hier kann unser Geist, wie Henoch, mit Gott leben, welchen er zu schauen erschaffen ist.

O unaussprechlicher Gedanke! Empfinde ihn ganz mit mir, theure Selima; ihn nur zu denken, ist schon ein Vorschmack des Himmels, der uns den Geschmack an allen irdischen Freuden nehmen sollte! — Und wer ist nun, der uns unglücklich nennen darf, und wenn auch unsre Leiden so vielfach und so schwer wären, als der ersten Bekenner des Christenthums? — Und wofür anders sollen wir die Stimme der Klage oder des Unmuths, die sich manchmal in uns empören, halten, als für giftige Anhauchungen eines bösen Dämons, der uns wider unsre Absicht gegen unsern Schöpfer undankbar machen und das Ziel, wornach wir streben, uns aus den Augen rücken will? Hinweg mit jeder Empfindung, die nicht aus der großen Wahrheit, daß wir für das Anschaun des Ewigen erschaffen sind, entspringt oder in sie zurückfließt! Hinweg mit aller Trägheit, mit allem Unmuth, mit Allem, was die Seele im Flug zur Vollkommenheit aufhält und niederschlägt! Eine heilige Freude soll sich unsrer Seele bemächtigen. Siehe rings um dich her und betrachte Alles im göttlichen Lichte, welches von dem Angesicht dessen ausgeht, der der Abglanz der Herrlichkeit Gottes ist. Wie entzückt ist dein Geist über dieses Gesicht! Dieß ist das Licht, in welchem die Heiden wandeln sollen. Alles erscheint da in seiner wahren Gestalt. Die Welt — ist ein Tempel Gottes; die Erde — das Land seiner Offenbarung, wo er wandelte; jedes Geschöpf von der Sonne bis zum kleinsten Grase — ein Zeuge der Gegenwart Gottes; die Menschen — unsre Brüder, Befreundete der Engel; dieß Leben ein Weg zu Gott, der Tod — ein lieblicher Bote,

der uns das wahre Leben ankündiget; das Weltgericht — ein Triumph der göttlichen Gnade und der erneuerten Unschuld; die Ewigkeit — eine unendliche Aussicht in Licht und Wonne.

10.

Wir würden glücklich seyn, Eulalia, wenn wir uns der Vortheile, die wir immer in unsrer Gewalt haben, recht bedienten. Nichts ist so sehr unser eigen, als unsre Gedanken. Alles Andre ist außer uns. Die Güter des Glücks sind unbeständig, die liebsten und würdigsten Gegenstände unsers Herzens können uns aus den Augen genommen werden, aber unsre Gedanken ersetzen uns Alles. Die Seele ist da, wo sie denkt. Durch ihre Gedanken kann sie sich mitten im Leiden einen Himmel um sich her verschaffen; in Gedanken kannst du, o Eulalia, in die goldnen Zeiten der Unschuld zurückkehren, unter den Hütten der frommen Patriarchen wohnen oder wie die unschuldsvolle Maria zu den Füßen des Erlösers sitzen und die Worte des Lebens von seinem holdseligen Munde hören. In Stunden, da du nichts außer dir hast, das dich erfreuen oder lieblich beschäftigen könnte, kannst du, in dich selbst geschmieget, dich mit deinen eignen Gedanken besprechen und eine Unterhaltung in dir selbst finden, die dich den angenehmsten Umgang und die ausgesuchtesten Ergetzungen nicht vermissen läßt. Laß keine dieser glücklichen, aber geflügelten Stunden ungenossen vorbeigehen, da die Seele in einer erwünschten Einsamkeit aufgelegt ist, sich selbst glücklich zu machen. Eine einzige Stunde wird einen sanften Glanz auf ganze Tage verbreiten und dir eine neue Kraft zum wahren Leben einflößen. Bald

überzähle bei dir selbst, wie viele Wohlthaten du dem Vater aller Geister zu danken hast; steige so weit zurück, als du kannst, und rechne sie nach einander her. Wie manche wirst du finden, bei der deine gerührte Seele in anbetender Entzückung still stehen wird, um ihren ganzen Werth zu überdenken! Diese Gedanken werden dich in die Fassung setzen, welche der Schöpfer am meisten liebt, und worin wir am fähigsten sind, neue Gnaden von ihm zu empfangen. — Zu einer andern Zeit laß dein eignes Leben (den Traum!) vor deiner Seele vorbeigehen; erinnere dich deiner Gemüthsverfassung in den verschiedenen Perioden desselben; bemerke, wie du dich nach und nach entwickelt und verbessert hast, und was diese glücklichen Veränderungen veranlaßt und befördert hat; genieße den Beifall des Gewissens (der Gottheit in uns) bei der Erinnerung an gute Thaten; und wenn du auch Eitelkeit und Thorheit unter den Gedanken und Neigungen erblickst, denen du ehemals eine unverdiente Stelle in deinem Herzen erlaubtest, so lösche diese unangenehmen Bilder durch eine reuige, demüthige Thräne aus. — Oder versammle das Andenken aller der Seelen um dich her, die du jemals geliebt hast; der Seelen, die, wie du, von der Welt nicht gekannt, ihre größte Sorge seyn lassen, sich zur Ewigkeit anzuschicken, und die entweder jetzt in himmlischen Sphären vor den Augen ihres Königs und Bruders wandeln oder noch in dieser Dämmerung irren und vielleicht durch ganze Provinzen von dir geschieden sind, aber nichts desto weniger von dir geliebt werden und sich mit dir der entzückenden Hoffnung getrösten, daß eine bessre Welt uns Alle zusammenbringen wird. Wenn Leiden und Prüfungen deine Seele drücken und deine Geduld müde machen, o, so siehe zurück auf die, welche vor dir gelitten haben — auf so viele

Heilige, welche von der Welt geschmähet, verfolgt, vertrieben, gepeinigt und getödtet wurden — auf die Zeugen der Wahrheit, die in der ausgesuchtesten Marter lächelten, weil sie voll Glauben und Entzückung den Himmel eröffnet sahen — auf so viele tugendhafte Seelen, die jetzt unter den Engeln leuchten, aber in dieser Welt verkannt, verachtet und verlassen ihren einsamen Weg fortgingen und durch alle Hindernisse hindurchbrachen, weil sie gewiß waren, daß sie nach dieser Pilgrimschaft in den ewigen Wohnungen ruhen würden! — O, wie werden diese Gedanken dich zu gleicher Zeit beschämen und stärken! — Wer wollte nicht gern leiden, da der göttliche Mittler das Kreuz zu einem Ehrenzeichen gemacht hat! Wer wollte nicht leiden, da wir eine so große Hoffnung haben, dereinst zu dem ewigen Ruhetag Gottes einzugehen!

Diese Betrachtung, Eulalia, mache zu dem liebsten Gegenstand deiner Gedanken. Sondre, so oft du kannst, deine Seele ab, begib dich ins Einsame und erhebe dich auf den Flügeln des Glaubens in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort schlage gleichsam deine Wohnung auf und mische dich im Geist unter die Chöre der Seraphim, die unaufhörlich den Ewigen loben. Vielleicht, daß in solchen heiligen Stunden ein göttlicher Strahl in deine Seele fällt und dir in glänzenden Bildern auf eine lebhaftere Art die Seligkeit zu empfinden gibt, die noch kein sterbliches Auge gesehen hat. Aus solchen erhabnen Entzückungen wirst du eine neue Kraft zurückbringen, deinen Lauf in dieser Welt freudig fortzusetzen, unermüdet zu seyn im Kampf mit den Leidenschaften, welche wider die Seele streiten, unermüdet in der Geduld, inbrünstiger in der Liebe Gottes und des Nächsten. Denn nur dazu dienen diese hohen Betrachtungen und

Schönheit, die im irdiſchen Boden fremde Pflanzen ſind, aber bald in die himmliſchen Gefilde verſetzt werden ſollen, wo ſie einheimiſch ſind und bis zur engliſchen Vollkommenheit aufblühen. Was iſt außer dieſen, das unſre Seele, ohne ſich bald ſelbſt widerſprechen zu müſſen, ein Gut nennen könnte? Erfahren wir nicht alle Tage, daß Alles Eitelkeit iſt, was uns nicht in ein beſſeres Leben folgt? Wo iſt eine vergängliche Freude, die unſre Hoffnung nicht betrogen habe? Und doch ſind wir ſo ſchwach, daß wir uns immer in Gefahr ſetzen, von Neuem betrogen zu werden. O, kommt mir zu Hülfe, ihr feierliche Bilder des Todes, des nächtlichen Grabes und der ernſten Ewigkeit! Kommt und treibt meine Seele zurück, wenn ſie ſich von dem geraden Pfade entfernen will! Wenn eine ſchmeichelnde Luſt mich der höchſten Schönheit, die ich allein zu lieben verpflichtet bin, ungetreu machen will; wenn Hoheit und Reichthum und Gewalt mir in einem Glanz erſcheinen wollen, den ſie nur durch eine kranke Einbildungskraft erhalten; wenn mein Eifer für das Gute träge wird, meine Standhaftigkeit vor den Hinderniſſen, die ihr im Wege liegen, erzittert; wenn ich, vom herrſchenden Beiſpiel der Welt angeſteckt, in irgend einem Fall aufhören will, ſo zu denken, wie ich rede, zu handeln, wie ich lehre, zu ſeyn, wie ich ſcheine; o, ſo kommt, ihr Todesgeſtalten, ihr Bilder der dunkeln Zukunft, ihr Erinnerungen an die letzte Stunde und den feierlichen Tag des Gerichts! kommt und machet die Phantome der Sinnlichkeit verſchwinden; begeiſtert mein Herz mit neuem Muth und unüberwindlicher Stärke, den unedlern Theil meines Selbſt zu beſiegen und den Lauf immer ſchneller fortzuſetzen, den ich mit Schwachheit angefangen habe! Die höchſte Weisheit des Menſchen iſt, ſo zu

leben, daß er beim Eintritt in die Pforte der Ewigkeit ohne Schrecken und mit billiger Zufriedenheit zurücksehen könne. — Ja, himmlische Ismene, mein erhabner Stolz strebt darnach, hier schon so zu denken, wie du jetzt denkest, da du Leben und Tod und Ewigkeit in ihrem wahren Verhältniß gegen einander ansiehest! Der Beifall der Menschen ist mir nicht hinlänglich! Ich will von unsichtbaren Zuschauern gebilliget seyn! Ich will, daß du mit zufriednem Blick auf mich herablächeln könnest. Mein Geist hat seine eigne Würde erkannt; er weiß seine Geschäfte — sie sind, gleich den deinigen, Gott zu verherrlichen. Dieß sey meine unaufhörliche Bestrebung, wo ich auch seyn möge, im Leibe oder außer demselben, auf diesem oder jenem Striche des Erdbodens, in diesem fremden Lande oder daheim, im wahren Vaterlande der Geister. In diesen Gesinnungen soll deine Vollendung, o Ismene, diejenigen stärken, die dich liebten; denn wie können wir dir bessere Proben unsrer reinen und unsterblichen Liebe geben, als wenn wir uns würdig machen, auch noch jetzt von dir geliebt zu seyn und, nach Vollendung unsrer Pilgrimschaft, in den seligen Reichen der himmlischen Liebe wieder mit dir vereiniget zu werden?

12.

Die meisten Menschen, Arete, sind von Empfindungen ihres eigenen Werths aufgeblasen, weil sie nicht wissen, was der wahre Werth des Menschen ist. Sie kennen sich selbst nicht, weder was sie sind, noch was sie seyn sollen. Eine weise Seele vergißt nie, daß ihr wahrer Werth von Gott selbst abgewogen wird, und daß auf der Wage des Gerichts

weder Schönheit noch Witz, weder Reichthum noch Hoheit ein Gewicht machen. Der Mensch ist auch hier schon nicht mehr werth, als er seyn wird, wenn er, vom Leib entblößt, entweder mit seiner Tugend oder mit dem Bewußtseyn eines übel geführten Lebens in die unsichtbare Welt eingehen wird. Diese wichtige Wahrheit schwebt einer solchen Seele allezeit vor; und wie kann sie dann anders als demüthig seyn? Wohin sie ihr Auge wirft, findet sie Gegenstände, die ihr ein Gefühl ihrer Unvollkommenheit geben. Denkt sie an Gott, so sieht sie, daß sie nichts Gutes hat, das nicht von ihm ausgeflossen wäre; sie überlegt die Menge seiner Wohlthaten und ermüdet, sie herzuzählen. Wie wenig, sagt sie beschämt zu sich selbst, habe ich mir noch alle diese Gnaden zu Nutze gemacht! Wie weit wäre vielleicht ein Anderer in der Tugend fortgegangen, wenn er so kräftig und vielfach zu ihr wäre gezogen worden, wie ich! — Sieht sie auf ihre Nebengeschöpfe, so macht sie sich neue Vorwürfe. Die leblosesten Werke Gottes beschämen sie. Die ganze Natur gehorcht dem Wink ihres Schöpfers; die Sonne und die Sterne laufen unermüdet in ihren Kreisen; Alles ist in Bewegung, mit ehrfurchtsvoller Stille den Endzweck des Ewigen zu vollbringen. — Und ich! wie saumselig bin ich, saumselig in Pflichten, deren Ausübung doch mein eignes Bestes ist! — Wirft sie einen Blick auf die Seligkeiten, welche ihr der göttliche Versöhner aufgeschlossen hat, auf die unermeßliche Herrlichkeit der Tugendhaften, die dereinst den Engeln gleich sind und zum Anschaun der Gottheit zugelassen werden; o, welche mächtige Gründe, sich zu demüthigen, gibt ihr dieser Gedanke, ob er gleich so stolz zu seyn scheint! Eben dieser große Gedanke — Es wartet eine unaufhörliche und vollkommene Seligkeit auf mich, — setzt

unsre Unwürdigkeit in das helleste Licht! Ach, Arete, wenn gleich unser ganzes Leben eine einzige Kette von lauter tugendhaften, großmüthigen und wohlthätigen Werken wäre, so hätte es doch mit einer unendlichen Belohnung kein Verhältniß. Aber unser Herz sagt uns, daß wir noch lange nicht das sind, was wir nach unsrer eignen Einsicht seyn sollten. Denke nur an dieses Einzige: Wie oft murret unsre Seele, wenigstens in Geheim, gegen die göttlichen Schicksale, gegen den Zusammenhang der Dinge, gegen Zufälle, welche doch mit den Absichten Gottes übereinstimmen! Wie oft ermüdet unsre Geduld, da wir doch einen Himmel voll unsterblicher Wonne über uns sehen, gegen welchen alle Leiden dieser Zeit kaum für einen schreckhaften Traum anzusehen sind, der bald vorübergeht und uns die Glückseligkeit unsers Zustandes, wenn wir erwacht sind, nur desto besser fühlen macht! O, was für unvollkommene, sich selbst ungleiche, schwache und unmächtige Geschöpfe sind wir! Wie wenig Ursache haben wir, uns in unsern guten Eigenschaften zu spiegeln oder, wie Narcissus in der Fabel, in unsre eigne Schönheit verliebt zu werden! Wir mögen so gut seyn als wir wollen, so überwiegen unsre Mängel allezeit. Wenn es uns Ernst ist, nach der Vollkommenheit zu streben, so müssen wir demüthig seyn. Die schmeichelhafte Beschauung unsrer schönen Seite nutzt uns wenig, besser zu werden. Wir müssen unsre Gebrechen anschauen und empfinden, wenn wir von ihnen befreit werden wollen.

Wie liebreich meinte es also unser göttlicher Lehrer mit uns, da er uns die Demuth so nachdrücklich anbefiehlt! Der Stolze nimmt immer ab im Guten, weil er nimmer wachsen zu können glaubt; er reißt alle Wohlthaten Gottes unerkenntlich zu sich, als ob sie ihm gebührten, und murret,

wenn seinen Verdiensten, wie er glaubt, nicht Gerechtigkeit widerfährt. Er hasset Andere wegen der Vorzüge, die er an ihnen glänzen sieht, als ob es Vorwürfe wären, die ihm zeigten, daß ihm noch etwas fehle. Er verachtet alles Vortreffliche, wovon er selbst nichts besitzt, und brüstet sich dagegen mit Vorzügen, die vielleicht nur falsche Juwelen und Flittergold sind. Er ist ein strenger Tadler der kleinsten Schwachheiten seiner Brüder; seiner eigenen Häßlichkeit sich unbewußt, beobachtet er mit einem Schalksauge kleine, kaum merkliche Flecken an den schönsten Seelen. Nur der Demüthige kann ein wahrer Menschenfreund seyn; nur er kann Mitleiden mit dem moralischen Elend der Menschen haben, welches bejammernswerther ist, als alle Gebrechen des Leibes und Widerwärtigkeiten des Glücks; nur er kann sanftmüthig seyn und Andre mit Liebe bessern, weil er die Strenge nur für seine eignen Fehler behält. Und so wächst er unvermerkt im Guten, steigt von einer Stufe der Weisheit und Tugend zur andern und wird den Engeln ähnlich, indem er nur ein schwacher Sterblicher zu seyn glaubt.

Es ist wahr, die Demuth verhüllet unsere Tugenden vor dem blödsinnigen Auge der Thoren, welches durch Schimmer und Lärm zur Bewunderung aufgefordert seyn will; aber sie gleicht der sittsamen Kleidung einer jungfräulichen Schöne, welche dem Weisen desto mehr gefällt, je mehr sie ihre keuschen Reize zu verbergen sucht. Und was liegt uns daran, wenn uns Menschen nicht beobachten, da Engel die Bewunderer der einfältigen und demüthigen Tugend sind? Denn Demuth ist eine englische Eigenschaft; die Seraphim, so rein und heilig sie sind, werfen ihre Kronen vor dem Unendlichen nieder, bedecken ihre Angesichter und erkennen sich unwürdig, seine Herrlichkeit anzuschauen.

Aber, indem ich, Arete, dieſe dir eigene Tugend preiſe, darf ich nicht vergeſſen, dich vor einer gewiſſen Schüchternheit zu warnen, die nicht ſelten die Geſtalt der Demuth annimmt und unter dieſem Schein ſchon oft auch redliche Gemüther getäuſcht und im Lauf zur Vervollkommnung aufgehalten hat. Dieſer Mangel an Muth hat ihre Kräfte niedergeſchlagen; ſie haben ihre eigne Stärke nicht gekannt, ja ſich ſogar eingebildet, unſere Seele müſſe nur leiden, was Gott unmittelbar in ihr wirken wolle, ohne ſelbſt an ihrer Verbeſſerung zu arbeiten. Dieſe Irrthümer ſind aus einem undeutlichen Begriff von der Demuth entſprungen. Die Demuth ſchließt weder das Bewußtſeyn unſerer guten Eigenſchaften, noch die eifrige Beſtrebung nach höhern Graden der Vortrefflichkeit aus. Sie ſoll uns in dieſer Beſtrebung vielmehr fördern als zurückhalten. Die falſche Demuth erkennt nicht blos ihre Unvollkommenheit, ſondern es ſcheint auch, daß ſie ſich in derſelben gefalle, und daß ſie ſich, aus Furcht ſtolz zu werden, auch vollkommner zu werden fürchte. Verachte, Arete, dieſe ſchädliche Blödigkeit des Geiſtes. Vergiß nie, daß du, deiner urſprünglichen Natur nach, nur ein wenig minder als die Engel gemacht biſt, und daß du nach deiner Vollendung den Engeln gleich ſeyn wirſt. Denke nicht gering von den Fähigkeiten der menſchlichen Natur, denn dieß hieße göttliche Gaben gering achten; denke nicht zu gering von dir ſelbſt, da dich die Gnade, welche deiner Redlichkeit zu Hülfe gekommen, ſchon ſo weit gebracht hat. Der Schöpfer gab dir eine fruchtbare Seele, welche nur des erwärmenden Sonnenſcheins der Weisheit nöthig hatte, um tauſend liebliche Blumen und geſunde Früchte hervorzubringen. Er läuterte dich durch Prüfungen; er übte dich in der geduldigen Ergebung in ſeinen Willen; er lehrte dich den geringen

Werth der irdischen Dinge; er bildete dein Herz nach der göttlichen Vorschrift Jesu zur Unschuld und Menschenliebe; dein innigstes Vergnügen ist, die Tugend und Gottseligkeit ausgebreitet zu sehen, deine angelegenste Sorge, dich unaufhörlich zu verbessern. Du vollbringst mit willigem Gehorsam die gering scheinenden Pflichten dieses Lebens, und deine zärtlichsten Neigungen beziehen sich auf die Ewigkeit. Soll eine solche Seele jemals niedergeschlagen und kleinmüthig seyn? Muß es ihr nicht leicht seyn, auf den Pfaden des Friedens fortzuwandeln? Bemühe dich nur, so viel du kannst, deine Erkenntniß zu lauter Licht und Wahrheit und deine Liebe immer reiner und ausgebreiteter zu machen. Hierdurch wirst du zugleich in der Demuth und in der Vollkommenheit zunehmen. Denn unsere Vollkommenheit besteht darin, daß wir uns immer mehr von unsern natürlichen und erworbenen Fehlern, von Unwissenheit, Irrthum, Eitelkeit und allen unrichtigen oder übermäßigen Leidenschaften reinigen; eine Arbeit, mit der auch die Heiligsten in diesem Leibe des Todes nie zum Ende kommen. Je weiter wir uns von der Unvollkommenheit entfernen, desto näher kommen wir der Vollkommenheit, die allein in Gott ist. Und so viele Schwierigkeiten wir auch auf diesem Wege antreffen, so überwindet doch die Liebe sie alle. Denn was kann einer Seele, die Gott liebt, süßer seyn, als in der Erkenntniß zu wachsen, die zu ihm führet, und in der Unschuld und Rechtschaffenheit, die uns mit ihm vereiniget?

13.

Derjenige, mit dem sich meine Seele jetzt bespricht, ist einer von den Geistern, welche der Beherrscher der Welt zu

seinen Engeln unter den ausgearteten Menschen bestimmt hat, durch welche seine Absicht ausgerichtet, Ordnung und Wahrheit erhalten, und die moralische Welt vor einer gänzlichen Verwirrung bewahret werden soll. Er ist eine von den großen Seelen, die von erhabnen Neigungen getrieben und von mächtigen Kräften in eine immerwährende Bewegung gesetzt werden; deren Genius über tausend andere Seelen Gewalt hat und durch die Stärke seiner Vorstellungen und die Obermacht seiner Gefühle sie wie Wasserbäche leiten kann. Mit diesem möge es mir vergönnt seyn, mich jetzt zu ermuntern; eine unbetrügliche Empfindung seiner selbst wird ihm sagen, daß er es sey, den ich meine, und eine sympathetische Gewalt wird ihn nöthigen, meinen Erinnerungen Gehör zu geben.

Das Erste, Freund, was ich dir zurufe, ist, kenne dich selbst. Niemand hat diesen Zuruf nöthiger, als diejenigen, welche die Natur zu besondern und großen Absichten mit großen Fähigkeiten ausgerüstet hat. Die Erfahrung spricht nur allzu stark, daß auch diese, ebensowohl als die gemeinen Menschen, sehr geneigt sind, sich selbst zu vergessen und von ihrer hohen Bestimmung abzuschweifen; und nur zu oft ist es schon geschehen, daß ein Geist mit Engelsfähigkeiten sich selbst zu einer Reihe nichtsbedeutender Beschäftigungen oder Spielwerke gemißbraucht hat. Es scheint, daß viele derselben sich privilegirt glauben, an keine Regeln gebunden und ihre eignen Gesetzgeber zu seyn. Wie sehr betrügen sie sich hierin! Ein Geschöpf ist nur gut, insofern es die Absicht seines Daseyns erfüllt; ein geschaffner Geist ist nur dadurch groß, daß er sich nach den Ideen des obersten Geistes bildet. Was hätte den Unendlichen bewegen können, endliche Geister zu schaffen, wenn er nicht eine

Absicht dabei gehabt hätte, die er erfüllt haben will? Und wie kann ein Geschöpf weise seyn, als wenn es sich die Absichten Gottes gefallen läßt? Dieß ist der Maßstab, der die Größe der Geister mißt.

Der Mensch vergißt alle Augenblicke seine Abhängigkeit von Gott, vergafft sich am Schimmer der sinnlichen Dinge und an einem betrüglichen Bilde seiner eignen Gestalt und übersieht darüber die ewigen Gesetze, auf die er unverwandt sein Auge richten sollte. Der Engel ist ganz mit den Gedanken von der Gottheit erfüllt und brennt vor Verlangen, ihre Befehle mit fliegender Eile in tausend Welten zu vollbringen. Der ewige Sohn des Vaters und der König aller Geschlechter der Unsterblichen sagte von sich: Es sey seine Speise, den Willen seines Vaters zu thun. So ist immer der Vollkommenste derjenige, der der Eifrigste in den Geschäften Gottes ist. Dieß ist die große Regel, welche den Geistern ihren gemessenen Lauf anweiset; von dieser ist es unmöglich privilegirt zu seyn. Freilich sind gemeine Formen, thörichte Gewohnheiten und die engen Begriffe, wornach sich die Unweisen modeln, nicht für edlere Seelen! Aber Ordnung und Wahrheit und Güte, das Beste des Ganzen und die Verherrlichung des ewigen Geistes, der Alles schuf und bewegt und beseelt, — dieß sind die Gesetze derselben; und ein vernünftiges Geschöpf, das von diesen abweicht, ist ein Planet, der aus seiner Bahn getreten ist und in seinen eigenen Untergang auch diejenigen verwickelt, die er in seinem wilden excentrischen Lauf antrifft.

Diese Grundsätze, Amyntor, sollen alle deine Unternehmungen regieren. Verschmähe jede andere Absicht, als diese, nach welcher zu handeln der höchste Ehrgeiz der himmlischen Geister ist, denen du verwandt bist. Andre, deren

unentwickelter Verſtand zu ſchwach iſt, den Eindrücken der ſinnlichen Dinge und den Reizen phantaſirter Glückſeligkeiten zu widerſtehen, mögen Wolluſt oder eitle Ehre zum Endzweck ihrer Beſtrebungen machen. Sie mögen alle Schärfe ihres Geiſtes dazu anwenden, wie ſie ſich in dieſem Schattenleben wie für die Ewigkeit feſtſetzen, welches eben ſo viel iſt, als ein Gebäude auf Waſſer gründen wollen. Andre mögen vor Fürſten und ihren Günſtlingen kriechen; mögen Titel, Ordensbänder, Bedienungen für beneidenswürdige Güter halten und aus Begierde, ſie zu beſitzen, verdorren, wie der Geizige über ſeinen Schätzen zum Gerippe wird. — Laß kleinen Seelen ſolche kleinfügige Sorgen und mache du zu deinem Zweck, deine Kräfte in einer ſo weiten Sphäre, als dir die Vorſehung anweiſen wird, zu Beförderung des großen Zwecks, zu welchem wir Alle geſchaffen ſind, anzuwenden. Ach! wie wenig ſind derer, welche ſich in dieſe Verfaſſung geſetzt haben! Wie Wenige denken mit Ernſt an das, was ſie zuerſt denken ſollten! Wie allgemein iſt der Mißbrauch der edelſten Kräfte, weil die Menſchen ſich anmaßen, mit ſich ſelbſt nach ihrem eignen Wahn zu ſchalten! Der dichteriſche Genius, den die Muſen erzogen haben und die Grazien begeiſtern, welcher ein beſſerer Pindar ſeyn könnte, iſt ein Anakreon; und Gaben, welche ihn geſchickt machen, mit den himmliſchen Chören harmoniſch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu ſingen, werden im Lob einer erdichteten Phyllis verſchwendet. Derjenige, der beſtimmt iſt, die Helden und Heldinnen der Tugend aus der Vergeſſenheit zu ziehen und in Beiſpielen zu zeigen, was edel und ſchön und der Hoheit der menſchlichen Seele anſtändig iſt, und wie nahe an die Engel der tugendhafte Sterbliche reichen kann; dieſer Unbeſonnene bringt nichts Beſſers als Boccacciſche

Mährchen hervor und will seine Leser durch die Anmuth seiner Erzählung und durch die naiven Wendungen, die er den Sachen gibt, bereden, als ob das Laster der Natur des Menschen gemäß sey. Welch eine Menge leichtsinniger und nichtswürdiger Witzlinge hat uns die alberne Sucht zu gefallen geboren, die, wenn sie ihren Geist anstrengen wollten, der edelsten und gemeinnützigsten Unternehmungen fähig wären! Ist es nicht schändlich, wenn Leute von großen Fähigkeiten sich erniedrigen, dem Geschmack und den Vorurtheilen des Pöbels zu fröhnen, dem sie Gesetze geben sollten? Und wie ist es zu dulden, daß ein philosophischer Geist, der zu einem Lehrer der unreifern Menschen bestimmt ist, der die Irrthümer und Thorheiten mit herculischem Muthe angreifen und unsre moralischen Krankheiten mit sokratischer Geschicklichkeit heilen sollte, daß ein solcher sich bis zu scholastischen Spitzfindigkeiten, Monadologien und Zänkereien über längst entschiedene Aufgaben herablassen mag? Aber, lasset uns nur gestehen, die Zeit der Platone und Xenophone und Plutarche ist vorbei! Auch die Zeit ist vorbei, da man, statt aufgeblasener Schulgelehrter, jene erhabnen Geister zu seinen Lehrern wählte, die ihre Weisheit aus den reinsten Quellen schöpften und von reiner Liebe zur Wahrheit und von großmüthigen Trieben begeistert wurden, die in unsern Tagen fremd sind. Ach! jene glücklichen Tage sind nicht nur verschwunden, sondern unsre Sophisten sind von ihrer gelehrten Unwissenheit so sehr berauscht, daß sie von erleuchteten Zeiten schwatzen und vom Gipfel ihrer auf einander gethürmten Werke, deren Werth sie beim Pfund abwägen, auf die großen Genien des Alterthums mit dummer Verachtung hinabsehen, ohne zu wissen, daß Leute von ihren Fähigkeiten zu Platons Zeit kaum zu Abschreibern gut genug gewesen wären.

Du bist so glücklich, Amyntor, besser zu denken, ob du gleich im Vaterlande der Schöpse und unter einer dicken Luft geboren bist. Dein Geist hat sich im geheimen Umgang mit den Weisen eines geistreichern Alters gebildet; sie haben dich mit der Natur bekannt gemacht und dir die innersten Triebfedern des menschlichen Herzens aufgedeckt. Bei ihnen hast du den feinen Geschmack eingesogen, der das Wahre und Schöne zu prüfen, zu verbinden und in seinen eignen Ideen und Empfindungen auszudrücken weiß. Sie haben dich gelehrt, daß die Philosophie, welche die Sophisten für eine Disputirkunst halten, eine Kunst zu leben sey. Mache jetzt einen würdigen Gebrauch von einer solchen Unterweisung. Habe den Muth, deinen Lehrern nachzueifern und, wie sie, das Licht, das in dir selbst aufgegangen ist, über Andere auszustrahlen. Wenn du Vorbilder haben willst, so wähle sie aus ihnen; fliehe die ansteckende Gesellschaft der kleinen Geister und gehe, von ihrem albernen Hohn ungestört, deinen einsamen Weg fort.

Vor Allem aber sey dein Hauptzweck, was das Ziel aller groß gesinnten Seelen seyn soll, das Beste der Welt, deren Bürger du bist, und die Erhaltung der moralischen Ordnung, welche sich bald in ein Chaos verwandeln würde, wenn die kleine Zahl der Weisen und Tugendhaften ihre heilsamen Strahlen zurückziehen wollte. Aber die Vollkommenheit weiß eben so wenig von Neid als von Furcht. Sie theilet sich gern mit, und ein Geist, der an Ordnung und Schönheit sich gewöhnt hat, ist voller Geschäftigkeit, dasjenige auch außer sich hervorzubringen, was er, unter den Einflüssen des göttlichen Geistes, in sich selbst angeordnet hat. Mache keine Entwürfe, wie du in der großen Welt und im Rathe der Fürsten die Beispiele eines Epaminondas und Aristides

wieder erneuern wolleſt. Unſere Zeiten leiden keinen Epaminondas, keinen Cato mehr, als in ſolchen Umſtänden, wo ſie nicht handeln können; die Großen erlauben uns nur, was ſie uns nicht wehren können — zu denken und zu wünſchen. Wende dich auf eine andere Seite. Hilf die Unwiſſenheit, die Mutter aller moraliſchen Ungeheuer, beſtreiten. Verbreite die Wahrheit, welche kein Geheimniß unter etlichen wenigen Adepten ſeyn ſoll, über alle Arten von Ständen und Menſchen. Spähe die Bedürfniſſe der Menſchen aus und vergiß keines von den Mitteln geltend zu machen, welche geſchickt ſind, unſern Zuſtand zu verbeſſern. Strenge alle deine Fähigkeiten zu dieſen edeln Unternehmungen an. Es ſey nun, daß du uns, wie Homer, einen Spiegel des menſchlichen Lebens vorhalteſt; oder uns, wie Plato, unter anmuthigen Geſprächen zum erhabnen Tempel der Wahrheit führeſt; oder, wie Lucian, durch einen menſchenfreundlichen Spott unſre Thorheiten heileſt; oder ſey es, daß du verſchiedene Künſte in dir vereinigeſt und bald dieſe bald jene Lehrart gebraucheſt: ſo ſey allemal deine erſte Abſicht, zu lehren, nicht, den Witz der Leſer zu kitzeln oder den deinigen, wie eine feile Dirne ihre Schönheit, auszulegen. Denn, obgleich der Witz, wenn er nur als ein Aufwärter der Wahrheit gebraucht wird, ſchätzbar iſt, ſo iſt er doch für ſich allein nur ein Thor und kann nur Thoren beluſtigen, die auch den Seiltänzer bewundern, weil ſeine Kunſt ſchwer, nicht, weil ſie nützlich iſt.

Die Kunſt, zu ſchreiben, iſt, wie die edelſten Künſte alle, in unſern Tagen ein elendes Handwerk geworden, eine Arbeit der Finger, wozu gerade ſo viel Geiſt erfordert wird, als zum Wolleſpinnen. Ehemals ſchrieben nur erleuchtete Geiſter, die ihr Hauptgeſchäft daraus gemacht hatten, zu erforſchen,

was wahr und gut, edel und schön sey. Sie theilten der Welt ihre Erfahrungen mit oder die Betrachtungen, die sie selbst über diejenigen Dinge angestellt, welche den stärksten Eindruck auf ihre Seele gemacht hatten. Jetzt schreibt man, um sich gedruckt zu sehen, oder weil es Mode ist, oder weil Einem die Finger jucken, oder weil man sonst nichts zu thun weiß. Ja, die Meisten treibt der Hunger oder eine schändliche Gewinnsucht; und weil sie nichts Nützliches gelernt haben, so sind sie Schriftsteller. So weit wird der Mißbrauch und die unbefugte Anmaßung des Rechts zu schreiben getrieben, welches ein Vorrecht derjenigen seyn sollte, welche die Natur dazu ausgerüstet hat, die moralische Welt zu erleuchten und die Orakel der Wahrheit zu seyn! Willst du nicht helfen, Amyntor, diesem erhabnen Beruf seinen alten Glanz wieder zu verschaffen? Willst du nicht Einer von den Wenigen seyn, für welche der weise Shaftesbury seine Erinnerungen nicht umsonst gegeben hat?

14.

Schon oft hat meine Seele, o J***, im Verborgenen geseufzt, daß die Religion, die einzige Glückseligkeit des unsterblichen Menschen, so wenig wahren Nutzen auf unserm Erdboden bringt! Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe; wir glauben einen Gott, der sich uns mit unaussprechlicher Güte geoffenbart hat; wir glauben, daß die Quelle aller Seligkeiten uns so nahe sey, als unser eignes Wesen; wir glauben, daß ein nach Gott gebildeter, unsterblicher Geist in dieser Hütte von Staub wohne; wir glauben eine entscheidende Ewigkeit: — und doch schlafen wir und verträumen

die kostbare Zeit, die Zeit, die uns so lieb seyn sollte, als unser Leben. Uneingedenk der Ewigkeit sehen wir dieses Leben für unsern Endzweck an. Und was für ein Leben? Eine Kette von äußerlichen und selbstgemachten Plagen; eine Kette von Sünden, die wir oft mit prächtigen Namen schminken und zu Tugenden adeln wollen. Denn, obgleich die Menschen einen Gott glauben, ist doch die Erde ein Schauplatz der Ungerechtigkeit; ein Feld, wo sie mit ihren Leidenschaften gegen die göttlichen Gesetze ausziehen und gleich den gefabelten Riesen einen unsinnigen Krieg mit dem Allmächtigen wagen. Ach, J***, wie wäre das möglich, wenn jene großen Wahrheiten geglaubt würden! Nein, es ist ein bloser Schall, es sind Worte ohne Kraft und Leben, was die Bethörten Glauben nennen! Der Erlöser wird keinen Glauben finden, wenn er bald, allzubald für die Elenden, die über ihr Elend frohlocken, als Richter wieder kommen wird. Die Religion, unser Ruhm, unsre Stärke, unser Trost, unsre Hoffnung, unser Alles, ist für den größten Theil des menschlichen Geschlechts ein Name, wie Ehre oder Tugend. Blinde Leidenschaften, schändliche Irrthümer, die ihren anarchischen Scepter über alle Reiche des Erdbodens ausstrecken, diese sind unsre Götter, diesen opfert der Mensch und überläßt dem Himmel die Ehre, seinen Schöpfer anzubeten.

Schaudert nicht dein Herz, du frommer Menschenfreund, vor diesem beweinenswürdigen Gedanken? Dringt nicht eine Thräne in dein Auge? Empfindest du nicht, wie ich, eine sehnsuchtsvolle Begierde, — o, dieß ist noch zu wenig! einen glühenden Eifer, eher alle deine Kräfte zu verzehren, als zu leiden, daß deine Brüder ungestört, ungewarnet, unerweckt in dieser tödtlichen Trunkenheit forttaumeln, bis sie

unvermerkt und plötzlich in die Ewigkeit hinabstürzen, wo sie zu spät erwachen werden? Ja, du empfindest ihn, diesen heiligen Eifer, und ich bin stolz, daß ich dir nachempfinden kann, obgleich schwächere Kräfte meine Bestrebung hemmen und mir wenig mehr als Wünsche übrig lassen; Wünsche und Betrachtungen über die Quellen dieses Elends, welchem abzuhelfen Geister von deiner Stärke berufen sind.

Irre ich mich, oder ist es wahr, was mich eine ernste Erwägung der Sache glauben macht, daß die Schuld auf denen liege, die entweder das Amt von der Natur und Vorsehung empfangen haben oder, ohne einen solchen Beruf, es sich selbst anmaßen, die Lehrer der Menschen zu seyn? Durchlauf einmal das unzählbare Heer der Menschen, die sich zu dieser Classe rechnen, und zähle die Wenigen, die, von einem edeln, heiligen Eifer für das Beste der moralischen Welt getrieben, ihre Gabe dazu anwenden, die Kunst, zu leben, die Wahrheit, welche glücklich macht, das Christenthum, welches die höchste Weisheit ist, mit Muth und Nachdruck zu lehren? Welch eine kleine Zahl gegen die aufgedunsenen Geister, die mit großer Bestrebung große Kindereien zuwege bringen. Doch immerhin mögen diese falsch berühmten Weisen durch die Gegenstände und die Art ihrer Beschäftigung beweisen, daß sie sich selbst zu nichts Besserm tauglich fühlen: aber womit sollen wir die Saumseligkeit derjenigen entschuldigen, die den höchsten Beruf und, wie man fordern kann, die größte Geschicklichkeit haben, den Wahrheiten, die uns glücklich machen, den Zugang zu dem menschlichen Herzen zu verschaffen? Doch was sage ich? Ein großer Theil derselben ist nur allzu geschäftig; aber ihre Arbeit ist schlimmer als Müßiggang. Das Wahre verliert unter ihren Händen allen Reiz, es verschwindet in ihren Zusätzen

und die göttliche Weisheit wird auf ihren ungeweihten Lippen zu Thorheit. Laß mich eine große Wahrheit, obgleich nicht zum ersten Mal, von Neuem predigen: „Die meisten Moralisten und Lehrer der Religion haben der Tugend und dem Christenthum mehr geschadet, als das ganze Geschmeiß der Spötter und Zweifler.“ Diese sind erklärte Feinde, jene sind es heimlich, ja oft, ohne es selbst zu wissen. Sie gleichen hierin unsern Sophisten, die immer mit dem hochtönenden Wort Wahrheit klappern, ob es ihnen gleich bei ihren müßigen Speculationen nicht besser ansteht, als vor Zeiten den Jüngern des Kerinthus oder Marcion, die Geistigkeit der Engel zu affectiren, da sie sich inzwischen in allen Gräueln der heidnischen Unreinigkeiten herum wälzten.

O, wie selten finden wir richtigen Verstand mit herzgewinnender Beredsamkeit gepaart, um uns die Wahrheit in ihrer echten Gestalt entgegen zu führen und sie so sichtbar zu machen, daß sich auch der Wildeste nicht erwehren kann, von ihr gerührt zu werden! Wie selten ist ein J***, dessen Herz empfindet, was sein erleuchteter Geist denkt; dessen Schriften von den edelsten Empfindungen überfließen; der uns die Religion, welche insgemein zu einer sauren Pflicht gemacht wird, als ein Paradies der Seelen, als eine Quelle von Freuden und von Hoffnungen, die alle Freuden übertreffen, als eine Uebung in der Vollkommenheit und eine Mutter jeder Tugend anpreiset; der uns empfinden macht, daß, die tiefste und zärtlichste Achtung für Gott zu hegen, ein englisches Vorrecht und eine englische Seligkeit ist; der uns den Christen so schildert, daß der Mensch nach keiner höhern Ehre streben kann, als ein Christ zu werden, und die Hoffnungen des Christen so reizend, daß sie auch den grimmigsten Schmerz und die bitterste Todesqual lächeln

machen können! — Laß mich es noch einmal sagen, mein ehrwürdiger Freund, wie selten ist ein solcher Geist! Und wie gerecht ist das Verlangen der Seelen, die durch ihn erleuchtet, gestärkt, erquickt worden, daß er nie aufhöre, mit so glücklichen Gaben ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn! O, wie geschäftig sind die kleinen Geister, die, gleich Ramsays feindseligen Gestirnen, nur dienen, den Glanz der Wahrheit zu verdunkeln, wie geschäftig sind sie, Alles um sich her in Verwirrung zu setzen! Sollen die Kinder des Lichts sich von diesen Nachtvögeln in Eifer und Thätigkeit übertreffen lassen? Ferne, ferne sey es von uns, daß wir jemals träge werden, an der Beförderung des großen Werks zu arbeiten, worin wir höhere Geister zu Mitarbeitern haben! — oder daß die erleuchteten Liebhaber der Wahrheit weniger zu ihrer Ausbreitung thun sollten, als Feindselige oder Unverständige zu ihrem Schaden!

Und was kann ein Geist, wie der deinige, thun, das ihm selbst mehr Zufriedenheit geben könnte, als unsterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Meinungen und Leidenschaften zu entzaubern und sie ihren Bestimmungen zuzuführen? sie mit einer süßen Gewalt zu nöthigen, daß sie das liebenswürdigste Wesen — wie matt ist dieser Ausdruck! — das Wesen, welches allen andern ihre Schönheit, ihre Güte, ihre Vortrefflichkeit gibt, lieben und aus Liebe sich nach ihm bilden! Welch eine entzückende Vorstellung muß es dir seyn, so viele Seelen, die du nicht kennst, weil Raum und Zeit sie noch von dir entfernen, dir zu verpflichten und von denen, die jetzt noch ungeboren sind, gesegnet zu werden! noch nützlich zu seyn, wenn dein Leib längst vermodert ist, und dein vollendeter Geist in höhern Sphären wallet! Gibt es für einen Menschenfreund einen süßeren Gedanken? Ich

weiß, daß dieſe Empfindungen mit den deinigen übereinſtimmen. Kleinen Seelen ſind ſie lächerlich. Die Erfahrung lehrt uns, wie fruchtlos es iſt, ſolche Inſecten durch großmüthige Beweggründe in eine nützliche Geſchäftigkeit ſetzen zu wollen.

Sollen wir aber darum müde werden und den Thoren das Feld einräumen? Sollen wir ſchweigen, damit ſie ungeſtört lärmen können? Sollen wir ruhig zuſehen, daß die ſchönſten Gaben der Natur geſchändet werden? Soll der Witz, dieſer buntſcheckige Thor, immer über die Vernunft triumphiren, und nur derjenige lächerlich ſeyn, der die Rechte der Wahrheit und Tugend behauptet? — Nein! ſo feig ſind wir nicht, die gute Sache zu verlaſſen, aus Furcht zu verſtummen oder aus Ueberdruß einzuſchlummern. Je weniger deren ſind, die mit uns zu gleichem Zweck arbeiten, je weniger wir Früchte von unſerer Arbeit ſehen, deſto mehr iſt es nöthig, daß wir alle unſre Kräfte in Bewegung ſetzen. Je mehr die Thorheit Eroberung macht, deſto nöthiger iſt's, daß die Vernunft ihre ganze Macht aufbiete. Der Feind alles Guten wird durch Erfahrung immer klüger. Da er ſah, daß die erklärten und erbitterten Feinde der Tugend und des chriſtlichen Glaubens nur dazu dienen, den Triumph derſelben herrlicher zu machen; ſo hat er ſich klüglich entſchloſſen, auf einem leichtern und verdecktern Wege zu ſeinem Zweck zu kommen. Er verwandelt ſich bald in den Bacchus, bald in den Cupido, bald in einen unflätigen Satyr und begeiſtert die witzigen Jünglinge unſerer Zeit, uns ſcherzend und ſingend um den Geſchmack der Tugend zu bringen, die lüſternen Triebe der ausgearteten Natur mit einem Schein von Sittlichkeiten zu ſchmücken und einer Sittenlehre, die epikuriſche Theologie vorausſetzt, die Reizungen der Trägheit

und Wolluſt zu leihen. Je einnehmender dieſe Verführer ſind, deſto mehr iſt es nöthig, daß ſolche Geiſter, die, wie du, das Geheimniß, zu gefallen und das Herz zu rühren, wiſſen, die ungeſchminkte und ungeborgte Schönheit der Tugend und die höhern Reizungen der göttlichen Wahrheit anpreiſen; daß ſie den Mißbrauch des Witzes durch den rechten Gebrauch desſelben wieder gut machen, und die Grazien, die allzu lange Sklavinnen der wollüſtigen Göttin geweſen ſind, wieder in ihr gehöriges Amt, als Aufwärterinnen der Weisheit, einſetzen.

Das Geſicht des Mirza.

1754.

Als ich (ſo erzählte Mirza) an einem heitern Morgen die öſtliche Anhöhe von Bagdad beſtieg, fand ich den Geiſt wieder unter der jungen Ceder ſitzen, den ich an eben dem Tage des vorigen Monats hier angetroffen hatte. Ich näherte mich ihm mit einer ehrerbietigen, dreimal wiederholten Neigung. Da ſagte er mit der Stimme der Nachtigall zu mir:

Mirza, ich habe dir verſprochen, dich mit der Geiſterwelt bekannt zu machen, ehe du den Körper, den du nach Gottes Willen noch tragen mußt, abgelegt haben wirſt. Die geiſtigen Dinge ſollen durch meine Vermittlung einige Stufen von ihrem höhern Stande herunterſteigen und ſich dir in einer Geſtalt darſtellen, die in einer nähern Verwandtſchaft mit deiner jetzigen Denkart und Fähigkeit ſeyn wird.

Als er dieß geſagt hatte, warf ich mich zu ſeinen Füßen. Er befahl mir aufzuſtehen, und nachdem er mein Gemüth durch ein Lied aus einer ſilbernen Laute in eine ſanfte Harmonie eingewiegt hatte, hieß er mich gegen Abend ſehen. Ich hob meine Augen auf und ſah eine weite Ebne, in deren Mitte ſich ein Hügel erhob, deſſen Haupt mit Myrten und Citronenbäumen gekrönt war. Anfangs ſchien mir dieſe anmuthige Gegend unbewohnt zu ſeyn; ich ſahe aber bald eine ſchöne Geſtalt, einer Nymphe des Himmels ähnlich, im Begleite vieler junger Knaben von freien luſtigen Geberden, über das Feld herabkommen.

Der Geist sagte mir, daß der Name dieser Nymphe Seele sey. Man halte dafür, sie sey von ätherischem Stamme, ob es gleich nicht völlig bekannt sey, aus was für Ursachen sie von dem Könige der überirdischen Gegenden in die Unterwelt verwiesen worden sey. Einige sagen, sie habe sich an einem himmlischen Feste, da sie zu viel Nektar getrunken, in eine Verschwörung gegen den König der Geister ziehen lassen; Andere geben ihr sonst ein Verbrechen schuld, welches ihr die Ungnade ihres Herrn und diese Verbannung zugezogen. Andere glauben, daß nicht sowohl ein vorhergegangenes Verbrechen, als vielmehr eine geheime Absicht des Königs, welche sich nicht wohl errathen lasse, daran schuld sey, und dieß ist um so glaubwürdiger, da dieser unstreitig besorgt ist, die Seele wieder in ihr angebornes Land zurück zu führen.

Unter diesen Reden des Geoucha war die Seele näher herbei gekommen, und ich konnte nun sie selbst und ihr Gefolge besser betrachten. Mich däuchte in ihrem Gesicht eine gewisse Erstaunung über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen, und eine gewisse zweifelhafte Miene zu sehen, als ob sie weder ihren Augen noch den Gegenständen, von denen sie umringt war, trauete. Die Knaben, welche sie begleiteten, werden Begierden genannt. Sie trugen eine Miene der Einfalt und Leichtgläubigkeit auf der Stirne, welche vielmehr von einem guten Herzen als von Dummheit zu zeugen schien. Sie waren liebenswürdig gebildet, doch däuchte mich, als ob ich etwas sehr Leichtsinniges in ihrem hüpfenden Gang und ihren herumschießenden Blicken wahrnähme. Ich sahe, daß die Seele ihre Augen oft gen Himmel wandte; und es schien dann aus ihrem Lächeln und aus einem stillen Seufzer, der ihr entfloh, als ob sie sich wieder an die Gegend, wo sie hergekommen war, erinnerte.

Nicht weit von dem Orte, wo sie sich befand, war eine kleine Höhe, mit den angenehmsten Blumen bedeckt. Auf der Höhe stand ein mit Rosen bestreutes Lager, auf dem eine Frau von einer feinen, obgleich allzuweichlichen und frechen Gestalt saß, welche sich Glückseligkeit nennen läßt, in der Sprache der Himmlischen aber heißt sie die Thorheit. Sie war von einer Menge kleiner Sylphen und Sylphiden umgeben, die von mannigfaltigerer Bildung waren als die Blumen in den Gärten des Königs in Persien. Ihr Name ist Freuden. Sie sind alle Kinder der Thorheit, welche sie in himmlischen Umarmungen mit verschiedenen Vätern gezeuget hat. Diese Freuden, die gleich den Mücken an einem Sommerabend unter einander wimmelten, machten mit ihren Flügeln eine Art von Musik, welche die Seele auf einmal von ihrem Staunen erweckte. Die Begierden waren schon, sobald sie die schönen Freuden erblickt hatten, auf sie zugeeilt. Es war, als ob sie von einer angebornen Zuneigung zu ihnen gezogen würden. Sie umarmten einander mit so großer Heftigkeit, daß es schien, als ob sie, wie jene Nymphe mit dem spröden Jüngling, in einen einzigen Leib zusammen wachsen wollten.

Die Seele schien anfangs zweifelhaft, wo sie hingehen sollte. Sie horchte mit heimlichem Vergnügen dem lockenden Getön der Freuden zu; sie wollte zu ihnen gehen, aber sie wich immer wieder von dem geraden Weg ab. Da ich mich über diese schlangenförmige Bewegung verwunderte, sahe ich einen kleinen Knaben mit goldenen Flügeln, in der Gestalt eines aufblühenden Engels, welcher sie, so oft sie zu dem Hügel der Freuden abwich, mit seinen Flügeln berührte, worauf sie sogleich wieder in die vorige Bahn zurückzitterte. Ich bat meinen Schutzgeist, mir dieses Gesicht zu erklären.

Er sagte: Daß du die Seele so oft und mit einer sichtbaren Ungeduld nach der Seite abweichen siehest, wohin die Freuden mit ihrem Sirenengesange sie einladen, ist eine Wirkung der dunkeln Empfindung, die ihr von ihrem ehemaligen Stande zurück geblieben ist. Ehemals lebte sie als eine Schwester und Gespielin der Engel in den ätherischen Gegenden und gewöhnte sich daselbst an einen viel hellern Tag, als dieser ist, und an die reinen Harmonien der Sphären. Ungeachtet sie nun bei ihrer Verweisung vom Himmel aus dem Zauberfluß der Vergessenheit trinken mußte, welcher die Kraft hat, die Erinnerung des vergangenen Lebens aus dem Gemüthe zu wischen, so sind ihr doch noch einige Eindrücke und Neigungen von ihrem angebornen Zustande zurück geblieben, welche sich bei jeder Gelegenheit äußern. Jeder Schimmer, jedes Getöne setzt sie in Bewegung und zieht sie mit einer heimlichen Gewalt in sich. Sowohl die reizende Gestalt jener bunten Freuden, als das liebliche Geräusch ihrer musikalischen Flügel bemeistert sich ihrer mit einer Stärke, der sie nicht widerstehen könnte, wenn nicht der Instinct, dieser ätherische Knabe, der immer um sie schwebt, ob sie ihn gleich nie siehet, sie von Zeit zu Zeit zurück triebe, indem er sie mit der äußersten Schwinge seiner magischen Flügel berührt. Es ist nicht ausgemacht, was diesen jungen Engel bewogen hat, die Himmelsluft zu verlassen und der Seele so unverwandt nachzufolgen. Einige glauben, daß es aus sonderbarer Liebe oder natürlicher Anmuthung zu ihr geschehe; mir ist es wahrscheinlicher, daß er ihr von dem König der Geister zugegeben worden, damit er sie auf den einzigen Weg bringe, auf welchem sie zu ihrer verlorenen Hoheit und Glückseligkeit zurück kommen kann. Nichts desto weniger wirst du sehen, daß er zu schwach ist, sie von den

Lockungen der Freuden abzuziehen. Du ſieheſt, wie ſie dem bezaubernden Hügel immer näher kommt; die Begierden eilen, mit Roſen bekränzt, ſie einzuladen; jetzt iſt ſie gefangen; der Inſtinct ſchüttelt ſeine Flügel umſonſt; die Freuden binden ſie mit Blumenkränzen, ſie umwinden ſie ganz und ziehen ſie in den Arm der Thorheit.

Indem ich dieſer Scene mit Aufmerkſamkeit zuſah, ſah ich eine wunderſame Verwirrung unter den Freuden und Begierden entſtehen. Jene, welche dieſen vor etlichen Minuten ſo reizend vorgekommen waren, daß ſie dieſelben mit der feurigſten Inbrunſt umarmten, verwandelten ſich jetzt in ihren Armen in die abſcheulichſten Geſpenſter und Mißgeſtalten. Einige, die vorher ſo ſchön wie die Liebe geſchienen hatten, wurden jetzt zu unflätigen Harpyen; andere bekamen eine andere, alle aber eine ſehr häßliche Geſtalt. Die Begierden bebten mit Unmuth von ihren Lieblingen hinweg. Aber, kaum hatten ſie ſich aus ihren ekelhaften Umarmungen losgemacht, ſo erſchienen die kleinen Zauberinnen wieder in den reizendſten Geſtalten. Die Begierden wurden aufs Neue angereizt, ſich mit ihnen zu vereinigen, aber ſie fanden ſich bald eben ſo ſehr getäuſcht als zuvor. Einige der Freuden ſtellten ſich ſpröde und flohen vor den nacheilenden Begierden; andere verfolgten diejenigen, die vor ihnen flohen. Man ſah nichts als ein buntes widerliches Gewimmel, und von dem gewaltigen Getöſe, welches das Klatſchen der Flügel, die ungeduldigen Klagen der betrogenen Begierden und die vermiſchten Stimmen der Fliehenden und Nacheilenden verurſachten, hätte man taub werden mögen. Dieſer Lärm weckte endlich die Seele auf, die neben der Thorheit auf einem Roſenlager eingeſchlafen war. Sie wollte aufſtehen und ihre Begierden zuſammenrufen; aber die Thorheit, welche ihren

Arm fest um ihren Leib geschlungen hielt, war ihr zu stark. Sie konnte sich nicht losmachen, zumal da ein Weibsbild von plumper Bildung, die man Gewohnheit nennt, sie mit neuen und stärkern Banden an das Lager der falschen Glückseligkeit fest machte. Unterdeß hatten sich die Begierden durch ihre beständige, aber vergebliche Bewegung so sehr ermüdet, daß sie ganz entkräftet niedersanken und einschlummerten.

Während der allgemeinen Stille, die jetzt auf ein so großes Getümmel folgte, hörte die Seele von ferne ein liebliches Getöne, wovon sie auf eine so süße und mächtige Weise ergriffen wurde, daß sie sich eine starke Bewegung gab, aufzustehen und die blumigen Fesseln zu zerreißen, womit sie gebunden war. Ich sahe auch, daß der Knabe mit den goldenen Flügeln, den ich lange nicht mehr bemerkt hatte, wieder um sie schwebte, als ob er ihr mit seinen ätherischen Flügeln Muth und Stärke zufächeln wollte. Sie riß sich zuletzt wirklich los und weckte ihre Begierden auf, um der holden Symphonie mit einander nachzugehen, von der sich nur die letzten und schwächsten Ausflüsse in ihrem Ohre verloren. Sie würde aber schwerlich so bald und so leicht aus dem bezauberten Gebiete der Thorheit hinweggekommen seyn, wenn sich nicht eine Frau von ernsthaftem Ansehen zu ihr gefunden hätte, von der mir Geoucha sagte, daß sie Ueberlegung genannt würde. Die Ueberlegung hatte eine Brille in der Hand, welche sie der Seele aufsetzte. Sie befahl ihr erstlich, die Thorheit und ihre Töchter damit anzusehen, welche ihr nun so häßlich und schändlich vorkamen, daß sie vor Ekel die Augen wegwenden mußte. Dann befahl sie ihr, vor sich hinaus zu sehen, und da entdeckte die Seele auf einem weit entlegenen Berge eine Gestalt von erhabenem

himmlischem Ansehen. Sie betrachtete sie lange, und es war ihr, als ob sie sich erinnerte, ehemals etwas Aehnliches gesehen zu haben. Sie eilete nunmehr, wie mit geflügelten Füßen, vom Instinct begleitet, nach der glücklichen Gegend, wo sie die schöne Gestalt gesehen hatte, von welcher auch die liebliche Symphonie kam, die sie zuweilen stärker, zuweilen aber fast gar nicht vernahm. Ihre Gefährten schwebten ungeduldig voran und schienen durch eine geheime Ahnung zum voraus zu empfinden, daß das Leere, das sie in sich empfanden, bald ausgefüllt werden sollte.

Ich sahe auch, wie sie endlich den Fuß des Berges erreichten, wo sie still hielten, um sich ein wenig zu erholen. Denn der Berg schien ihnen sehr schwer zu ersteigen. Ich wurde aber bald einer weiblichen Gestalt von gesunder und starker Leibesbeschaffenheit und einer sehr sanften Gesichtsbildung gewahr, die zu ihnen herunterstieg. Sie nannte sich Mäßigkeit, zuweilen heißt sie auch Geduld. Sie erbot sich, die Seele an ihrem Arm auf den Gipfel des Berges zu führen. Was die Begierden betrifft, so waren einige so leicht auf den Füßen und so erhitzt nach der Schönheit, von der sie zwar nur eine dunkle Vorempfindung hatten, daß sie ohne Führer, ob sie gleich nicht selten ausgleiteten, den obern Theil des Berges erreichten. Andere, die etwas träger waren, nahm der Instinct auf seine Flügel und brachte sie also sicher auf den Gipfel.

Jetzo däuchte mich, als ob ich selbst durch eine unmerkliche geschwinde Bewegung auf die Stirn dieses Berges gebracht würde, damit ich Alles genau beschauen könnte, was ferner mit der Seele, gegen die ich eine zärtliche Zuneigung empfand, sich zutragen würde.

Ich sahe nun eine große Ebne, an der einen Seite von hohen Cedern umringt, an den übrigen offen und mit allerlei gesunden und wohlriechenden Pflanzen bedeckt. Die Luft, die man hier athmete, hatte die Eigenschaft, daß sie die Uebung der Leibes- und Seelenkräfte ungemein beförderte. Man schien sich selbst leichter und wie ätherisch zu werden. Aber ein entzückendes Gesicht, das sich mir anbot, versicherte sich bald meiner ganzen Aufmerksamkeit. Ich sahe die Gottheit dieses Orts, eine himmlische Gestalt, aus dem Cedernhaine hervorgehen, eben diejenige, welche die Seele durch das wunderbare Glas der Ueberlegung von fern erblickt hatte. Wenn man sie gesehen hat, so kann man nichts Anderes mehr schön heißen, als sie; aber es ist unmöglich, sie denen genugsam zu beschreiben, die sie nicht selbst gesehen haben. Sie trug ein goldenes Stirnband, auf welchem in der himmlischen Sprache ihr Name geschrieben stand, den nur die Unsterblichen nennen können; bei den Menschen aber heißt sie die Tugend. Zu ihrer Linken ging eine Nymphe, gleich einem Mädchen in der vollen Blüthe der Schönheit, aber von einer so untadeligen und glänzenden Schönheit, daß ich sie für die Einwohnerin einer höhern Welt halten mußte. Mein Ausleger sagte mir, man nenne sie Harmonie, und die goldene Laute, die an ihrer weißen Schulter hing, sey eben dieselbe, womit sie die Gestirne und Welten in richtige Bewegung und Kreisläufe gezogen und den allgemeinen Lobgesang beherrscht habe, den die neugebildete Schöpfung dem Herrn der Wesen gebracht. Ungeachtet sie jetzt nicht spielte, so floß doch noch ein sich sanft verlierendes liebliches Getöne um sie her, gleich dem milden Glanz, den die untergegangene Sonne auf den westlichen Bergen zurück läßt, wenn er sich allgemach unter die Flügel der Nacht verbirgt.

Als die Seele die himmliſche Tugend auf ſich zukommen ſah, eilte ſie in einer Art von Entzückung, ſich zu ihren Füßen zu werfen und ihre Knie zu umarmen. Jetzt empfand ſie zum erſten Mal, ſeitdem ſie in den irdiſchen Gegenden gewallet hatte, etwas, das jener Seligkeit glich, die ſie unter den Engeln unvermiſcht genoſſen hatte, und ſie glaubte im Antlitz der Tugend Züge von dem Ewigen Schönen zu entdecken, den ſie ehemals angebetet hatte.

Die Tugend hob ſie liebreich auf, umarmte ſie und führte ſie mitten zwiſchen ihr und ihrer Schweſter Harmonie zu einem erhöhten Orte, wo ſie ſich niederſetzten. Ich ſahe auf dem Angeſicht der Seele eine Zufriedenheit leuchten, die nur aus einer Glückſeligkeit entſpringen kann, welche ganz und gar nach unſerer Natur abgemeſſen iſt. Ich ſah auch, wie die Begierden ganz erſtaunt am Boden klebten und die Augen nicht von der göttlichen Majeſtät der Tugend und der unwiderſtehlichen Anmuth der ſchönen Harmonie verwenden konnten. Aber, ſobald dieſe ihre Laute hervor nahm und einen Geſang zu ſpielen anfing, der die ganze Natur zu erhöhen ſchien, ſo ſtanden die Begierden auf und machten, mit den Armen in einen Kreis geſchlungen, einen ſphäriſchen Tanz um die Tugend, gleich dem Tanze, den die Welten um die königliche Sonne machen. Dieſe ſanfte und wohl abgemeſſene Bewegung wiegte ſie in ein Vergnügen, dergleichen ſie nie empfunden hatten. Aber, was noch weit wunderbarer und für mein Aug' ein entzückender Anblick war, jede Begierde, indem ſie ſich ſolchergeſtalt um die Tugend als ihren Mittelpunkt herum bewegte, faßte, wie in einem Spiegel, die Geſtalt derſelben auf und ſchien eine nachgebildete Tugend, und zwar jede auf eine ihr eigene Weiſe, zu werden. Man hätte ſie für eine Schaar von

Kindern einer Mutter gehalten, von denen jedes ein Nachbild der Mutter scheint, obgleich keines dem andern völlig ähnlich ist.

Indem ich diese wundervolle Scene mit ungemeiner Freude betrachtete, rührte mich Goncha mit seinem Stabe an, und sogleich verschwand das Gesicht, und ich befand mich allein auf dem Gipfel des Berges Kakan.

Geſicht

von

einer Welt unſchuldiger Menſchen.

Epiſode aus einem nicht zu Stande gekommenen Werke.

1755.

Mitten unter tausend Welten, die der Güte ihres Schöpfers voll sind, glänzt in sanfter Schönheit eine glückliche Erde, so blühend und schön, wie damals, da sie erschaffen wurde, ein Paradies unschuldiger Menschen zu seyn, welche in der Versuchung, der wir unterlagen, standhaft aushielten und die Güte ihrer Natur unbefleckt bewahrten; ein seliger Wohnplatz seliger Menschen; oder sollen wir sie Engel nennen, die mit irdischen Leibern angethan sind? Denn der menschliche Geist ist mit der englischen Natur nahe verwandt, gleich unsterblich wie sie und zu himmlischen Geschäften und Freuden aufgelegt.

Niemals hat das Böse einen Zugang zu dieser schönen Welt gefunden, obgleich Satan einen übel gerathnen Versuch wagte, sie von ihrem Schöpfer abwendig zu machen. Niemals hat Zorn oder Neid und gewaltsamer Stolz die süße Eintracht ihrer Bewohner gestört. Gleich einer einzigen friedsamen Familie, in der Jedes die Freude des Andern ist, leben sie im Schoß der Natur und der Unschuld, unter dem Auge ihres Schöpfers, das mit segnendem Wohlgefallen auf sie herabsieht; glücklich unter seinen Gesetzen, welche die Quelle der Freude und das wahre Präservativ gegen alles Ungemach sind.

Der liebliche Morgen hatte sich mit seinen bethauten Flügeln eben auf diese Erde herabgelassen, als sie mir von ferne ins Gesicht fiel, in anmuthiger Dämmerung, gleich einer Landschaft, die der sanfte Glanz des Monds aus dem

Schatten emporhebt. Endlich senkten wir uns in ihre reine Atmosphäre, wie in ein Meer von süßen Gerüchen, die allenthalben aus den blumigen Gefilden und gewürzreichen Hügeln emporduften, wo der Frühling mit dem Herbst in holder Eintracht herrschen, von den unmäßigen Jahreszeiten nie vertrieben. Hier sah ich die Gestalt dieser seligen Welt, wie eines Gartens Gottes, blühend und fröhlich; eine unsterbliche Lebhaftigkeit glänzte aus allen Geschöpfen hervor, so daß auch die leblosen Dinge selbst beseelt und über ihr Daseyn erfreut zu seyn schienen. Hier entzückte mich die schönste Einfalt mit Mannigfaltigkeit gepaart. Hohe Cedernwälder, Hügel mit Myrten und Balsamstauden bekränzt, stille Thäler mit silbernen Bächen durchwunden, kühle Myrtenhaine und fette, weit verbreitete Ebenen fielen mir auf einmal wie ein einziges Paradies in die Augen, in anmuthiger Verwirrung, die das Gemüth mehr ergetzt als die regelmäßige Ordnung der Kunst. Die Stimme der Luft schallete aus allen glücklichen Geschöpfen, die diese Gegenden beleben; eine liebliche Musik, aus tausend Arten von gröbern und sanftern Tönen, die Gesänge der Vögel unter den Zweigen oder aus der hohen Luft, mit dem Blöcken der wolligen Heerden und dem stillen Summen scherzender Insecten begleitet! Jede lebende Creatur grüßt' auf ihre eigene Weise die wiederkommende Sonne, die ihr den Anblick der schönen Natur wiedergab, ihre Freude hallte von einem Hügel zum andern. So angenehm ist das Gefühl des Daseyns selbst den Thieren; mit welch einer Seligkeit muß es die Menschen erfüllen, in denen ein himmlischer Geist wallet! Menschen, welche die Unschuld ihrer Natur behalten haben und den ewigen Geist kennen, dem sie ihre Seligkeit danken, ja, dem sie selbst ähnlich sind!

Geschöpfe, die den Werth ihres Daseyns empfinden, die ins Vergangene froh zurücksehen, das Gegenwärtige genießen und in der Zukunft Himmel über Himmel in unbegrenzter Aussicht entdecken; Menschen, die mit allgemeiner Freundschaft sich lieben, deren Glück durch das Glück ihrer Nebengeschöpfe vervielfacht wird; die in der Vollkommenheit unaufhörlich wachsen — o, wie selig sind sie!

Da sich mein Geist in seiner Entzückung in diese Erde versetzt glaubte, beschäftigte eine feierliche Begebenheit das ganze Geschlecht der unschuldigen Menschen. Eine Schaar hellglänzender Seraphim war, von Gott gesandt, herabgestiegen, die ersten Menschen nebst den Stammvätern der zahlreichen Familien, in die sich das erste Paar ausgebreitet hatte, näher zu Gott in die empyreische Sphäre abzuholen. Auf diese Weise würden auch wir von unserer Erde geschieden seyn, wenn wir nie gesündiget hätten, und so wurde Henoch, der Mann, der unter den Sündern ein göttliches Leben lebte, hinweggenommen.

Auch in dieser Erde hatte Gott einen Garten gepflanzt, der von einem erhabnen Marmorgebirge über alle andere Hügel und Gefilde herabsah; ein Inbegriff aller Schönheiten der Natur, mit Hainen, blumigen Lustgefilden und schattenreichen Lauben abgesetzt. Hier wohnten die ersten Menschen nebst der Familie ihrer erstgeborenen Kinder. Die Uebrigen hatten sich auf das flache Land vertheilt und den Garten Gottes, der zu eng für Alle war, willig verlassen. Denn unschuldige Herzen finden allenthalben ein Paradies. Doch begrüßten sie oft an festlichen Zeiten den geliebten Wohnplatz ihrer Stammeltern, den die Erscheinung Gottes und die Besuche menschenfreundlicher Engel heilig machten. Dort lebten sie zu den Füßen der gottfeligen Patriarchen eine Reihe

glücklicher Tage und kehrten dann, von ihrem Segen begleitet, wieder zu ihren Kindern zurück.

Es war eben der festliche Tag, an welchem sie die Schöpfung des Menschen feierten, als die göttlichen Gesandten ankamen. Sie fanden die Häupter aller Familien im Paradies versammelt. Die Nachricht von der Ursache ihrer Ankunft verbreitete statt Traurigkeit eine fromme Freude, die nur mit einer sanften Wehmuth vermischt war, weil sie des gewohnten süßen Anblicks und des lehrenden Umgangs der besten Eltern nicht länger genießen sollten. Aber die Engel trösteten sie liebreich; und in Herzen, die von der reinsten Vernunft regiert wurden, konnte auch eine solche Schwachheit nur wenige Minuten stattfinden.

Aber welch eine entzückende Nachricht war das für diejenigen, welche zu einer so herrlichen Erhöhung ihrer Glückseligkeit berufen wurden! Oft war dieß der geheime Wunsch ihrer Seelen gewesen, ob sie gleich in einem Paradies und von ihren schuldlosen Kindern umgeben im Schoß der Freude lebten. Denn es ahnete ihren Seelen, daß sie für noch höhere Freuden bestimmt wären. Und was hätte sie auch auf der Erde zurückhalten sollen? Sie konnte ihnen nichts geben, was der Himmel nicht ersetzte. Sie schieden zwar von ihrem geliebten Geschlecht, aber sie verließen es glücklich, im Schatten der göttlichen Güte ruhend und durch die Hoffnung einer gleichen Vervollkommnung belebt. Welch ein seliges Lächeln glänzte über ihr Angesicht, indem ihr Geist in alle die Jahrhunderte zurücksah, in unzählbare goldene Tage, in Unschuld verlebt, mit froher Arbeit und dem Lob ihres Wohlthäters zugebracht! Keine Reue schwärzte diesen Anblick; das Bewußtseyn ihrer Unschuld verbreitete die süßeste Ruhe durch ihre Brust, und die Erinnerung führte

jede gute That, die ihre Tage vorzüglich bezeichnet hatte, glänzend vor ihre Stirnen zurück. Glückliche, dreimal glückliche Menschen, die ihre Seele ihrem Schöpfer in der schönen Güte wieder darstellen konnten, die er ihnen anerschaffen! Seelen, die er lieben mußte, weil sie ihm sein Bild entgegenstrahlten!

Jetzo sah ich, wie mich däuchte, den Abschied der Stammeltern dieses Geschlechts von ihren Kindern, einen feierlichen rührenden Anblick! Sie schauten mit frohen Blicken voll Segen über alle diese blühenden Schaaren hin und empfanden zum letzten Mal die väterlichen und mütterlichen Freuden, die der Anblick wohlgearteter und glücklicher Kinder einflößt; eine süßere und reinere Wollust als die Entzückungen der ehelichen Liebe selbst, die ihnen den Ursprung gaben. Wir verlassen euch, sagten sie, um näher zu dem wohlthätigen Geist zu kommen, der uns so glücklich gemacht hat. Wie selig sind wir, daß wir zuerst gewürdiget werden, ihn in himmlischen Tönen zu loben und den horchenden Sphären die Güte, die er an uns bewiesen, zu erzählen. Sein Lob ist auch jetzt euer süßes Geschäft, wie es das unsrige bleiben wird. Lasset euer ganzes Leben ein Lob seiner herrlichen Vollkommenheiten seyn! Wir scheiden zwar aus euren Augen; aber oft werden wir unsichtbar oder im Glanze der Abenddämmerung herabsteigen, uns an dem Anblick eurer Unschuld zu ergetzen. Wie selig wird die Stunde des Wiedersehens seyn, die uns Alle in einer vollkommnern Welt auf immer vereinigen wird! — So redeten sie mit Blicken voll zärtlicher Liebe zu ihren Kindern, welche in tiefer Stille mit begierigem Ohr die letzten Worte von ihren holden Lippen auffingen.

Die Mutter der Menschen stand unter einer Schaar von ähnlichen Töchtern, die den ganzen Hügel um und um

bedeckten; die Engel selbst schienen von diesem Anblick ergetzt, obgleich ihrem Auge keine Schönheit der Schöpfung fremd war. Sie stand, die schönste unter den Weibern, vom Alter unverletzt, und segnete und umarmte sie; in ehrwürdiger Schönheit stand sie, wie wenn die Tugend eine sichtbare Gestalt angenommen hätte; sie allein war ganz Freude, da indessen Thränen der Zärtlichkeit über jede blühende Wange gleiteten.

Ein heller Kranz von jugendlichen Schwestern stand zunächst um sie und betrachtete sie mit liebevollen unersättlichen Blicken, um ihr theures Bild tief in ihre weiche Seele einzuprägen, daß keine Zeit es jemals auslöschen könnte. Die jüngsten drangen auch hinzu, ihre Knie zum letzten Mal zu umfassen. Viele brachten auf ihren sanften Armen holdselige Säuglinge herbei; die göttliche Mutter nahm sie und drückte sie zum letzten Mal an ihr Herz, das von mütterlicher Inbrunst aufwallte, indem jedes kleine unschuldige Geschöpf mit reizendem Lächeln zu ihr emporsah und liebkosend mit seinen kleinen Fingern um ihren weißen Hals spielte. Sie genoß zum letzten Mal diese Freuden, die der menschlichen Natur eigen sind, und welche sie bald mit höhern vertauschen sollte.

Denn jetzt erhoben sich die Seraphim in die Luft und riefen aus ihren goldenen Lauten himmlische Harmonien, welche jede Seele mit feierlichen Empfindungen erfüllten. Eine allgemeine Stille band die horchende Natur, ein höheres Leben drang in alle Geschöpfe, und Entzückung schlug in jeder Brust. Ein sanfter Schauer faßte die Menschen, die jetzt ohne diesen gewaltsamen Kampf, den wir Tod nennen, sich von ihrem Leibe loswanden. Plötzlich entstand ein helles Licht, weißer als Sonnenglanz, und umleuchtete die ganze Gegend; die Menschen verschwanden, und man sah an ihrer Statt eben so viele Engelsgestalten emporschimmern, da

inzwiſchen ihre irdiſche Hülle wie Aſche niederſank, um ſich wieder mit der Erde zu vermengen und in unverwelklichen Frühlingsblumen wieder aufzublühen. — Erſtaunt über den himmliſchen Anblick huben ihre Kinder die Augen empor und riefen ihnen frohlockend nach, da der ſeraphiſche Zug ſich unter dem Klang engliſcher Triumphgeſänge in den Aether erhob, durch die Pforten des Himmels einzog und den Augen der bewundernden Menſchen aus tiefer Ferne einen Blick in namenloſe Schönheiten erlaubte. Lange ſtanden ſie noch mit ſtarren weit geöffneten Augen und meinten ſie noch zu ſehen. Eine ſtille ſprachloſe Entzückung herrſchte in der Verſammlung, bis ſich ihre Geiſter wieder erholet hatten, und jeder Mund von den Empfindungen ſeines Herzens überfloß. Sie umarmten einander mit zärtlicher Liebe und ermunterten ſich, ihrer hohen Beſtimmung würdig zu ſeyn; oder die Alten erzählten den Jüngern von den Tugenden und den Geſchichten ihrer Abgeſchiedenen oder beruhigten mit tröſtenden Reden diejenigen, welche allzu weichmüthig die holde Gegenwart ihrer Geliebten vermißten.

Alles dieß ſah ich, ſelbſt ungeſehen, aber nicht minder von Allem, was ich ſah und hörte, gerührt, als ob ich ſelbſt einer von den glücklichen Bewohnern dieſer Erde wäre. Denn ich fühlte mich ihnen verwandt und beſeufzte oft bei mir ſelbſt unſre verlorne Unſchuld, mit welcher wir ſo viele Glückſeligkeit verloren haben.

Jetzt führte mich mein Engel mit fliegender Behendigkeit in verſchiedene Gegenden der Erde, um mir die Lebensart und Beſchäftigung dieſer Menſchen zu zeigen. Der Erdboden hat hier aller Orten ein freudiges blühendes Antlitz, ob er gleich durch verſchiedene Zonen und Himmelsſtriche abgeändert iſt, deren jeder mit eignen Reichthümern prangt.

Hier verbreiten sich unabsehbare Ebnen, mit Hügeln von Fruchtbäumen bedeckt oder durch den Fleiß der Menschen angebaut, um jedes Korn in wenigen Monaten mit tausendfältiger Frucht zurückzugeben. Dort werfen hohe Fichten- oder Cypressenwälder von der Stirne eines Berges ihren gigantischen Schatten über Thäler voll Klee und Blumen, wo das sanfte Lamm mit dem gefleckten Pardel in friedsamer Sicherheit weidet. Ob sich gleich die Zahl dieser Menschen in unzählbare Myriaden verbreitet hat, mangelt es doch der Erde, die vom Segen des Schöpfers befruchtet wird, nicht an Ueberfluß, sie alle zu ernähren. Niemals haben diese Glücklichen, die sich einander als Geschwister lieben, den Erdboden, ihr angebornes Land, ausgemessen, um die Gesetze des Eigenthums einzuführen, welche sich zu ihrer Unschuld und Eintracht übel schickten. Sie wohnen in Familien zerstreut, die durch keine andere als die Gesetze der Liebe und Ordnung regiert werden. Das Haupt jeder Familie ist der Stammvater, oder, wenn dieser in eine höhere Welt übergeht, der Nächste auf ihn. Ihre Regierung ist wie die Regierung des obersten Geistes, Vorsicht und Güte. Ihre Arbeit ist Ackerbau und Viehzucht. Beides gibt ihnen beständig Anlaß, die Werke Gottes in der Nähe zu betrachten, tausend neue Wunder in der Natur zu entdecken und aus ihrem Anblick ein frommes Vergnügen zu schöpfen.

Ihre Lebensart ist einfältig wie die Natur, der sie folgen, denn gesunde ungekünstelte Speise und eine mäßige Leibesübung sind das wahre Geheimniß, seine Kräfte immer frisch und blühend zu erhalten. Diese friedsamen Menschen wissen nichts von blutigen Speisen. Das stille Lamm gibt ihnen willig seine Wolle, ohne dafür, nach den Sitten der grausamen Bewohner unsers Planeten, unter dem

blinkenden Messer zu zappeln. Sie bedienen sich Alles dessen, was die Natur zu ihrer Bequemlichkeit und Ergetzung mit reicher Mannigfaltigkeit hervorgibt. Die Bäume und Stauden neigen ihre goldfarbnen und bepurperten Früchte zu ihnen herab; die Blumen geben ihnen ihre Gerüche, die Kräuter ihre nährenden Säfte, die Biene theilt ihren Honig mit ihnen, und der Wollenbaum seinen weichen Flaum zur Bekleidung in der kühleren Jahrszeit; oder sie machen sich ihr Gewand mit kunstreichem Finger aus vielfarbigen Federn, die sie mit malerischem Geschmack zusammenfügen.

Ueppigkeit, Schwelgerei und die kindische Thorheit, mit Kieselsteinen oder dem Schleim einer Raupe zu prangen, sind ihnen gänzlich unbekannt. Aber die schönen Künste haben sie auf einen so hohen Grad getrieben, daß die Werke unsrer größten Meister nur Versuche gegen sie sind. Ich sah ganze Felsen von Marmor in Säulengänge ausgehauen und mit Bildern ausgeziert, die zu athmen und zu denken schienen. Auf diese Weise pflegen sie das Andenken ihrer Voreltern oder der Mütter, die sich durch Erziehung vieler Kinder verdient gemacht, oder der Erfinder nützlicher Dinge und von Gott begeisterter Dichter, die mit erhabnen herzbezwingenden Accenten die Thaten des Ewigen und in sanftern Tönen die Freuden der Tugend und der Natur besungen, auf die spätesten Alter fortzupflanzen. Sie zeigen diese Bilder ihren Kindern und erzählen ihnen dann Geschichten von denen, welche sie vorstellen, um sie zu nacheifernder Tugend zu erhitzen.

Die Natur und die Kunst, ihre Nachahmerin, sind für diese Glücklichen unerschöpfliche Quellen angenehmer Beschäftigungen. Aber ihre süßesten Freuden entspringen aus der Liebe und den Verhältnissen, welche dieselbe unter

den Menschen hervorbringt. Die zärtliche Freundschaft, die aus vielen harmonischen Seelen eine einzige macht, und die eheliche Liebe, die Quelle der besten Freuden dieses irdischen Lebens, herrschen hier mit ihrer ganzen reizenden Macht und verbreiten allenthalben eine allgemeine Harmonie. Hier wird keine anmuthsvolle Schöne der Raub eines Unempfindlichen, der ihren Werth nicht kennt; hier zwingt keine unedle Gewinnsucht Menschen, die einander verabscheuen, zu unnatürlichen Umarmungen. Niemals wurden die geheimnißreichen Gesetze der ehelichen Liebe durch eine thierische Brunst entheiliget, die nur eine vorüberrauschende Lust zum Zweck hat. Alle Triebe und Bewegungen dieser Glückseligen sind sanft und gemäßigt; jede Neigung folget dem Wink der Natur und gehorcht der leitenden Vernunft, wie ein Kind, das noch zu schwach ist, sich selbst zu regieren, der liebenden Mutter gehorcht. Die Natur allein knüpft hier das schöne Band, welches die beiden Hälften der menschlichen Natur in ein vollkommenes Ganzes vereinigt. Sie lehret jede Hälfte die andere finden, die gemacht ist, sich mit ihr zusammenzufügen. Eine geheime Sympathie, die aus einer gleichgestimmten Beschaffenheit der Leiber und Gemüther entsteht, lispelt mit sanfter Stimme dem Jüngling und dem aufblühenden Mädchen ein, daß sie für einander geschaffen sind. Ihre Liebe gibt ihnen wie ein neues Leben und macht jeden Athemzug zu einer Lust. Kein Reiz, keine Anmuth, keine Tugend oder irgend ein Vorzug bleibt an dem Geliebten unentdeckt und ungeliebt. Das wiederholte Anschauen so vieler Vollkommenheiten setzt die gefühlvolle Seele außer sich. Sie sieht in süßer Entzückung zu dem Ewigen auf, der der Schöpfer und das Urbild derselben ist — und voll dankbarer Empfindung, daß er sie schuf, so

glücklich zu seyn, verlangt sie die Zahl seiner Anbeter und der Glücklichen zu vergrößern.

Doch wozu nützt es, den verderbten Einwohnern einer ausgearteten Welt, diese erhabnen Geheimnisse der Liebe zu enthüllen? Wie wenig sind deren, die nur fähig sind, sie zu verstehen! und wie seltner ist es noch, daß ein solches Paar sich zusammenfinde, welches fähig wäre, dem ehelichen Stand seine Würde und unschuldsvolle Reinigkeit wieder zu geben! Die reinsten und höchsten Freuden sind den Sterblichen unbekannt. Sie sind mit der Wahrheit und Güte, gleich schüchternen Tauben, aus unsrer verkehrten Welt aufgeflogen, um sich bei diesen unschuldigen Menschen niederzulassen, welche der Natur getreu geblieben sind. Was für einen Anspruch können wir an Glückseligkeit machen, da wir die Natur verachten und die Tugend für die Zerstörerin der Freude halten?

Mich däuchte in meinem Gesichte, als ob mich die Begierde, das häusliche Leben dieser Glückseligen zu sehen, in eine einzelne Familie geführt habe. Sie bewohnte ein Gebirge, welches einem zweiten Paradies gleich schien: so ähnlich hatte es der Fleiß, der Gehülfe der Natur, dem Garten Gottes gemacht. Es war mit Gehölzen, fruchtbaren Bäumen, mit Gärten und schattigen Lustgängen bedeckt. Zwischen denselben blickten die Wohnungen der Menschen hervor, von Cedernholz leicht aufgeführt und bequem ohne Pracht.

Ich näherte mich einer derselben. Ein Hain von allerlei süß duftenden Bäumen und Gesträuchen, mit Blumengefilden abgesetzt, die von schlängelnden Quellen erfrischet wurden, herrschte rings umher. Unter einer hohen Laube von Rosinenstrauch, mit Akanth durchflochten, sah ich eine

Frauensperſon ſitzen, gleich einem Engel, der ſich in einem ſchattigen Ort irgend eines Paradieſes geſetzt hat, um von einer ätheriſchen Reiſe auszuruhen. Sie war größer und von ſtärkerer Leibesbeſchaffenheit, als die weichen Töchter unſrer Erde zu ſeyn pflegen. Die friſche Blume ihrer Schönheit zeigte Unſterblichkeit an. Zwei Säuglinge, ſchön wie die Liebe, lagen an ihrem Buſen und ſogen mit der geſunden nährenden Milch fromme Empfindungen und harmoniſche Triebe ein, die ſich künftig zu eben ſo viel Tugenden entfalten ſollten. Mütterlich lachten die Augen der ſchönen Säugerin auf die Kinder ihrer Liebe herab, indem ihre Seele (ſo ſagte mir der höhere Glanz ihrer Augen) von frohen Gedanken zukünftiger Glückſeligkeit überfloß, die jetzt noch an ihrem Buſen keimeten. Zuletzt öffneten ſich ihre ſüß lächelnden Lippen, ſie zu ſegnen. Wachſet, blühet, ſprach ſie, ihr Lieblinge meines Herzens, ihr ſanfte Seelen, die ihr noch in dem zarten Leibe ſchlummert und den Werth eures Daſeyns noch nicht kennet! Wie werdet ihr frohlocken, wie wird euer Herz von Freude überwallen, wenn ihr anfangen werdet, einen himmliſchen Geiſt in euch zu fühlen, in deſſen reinem Spiegel ihr das Bild eures Schöpfers erblicken werdet! Wie ſüß wird meinem Ohre die erſte Entzückung eures ſtammelnden Lobes ſeyn! Dann will ich euch erzählen, wie herrlich er iſt und zu was für einem Leben er euch erſchaffen, damit ich in euren ſtaunenden Mienen und in jedem ſanft aufſchwellenden Geſichtszug leſe, was in euren Seelen vorgeht. Und welche Freuden wird mir eure Liebe, eure geſellige Eintracht, eure Wiſſensbegierde, eure Unſchuld machen! Wie oft werde ich mich ſelbſt preiſen, daß ich euch gebar! So ſagte ſie und hob beide auf und drückte ſie an ihre anmuthsvollen Lippen.

Indem sah ich, nicht fern von hier, eine kleine Schaar von Knaben mit ihren Schwestern in holdseliger Eintracht unter den Blumen spielen. Sie betrachteten dieselben aufmerksam, und jeder wählte sich einen Liebling und gab ihm den Namen einer von seinen Schwestern. Vor der Wohnung sah ich verschiedene Mädchen beschäftiget: diese, Körbe von gespaltenem Rohre zu flechten; jene, Obst und Gewächse zum Abendmahl des Hauses zu bereiten; andere, auf wollene Tapeten, die sie selbst gewirkt hatten, nachahmende Blumen und Laubwerk zu sticken. Ihr gelbes Haupthaar war mit Rosen durchflochten, und ihre Schönheit glich der Morgenröthe, wenn sie ihre frische Rosenfarbe über erwachte Hügel verbreitet. Jede lächelte die Andre voll Liebe an und schien sich ihrer eignen Liebenswürdigkeit nicht bewußt zu seyn. Sie sangen unter ihrer harmlosen Arbeit anmuthige Gesänge, welche die jüngste der Schwestern mit der helltönenden Laute begleitete.

„Wie schön bist du (sangen sie), o Abendsonne, auf den westlichen Hügeln, wenn du unter dem glühenden Gebüsch hervorschimmerst! Wie lieblich sind die letzten Blicke, die du auf die Fluren herabwirfst, die schon halb im Schatten liegen!

Eile, du reine Quelle des Lichts, unsern Verwandten auf der andern Hälfte der Erde den lieblichen Tag zu bringen. Jetzt färben sich dort die Spitzen der Berge! Jetzt erwachen ihre Paradiese mit neuer Schönheit, im glänzenden Thau gebadet. Jede Blume öffnet ihren balsamischen Kelch und athmet dir ein Opfer von süßen Gerüchen entgegen.

Jetzt erwachen sie, unsere Mitgenossen an Seligkeit, und grüßen frohlockend deine Ankunft, die sie zur süßen Arbeit ruft; indem wir, vom stillen Mond umglänzt, sanft ermüdet in duftenden Schatten schlummern, und lächelnde Träume gleich Engelsgestalten um unsere Schläfe schweben."

Von dem anmuthigen Nachklang dieſer Stimmen begleitet, begab ich mich tiefer in den Hain, von Gedanken gedrängt, deren Entwicklung Einſamkeit und grüne Schatten befördern. Oft fragte ich mich ſelbſt, ob mich nicht ein angenehmer Traum täuſche? Aber meine Empfindungen waren ſo lebhaft, daß ich nicht zweifeln konnte, Alles wirklich zu ſehen und zu hören, was mein Auge und Ohr bezauberte. Dann befiel mich ein ſanftes Staunen, eine ſüße Schwermuth, und eine ſtille Thräne ſchlich ſich die Wangen herab. Ach! möchtet ihr hier ſeyn, wünſchte mein Herz, ihr, die ich liebe, ihr, deren die Welt, die ihr zieret, nicht werth iſt! Möchtet ihr hier ſeyn, meine Freunde, mit Allen, deren Güte und Redlichkeit ſie eines Paradieſes würdig macht: möchtet ihr hier ſeyn! — So wollten wir auf dieſem Berge wohnen und des Lebens froh werden, deſſen Genuß uns die Thoren jener Unterwelt nicht erlauben. Hier ſollte — aber mitten in dieſem zärtlichen, unbeſonnenen Wunſch unterbrach mich der Genius, der ſich mir unbemerkt genähert hatte. Laß die Vorſicht, ſprach er, für die Tugendhaften ſorgen, die du gern in dieſe Welt der Unſchuld retten möchteſt. Der Stand, worin ſie jetzt ſind, iſt ihnen von einem Weſen ausgeſucht worden, das in allen Welten keinen fand, der ſich beſſer für ſie ſchickte. Und ſieheſt du nicht, wie grauſam dein Wunſch iſt, alle Tugendhafte, die unter dem Monde zerſtreut ſind, an einen Ort zu bringen? Was wäre das Anderes, als vor der Zeit die Guten in einen Himmel verſetzen und aus der übrigen Erde eine Hölle machen? Denn eben dieſe engelähnlichen Seelen, die wie ſüßduftende Blumen mitten unter Unkraut und Dornen hervorblühen, verhindern ganz allein, daß die Erde keine gänzliche Wildniß werde.

Da er so sprach, hörten wir fern her ein angenehmes Concert vieler Stimmen, von kühlen Zephyrn halb verwebt, durch den Cedernwald rauschen. Eilends folgten wir dem lieblichen Getön, welches uns, ungesehen unter dem Schleier einer ätherischen Wolke, zu einer liebenswürdigen Versammlung leitete. Die ganze Famile, von der ich vorher einige Glieder sah, hatte sich versammelt, um ihre gewöhnlichen Abendhymnen in den allgemeinen Lobgesang zu mischen, den die Natur unaufhörlich ihrem Schöpfer bringt. Die Väter waren mit ihren Söhnen von ihrer täglichen Arbeit in den Schoß der Ihrigen zurückgeeilt, wo die zärtlichsten Freuden auf sie warteten. Jede schöne Gattin flog dem geliebten Mann mit offnen Armen entgegen; ein lieblicher Schwarm holdseliger Kinder scherzte mit jugendlichen Liebkosungen um die Knie der Väter und begleiteten sie frohlockend in die Hütte, wo ein gesundes Mal bereitet stand, von der einfältigen Natur aufgetragen, nicht von der Kunst verderbt, deren leckerhafte Erfindungen die Nerven der Gesundheit angreifen, um einen von Schwelgerei abgenutzten Geschmack zu reizen. Liebreiche Vertraulichkeit und unschuldige Munterkeit herrschten über dem geselligen Mahl, und hätten auch schlechte Speisen schmackhaft machen können. Alsdann gingen sie vor die Hütte, um die schöne Gegend im Mondschein zu betrachten und, eh sie sich in die weichen Arme des Schlafes legten, dem Schöpfer ihr Loblied zu bringen, dessen sanft säuselnde Gegenwart sie unter den Bäumen zu spüren glaubten. Welch ein Concert war dieses, und wie weit über diese weichen wollustathmenden Lieder hesperischer Sängerinnen erhaben, die nur eine Speise der Ohren sind, ja, allzu oft dem Gesang der Sirenen gleichen, der zu einer tödtlichen Lust an ihre geheimvollen Ufer lud! Es war eine Symphonie von höherer

Art, welche die Seele selbst in Musik stimmte und Engel oder Geister des Aethers anlockte, auf Abendwolken sich herabzulassen oder vom Wipfel ätherischer Cedern dem frommen Gesang zuzuhören. Wir näherten uns, von der süßen Gewalt der mächtigen Harmonie gezogen, die uns in anmuthsvoller Verwirrung entgegenkam. Wie wenn an einem Frühlingsmorgen die Freude tausend liebliche Kehlen öffnet, die hervorgehende Sonne zu begrüßen: die Lerche wirbelt in der hohen Luft ihre sanften Melodien, indem die Grasmücke unter bethauten Zweigen helle durchdringende Töne schleift; mit ihrem Gesang vermischt sich das Pfeifen und Zwitschern der andern Vögel, und das Gesumse der fleißigen Bienen, die um die frischen Violen und den gewürzten Thymus flattern; der murmelnde Bach und das Säuseln junger Morgenwinde, die zwischen den belaubten Gewölben ihre Rosenflügel schütteln, vermehrt die freudige Symphonie, und dem Hirten, der auf einem Hügel mit lauschendem Ohre horcht, hüpfet vor Freuden das Herz: so, oder noch viel angenehmer, tönte uns dieß vereinte Loblied der Menschen, welches durch die ambrosische Nacht weit und breit erschallete und von dem einsamen Echo in den vorüberstehenden Bergen nachgesungen wurde. Männliche Stimmen waren mit sanftern weiblichen nach verschiednen Graden abgesetzt. Auch die Kinder versuchten, in noch wankenden, aber doch lieblichen Tönen, das Lob ihres Schöpfers, den sie besser fühlten als kannten; ja, die Säuglinge selbst stammelten mit süßem Lächeln harmonische Töne auf den Armen der entzückten Mütter.

„Wie schön bist du (so sang der heilige Chor) in deiner schlummernden Schönheit, o Erde! Wie anmuthsvoll leuchtet deine Gestalt unter dem schattigen Mondlicht hervor."

„Wie erquickt ruht das Auge, von den hohen Farben des goldnen Tages ermüdet, auf der matten Dämmrung! Indeß träufelt aus leichtschwebenden Gewölken der balsamische Thau, indem die Abendlüfte mit fächelnden Schwingen jede schlafende Blume kühlen."

„So erneuerst du deine Kräfte, o Erde, und blühest in ewig frischer Jugend; schön, wie ein Garten Gottes, wie ein Wiederschein des Himmels, wo unser noch blödes Auge sich allmählich zum Anschauen des Göttlichen angewöhnet."

„O du, wie soll dich der Mensch, wie soll der Himmel dich nennen, Unaussprechlicher? Oder ist nicht dein würdigster Name Liebe? Ach! könnte das entzückte Herz dir seine Empfindungen stammeln! Welch ein Gedanke ist das, für dich geschaffen zu seyn! Mit Zittern wagt die Seele, die zugleich sich selbst fühlt, den unaussprechlichen Gedanken. Aber eine mächtige Stimme (ist es nicht deine Stimme, o du allgegenwärtige Seele der Geister?) nöthigt die bebende Seele mit süßer Allmacht, den kühnen Gedanken von Neuem zu denken! Die ganze Natur und jeder Augenblick unsers Daseyns bestätigt ihn. Denn an wen erinnert uns jedes Geschöpf als an dich? Wem nähert uns jede Freude als dir? Und warum seufzet die Seele, wenn sie ganz im Vergnügen schwimmt, das von allen Seiten auf sie zufließt, nach wem seufzet sie als nach dir? Nach dir, du höchste Vollkommenheit, für die sie geschaffen ist!"

„Jede frohe Empfindung, und mit wie vielen überhäufest du uns! wirft ein Licht auf unsre Seele, in welchem wir dich erblicken und in dir den Vater, den Wohlthäter, den ewigen, geheimnißvollen Urquell des Guten, von dem auch die schwachen Ausflüsse, deren wir jetzt fähig sind, uns entzücken."

„O, jauchze über dein Daseyn, unsterbliche Seele! Preise ihn, meine Seele, preiset ihn mit mir, harmonische Seelen, und ihr, die ihr uns umgebet, ihr sichtbare Geister, die wir oft in stillen Nächten hören, wenn ihr, auf goldnen Wolken schwebend, die heitre Luft mit begeisternden Hymnen erregt. Und ihr unsichtbare Engel, lobet ihn! Ihr Sterne, die ihr von jenem majestätischen Himmel in ruhigem Glanze herabseht, von glückseligen Geschöpfen, unsern Freunden, bewohnt, um, wie wir, zum Anschauen des Unendlichen zubereitet zu werden. — Stimmet ein in den allgemeinen Lobgesang!"

„Welch ein hoher feierlicher Anblick! Ruhe, mein Auge, mit Adlersblicken auf diesem himmlischen Schauplatz, wo die Gottheit ihre unendlichen Herrlichkeiten vor tausendmal tausend Myriaden anbetender Geister ausbreitet! Alles, was du siehest, ist ein Ganzes, ein System, ein symmetrischer Bau, ein Tempel Gottes, wo jede Sphäre ein Altar, und auch du, o Mensch, sein Priester bist. Welch ein Gedanke ist das! In welche Empfindungen löst er die entzückte Seele auf! Ja, lobe ihn, meine Seele, und Alles, was in dir ist, lobe ihn! Lobet ihn meine Gedanken! Lobet ihn, ihr stille Empfindungen, ihr noch zarte unentwickelte Neigungen, lobet ihn. O du, der du allein die unmächtigen glühenden Wünsche unserer Herzen erfüllen kannst, hauche du selbst dein Lob in unsere Seelen! Und ihr, Geister und englische Kräfte, sprechet in erhabnen Tönen aus, was die menschliche Seele nur seufzen kann!"

So sangen sie mit abwechselnden Stimmen. Der sanfte Mond stand wie entzückt am azurnen Himmel, kein murmelnder Bach, kein Lüftchen, kein flüsterndes Blatt störte die fromme Harmonie; die Hügel schwiegen ehrfurchtsvoll

umher, und die Nachtigall horchte mit lauschendem Ohr an der Spitze des Zweiges. Aber aus der hohen Luft hörte man ätherische Saitenspieler, auf goldnen Wolken schwebend, den heiligen Gesang mit einer entzückenden Symphonie begleiten; ein heller flammender Glanz streifte über den Hain und die Hügel hin; die Gegend hob sich wie verklärt aus dem Dunkeln hervor, und ambrosische Gerüche flatterten in der kühlen Luft. Die Musik hatte lange schon geschwiegen, da man noch einen lieblichen Nachklang in den Bergen vernahm und ein harmonisches Säuseln zwischen den Bäumen, als ob jedes Blatt eine Stimme worden wäre.

Die Menschen vertheilten sich hierauf nach dieser heiligen Symphonie ihrer Seelen. Einige begaben sich unter dichte Schatten oder an den blumigen Rand einer schläfrig murmelnden Quelle, wo sie auf dem Lager von Violen in frohen Empfindungen einschliefen, indem die Nachtigall die entzückte Nacht mit ihrem Gesang aufhielt; indessen Andre, gesellig oder allein, die schöne Gegend durchwandelten, um aus dem Anschauen der schlummernden Natur ein frommes Vergnügen zu schöpfen. Sie besuchten ihre bekannten Lustgänge oder abgelegene Reviere von wildem Ansehen und geheiligte Grotten, an deren weiße Felsenwände der Mond einen sanftzitternden Glanz streute; einsame Oerter, wo in tiefer Stille die Betrachtung wohnt, wo die Seele, von den Sinnen abgezogen, gleich einer unbewegten See, deren spiegelglatte Fläche selbst von keinem Zephyr gekräuselt wird, das Bild der Gottheit auffaßt und über das neue Licht, das in ihr umherstrahlet, erstaunt und über die großen Aussichten und stillentzückenden Hoffnungen, die sich plötzlich vor ihr enthüllen.

Gedankenvoll begab ich mich jetzt ins Einsame, eine stille Schwermuth umzog meine Seele, da sie von dem Anschauen

dieser glücklichen Menschen einen Blick auf die gefallene Erde warf und empfand, wie viel wir verloren haben! Ach, dacht' ich, wie selig sind diese Menschen durch die Empfindung, daß sie von Gott abhangen. Eine solche Seligkeit war auch uns zugedacht; aber wir wollten nicht von Gott abhangen, und dieß ist noch jetzt die natürliche Quelle unseres Elends. Ach! was ist aus unserer Erde worden, die ehemals ein Paradies war! Ach! was ist aus dem Geschöpf worden, welches in engelähnlicher Schönheit das Bild des Schöpfers von sich strahlte! O, dieser traurige Gedanke läßt mich keinen andern Verlust beweinen! Ich klage nicht deine verwelkte Schönheit, o Erde, ehemals ein Abglanz des Himmels, nicht deine ewigblühenden Lustgefilde, noch die Bäume mit ambrosischer Frucht und den unsterblichen Frühling, der den Fußtritt der majestätischen Menschen, wo sie gingen, mit Blumen bestreute. Aber die auf ewig verblühte Unschuld, das nicht mehr unverfälschte Herz, die verlorne Schönheit der Empfindungen, die erloschne Flamme der allgemeinen Liebe, die zerstörte Harmonie — ach, diesen Verlust beweine, meine Seele! Ja, traure, mein Herz, und ihr, meine Augen, weinet; weinet, indem so viele Myriaden meiner Brüder, ihres Jammers uneingedenk, in eitelu Freuden sich verlieren und die kurze Zeit durchscherzen, die ihr Schicksal entscheiden soll.

Von welch einem Himmel ist unsre Erde herabstürzt! Von welch einer Hoheit ist die menschliche Natur gesunken! Wie verfinstert ist der Verstand, dessen Auge unverwandt auf das Urbild aller Vollkommenheit und Wahrheit gerichtet seyn sollte! Welch ein Labyrinth von wilden Begierden ist das Herz, welches bestimmt war, ein heiliger Tempel des göttlichen Geistes zu seyn, in welchem die reinste Liebe zu Gott ewig brennen sollte! Wie eitel und unbändig sind diese

Triebe, die uns wie auf Flügeln der Engel schneller zu Gott empor tragen sollten! Von der Wahrheit, dem Licht, worin Gott wohnt, und welches von ihm über alle Geister ausfließet, sind uns nur zweifelhafte Strahlen übrig geblieben, die über den Verstand hinstreifen und der Seele keine Wärme geben. Die Wahrheit, wenn sie nicht in einem verdunkelten Verstand gebrochen und zerstreut wird, senkt sich mit vollem geradem Strahl ins Herz, befruchtet seine Neigungen und macht sie in ein Paradies von Tugenden aufblühen. So wirket sie in dieser unschuldigen Welt. Aber wir Elende haben die Wahrheit mit der Unschuld verloren. Unsre von Thorheit geschwächten, von Leidenschaften geblendeten Augen können ihren Glanz nicht mehr ertragen. Wir hassen das Licht, weil es unsre Häßlichkeit aufdeckt. Kläglicher Verfall eines Geschöpfes, das in seinem Ursprung so gut, so heilig, so göttlich war! Ach! der Verfall ist so tief, daß es auch denen, die nicht darüber spotten, unglaublich und romanhaft tönt, wenn wir hören, daß der Mensch den Engeln gleich seyn sollte. Denn, ehe wir eine denkende Seele in uns fühlen, werden wir schon verderbt. Alles, was uns umringt, hemmet die Entwicklung dieser Selbstempfindung, die uns zur Erkenntniß unserer Natur und Bestimmung führen würde. Wir bilden uns nach fehlerhaften Beispielen und lieben das Böse, ehe wir das Gute kennen. Der Witz schmeichelt dem Affect, und die Welt rechtfertiget ihn durch die Gewohnheit. — O Himmel, wie kannst du einem solchen Verderben zusehen! Wie kannst du eine Welt dulden, deren Häßlichkeit Viele so sehr erschreckte, daß sie sich genöthigt sahen, einen bösen Gott, den Urheber alles Uebels zu erdichten, damit die Schmach nicht auf den Anbetenswürdigen fiele, von dem nur Gutes entspringen kann.

Indem ich so dachte, erschien mir plötzlich der Genius wieder und sah mich an, als ob er lesen wollte, was in meinem Gemüthe vorging. Ich war so sehr von meinen Betrachtungen gerührt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm alle diese Gedanken zu sagen, welche die Vergleichung der unschuldigen Menschen mit mir und meinen Brüdern auf der gefallnen Erde in mir erregt hatten. Er hörte mich liebreich an; dann sprach er mit sanfter Stimme und einem Blick voll mitleidiger Liebe:

Ich liebe diese Zärtlichkeit, die dich für deine Brüder weinen macht. Wie selten sind bei Menschen Thränen über ihr wahres Elend! Diese Wehmuth deines Herzens über den Anblick des allgemeinen Verderbens, das sich eines ganzen Geschlechts unsterblicher Wesen bemächtiget hat, ist eine Frucht des guten Geistes, der dein Herz zu beleben angefangen hat. Was ihr gemeiniglich Uebel nennt, Krankheit, Armuth, Verachtung, Trennung von seinen Freunden, so empfindlich auch diese Uebel sind, so sind sie doch den Rechtschaffnen eine leichte Last. Aber darüber trauern, darüber weinen sie, daß Menschen sind, die Gott nicht lieben; daß Menschen sind, die ihre Seele wie Spreu dahin werfen, die sich gegen die Reizungen der Wahrheit verhärten, deren Herz eine Grube der verächtlichsten und giftigsten Neigungen ist, die in der Gegenwart Gottes Uebels thun und erst zu spät zittern — das jammert den Redlichen! Darüber weinen selbst die Engel, denen der Tag, an dem ein Sünder zu Gott umkehret, ein Festtag ist.

Aber hüte dich, fuhr er fort, daß dich die Betrachtung des menschlichen Elends nicht bis in finstre Gedanken und in Zweifel treibe, die auf die Vorsehung selbst ihren Schatten werfen. Traure aus zärtlichem Mitleiden, daß die

Menſchen nicht ſind, was ſie ſeyn ſollten; aber glaube auch, daß die gefallene Welt ſo viel Gutes hat, als nöthig iſt, in der grenzenloſen Sphäre der Allgegenwart Gottes geduldet zu werden. Ja, noch mehr, die gefallene Welt, der Schauplatz der Sünde und des Todes, iſt durch göttliche Künſte genöthiget, noch mehr als jene unſchuldigen, jene himmliſchen Welten, die in urſprünglicher Schönheit glänzen, ihren Schöpfer zu verherrlichen.

Damit dir dieſes klarer werde, ſo erinnere dich, daß es eine natürliche Folge der Schwäche des menſchlichen Verſtandes iſt, wenn du in einem Ganzen, das aus unendlich vielen Theilen zuſammengeſetzt iſt, Unordnung findeſt. Denn eben ſo ſcheinen auch die Sterne, die in heitrer Nacht aus den Tiefen des Aethers hervorſchimmern, in ungefährer Verwirrung durcheinander geworfen; da du doch, als ich dich in den wahren Geſichtspunkt ſtellte, über die unausſprechliche Schönheit ihrer Anordnung entzückt wurdeſt. Eben ſo ſcheint öfters die menſchliche Welt ein Werk des Zufalls zu ſeyn, worin kein feſter Plan, keine Grundideen und Abſichten eines über das Ganze regierenden Geiſtes ſind; aber die Urſache dieſer Anſcheinung iſt in der Blödigkeit und engen Sphäre unſeres Auges. Der oberſte Geiſt, vor dem Alles aufgedeckt liegt, ſiehet die Harmonie mit ſeinen Abſichten, die einzige Schönheit, die vor ihm gilt; er ſieht Zuſammenhang und Ordnung in eben dieſer Welt, vor deren Anblick dir grauet, wenn du ſie nur von der dunkeln Seite anſchaueſt. Dem Menſchen ſoll genug ſeyn, zu wiſſen, daß Gott ſeine Abſichten erreicht ſieht. Die moraliſche Ordnung iſt eine unſichtbare Schönheit für euch, in viele Decken und Schleier eingehüllt, welche zuletzt fallen und euren erſtaunten Augen eine ganz vollkommene Geſtalt und untadelige Schönheit darſtellen werden.

Vielleicht erwarteſt du mehr von mir, als Vertröſtung und Hoffnung einer künftigen Erhöhung deines dämmernden Verſtandes. Aber es iſt euch in eurem jetzigen Zuſtand nichts nöthiger, als zu glauben, daß das Ganze gut ſey und zur Ehre des Schöpfers ausfallen werde, ob ihr gleich nicht deutlich einſehet, wie dieſes zugehe. Mache es wie Maria, die reinſte unter den Seelen, die jemals ein weibliches Herz belebt haben: als ſie über das, was ihr Gabriel ankündigte, beſtürzt war, weil ſie nicht begreifen konnte, wie es möglich ſey, ſo beruhigte ſie ſich doch vollkommen, ſobald ihr der Engel antwortete: Die Kraft des Allerhöchſten wird dich überſchatten. So oft Zweifel dein Gemüth bewölken, ſo oft die ſittliche Unordnung auf Erden und die Labyrinthe der göttlichen Wege deine Gedanken verwirren, ſo ſtille dich ſelbſt nach dem Beiſpiel des Patriarchen mit der Verſicherung: Der Herr wird's beſorgen!

Indeſſen iſt es möglich, auch ehe die Zeit des Glaubens ſich in die Zeit des Anſchauens verwandelt, mitten durch die Decken, von denen ich dir ſagte, einige Blicke in die verborgene Schönheit der Welt zu thun, deren Fall dein frommes Herz beklagt.

Meineſt du wohl, daß eben dieſe gefallne Welt Schönheiten, ſelbſt in den Augen des Ewigen, hat, welche keine andere Sphäre zeigen kann? — Eine kleine Ueberlegung wird dir zeigen, daß es Tugenden unter euch gibt, die nur in einer gefallnen Welt möglich ſind. Was iſt ſchöner als die Geduld einer gefühlvollen Seele, die ſich willig ihren Leiden unterzieht, weil ſie glaubt, daß ſie ihr von der Hand des Herrn auferlegt ſind? Was iſt herrlicher als der Kampf des Tugendhaften mit ſeinen Leidenſchaften? Je mehr Hinderniſſe die Tugend zu beſiegen hat, deſto heller und größer

bricht sie hervor; der Widerstand nöthigt sie, alle ihre Kräfte zusammen zu fassen. Der Sieg ist desto edler, je mehr er kostet, und die Tugend desto größer, je schwieriger sie ist. Die Keuschheit eines Joseph ist in gewisser Absicht schöner, als die Reinigkeit eines Seraphs; denn jener mußte Reizungen verachten, denen fast alle Menschen unterliegen; er mußte in eben demselben Augenblick die Schönheit und die Wollust, Zulika und sich selbst überwinden. —

Wie oft ergetzen wir uns, obgleich euren Augen unsichtbar, wenn wir Seelen sehen, welche mitten im Gedränge der bethörten Sterblichen die Wahrheit suchen, unermüdet, ob sie ihnen gleich immer wieder zu entfliehen scheint; Seelen, die vom Beispiel der Welt unverderbt auf dem Weg der Redlichkeit fortgehen, die in innerlicher Stille über sich selbst wachen, die einen Bund mit ihren Augen machen und ihren Sinnen einen Zügel anlegen, die über ihre kleinsten Fehler zittern und jeden neuen Schritt auf der Bahn der Vollkommenheit für einen Gewinn ansehen; Seelen, welche der Anblick des Todes, mit allen seinen Schrecknissen bewaffnet, nicht bewegen kann, die Wahrheit zu verleugnen. Solche Seelen zu sehen, ist für himmlische Geister entzückend; wir spähen sie sorgfältig aus; die Niedrigkeit, die sie verhüllet, kann sie vor unsern Blicken nicht verbergen; die Welt sieht nur ihre äußere Gestalt, wir bewundern die inwendige Schönheit, die für den Himmel reifet.

Ist es nicht ein wunderbares, ein erstaunliches Schauspiel und himmlischer Zuschauer würdig, in einer Welt, wo das Böse seinen Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, englische Tugenden, göttliche Schönheiten zu sehen? Aber Alles dieses ist ein Werk der Gnade; nur der Geist,

deſſen Weisheit Liebe, deſſen Liebe Allmacht iſt, konnte ein ſolches Werk ausführen; nur er kann eben dieſe Welt, die ihm Satan entwenden wollte, eben dieſe Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz ſeiner wundervollen Vollkommenheiten und zum Augenmerk aller Engel und Geiſter machen.

Platonische Betrachtungen

über den Menschen.

1755.

dessen Weisheit Liebe, dessen Liebe Allmacht ist, konnte ein solches Werk ausführen; nur er kann eben diese Welt, die ihm Satan entwenden wollte, eben diese Welt, die ihren Schöpfer zu verunehren drohete, zum herrlichen Schauplatz seiner wundervollen Vollkommenheiten und zum Augenmerk aller Engel und Geister machen.

Platonische Betrachtungen

über den Menschen.

1755.

In der unendlichen Leiter der lebenden und beseelten Geschöpfe steht der Mensch, wie es scheint, in der Mitte und verbindet die Welt der Geister mit dem unabsehbaren Reiche der Thiere. Seiner Gestalt nach scheinet er weiter nichts als das schönste und vornehmste unter den Thieren; aber seine Werke zeigen, daß englische Fähigkeiten in diesen Leib eingeschränkt sind. Die Vernunft gibt auch seinem sinnlichen Vermögen eine unendlich weitere Ausdehnung als den andern Thieren. Mit Augen, welche schwächer sind als des Adlers, sieht er die entferntesten Gestirne, dringt in die Tiefen des Meeres und entblößt das Eingeweide der Erde. Seine Einbildungskraft entdeckt ihm unzählbare Welten und ahmet von ferne dem Schöpfer nach, der in einem Anblick einen Himmel voll Ordnung und Schönheit aus dem Nichts hervorrufen kann. Er holt das Vergangene zurück und gibt ihm eine zweite Wirklichkeit; er überschaut das Gegenwärtige und deckt sogar den Vorhang der Zukunft auf. Durch die Fähigkeit, seine Begriffe in Ordnung zu bringen, ist er im Stand, unzählige Empfindungen und Vorstellungen zu erhalten, die sich sonst in der Menge verloren hätten. Und durch das Vermögen, die Regel des Schönen und Angenehmen zu entdecken, kann er die Grenzen seiner Vergnügen fast ins Unendliche erweitern. — Nehmet ihm die Vernunft und lasset nur das Thier übrig: der Mensch wird in einem sehr kleinen Kreise empfinden, er wird immer die

gleichen Vorstellungen haben, er wird wenigen Trieben der Natur immer gleich genug thun; jeder Tag wird ihm der vorige seyn, er wird eine Uhr seyn, die immer gleich läuft, bis sie die Bewegung verliert. Ein Thier ist nicht Meister weder über die Eindrücke, die es von außen bekommt, noch über die Triebe, die dadurch erregt werden. Es kann weder seine Freuden vergrößern, noch seine Schmerzen verringern. Der Mensch empfindet fast jedes Vergnügen dreifach und jedes Mal mit eigenen Reizungen begleitet. Er sieht es zum voraus, er genießt es, eh' es da ist, und die Hoffnung vergrößert es vor seinen Augen. Nachdem er es genossen hat, kann er es wieder erneuern, so oft er will, und vermittelst einer kleinen Entzückung, welche durch die wunderbaren Triebfedern der Imagination hervorgebracht wird, es fast bis zur Lebhaftigkeit der wirklichen Empfindung erhöhen. Seine Gefühle sind feiner, ordentlicher und verknüpfter, und sie sind auch mehr in seiner Gewalt. Selbst die widrigen sind es; denn er kann sie verkleinern, entfernen oder mit angenehmen Farben übermalen; ja, so groß ist die Gewalt der Vernunft, daß sie aus dem Schmerz selbst Vergnügen erzwingen kann.

So große Einflüsse hat die Vernunft auf die sinnlichen Kräfte der Seele. Sie erhöhet, verschönert und erweitert sie und adelt das Thier zu einer Art von Engeln.

Aber wie vortrefflich ist diese Vernunft, an sich selbst betrachtet, und wie groß macht sie den Menschen, da sie das Reich der Wahrheit vor ihm aufschließt und ihn in den ewigen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterweiset! Sie führt ihn von Stufe zu Stufe bis zum unendlichen vollkommnen Wesen; — doch sie braucht dazu keinen so langen Weg; sie zeigt es ihm in einem jeden Object, in einer

Blume des Feldes, in einem Insect, das seine Flügel in den Sonnenstrahlen entfaltet. Sie zeigt ihm mehr in der Natur, als die blosen Augen dem Thier zeigen; sie liest darin die Gedanken Gottes, den Entwurf und die Absichten des Schöpfers, die Tugenden der vollkommnen Güte. Dieses innere Auge übertrifft Myriaden von leiblichen Augen, sagt Plato; denn durch dieses entdecken wir die Dinge, wie sie sind. Es siehet, wie aus Gott, dem ewigen Ursprung dessen, was möglich und wirklich ist, das ganze System der Wahrheiten fließt und in ihm wieder zusammenlauft. Es lehrt uns die Gesetze der Glückseligkeit, die Richtschnur aller Bewegungen unserer Seelen, aller Handlungen des ganzen Menschen, und zeigt, daß die Grundgesetze, von denen das Wohl der Menschen abhängt, eben dieselben sind, welchen jeder Erzengel gehorcht, eben dieselben, nach welchen Gott selbst handelt.

Lasset uns jetzt einen Blick thun auf das, was der Mensch auf diesem Planeten ausgerichtet hat, der zum ersten Theater seiner Fähigkeiten geschaffen worden. Allenthalben werden wir den Beherrscher der Erde finden. Hier sehen wir Wüsten zu blühenden Gärten umgeschaffen, Wildnisse und grauenvolle Wälder in fruchtbare Ebnen verwandelt und genöthigt, unzähligen Einwohnern Ueberfluß zu geben, ganze Länder dem Wasser entrissen, Felsen in bequeme Wohnungen der Menschen ausgehauen. Hier zeugen Pyramiden und Tempel von der allmächtigen Kunst des Menschen. Die blosen Ruinen von Persepolis sind Denkmäler, daß einmal Geschöpfe da gewohnt haben, welche der Natur befehlen konnten. Sehet dort einen Praxiteles dem todten Marmor Leben und Anmuth geben und Halbgötter aus Steinen hervorziehen! — Hier ist eine leere Tafel und etwas geriebne Erde.

In weniger Zeit wird die Hand eines Apelles, welche einem unſichtbaren Geiſte nacharbeitet, unſere Augen mit der reizenden Geſtalt einer Nymphe bezaubern, die von keiner lebenden Schönen ohne Eiferſucht geſehen wird. — Wer wird glauben, daß in dieſen ſtummen Saiten Harmonien verborgen ſind, welche das Herz ſchmelzen und die Seele in wenigen Minuten durch den ganzen Labyrinth der Leidenſchaften fortreißen? Aber laſſet einen Tonkünſtler mit Fingern, deren jeder eine Seele zu haben ſcheint, dieſe ſtummen Saiten beherrſchen, und ihr werdet lauter Ohr, lauter Harmonie werden, erſtaunen über das, was ein Menſch vermag.

Durch den Einfluß der Vernunft in das Herz wird die Tugend hervorgebracht, die allein das iſt, was den Menſchen ſeines Urhebers würdig machen kann; dieſe Güte, die ihre höchſte Freude im Glück aller Geſchöpfe findet; dieſe liebreichen Neigungen, welche immer beſchäftigt ſind, wohl zu thun; dieſe Liebe zu Allem, was uns durch Schönheit oder Vollkommenheit an das Göttliche erinnert; dieſe richtige Stimmung der Affecte und Empfindungen, welche mit der Vernunft oder den ewigen Geſetzen der Ordnung die angenehmſte Symphonie machen. Was iſt ſchöner als der tugendhafte Menſch? Und daß er es ſeyn könne, beweiſen eben dieſe Jahrbücher aller Zeiten, die durch die edeln, großmüthigen und wohlthätigen Beiſpiele rechtſchaffner Menſchen den Abſcheu mildern, den die Beiſpiele der Laſter und Ausſchweifungen der größern Anzahl uns gegen unſere eigne Natur einhauchen, und die uns Muth machen, zu glauben, daß weder die Gewalt einer zwingenden Fatalität, noch eine innerliche Bosheit unſerer Natur auch uns verhindern könne, ſo gut zu werden, als Menſchen bereits geweſen ſind.

Sollte nun der Mensch mit solchen Fähigkeiten nur für diesen engen Kreis, für diese kurze Zeit, für ein Leben, welches eher einem Mittelstand zwischen Seyn und Nichtseyn als einem wahren Leben gleicht, geschaffen seyn? — Wir wollen nicht lange muthmaßen. Ein göttliches Licht leuchtet hier, wo sich die letzten Strahlen der Vernunft in Ungewißheit verlieren. Gott redet und entdeckt uns die Zukunft und seine Absichten! Erhabne Absichten! Glänzende Zukunft!

Der Mensch ist einer unendlichen Veredlung fähig, der Mensch ist für die Ewigkeit erschaffen! Nur diese Wahrheit löset das sonst unbegreifliche Räthsel der menschlichen Begierden auf, die unter den unendlichen Dingen keinen Gegenstand finden, der sie erschöpfen könnte. Dieses dunkle Gefühl unsrer Bestimmung, dieser Hang zum Unendlichen arbeitet insgeheim in jeder menschlichen Brust. Ein Alexander, der am äußersten Gestade des Oceans weint,

Daß, andre Welten zu bezwingen,
Der Himmel keine Brücke hat;

Nero, der durch ungeheure und gigantische Freuden den Ekel seiner Seele heilen will; — diese selbst, so sehr sie sonst die menschliche Natur verunehren, geben hierin ein Zeugniß ihrer angebornen Größe, die noch aus ihren Ruinen hervorschimmert. Diese unersättlichen Neigungen waren für das Unendliche bestimmt.

Wie schön ist dieses Gemälde vom Menschen, und wer wollte glauben, daß es nicht der Wahrheit gemäß sey, oder daß die bloße Einbildungskraft eines Dichters etwas Schöneres sollte herausbringen können, als der Schöpfer schaffen wollte? Aber ich habe nichts Anderes vom Menschen gesagt, als was Erfahrung und göttliche Orakel bestätigen. Der

Mensch ist ein vernünftiges Geschöpf, ein Bild der Gottheit, ein Verwandter der Engel oder ein Engel in thierischer Gestalt, welche durch den inwohnenden Geist geadelt und verschönert wird; eines von den erhabenen Wesen, welche, gleich kleinen subordinirten Göttern, ihre Sphären beherrschen und durch Weisheit und Güte an dem gemeinschaftlichen Zweck des ganzen Weltsystems arbeiten. Engel sind seine Geschlechtsverwandte, Engel sorgen für ihn und zeichnen seine Thaten auf. Der Mensch allein denkt klein vom Menschen, sagt Young. — Aber sollte uns nicht eben dieses an der Wahrheit unseres Gemäldes zweifeln machen? — Nein. Der Mensch ist in seiner Anlage und nach seiner Bestimmung, wie wir ihn beschrieben haben; es braucht nicht wenig, ein so herrliches Werk zu verunstalten; aber auch in den Ueberbleibseln der Zerstümmlung entdecken wir genugsam ein bewundernswürdiges Werk eines göttlichen Verstandes.

Die ganze Vollkommenheit des Menschen besteht in Fähigkeiten, die gleichsam in einander gewickelt im Schoß der Seele liegen und Zeit, glückliche Einflüsse und die treibende Wärme gemäßigter Gemüthsbewegung nöthig haben, um zur Wirklichkeit hervorzublühen. Wird der Ausbruch dieser Fähigkeit gehemmt, wird entweder der Anbau der Seele ganz und gar oder doch darin die gehörige Ordnung und Aufmerksamkeit auf den Fingerzeig der Natur versäumt; so muß nothwendig eine Mißgestalt herauskommen, welche durch ihre Ungleichheiten und den Mangel an Ebenmaß den Weisen selbst im Zweifel läßt, wie er ihr Daseyn in einem so vollkommnen und regelmäßigen System, als die Welt Gottes ist, rechtfertigen soll.

Die Natur des Menschen ist eine sehr hinfällige Schönheit. Diese Bemerkung wird von allen Kennern gemacht

und, wie ich befürchte, zuweilen mißbraucht. Gewiß ist, daß die Verhältnisse der Seelenkräfte unter einander so fein sind, daß es sehr leicht ist, die Harmonie derselben zu verletzen. Eine einzige kleine Unrichtigkeit zieht eine ganze Reihe kleiner Unrichtigkeiten nach sich, aus welchen zuletzt sehr große Uebel entstehen. Und weil zur Tugend oder zur Richtigkeit und Gesundheit der Seele eine wohl abgemessene Wirksamkeit aller Seelenkräfte, zum Laster hingegen nur eine übermäßige Bewegung der Sinnlichkeit nöthig ist: so ist unleugbar das Laster leichter als die Tugend und gewinnt gar bald die Oberhand, da es durch so unzählig viel Wege sich in die Seele einschleicht und seinen Sitz in solchen Kräften nimmt, wo es so leicht Nahrung findet und um sich fressen kann. Wem der Zustand der Menschen nicht ganz fremd ist, der wird sich eher wundern, daß sie noch so gut, als daß sie so schlimm sind, wie die Erfahrung sie zeigt.

Die goldenen Zeiten, wenn sie jemals außer den Ideen der Dichter existirt haben, sind längst dahin, die Menschen sind nicht, was sie seyn könnten und sollten, obgleich dieß die göttlichen Absichten mit dem Menschen gar nicht umkehrt. Wir sind berechtigt, nach der obigen Abschilderung eines der schönsten und liebenswürdigsten Geschöpfe auf diesem Planeten zu suchen; aber wir finden nur Ruinen oder verschüttete Ueberbleibsel, die entweder verstümmelt oder nur halb und beschmutzt aus dem Moder hervorragen. Es ist ganz natürlich, daß bei solcher Bewandtniß die Verschiedenheit, welche nach der Einrichtung des Schöpfers zu desto größrer Schönheit des ganzen menschlichen Systems dienen sollte, in eine so seltsame Ungleichheit ausgeartet ist, daß man oft Mühe hat, Geschöpfe, die so sehr disharmoniren, für Kinder *eines* Stammvaters zu erkennen. — Fast sollte

ihnen unentbehrlich macht, regiert zu werden. Wenn man sich theils ihrer Neigung zum Neuen und Wunderbaren, theils ihrer Trägheit und Furchtsamkeit und ihrer andern Leidenschaften klüglich zu bedienen weiß, so müssen eben diese helfen, sie in so vieler Ordnung zu erhalten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß unsre Erde kein Chaos werde. Man muß nicht vergessen, daß es auch unter diesem Pöbel wieder Grade gibt; aber, wenn wir genau untersuchen, so wird der Unterschied zuletzt kaum größer seyn, als der Unterschied zwischen einer Hofcoquette im Gallakleid und zwischen einer Coquette im Mieder, oder zwischen einem Narren im Zwillichkittel und einem Narren mit einem Ordensbande.

In die andre Classe setze ich die große Menge der Leute von bessern Glücksumständen, welche Vergnügen und Zeitvertreib zum Zweck ihres Lebens machen. Diese werden beinahe den größten Theil jener beiden Welten ausmachen, die man die große und die schöne Welt zu nennen pflegt. Diese Leute scheinen unsre Erde für einen großen Maskeradeplatz anzusehen, wo es Jedem erlaubt ist, zu seyn, was er will, wenn nur die große Absicht erreicht wird, die Zeit zu tödten. Sie machen sich bekannter mit dieser Welt, als die erste Classe. Sie rennen nach Vergnügen; alle ihre übrigen Leidenschaften sind nur Aufwärterinnen des Hangs zum Vergnügen. Der Witz, dieser gefährliche Affe der Vernunft, ist ihr Abgott. Dieser lehrt sie die giftige, aber süße Kunst, sich selbst zu betrügen. Er setzt die Zukunft und jede ernste Wahrheit in Entfernung und Schatten und bläht kleine kindische Freuden zu Riesengröße auf. Er erhitzt die Phantasie und zeigt ihr lauter bezauberte Gegenden. Er erfindet andere Gesetze, als die ewigen Tafeln des göttlichen Willens; oder er verändert, erweitert sie und läßt sie nach. Der

Mensch wird zu einem feinen wollustathmenden Vieh gemacht, dessen Freuden nur mannigfaltiger, weitläufiger und künstlicher sind als der übrigen Thiere. Ihre Seele scheint in ihrem Blute zu sprudeln; solange dieses wallet, so sind sie. Sie befinden sich so wohl in dieser Welt, daß sie keine Zeit haben, an eine bessere zu denken; und wenn es geschehen würde, so müßten es Mahommeds Paradiese seyn.

Diese Classe ist allerdings von der ersten unterschieden. Eine feinere Anlage, zartere Empfindungen, mehr Lebhaftigkeit des Geistes, Geschmack, Witz und Artigkeit machen diesen Unterschied. Das, was sie mit einander gemein haben, will ich jetzt nicht untersuchen. Diese Leute sind es, denen wir den angenehmen Mißbrauch der schönen Künste, der den Gebrauch fast ganz verdrängt hat, die Erfindung unzählig vieler Instrumente der Wollust, Zierrathen und Artigkeiten, Moden und Spiele — zu danken haben. Sie haben ganz gewiß einen Theil der Erde verschönert, aber immer auf Unkosten eines andern. Die Menschen von der ersten Classe sind die Sklaven der Vergnügungen ihrer Brüder von der zweiten. Sie müssen sich ermüden, diesen die Nothdurft und die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und werden gezwungen erfindsam zu seyn, um sie immer mit neuen Spielwerken zu versehen. So halten sie einander wechselsweise in Thätigkeit.

Wie schön und gut würden die Menschen werden, wenn man sie bereden könnte, die Gegenstände ihrer Neigung mit bessern zu verwechseln und die Freude aus reinern Quellen zu schöpfen. Die Wahrheit kann etwas hierzu thun, wenn sie sich gefallen läßt, sich mit Witz zu schminken. Doch wirkt selten etwas kräftiger auf solche weichliche Gemüther, als der Ueberdruß, das Alter, und was man Unglücksfälle zu nennen

pflegt. Die gewöhnlichen Wirkungen davon sind bei ihnen entweder Misanthropie, eine Art von Fieber, welches seine guten Stunden leidet, in denen sie sich ihrer ehemaligen Freuden wenigstens erinnern — oder ein gewisser fanatischer Schwung der Einbildungskraft und des Herzens, der eine Neigung hervorbringt, sich vom Leibe zu entkörpern, der seine Dienste versagt; eine große Verachtung dieser Welt, die uns verläßt, und eine schwärmende Sehnsucht nach der unsichtbaren, die jetzt am bequemsten ist, weil man, sie zu genießen, nur eine erhitzte Einbildung nöthig hat. Es ist bekannt, daß man vornehmlich dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts Schuld gibt, daß viele desselben auf den Einfall kommen, reine Geister zu werden, nachdem sie sich genöthiget sehen, sich des Titels irdischer Engel zu begeben.

Diese beiden Classen haben das Unglück gemein, daß die sinnliche Seele den ganzen Menschen auf eine despotische Art beherrschet, woraus nothwendig tausend regellose excentrische Bewegungen und einheimische Unruhen entstehen müssen, welche oft seine ganze Glückseligkeit in Gefahr setzen.

Die dritte Classe wird von den speculativen Köpfen eingenommen, die einen beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts ausmachen, von jenem Grammatiker an, welcher ausrechnete, wie oft ein jeder Buchstabe im Homer vorkommt, bis zu dem Fakir, der sich bemüht, über den tiefsinnigsten Betrachtungen des Nichts, als des Ursprungs aller Dinge, selbst zu Nichts zu werden. Diese Leute scheinen nur Zuschauer in dieser Welt zu seyn, sie gaffen sie an, als ob sie weiter keine Verbindungen mit ihr hätten; und zu allem Unglück verschwenden die meisten ihre Aufmerksamkeit nur auf das, was ein weiser Mann kaum eines flüchtigen Anblicks werth hält.

Diese Classe theilt sich, gleich den vorigen, in viele besondere Gattungen ein. Einige, denen die Erde zu klein vorkommt (denn sie ist ja nur ein Sonnenstaub gegen das ganze Himmelssystem), haben sich gänzlich dem Himmel gewidmet, ob sie gleich an demselben fast nichts als Unordnung und Abweichungen von ihren Regeln sehen, welche sie sich bestmöglich aufzulösen bestreben. Man könnte glauben, sie borgten von den Sphären Feuer zur Erweckung und Nährung der Andacht und der Richtung der Seele gegen das Ewige; sie gewöhnten sich an eine höhere und reinere Denkart, als die andern Sterblichen, und an ein lebhafteres Gefühl der hohen Bestimmung der menschlichen Natur. Aber das ist es nicht. Sie rechnen nur aus, in was für einer Art von Linien sich die Planeten um die Sonne herumdrehen, oder wie weit der Hundsstern von der Erde absteht. — Andere nicht so hoch fliegende Geister begnügen sich demüthig an der Contemplation der Sommervögel und aller Arten von Ungeziefer; sie wissen ihre Zahl und nennen sie mit Namen. Andere kriechen unter dem Schutt alter Ruinen herum, sie verstehen sich auf Sprachen, die verloren gegangen sind, und erklären die geheimnißvollen Figuren auf dem Tisch der Isis. Andere zerquälen sich, den ganzen Umfang der Sittenlehre aus einem einzigen Grundsatz zu demonstriren; Andere beweisen die Unsterblichkeit der Seele aus der Vernunft; Einige erfinden neue Lehrgebäude, um Andern die Mühe zu machen, sie wieder umzuwerfen. Einige speculiren so lange, bis sie an Allem, was ist, zu zweifeln anfangen; Andere beweisen durch eine lange Reihe von Schlüssen, daß es Mittag ist, wenn uns die Sonne auf den Wirbel brennt. Viele verbrauchen ihr Leben mit der Bemühung, alle Meinungen, Erfindungen, Träume und Wahrheiten, Gutes und Böses

aller andern Scribenten zusammenzulesen, ohne darauf zu sinnen, was sie mit diesem Schatz anfangen wollen. — Der größte Theil dieser wunderlichen Leute ermüdet sich in Kleinigkeiten, und die Wenigen, die sich mit wichtigern Dingen beschäftigen, haben das Unglück, die Wahrheit für einen blosen Gegenstand der Betrachtung zu halten, für ein Ding, das, wie der Baum des Erkenntnisses, lieblich zum Anschauen ist. Sie gleichen den Hütern der schönen Sklavinnen eines Sultans, welche zwar die Erlaubniß zu sehen, aber nicht das Recht zu genießen haben, oder den bezauberten Drachen in den alten Romanen, die in unterirdischen Höhlen große Schätze bewachen, deren Werth oder Gebrauch ihnen unbekannt ist.

Die vierte Classe ist (wie ich befürchte) viel weniger zahlreich als die vorige; und nun werden wir gleich errathen, daß sie die beste ist. Sie ist in der That die wahre Zierde der Erde, und wenn noch etwas auf derselben ist, das englische Blicke herabholen kann, so ist es das Leben dieser liebenswürdigen Menschen, welchen die Natur eine glückliche Anlage zu einer harmonischen Gemüthsart, eine feine Empfindung des Schönen und edle Neigungen zum Guten verliehen hat. Ohne einige Fähigkeiten in einem außerordentlichen Grad zu haben, sind sie scharfsichtig genug, das Wahre von dem Schein zu unterscheiden und durch die Verblendungen der Einbildungskraft, der Leidenschaft und Gewohnheit hindurchzudringen. Die Tugend scheint ein vorzügliches Recht an ihre Herzen zu haben. Sie verachten die Niederträchtigkeit der Seele, die nur sich selbst liebt. Ihre Freude ist Gutes thun. Die Neigung zum Vergnügen mag wohl hauptsächlich ihre Jugend beleben, sie wird aber von einer gleich starken Liebe zur Ehre bewacht, und beide leiten sie nach und nach zu den reinern Quellen der Tugend. Sie können

irren, sie können durch eine unvorsichtige Neigung geblendet oder auf Seitenwege gelockt werden. Aber ihr Herz ist keiner Bosheit, keiner Tücke, keines Neides, keiner Niederträchtigkeit fähig; ihr offner Verstand, die Güte ihres Gemüths, ihre Redlichkeit gegen sich selbst lassen sie nie weit verirren, bringen sie bald wieder zurück und befördern sie immer weiter. Diese allein sind zur Freundschaft und wahren Zärtlichkeit recht aufgelegt. Für sie ist die Natur schön, für sie sind so viel feine und beglückende Freuden in den Verbindungen der Gesellschaft. Sie genießen der Welt mit Vernunft, aber sie sind nicht an sie gefesselt. — Wenn es wahr ist, daß lebende Beispiele und redende Gemälde der Tugend mehr nutzen als moralische oder metaphysische Dissertationen, so trägt gewiß diese kleine Anzahl von thätigen Weisen, beiderlei Geschlechts, mehr zum wahren Vortheil der Menschen bei, als die ganze unabsehbare Welt der speculativen Gelehrten.

Mich dünkt, ich habe nun allen Sterblichen, so verschieden als sie immer scheinen mögen, ihre Classen angewiesen, bis auf die sonderbaren und seltnen Geister, die man über die übrigen Menschen so erhaben gefunden hat, daß man sie mit dem Namen Genien zu unterscheiden pflegt, welcher sonst Wesen von höherer Ordnung andeutet. Ihre Anzahl ist so groß, als es Gott zur Erhaltung der moralischen Ordnung oder zur Züchtigung der Menschen nöthig findet. Denn es gibt gutthätige und böse Genien. Beide kommen darin überein, daß sie ungewöhnliche Fähigkeiten und, wenn ich so sagen darf, etwas Kolossalisches in der Gestalt ihres Geistes haben. Von Jugend auf unterscheidet sie eine brennende Begierde zum Wissen; ein Fleiß, den Hinderniße nur muthiger machen; eine Freiheit der Seele, die so ungelehrig ist, das Joch zu tragen, daß sie manchmal

auch die nothwendigen Schranken überspringt; eine gewisse Begeisterung der Imagination, die ihnen tausend unbekannte Ideen aufdeckt, und etwas Heldenmäßiges im Herzen, das sie zu großen Thaten fähig macht. Durch die Entwicklung und Ausbildung dieser großen Fähigkeiten vermittelst der Wissenschaften, des Nachsinnens, der Kenntniß der Welt und der Erfahrung gelangen sie zuletzt zu dieser durchdringenden Schärfe des Geistes und männlichen Stärke des Gemüths, welche sie so sehr über die gemeinen Menschen hinwegsetzt. Der Kreis, worin solche Kräfte wirken sollen, muß nothwendig groß seyn. Sie sind zu Gesetzgebern, zu Lehrern, zu Führern des menschlichen Geschlechts bestimmt. Sie sollen das Ganze übersehen, für das Ganze sorgen. Von ihnen sollen die Entwürfe herkommen, wie die Beschwerden der Menschen zu verringern sind, und wie ihre Vortheile vermehrt werden können. Und eben, weil die Hindernisse, die der Ausführung im Wege liegen, an Zahl und Gewicht so groß sind, wurden sie mit so vieler Stärke, mit so weitsehenden hellen Einsichten, mit einem so lebhaften Instinct zum Großen und Ruhmwürdigen, mit einem so mächtigen Enthusiasmus versehen, damit sie den Menschen das Gute wirklich thun, was schwächere, obgleich gutwillige Geister ihnen nur wünschen können. Diejenigen unter diesen Genien, die ihrer Bestimmung getreu sind, sind den englischen Schutzgeistern ähnlich, welche nach der frommen Meinung der Alten über die Welt wachen, die Sphären regieren und den Befehl des Schöpfers diesseits des Himmels vollziehen. Sie haben Alles, was den übrigen Menschen abgeht, um sich selbst glücklich zu machen; sie sind zum Regieren, wie diese zum Gehorchen gemacht. Sie vertreiben die Unwissenheit und bekriegen die Vorurtheile und praktischen

Irrthümer, tausendmal schädlichere Ungeheuer als diejenigen, deren Vertilgung dem Hercules einen Platz bei den griechischen Göttern verdiente. Sie bringen Licht, Wahrheit und Ordnung ins menschliche Leben. Sie lehren oder bewachen die heiligen Gesetze der Natur, welche die Quellen aller übrigen Gesetze sind. Sie bezähmen und mildern die Wildheit und Härte der Menschen, verbessern, bilden und poliren ihre Sitten; lehren sie das Anständige, das Edle, das Schöne — und so machen sie gewisser Maßen die Fabel wahr, welche der zaubrischen Laute des Orpheus die Kraft, wilde Thiere zu besänftigen, andichtete.

Wie traurig ist es, daß solche Fähigkeiten mißbraucht werden können! daß solche Geister ihres Endzwecks verfehlen und von ihrer Hoheit herabstürzen können; daß sie die wahre Ehre, Wohlthäter der Menschen zu seyn, aus den Augen verlieren und, von dem falschen Schimmer einer eingebildeten Göttlichkeit, von einer Chimäre, einem leeren Getön getäuscht, Zerstörer der Welt werden können. Wenn ich einen Alexander nach Lorbeern rennen sehe, so dünkt mich, ich sehe die Fähigkeit eines Engels Werke eines Insects verrichten. Sollen so kleine, so niederträchtige Begierden in himmlische Seelen kommen? Sich selbst beherrschen, ist die höchste Stufe der Hoheit. Wer dieß nicht kann, hat das Recht verloren, sich der Regierung der Menschen anzumaßen. Wie unglücklich ist es, wenn Helden unrichtig denken! Wie viel kommt es darauf an, daß diese wissen, was wahrhaftig groß und ruhmwürdig ist. Wie nöthig ist es, daß diese fühlen, daß sie von einem Höhern abhängen, daß seine Gesetze ihre Richtschnur sind, daß sie ihm nur im Wohlthun ähnlich seyn können! Ein Genie, der sich auf die schlimme Seite wendet, ein Erobrer, ein Zerstörer, ein

Verführer der Menschen ist ein desto häßlicheres Ungeheuer, je größer und liebenswürdiger er gewesen seyn würde, wenn er in seiner gehörigen Laufbahn geblieben wäre. Ein gefallner Engel ist tausendmal häßlicher, als der schlimmste Mensch.

Die Liebe zum Ruhm hat eigentlich nur bei großen Seelen Statt und wächst nur bei ihnen so groß, daß ihr alle übrige Neigungen Platz machen müssen. Was man bei Leuten, die eigentlich in die Classe des Pöbels gehören, Ruhmsucht und Ehrgeiz heißt, ist nur ein verkleideter Eigennutz; sie wünschen angesehen und groß zu seyn, um niedrigen Begierden desto besser nachhängen zu können. — Weil die Leidenschaften einmal die Winde sind, die uns in Bewegung setzen, so seh' ich diesen edeln Ehrgeiz großer Geister für nöthig an, um sie zu ihrer Bestimmung zu befördern und die Hindernisse zu überwinden. Wir sehen aber aus der Geschichte, wie schädliche Stürme er hervorbringt, wenn ihn die Vernunft nicht mäßigt und ihm die wahre Richtung gibt. Genien haben sich noch nie mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ihre Bemühungen interessiren immer den Menschen, und das erstreckt sich bis auf ihre Spiele. Es gibt Leute, die in Kleinigkeiten groß sind; sie gehören aber in die dritte Classe.

Wir haben nun die Menschen, wie sie wirklich sind, in ihren verschiedenen Classen übersehen; und die Gradation verdient bemerkt zu werden, die sich in denselben zeigt. Wir fanden unreife, ungebildete Menschen, und dieser waren die meisten; Menschen, die nur die sinnlichen Vollkommenheiten ausbilden; solche, welche nur Intelligenzen seyn wollen; eine kleine Zahl von solchen, deren moralische Güte sie liebenswerth macht; und endlich ganz ausgewickelte, und

(soweit es diese Welt verstattet) vollständige Menschen, welche daher große und majestätische Geschöpfe seyn müssen. Wenn wir das Beste aus allen diesen Classen zusammennehmen, so bekommen wir den Menschen, den ich anfangs geschildert habe. Und so habe ich einen Theil meiner Absicht erreicht.

Das menschliche Geschlecht hat also unstreitig eine sehr schöne Seite. Aber was wollen wir uns schmeicheln? Sie wird von der häßlichen fast ganz verdunkelt. Ich erröthe, ich erschrecke, wenn ich die unzähligen Ausbrüche des Unsinns, die schwarzen Thaten, die Schande, womit so viele Menschen ihr Geschlecht gebrandmarkt haben, überdenke; wenn ich die Zahl und die Größe der Uebel bedenke, die uns drücken. Regellose, thierische Leidenschaften, die am gefährlichsten werden, wenn sie der Witz in seinen Schutz nimmt; niederträchtige Selbstheit, die Alles in ihren Strudel hineinzieht, was sie erreichen kann; Vergessenheit der heiligsten, unwidersprechlichsten Pflichten, die wir gegen unsern Schöpfer und Oberherrn, gegen die Welt und die menschliche Gesellschaft haben; schändliche Heuchelei, womit man den Allwissenden selbst zu betrügen glaubt; Aberglauben, der der Ruhe und Ordnung des menschlichen Geschlechts allein mehr geschadet hat, als alle übrige Laster; Tyrannen und willkürliche Gewalt — mit einem Wort, ein so tiefer Grad der Unordnung, daß ich mir, unmittelbar unter demselben, nichts Anderes als ein moralisches Chaos denken kann. Der größte Haufen sind Sklaven, willenlose, gebundene, mißhandelte Sklaven; Sklaven der willkürlichen Gewalt, der Schwärmerei, der Gewohnheit und, was das Aergste ist, ihrer eigenen Unvernunft und ihrer Leidenschaften. Ohne diese innerliche Sklaverei hätten jene Ungeheuer

keine Gewalt über sie. Und was thun diese großen königlichen Geister, diese Genien, von denen man so viel erwarten sollte? Die meisten mißbrauchen ihre Obermacht, jene elenden und verführten Sklaven noch tiefer ins Verderben hineinzuführen, und glauben es am besten gemacht zu haben, wenn sie die Unglücklichen bereden können, freiwillig an die Schlachtbank zu gehen oder wenigstens angenehm zu träumen, wenn sie wachend unglücklich sind. — Und diese scharfsichtigen denkenden Köpfe, welche die Geschicklichkeit hätten, die Größe unsers Elends, seine Quellen und die dienlichsten Gegenmittel auszuspähen? — Sie zählen den Sand des Meers, messen das Unermeßliche, wühlen im Eingeweide der Natur herum, als ob alle wichtige Geschäfte schon gethan wären, und bringen ihr Leben mit Spitzfindigkeiten zu, deren größter Werth ist, daß sie dadurch abgehalten werden, etwas Schlimmeres zu thun. — Wie kränkend sind diese nur allzu gegründeten Betrachtungen für ein Herz, das ein Gefühl für das Wohl oder Elend seiner Mitgeschöpfe hat!

Es ist wahr, daß es vortreffliche Gesetzgeber und Lehrer gegeben hat, — und wie wäre es auch ohne solche ergangen? Ich bewundre und ehre einen Konfucius, einen Minos, einen Lykurgus. — Ich erkenne die Stärke ihres Geistes, den weiten Umfang ihrer Einsichten, ihre tiefe Kenntniß der Menschen. Die Entwürfe, die sie gemacht haben, sind, wie man sie von der Schärfe ihres Geistes erwarten und zur Dauer eines wohleingerichteten Staats fordern konnte. Es ist hier nicht die Absicht, sich in die Beurtheilung ihrer Gesetze und Anordnungen einzulassen. Man bemerke nur, daß keiner von diesen großen Geistern eine bessere als eine politische Tugend in seinem Staat pflanzen wollte. Sie machten alle Ueberlegungen, welche sie zu ihrem Zwecke machen

mußten. Sie kannten die Leute, die sie vor sich hatten, ihre Lebensart und alle äußerliche Umstände, von denen sie abhingen; sie übersahen das Gegenwärtige und schauten tief in die Zukunft. — Aber sie nahmen sich die Freiheit, der menschlichen Natur Gewalt zu thun, um ihre Absichten zu erreichen; riefen Unwissenheit, Betrug und Aberglauben zu Hülfe; bekümmerten sich wenig um die Abweichung ihres Systems von den unveränderlichen und göttlichen Gesetzen der Natur, welche ohne Unterschied des Orts, der Zeit, des Klima, des Nationalcharakters alle Menschen verbinden. Große Fehler, welche nothwendig großen Schaden thun mußten. Sie sahen, ungeachtet alles ihres Scharfsinns, nicht tief genug in die Natur und Bestimmung des Menschen. Sie vernachlässigten seine unmittelbare Abhängigkeit von Gott (die Grundfeste aller Wahrheit, aller Gesetze und Verbindungen) und wußten oder bedachten nicht, daß der Mensch für die Ewigkeit erschaffen ist.

Ist denn kein Gesetzgeber, der den Menschen ganz und gar durchschaut und seine Absichten auf Alle ausgedehnt hat? dem der Indianer im Federnkleide, der glühende Mohr, der wollüstige Perſianer, der träge Lappländer, der flatternde Franzose und der tiefsinnige Engländer, Alle gehorchen könnten? und dessen Gesetze die Fehler des Klima, des Temperaments, des Nationalcharakters, welchen die übrigen Gesetzgeber so viel nachsehen, verbessern und einschränken würden? — Gesetze, die den Trägen beleben, den Hitzigen mäßigen, den Wilden besänftigen; die dem Huronen, dem Kaffern, dem Indianer, dem Europäer, dem Grönländer gleich wohlgefallen müssen? Einfache wenige Gesetze, die sich auf ein unfehlbares Ansehen gründen, die ihre Belohnung mit sich führen, die auf Grundsätzen stehen, welche uns die höchste Glückseligkeit versichern.

Wenn solche Gesetze sind, würde Sokrates sagen, so muß sie Gott gemacht haben. Und wirklich hat sie Gott gemacht. Es sind keine andere, als die Gesetze der moralischen Tugend, mit den allmächtigen Beweggründen der christlichen Religion unterstützt. Die Seele des Christenthums besteht in der lebendigen Erkenntniß dieser beiden Grundsätze: daß Gott, der Schöpfer, Oberherr und Richter der Menschen, zugleich ihr Vater und Erbarmer ist und sich alle mögliche gütigen Verhältnisse gegen uns gegeben hat, um sich uns auf alle mögliche Weise zu verbinden; und dann: daß der Mensch, der für die Ewigkeit geschaffen ist, dieses Leben nie anders als in Verhältniß mit dem künftigen ansehen soll, von welchem es erst seinen Werth und wahre Bestimmung erhält.

Der Mensch ist als Geschöpf, als vernünftiges Geschöpf, als ein zum Handeln geschicktes Geschöpf den allgemeinen Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit unterthan, welche diese Welt zu dem, was sie ist, machen. — Diesen Gesetzen gehorchen, ist der Stimme Gottes gehorchen. — Und, als ein unsterbliches und im Himmel entsprungenes Wesen, muß er leben, wie es der Würde seiner Natur und der Hoheit seines künftigen Standes gemäß ist.

Sein gegenwärtiges Leben muß also eine beständige Uebereinstimmung mit den Gesetzen Gottes und eine ernste Vorbereitung auf das künftige seyn.

Schon längst hat die allgemeine Erfahrung gelehrt, daß Ehrfurcht vor Gott und Hoffnung eines ewig glücklichen Zustandes nach dem Tode sehr viel über des Menschen Herz und Sinne vermögen. Alle Völker haben Proben hievon gegeben. Der Fehler ist nur, daß man diese beiden Gefühle nicht genug geltend macht und sich nicht ihrer ganzen Stärke

bedient. Man treffe, um dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit die Herrschaft über unsere Seele zu verschaffen, nur so viele Anstalten, als Lykurgus, um Liebe zum Vaterland und Streitbarkeit in seinem kleinen Staate zu den Alles bewegenden Triebrädern zu machen; man schaffe nur, nach seinem Beispiel, alle entgegenstehende Begriffe, Maximen und Gewohnheiten ab und richte hingegen Alles nach diesen Grundideen ein, und der Erfolg kann und wird nicht ausbleiben. Oder sollte es etwa unmöglich seyn, einen Staat nach denselben einzurichten? Wahrlich, wofern die Republik des Lykurgus noch in der bloßen Idee existirte, so würde sie jeder Kenner der menschlichen Natur für ungleich schwerer zu bewerkstelligen halten, als eine Republik von Christen!

Was iſt eine ſchöne Seele?

Beispiele malen oft mit einem einzigen Zug unsre Idee besser als leere und schwankende Schulerklärungen. Was ich eine schöne Seele nenne, wüßte ich nicht anschaulicher zu machen, als durch etliche Beispiele aus dem schönen Werke meines Lieblingsautors unter den Alten, aus der Cyropädie des Sokratischen Xenophon.

Das erste gibt mir die junge Gemahlin des Tigranes, dieses liebenswürdigen Prinzen, dessen Klugheit und edle Gesinnungen zu eben der Zeit, da sie ihm die Achtung und das Vertrauen des Cyrus erwarben, seinen Vater und sein ganzes Haus vom Untergang retteten. Cyrus hatte mit dem besiegten Könige von Armenien, dem Vater dieses Prinzen, von dem Lösegeld gesprochen, welches er für die Zurückgabe seiner Gemahlin und seiner Kinder zu geben gedächte. Er wendete sich darauf an Tigranes: „Und wie viel würdest du geben, um deine Gemahlin wieder zu erhalten?" — Man muß aber wissen (sagt Xenophon), daß Tigranes erst seit Kurzem vermählt war und seine junge Gattin aufs zärtlichste liebte. — Ich, sagte der Prinz, ich würde sie eher mit meiner Seele loskaufen, ehe ich zugeben wollte, daß ein so liebenswürdiges Geschöpf dienen sollte. Cyrus fand das Recht eines solchen Liebhabers besser, als das Recht des Siegers, und gab sie ihm auf die edelste Art wieder. Er that noch mehr: er machte den armenischen Fürsten aus einem unwilligen Vasallen zu einem dankbaren Freund, schloß einen neuen Vertrag mit ihm, stellte seine Familie unentgeldlich auf freien Fuß und schloß die Scene mit einem freundschaftlichen Gastmahle.

Dieſe Umſtände mußten voraus geſchickt werden, um, was nun folgt, verſtändlich zu machen.

Als die Armenier mit ihren Frauen nach Hauſe fuhren (ſo fährt Xenophon fort), machte Cyrus den einzigen Inhalt ihres Geſpräches aus. Der Eine erhob ſeinen Verſtand, der Andere ſeine Tapferkeit, ein Dritter ſeine Leutſeligkeit, und noch Jemand zuletzt ſeine Schönheit und ſtattliche Geſtalt. Hier wandte ſich Tigranes an ſeine junge Frau: Sage mir, Liebe, iſt dir Cyrus auch ſo ſchön vorgekommen? — „Die Wahrheit zu ſagen," antwortete ſie, „ich habe ihn nicht angeſehen." — Und wen ſaheſt du denn an? — „Wen anders hätte ich anſehen können, als den, welcher ſagte, daß er ſeine Seele geben würde, um mich von der Dienſtbarkeit loszukaufen," erwiederte die junge Frau. — Dieſe junge Frau, vorausgeſetzt, daß ſie fühlte, was ſie ſagte, war, was ich eine ſchöne Seele nenne.

An eben dieſer Stelle der Cyropädie wird eines Weiſen Erwähnung gethan, der ehemals Hofmeiſter des Prinzen von Armenien geweſen war. Cyrus, der ihn vermißte, fragte den Tigranes nach ihm. — „Hat ihn nicht mein Vater hier hinrichten laſſen?" verſetzte der Prinz. — Und was hatte er denn Uebels gethan? fragte Cyrus. — „Mein Vater beſchuldigte ihn, er verführte mich. Und doch, mein beſter Cyrus, war es ein ſo guter, ſo rechtſchaffener Mann, daß er mich noch unmittelbar vor ſeinem Tode zu ſich bitten ließ, um mich zu beſchwören, daß ich ſeine Hinrichtung meinem Vater verzeihen möchte. Er thut es nicht aus böſem Herzen, ſprach er, ſondern, weil er nicht weiß, was er thut. Was aber die Menſchen aus Unwiſſenheit ſündigen, das nehme ich ihnen ſo auf, als ob ſie es wider Willen thäten." — Wie Schade um einen ſolchen Mann! rief Cyrus. — Dieſer Mann,

meine Freunde, hatte, was ich eine schöne und zugleich eine große Seele nenne.

Noch ein Beispiel aus eben diesem Sokratischen Heldenbuche! Wem sollte wohl Panthea, die reizende und tugendhafte Gemahlin des Königs Abradates von Susiane, unbekannt seyn? Es ist augenscheinlich, daß Xenophons Absicht war, uns in dieser Panthea das Ideal einer an Leib und Seele schönen Frau darzustellen. Sie war unter den Gefangenen, welche Cyrus in einem wider den König von Assyrien gewonnenen Treffen gemacht hatte. Cyrus übergab sie dem Araspes, einem jungen Krieger, den er vorzüglich liebte, nachdem er ihm die ganze Wichtigkeit des Schatzes, den er ihm anvertraute, vorgestellt hatte. Sie wurde nach einem festen Bergschlosse gebracht, und Araspes leistete ihr Gesellschaft. Nun begegnete dem guten Jüngling wider Verhoffen etwas Menschliches. Er wurde in die schöne Panthea verliebt, und seine Leidenschaft gewann, nach langem Widerstand, endlich so viel Gewalt über ihn, daß er sich gezwungen fand (sagt Xenophon), sie um etwas anzusprechen, das ihm die schöne Panthea, welche ihren abwesenden Gemahl innigslich liebte, nothwendig abschlagen mußte. Gleichwohl wollte sie bei Cyrus noch keine Klage deßwegen führen, weil sie den jungen Mann nicht in Gefahr bringen wollte, einen so wichtigen Freund zu verlieren. Als der Unglückliche aber mit Gewalt zu drohen anfing, säumte sie sich nicht, dem Cyrus wissen zu lassen, was für einem unsichern Hüter er sie anvertraut habe. Sogleich berief Cyrus den Araspes zurück und fand ein Mittel, ihn mit guter Art von Panthea zu entfernen.

Diese Prinzessin benachrichtigte inzwischen ihren Gemahl von Allem, was er in Rücksicht ihrer dem großmüthigen

Cyrus schuldig war, und rieth ihm, sich je bälder je lieber von der assyrischen Partei loszumachen und der Freund eines jungen Helden zu werden, der durch seine Weisheit und Güte mehr Eroberungen machte als durch seine Waffen. Abradates folgte dem Rath seiner Gemahlin, und Panthea genoß das Vergnügen, die Stifterin eines schönen Bundes zu seyn und dem Cyrus sein edles Betragen gegen sie auf eine edle Art vergolten zu haben. Einige Zeit darauf kam es zwischen diesem Prinzen und dem König Krösus zu einer entscheidenden Schlacht. Panthea hatte ihrem Gemahl ingeheim eine prächtige goldne Waffenrüstung machen lassen, und nun, da er sich zum Treffen anschickte, überraschte sie ihn damit unverhofft. Abradates bezeugte ihr ein angenehmes Erstaunen darüber, daß sie sich ohne Bedenken habe entschließen können, ihr kostbarstes Geschmeide aufzuopfern, um es in einen ritterlichen Schmuck für ihren Mann zu verwandeln. „Habe ich einen andern Schmuck vonnöthen als dich, erwiederte ihm Panthea, und womit sollte ich mehr prangen, als wenn dich Jedermann mit meinen Augen ansieht?" Mit diesen Worten legte sie ihm die schönen Waffen an; aber, wiewohl sie es zu verbergen suchte, schlichen sich doch Thränen ihre Wangen herab. Abradates, der an sich einer der schönsten Männer war, sah in dieser herrlichen Rüstung so reizend und edel aus, daß man die Augen nicht von ihm verwenden konnte. (Ich erzähle immer mit Xenophons Worten.) Schon hatte er die Zügel in den Händen und war im Begriff, seinen Streitwagen zu besteigen, als Panthea allen Anwesenden sich zu entfernen winkte und mit diesen, der edelsten Spartanerin würdigen Worten Abschied von ihm nahm. „Abradates, sprach sie, wenn jemals ein Weib ihren Mann werther als ihre eigne Seele hielt,

so weißt du, ob ich eine von diesen Weibern bin. Wozu sollte ich viel Worte machen? Ich glaube dich durch meine Handlungen besser davon überzeugt zu haben, als durch Alles, was ich jetzt sagen könnte, geschehen würde. Aber, wiewohl ich so für dich gesinnt bin, wie du weißt, so schwör' ich dir doch bei deiner und meiner Liebe, daß ich lieber neben dir, als einem tapfern Mann, von gemeinschaftlicher Erde bedeckt liegen, als, wenn du ohne Ehre zurück kämest, ehrlos mit einem Ehrlosen leben wollte. So denke ich, und so muß ich denken, wenn ich dich und mich den Besten unter den Sterblichen gleich schätze. Ueberdieß, welchen Dank sind wir nicht dem Cyrus schuldig, der, als das Kriegsglück mich zu seiner Sklavin machte, anstatt sich dieses Vortheils wider meine Ehre zu bedienen, mein Beschützer wurde und mich dir wie das Weib seines eigenen Bruders aufbewahrte! Können wir zu viel für den großmüthigen Mann thun, der so viel für uns gethan hat?"

Wer müßte der gewesen seyn, den eine solche Frau — in dem Augenblicke, da er von ihr schied, um sie vielleicht nie wieder zu sehen, nicht begeistert hätte? Mit Bewunderung und Entzücken legte Abradates seine Hand auf ihr Haupt, sah gen Himmel auf und betete: Laß mich, o großer Orasmasdes, durch Thaten zeigen, daß ich würdig bin, der Mann dieser Panthea und der Freund des Cyrus zu seyn! Mit dem letzten Worte entriß er sich ihren Armen, stieg den Wagen hinauf, und die Thür ward hinter ihm zugeschlossen. Panthea, da sie ihn selbst nicht mehr erreichen konnte, folgte dem Wagen so lange, bis Abradates, da er es gewahr wurde, sie bat, gutes Muthes zu seyn und sich zu entfernen.

Xenophon malt seine Bilder selten aus; es sind nur leichte Umrisse; aber, o! wie viel mehr sind diese Umrisse werth,

als die Gemälde von tausend Andern, und wie stark ist nicht oft die Wirkung eines einzigen Zuges! „In der That, sagt er, machte Abradates und sein Wagen einen schönen Anblick, aber Niemand hatte Augen für ihn, bis Panthea weggegangen war."

Abradates kam nicht lebendig aus der Schlacht zurück; aber er hatte sie gewinnen helfen und starb einen edeln Tod. Die Eroberung von Sardes, welche die unmittelbare Frucht dieses Sieges war, beschäftigte den Sieger so sehr, daß etliche Tage vorbeigingen, eh' er sich des unglücklichen Fürsten erinnerte. Wo ist Abradates? fragte er endlich. Man sagte ihm, er sey in der Schlacht umgekommen, und seine Gemahlin (setzte einer von den Bedienten hinzu) hat seinen Leichnam aufgesucht und auf ihrem eigenen Wagen mit sich hierher an das Ufer des Paktols gebracht, und während ihre Kämmerlinge und Sklaven sein Grab graben, sitzt sie auf der Erde, sein Haupt in ihren Knien haltend, nachdem sie sich allen ihren Schmuck abgerissen, um ihn damit auszuschmücken."

Cyrus eilt an den Ort dieses traurigen Schauspiels; aber, wie er die schöne Unglückliche mit dem Leichnam auf ihrem Schoß auf der Erde sitzen sieht, bricht ihm sein männliches Herz; seine Thränen fallen auf die Leiche herab. Du edle und getreue Seele, ruft er, so bist du gegangen, und uns hast du zurückgelassen. Er will ihn mit diesen Worten bei der Hand nehmen, und die Hand bleibt in der seinigen, denn sie war mit einem ägyptischen Säbel vom Arm getrennt worden. Dieser Umstand vermehrte den Schmerz des Cyrus; die Unglückliche schrie laut auf, nahm die geliebte Hand aus des Cyrus seiner, küßte sie und fügte sie wieder an, so gut sie konnte. So ist alles Uebrige zugerichtet, sagte sie. Aber wozu solltest du es sehen? — Und ich — ich weiß, daß ihm Alles das um meinetwillen widerfuhr. Ich Thörin war es, die ihn anreizte, Alles zu wagen, um sich als deinen Freund

zu beweiſen und deine Achtung zu verdienen. Und, o! ich bin gewiß, er dachte nicht, was ihm begegnen könnte, ſondern blos, was er thun wollte, um ſich dir angenehm zu machen. „Und ſo gab er, ohn' es zu bereuen, ſein Leben hin — und ich — ſitze hier neben ihm und athme!"

Cyrus antwortete ihr eine Zeit lang nur mit Thränen. Endlich, da er wieder Worte fand, bemühte er ſich, ſie durch die einzigen Vorſtellungen, die ihre Seele in einem ſolchen Zuſtand ertragen konnte, aufzurichten. Zugleich ließ er Alles vor ihr ausbreiten, was er zur Ausſchmückung des Leichnams und zu einer prächtigen Beſtattung herbei zu ſchaffen befohlen hatte. Und denke nicht, ſagte er, daß du nun verlaſſen ſeyeſt. Ich ehre deine Keuſchheit, deine ganze Tugend; ich werde nie aufhören, dir Beweiſe davon zu geben, und überdieß will ich dich Einem von den Meinigen übergeben, der dich geleiten ſoll, wohin du ſelbſt verlangſt. Sage nur, zu wem du gebracht werden willſt.

Sey ruhig, Cyrus, verſetzte Panthea; ich werde dir nicht verbergen, zu wem ich gehen will.

Cyrus mußte ſie verlaſſen. Er ging (ſagt Xenophon), und ihn jammerte des Weibes, das einen ſolchen Mann verloren, und des Mannes, der ein ſo vortreffliches Weib ſein genannt hatte und nun nicht mehr ſehen konnte. Panthea befahl jetzt ihren Kämmerlingen, ſich zu entfernen; laßt mich, ſprach ſie, bis ich mich recht ſatt über ihm geweint habe. Nur ihre Pflegemutter bat ſie zu bleiben. Wenn ich todt bin, ſagte ſie zu ihr, ſo hülle ihn und mich in das nämliche Tuch. Die unglückliche Alte fiel ihrer Königin zu Füßen, flehte ihr, keinen ſolchen Gedanken Raum zu geben. Aber Panthea durchbohrte ſich die Bruſt mit einem Dolche, den ſie ſchon lange auf dieſen Fall bei ſich trug, legte ihr Haupt auf ihres Mannes Herz und ſtarb.

Was ist Wahrheit?

Dieſe Frage iſt dadurch, daß ſie ſchon ſo mannigmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts deſto ſchlechter geworden. Weſſen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieſer Frage überraſcht wird? Schon tauſend- und zehntauſendmal entſchieden, wird ſie immer wieder als ein Räthſel aufgeworfen werden und in zehntauſendmal tauſend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber, ſo gewiß dieß auch iſt, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unſers Geſichtes dadurch zu helfen, daß ſie uns vollends blind machen! Das Wahrſte von Allem, was jemals wahr genannt wurde, iſt: daß mitten unter allem Trug von Erſcheinungen, Geſpenſtern und Traumgebilden, wovon wir umgeben ſind, jeder Sterbliche gerade ſo viel Wahrheit auffaſſen kann, als er zu ſeiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit iſt, wie alles Gute, etwas Verhältnißmäßiges. Es kann Vieles für die menſchliche Gattung wahr ſeyn, was es für höhere oder niedrigere Weſen nicht iſt, und eben ſo kann etwas von dem einen Menſchen mit innigſter Ueberzeugung als wahr empfunden und erkannt werden, was ein anderer mit gleich ſtarker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinſtimmung eines Gefühls oder einer Vorſtellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der

Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen, und dieser kann eben sowohl bei der wahrsten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen seyn. Geschieht nicht öfters, was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft beträgt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist; Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben Alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen; bei diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens und macht sie eben so geneigt, an Allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, Alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer, Bayle, Hume waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer vorausschende, immer raisonnirende Vernunft, was von jeher am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unseres armen

Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von je her ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber, da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden raisonnirt: und dennoch haben unleugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtseyn dessen, was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dieß unleugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zaubrerin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren; beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte, so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt, ja, was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das Einzige,

wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der arabischen Erzählungen, die Herr Gallaud le Dormeur éveillé betitelt) der Kalife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserei verfiel und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält, was bloße Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschenden Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daß von Zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, Beide betrogen werden; daß, während der Eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der Andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundveste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein Jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz, von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuscht werden; aber, solange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl

mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.

Freilich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat, oder wenn er in sehr zusammen gesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge anderer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn Jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht und immer nur auf sein Gefühl oder unser Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten, wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen oder zwischen unserer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter seyn? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amphiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphysischen und ästhetischen Dingen, das ist, in Sachen, wo das Meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das Billigste, einen Jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, solange er Andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das Andere an? Aber freilich, sobald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herum reitet und

Alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar, daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr Unangenehmes für Leute, die keine Lust haben, sich zu balgen: und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Maulesel-treiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete, noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten und genießt ihrer, wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sey. Und sobald ihrer Zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Ariost: während die tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon und lacht über beide.

Ist dieß Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein anderes, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier, noch da, — sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge,

ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; Jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; Jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, Keiner die nämlichen. —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat oder gesehen zu haben glaubt, und ja nicht böse darüber werden, wenn sich's von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor Allem aber, liebe Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsere Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen und Andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Götterspruche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem Einen und vor dem Andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre, wie Nestor, und so weise, wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum, weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger

von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß, daß gegen eine lichte Stelle, die wir in der unermeßlichen Nacht der Natur erblicken, zehntausend in Dämmerung und zehnmal zehntausend im Dunkeln vor uns liegen, und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen und in ihrem Lichte dieß ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie Jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dieß nämliche Planetensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammenlaufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben, und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen

überzeugten Dogmatikers für baren Skepticismus halten müßte.

Ein Anderes ist, wenn ein Esel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht: Dafür ist aller Respect zu tragen; denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott (dem es gleich viel gelten kann, durch welches Organ er sich hörbar macht), der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sey denn, er könne uns beweisen, daß er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füße zu sehen und — bescheiden zu seyn.

Philosophie.

Als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst seyn könnte; und nach aller Wahrscheinlichkeit ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst, Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sey, als viele Leute sich einbilden), schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst, zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bei Weitem der größte Theil der Menschenkinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen, wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Moliere's bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir Alle Athem holen, verdauen, uns auf mancherlei Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das Alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Africa, America und den Inseln des Südmeers, weiße und

olivenfarbne, schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und unbärtige, beschnittne und unbeschnittne, tättowirte und nicht tättowirte, mit und ohne Ringe durch die Nase, von den Riesen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudsonsbay u. s. f. — sondern auch selbst von dem größten Theile der Einwohner unsers aufgeklärten Europa's läßt sich mit gutem Fuge behaupten, daß sie von besagter Kunst, zu leben, eben so wenig wissen und sich eben so wenig darum bekümmern, als das leichtsinnige Völkchen in Otaheity oder als die halb erstarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber sind.

Das Wunderbarste bei der Sache ist, daß alle diese Menschen (die, nach einer sehr billigen Berechnung, beinahe das ganze menschliche Geschlecht ausmachen) gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohl besagter schönen Kunst auch nichts wußten — dessen ungeachtet so herzhaft drauf losleben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daß der größte Theil dieser Pfuscher sich so wohl dabei befindet, daß, in Rücksicht der sämmtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht einer von den auf- und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo: die Natur sey die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am besten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen können; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Darauf müssen sich nun wohl von jeher die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur (dachten sie), die uns athmen, essen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt u. s. w., lehrt uns auch unsre Sinne, unser Gedächtniß, unsern Verstand, alle

unsre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch, was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt, so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist. Unsre Nase und unsre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viele Umstände. Für alle unsre dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache, die wir brauchen, schon da — so haben wir, was vonnöthen ist, sie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaßen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erste Mal nicht geht, geht beim zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwei Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unsrer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen und werden Meister durch Uebung, ohne zu merken, wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden seyn mit dem, was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel Klagen erheben, blos dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe, unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe, wie Jenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneite und zur Grabschrift erhielt: Por star meglio, sto qui.

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in Allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte Quam multis non egeo! jenes alten Weisen ist die angeborne Philosophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos u. s. w., eine Philosophie, worin die Neuholländer oder Neuwalliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkür der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sey ein Austernleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärte Leute vor lauter Menge der Wege, die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theophrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „daß sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst, zu leben, endlich in etwas begriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemals eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (was bei ihnen nichts Seltnes ist), so hat er just hundert Jahre gelebt und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem Gastmahle, wo die Natur so schlecht zu essen gibt, daß der strengste Candidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeigehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theophrast die Albernheit gesagt habe

die man ihn sagen läßt. Die Leute an seinem Bette verstanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeister lange hinter drein, wollte Sinn draus machen und machte, daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophrast meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor sechzig oder siebzig Jahren nicht schon so klug gewesen sey, zu sehen, daß er sich die Mühe ersparen könne, das als Kunst und Wissenschaft zu studiren, was ihn die Natur ohne Studium weit besser und sichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte, auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigne Thorheit klagte er an, wie die Meisten es in seinem Falle zu machen pflegen, wiewohl sie es eben so wohl bleiben lassen könnten; denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, es besser zu machen?

Bei Allem dem ist meine Meinung keinesweges, der wohlgedachten Kunst, zu leben, ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im Grunde nichts Anderes als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen ausbilde und zur Vollkommenheit bringe — Wenn die Kunst das ist, und sofern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn sie blos der geschwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, ist sie, wie die Arzneikunst, zuweilen wohlthätig, obgleich eben so ungewiß und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend seyn will, muß die Kunst freilich flicken und stützen, kleistern und quacksalben, so gut sie kann. Oder,

richtiger zu reden, auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt, hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menschen, so daß der Kunst nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug, sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamiren. Lebenskraft kann sie nicht geben, wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Philosophie wegen dieser Aehnlichkeit mit der Arzneikunst den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualification geschickter zu seyn, ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freien Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne sie leben kann? Sobald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneien; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bei ihnen von selbst, und an den tödtlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen immer ein Mensch aus einem Stück ist: so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoß dieser Art bekämen, so ist die

Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bei einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur eine Person seyn sollten — als zwei Mächte von verschiednem Interesse behandelt werden, wo (wie bei unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem Alles Sinn und Kraft und Seele oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo Eines auf Unkosten des Andern lebt, das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte, Jedes das Andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel aufs Höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneikunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten und entweder purgando, saignando et clysterizando diesem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder wenigstens durch angenehme Opiate etwas betrügliche Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daß sie fähig gewesen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmal in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum voraus unwiederbringlich verloren sey. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneien bersten müßte: sondern, weil, sobald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel schon

zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneikunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen, als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nämlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneikunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieß eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. Solange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht, sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder und liest (wie Voltaire's Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund seyn könne. Es gibt freilich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten und können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte, gesund zu seyn, keinen Abtrag thun.

Betrachtungen

über

J. J. Rousseau's

urſprünglichen Zuſtand des Menſchen.

1770.

1.

Die Aufschrift über der Pforte des delphischen Tempels:

„Lerne dich selbst kennen!"

enthielt ohne Zweifel ein wichtiges und in der That nicht leichtes Gebot.

Aber daß es, wie Rousseau versichert, „wichtiger und schwerer sey, als Alles, was die großen dicken Bücher der Moralisten enthalten," — ist (mit seiner Erlaubniß) nichts gesagt.

Diese Moralisten, von denen Rousseau so wenig zu halten scheint, konnten doch wohl keinen andern Zweck haben, als in ihren großen dicken Büchern den Inhalt dieses nämlichen γνωθι σεαυτον zu entwickeln. — Und daß unter so vielen, welche von Hermes Trismegistus Zeiten bis auf diesen Tag an der Auflösung dieses Räthsels gearbeitet haben, auch nicht einer es errathen haben sollte — wahrlich, das würde den Moralisten wenig Ehre machen!

Doch, gesetzt auch, sie hätten sammt und sonders, den guten Plutarch mit eingerechnet, ihre Mühe dabei verloren: so begreife ich doch nicht, wie wir weniger aus ihren Büchern lernen könnten, als — was uns die delphische Pforte lehrt, nämlich — „daß es dem Menschen gut sey, sich selbst zu kennen." — Und was haben wir da gelernt?

Der große Punkt ist, — wie wir es anzufangen haben, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen? — und hierüber macht

uns dieſe Pforte nicht klüger, als der elendeſte Commentar, der jemals über die Ethik des Ariſtoteles geſchrieben worden iſt.

Der obige Ausſpruch unſers Freundes Jean Jaques iſt alſo, wie viel er auch beim erſten Anblick zu ſagen ſcheint, um nichts weiſer, als wenn Jemand ſagte: der erſte Vers des erſten Buchs Moſe enthalte unendliche Mal mehr Wahrheit, als die ſämmtlichen Werke aller Naturforſcher, weil am Ende doch Alles, was uns dieſe Biedermänner von Himmel und Erde lehren, nur ein ſehr kleiner Theil von dem iſt, was Himmel und Erde in ſich faſſen, und (wie Shakeſpeare's Hamlet ſagt) noch gar viel in beiden iſt, wovon ſich unſre Philoſophen (ſelbſt den neueſten, dem ſo viel davon träumt, nicht ausgenommen) wenig träumen laſſen.

2.

Mit aller Ehrerbietung, die wir den Modephiloſophen unſrer Zeit ſchuldig ſind, ſey es geſagt, daß ihre beredten Schriften von dergleichen Gedanken wimmeln, die nur ſo lange etwas Feines oder Großes oder Neues ſagen, als die Leſer gefällig oder bequem oder unwiſſend genug ſind, ſie für das gelten zu laſſen, wofür ihr Gepräge ſie ausgibt.

Was für Ungereimtheiten hat nicht die Begierde, etwas Neues, novum, audax, indictum ore alio, zu ſagen, ſchon oft die feinſten Köpfe ſagen gemacht! — Zumal in Zeiten, wie die unſern, da Witz und Beredſamkeit einen Freibrief haben, die geſunde Vernunft zu mißhandeln, wenn es nur auf eine ſinnreiche Art geſchieht; wo Hippiaſſe und Karneaden durch rhetoriſche Taſchenſpielerkünſte die Bewunderung

ihrer Zeitgenossen erschleichen, und neuer Unsinn, in schöne Bilder gekleidet, mit spielenden Gegensätzen verbrämt und mit den Schellen des rednerischen Wohlklangs behangen, willkommner ist, als die alte Vernunft in ihrem schlichten sokratischen Mantel!

War es die Begierde, zu schimmern, oder war es Laune oder Misanthropie, — oder sollen wir glauben, daß es wirklich Liebe zur Wahrheit und Wohlneigung gegen das menschliche Geschlecht gewesen sey, was den scharfsinnigen Schriftsteller, welchen wir vorhin zu tadeln uns die Freiheit genommen haben, bewegen konnte, mitten im achtzehnten Jahrhundert die Philosophie der alten Gymnosophisten wieder in Achtung bringen zu wollen und, ohne Hoffnung, auch nur einen einzigen Schüler zu machen, den abenteuerlichen Satz zu behaupten: „daß der ursprüngliche Stand des Menschen der Stand eines zahmen Thieres gewesen sey," — und daß man allen Nationen, unter denen sich (nach seinem Ausdruck) die Stimme des Himmels nicht habe hören lassen, keinen bessern Rath geben könne, als „in die Wälder zu den Orang-Utangs und den übrigen Affen, ihren Brüdern, zurückzukehren, aus welchen sie eine unselige Kette von Zufällen zu ihrem Unglücke herausgezogen habe."

Man braucht die Schriften dieses sonderbaren Mannes nur mit einer mittelmäßigen Gabe von Gutherzigkeit gelesen zu haben, um sich gern überreden zu lassen, daß vielleicht niemals ein Schriftsteller von der Güte seiner Absichten und von der Wahrheit seiner Grillen so überzeugt gewesen sey, als Rousseau. Man kann sich nicht erwehren, dem Manne gut zu seyn, der die verhaßten Paradoxen mit einer so aufrichtigen Miene von Wohlmeinenheit vorbringt, — mit einer so ehrlichen Miene die seltsamsten Fehlschüsse macht und uns

aus der Fülle seines Gefühls zuschwört, daß Alles gelb sey, ohne den kleinsten Verdacht zu haben, daß doch wohl vielleicht er selbst mit der Gelbsucht behaftet seyn könnte.

Und, gesetzt auch, der Zusammenhang seiner Grundsätze und der dogmatische Ton, den er, aller seiner Protestationen ungeachtet, aus so vollem Munde anstimmt, könnte einige Zweifel — —

Doch nein! Wir haben kein Recht, an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung zu zweifeln; und niedrig wär' es, den Mann, der uns Gutes thun will, mit Vorwürfen zu verfolgen, weil er das Los aller Sterblichen erfahren und sich auf seinem Wege verirrt hat. Lassen wir die Anmaßung — die Herzen der Schriftsteller aufzureißen, um die geheimen Absichten derselben vor einen unbefugten Richterstuhl hervorzuziehen, lassen wir diese verwegene Anmaßung jener verachtenswürdigen Art von Gleißnern, welche unter dem scheinbaren Vorwande, die gute Sache zu vertheidigen, ihre eigenen lichtscheuen Absichten an der Vernunft und ihre Dummheit an dem Witze, wie der Affe seine Mißgestalt am Spiegel, rächen wollen.

Die Freiheit, zu philosophiren (welche, solange wir nicht mit dem Rousseauischen Menschen in die Wälder, oder, was noch ein wenig schlimmer wäre, solange wir nicht in die Barbarei der Gothen und Vandalen zurückzukehren gedenken, eine der stärksten Stützen der menschlichen Wohlfahrt ist), muß sich auf Alle erstrecken, welche von Gegenständen, die innerhalb des menschlichen Gesichtskreises liegen, ihre Meinung mit Bescheidenheit sagen, wie seltsam und widersinnig auch immer ihre Meinung scheinen mag. Wie oft ist etwas in der Folge als eine ehrwürdige und nützliche Wahrheit befunden worden, was anfangs alle Stimmen gegen

ſich hatte! — Und auch der Irrthum ſelbſt, dieſe nicht allezeit vermeidliche Krankheit der Seele, gibt Gelegenheit, den Mitteln beſſer nachzuforſchen, wodurch er geheilt werden kann, und wird dadurch wohlthätig für das menſchliche Geſchlecht.

3.

Ein Schauſpiel, das die Menſchlichkeit empört, wenn man es von der häßlichen Seite anſieht, — der Anblick der ausſchweifendſten Ueppigkeit und zügelloſeſten Verderbniß der Sitten in einer von den Hauptſtädten Europens, in dieſem modernen Babylon, — welchem ein Philoſoph im ſiebenten Stockwerke, um ſeiner liebenswürdigen Narrheiten, um ſeiner artigen Talente und auf den äußerſten Grad verfeinten Künſte willen, ſeine Laſter nicht ſo leicht verzeihen kann, als der Philoſoph zu Ferney, wenn er das Glück gehabt hat, wohl zu verdauen, aus ſeinem kleinen bezauberten Schloſſe; — der Anblick des Uebermuths, mit welchem die verächtliche Claſſe der Poppäen und Trimalcione des öffentlichen Elends, deſſen Werkzeuge ſie ſind, ſpotten; — der traurig machende Anblick eines unterdrückten Volks unter dem beſten der Könige: — ſolche Anſichten — aus einem Dachſtübchen betrachtet — ſind ſehr geſchickt, den Betrachtungen eines philoſophiſchen Zuſchauers über unſre Verfaſſungen, Künſte und Wiſſenſchaften eine ſolche Stärke zu geben und ein ſo ſchwermüthiges Helldunkel über ſie auszubreiten, daß man nichts Anderes nöthig hat, um zu begreifen, wie dieſer Philoſoph mit einer ſchwärmeriſchen Einbildungskraft, einem warmen Herzen und etwas galliger Reizbarkeit auf den Einfall kommen

konnte: „Es würde diesem Volke besser seyn, gar keine Gesetze, Künste und Wissenschaften zu haben."

Laßt in diesem Augenblick eine Akademie die Frage aufwerfen: „ob Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Geschlechte mehr Schaden oder Nutzen gebracht habe?" — wird er wohl in einer solchen Gemüthsstimmung Bedenken tragen, Wissenschaften und Künste, die er als Sklavinnen des Glücks und der Ueppigkeit, als Quellen der sittlichen Verderbniß und Beförderinnen der Unterdrückung ansieht, für die wahre Ursache alles menschlichen Elends zu erklären?

Und, noch voll von den lebhaften Gemälden, in welchen ihm seine Phantasie die Evidenz dieser vermeinten Wahrheit anzuschauen gibt, — wird er nicht, wenn eine andere Akademie seine Galle durch die Frage herausfordert: „welches der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen sey, und inwiefern selbige durch das natürliche Gesetz berechtigt werde oder nicht?" — die Auflösung dieses Problems schon gefunden zu haben glauben und uns mit dem zuversichtlichsten Tone der Ueberzeugung überreden wollen: daß alles Uebel, wovon das menschliche Geschlecht gedrückt wird, blos aus dieser Ungleichheit, als der wahren Büchse der Pandora, hervorgegangen sey, und daß es kein gewisseres Mittel, davon befreit zu werden, gebe, als alle Gewänder und Ausschmückungen der Natur, alle unsre Wissenschaften, Künste, Polizei, Bequemlichkeiten, Wollüste und Bedürfnisse von uns zu werfen und nackend — gleich dem jungen Hottentotten auf dem Titelkupferstiche seines Buches — zu unsrer ursprünglichen Gesellschaft, den Vierfüßigen, in den Wald zurückzukehren?

Sollte dieß nicht die geheime Geschichte des Rousseauischen Systems gewesen seyn?

4.

Dieſes vorausgeſetzt, ſcheint es einigermaßen begreiflich zu werden, wie Rouſſeau auf den Einfall habe kommen können, ſich den urſprünglichen Stand der Menſchheit als einen ſolchen zu denken, worin der Menſch von dem übrigen Vieh, außer einer vortheilhaftern Bildung, durch nichts — „als die unſelige Möglichkeit, aus demſelben herauszugehen" — unterſchieden geweſen ſey.

„Betracht' ich, ſpricht er, den Menſchen, wie er aus den Händen der Natur kam, ſo ſehe ich ein Thier, das zwar nicht ſo ſtark als einige, nicht ſo behend als andere, aber, Alles zuſammengenommen, doch unter allen am vortheilhafteſten organiſirt iſt; ich ſehe es ſein Futter unter einer Eiche ſuchen, aus dem erſten beſten Bache ſeinen Durſt löſchen, ſein Lager unter dem nämlichen Baume nehmen, der ihm zu freſſen gegeben hat: und ſo ſind ſeine Bedürfniſſe befriediget." —

Doch nicht gar alle! — Es gibt Augenblicke, — welche ich nicht ſo natürlich beſchreiben möchte, als es der eleganteſte Schriftſteller aus dem politen Zeitalter Auguſts gethan hat, und die man ſogar in London (wo ſo viel erlaubt iſt, was man anderswo für unzuläſſig halten würde) nicht auf öffentlicher Schaubühne vorzuſtellen wagt, wie es Ariſtophanes zu Athen, dem Sitz der griechiſchen Urbanität, wagen durfte — Augenblicke — doch wir wollen unſern Schriftſteller ſelbſt davon reden laſſen.

„Zu freſſen haben (fährt Rouſſeau fort), ſchlafen und — ſein Weibchen belegen, ſind die einzigen Glückſeligkeiten, von denen er einen Begriff hat."

Und damit wir uns nicht etwa einbilden, er lebe mit ſeinem Weibchen und mit ſeinen Jungen in einer Art von

Familiengesellschaft, wovon wir sogar bei einigen thierischen Gattungen Beispiele sehen; setzt er — nicht ohne den Grotiussen und Puffendorfen einen verächtlichen Seitenblick zu geben — hinzu:

„Sich die ersten Menschen in eine Familie vereiniget vorstellen, das hieße den Fehler derjenigen begehen, die, wenn sie über den Stand der Natur raisonniren, die Ideen mit hineinbringen, welche sie aus der Gesellschaft entlehnt haben: da doch in diesem primitiven Stande, wo die Menschen weder Häuser, noch Hütten, noch Eigenthum von irgend einer Gattung hatten, ein Jeder sich lagerte, wo ihn der Zufall hinführte, und oft nur für eine einzige Nacht; wo die Männchen und Weibchen eben so zufälliger Weise, wie sie einander ungefähr begegneten, und Gelegenheit oder Trieb es mit sich brachte, sich zusammenthaten, ohne daß die Sprache ein sehr nothwendiger Dolmetscher der Dinge war, die sie einander zu sagen hatten, und sich mit eben so wenig Umständen wieder von einander verliefen."

Man kann sich leicht einbilden, daß Leute, die so wenig Umstände mit einander machen und der süßen Werke der goldenen Venus auf eine so thierische Art pflegen, nicht sehr zärtliche Eltern seyn werden. Auch bekümmert sich, nach Rousseau's Versicherung, der Vater um seine Kinder nichts. Und wie sollte er? da er sie nicht kennt, und vielleicht Jahrtausende vorbeigehen, bis endlich einer von diesen maschinenmäßigen Vätern den Verstand hat, beim Anblick solcher kleiner Geschöpfe die tiefsinnige Betrachtung anzustellen, — „daß er vielleicht durch eine gewisse Operation, ohne es selbst zu wissen, zu ihrem Daseyn Gelegenheit gegeben habe."

Was die Mutter betrifft, so ist es freilich ihre Schuld nicht, daß sie sich gezwungen sieht, sich eine Zeit lang mit

ihrem Kinde abzugeben. — „Sie säugt es anfangs ihres eigenen Bedürfnisses wegen (spricht Rousseau), hernach, da die Gewohnheit es ihr lieb gemacht hat, wegen des Bedürfnisses des Kindes selbst. Aber, sobald die Kinder groß genug sind, sich ihr Futter selbst zu suchen, so verlaufen sie sich von der Mutter, und so kommt es bald dahin, daß sie einander nicht mehr kennen."

Eh' es dahin kommt, hat also die Mutter, man weiß nicht recht warum, die Gütigkeit, ihre Jungen mit sich herumzuschleppen. — „Wahr ist's (sagt unser Philosoph), wenn die Mutter umkommt, so läuft das Kind Gefahr, mit ihr umzukommen; aber (setzt er tröstlich hinzu) diese Gefahr ist hundert andern Gattungen von Thieren gemein, deren Junge in langer Zeit unvermögend sind, ihre Nahrung selbst zu suchen."

Der natürliche Mensch des Philosophen Jean Jaques ist also (die verwünschte Vervollkommlichkeit ausgenommen) weder mehr noch weniger, als ein anderes Thier auch; und es ist pure Höflichkeit, daß er ihm die langen krummen Klauen des Aristoteles und den Schwanz, welchen die Reisebeschreiber Gemelli Carreri und Johann Struys einigen Einwohnern der Insel Mindero und Formosa zulegen, erlassen hat.

Der Rousseauische Mensch ist es, dem der Name eines Wilden — den die Spanier den Americanern zu Beschönigung ihrer widerrechtlichen Gewaltthätigkeiten gegeben haben — im eigentlichen Verstande zukommt. Er überläßt sich, ohne mindeste Ahnung der Zukunft, dem Gefühl des gegenwärtigen Augenblicks; seine Begierden gehen nicht über seine körperlichen Bedürfnisse hinaus; das große Schauspiel der Natur ist unvermögend, ihn aus seiner schlafsüchtigen

Dummheit aufzuwecken; in seinem ganzen Leben fällt ihm nicht ein, zu fragen, wer bin ich? wo bin ich? warum bin ich? —

Doch das Letztere könnten wir ihm zu gut halten. Es gehört in der That beinahe eben so viel dazu, diese Fragen aus sich selbst zu thun, als sie recht zu beantworten. Aber, was Rousseau in der menschlichen Natur entdeckt haben könne, das ihm Ursache gegeben, nichts natürlicher zu finden, als die Ungeselligkeit, welche die Grundlage seines Systems über den ursprünglichen Stand ausmacht, — kann ich nicht errathen.

Seinem Vorgeben nach hat die Natur „sehr wenig dafür gesorgt, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse einander näher zu bringen, und so wenig als möglich zu den Verbindungen beigetragen, welche sie zum Untergang ihrer Freiheit und Glückseligkeit unter einander getroffen haben.“

Was für wunderliche Dinge Witz und Galle einen Philosophen sagen machen können!

5.

Ungeachtet Rousseau sich gleich anfangs erklärt, daß es bei Untersuchung der akademischen Frage, über welche er schreibt, gar nicht auf Thatsachen ankomme: so scheint er doch in der Folge das Unschickliche davon selbst empfunden zu haben und beruft sich daher einige Mal auf die Hottentotten, die Karaiben und die wilden Indier in Nordamerica; wiewohl in der That niemals, wo es auf Befestigung der Hauptsätze seines Systems ankommt. Was hätten sie ihm auch dazu helfen können? Keine einzige von allen diesen

kleinen Völkerschaften, die man Wilde nennt, befindet sich in diesem viehischen Stande, den er zu unserm ursprünglichen macht. Sie leben alle in einer Art von Gesellschaft; sie kennen Freundschaft, eheliche und älterliche Liebe; sie sind nicht ohne alle Kunst, und es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß sie erst durch das unmenschliche Verfahren der Kastilianer in eine gewisse Wildheit hinein geschreckt worden sind, die ihnen nicht natürlich war.

Aber, gesetzt auch, die Wildheit aller dieser wirklichen oder fabelhaften Wilden, wovon man uns so viel wunderliche Dinge erzählt, von den Kyklopen des alten Vater Homers bis zu den Kalifornien des Vaters Venegas, wäre noch ein wenig grösser, als sie beschrieben wird: was könnte damit bewiesen werden, als daß „Menschen zufälliger Weise sehr nahe zu den Thieren herunter sinken können, und daß, wenn es einmal so weit mit ihnen gekommen ist, ein Zusammenfluß vieler günstiger Umstände erfordert wird, um die Menschheit wieder bei ihnen herzustellen?" — und wem ist jemals eingefallen, hieran zu zweifeln?

6.

Bei einer Untersuchung des ursprünglichen Standes der Menschen scheint die Frage, „wo die ersten Menschen hergekommen," nicht ganz überflüssig zu seyn. Rousseau hat (wir wissen nicht warum) nicht für gut befunden, ihrer zu erwähnen. Man kann diese Unterlassung nicht damit rechtfertigen, daß dieser Umstand durch die Offenbarung ins Klare gesetzt sey. Denn aus diesem Grunde hätte sich Rousseau seine ganze Untersuchung ersparen können, und überhaupt

bewies man vor neun hundert Jahren aus dieſem Grunde, „daß man über gar nichts philoſophiren müſſe, was der Mühe werth iſt.“ — Es iſt das nämliche weiſe Argument, kraft deſſen der ſaraceniſche Kalif Omar die Bibliotheken zu Alexandria, als dieſe Hauptſtadt Aegyptens in ſeine Gewalt fiel, zum Feuer verurtheilt haben ſoll. — Wenn es erlaubt iſt, über den urſprünglichen Stand des Menſchen zu philoſophiren, ſo muß ſich dieſe Freiheit auch auf ſeinen Urſprung ſelbſt erſtrecken; es iſt für Eines ſo viel Grund als für das Andere.

Geſetzt nun, wir wollten — welches ſehr weit von uns entfernt iſt — die Gefälligkeit für die alten Prieſter zu Memphis ſo weit treiben und alle die Ueberſchwemmungen und Ausbrennungen des Erdbodens, von denen ſie Nachrichten zu haben vorgaben, für wahr annehmen; ja, geſetzt, wir wollten den Urſprung der Menſchen ſo weit hinaus ſetzen, als die fabelhaften Japaner, ſo würden wir doch nicht umhin können, endlich einige anzunehmen, welche die erſten geweſen wären. Eine Reihe, die keinen Anfang hat, mag, wenn man will, aus metaphyſiſchen Gründen eben ſo möglich ſeyn, als eine unendlich theilbare Materie; aber gewiß iſt, daß ſie, wie ſehr viele andere transcendentale Dinge, den Fehler hat, daß ſie unvorſtellbar iſt.

Dieſe Erſten alſo, woher kamen ſie?

Sind ſie aus dem Monde herabgefallen?

Oder, wie Manko-Kapak, der Orpheus der Peruvianer, aus der Sonne herab geſtiegen?

Oder, nach der gemeinen Meinung der Alten, aus dem Boden hervor gewachſen?

Oder ſind ſie, nach der ſinnreichen Hypotheſe des Philoſophen Anaximander, aus einer Art von Fiſchen hervor gekrochen?

Oder hat vielleicht die Natur, wie Lucrez uns glauben machen will, erst eine Menge Versuche machen müssen, bis es ihr endlich gelungen, einen vollständigen Menschen herauszubringen?

Wahrhaftig, meine Herren Manko-Kapak, Demokritus, Anarimander, Lucrez, und wir ihr alle heißt, es möchte sich wohl nicht der Mühe verlohnen, zu untersuchen, welcher von euch die lächerlichste Meinung habe; — aber, was ihr Alle zugeben müßt, ist: „daß nur derjenige den Namen des ersten Menschen verdienen kann, welcher — der erste Mensch war; das ist, bei dem sich zuerst die vollständige Anlage Alles dessen befunden, was den wesentlichen Unterschied unserer Gattung von den übrigen Geschöpfen ausmacht.“ Und wenn wir einmal so weit einig sind, so werden wir, denke ich, kein Orakel entscheiden lassen müssen: „ob die Natur (wenn anders Verstand und Absicht in ihren Wirkungen ist) nicht wenigstens ein Paar solcher Menschen, welches die Gattung zu vermehren geschickt war, habe hervorbringen müssen?“

Nun läßt sich wohl nichts Anderes denken, als daß der erste Zustand dieser Protoplasten, wie vollkommen wir auch ihre Organisation voraussetzen, wenig besser als eine Art von Kindheit seyn konnte; es wäre denn, daß wir ihnen angeborne Kenntnisse leihen wollten, wozu wenigstens die bloße Vernunft ihre Stimme nicht gibt. Alles bis auf ihren eigenen Leib war ihnen fremd und unbegreiflich. Verschlungen in die Unermeßlichkeit der Natur, hatten sie ohne Zweifel einige Zeit vonnöthen, um sich aus der ersten Betäubung so vieler auf sie zusammen drängender Eindrücke zu erholen. Allein Aufmerksamkeit und Uebung mußten sie bald den Gebrauch ihres Körpers und der übrigen Dinge, welche zu Mitteln ihrer Erhaltung und ihres Vergnügens bestimmt schienen,

kennen lehren, und es brauchte — wenn wir uns nicht zur Kurzweil Schwierigkeiten erschaffen wollen, welche in der Natur nirgends sind — weder Jahrtausende noch Jahrhunderte dazu.

7.

Rousseau ist nicht dieser Meinung. Er sieht den Uebergang aus dem Stande der Natur in den Stand der Policirung als eine Sache an, die von allen Seiten mit unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er kann nicht begreifen, wie ein Mensch zuerst habe auf den Einfall kommen können, ein Weibchen für sich selbst zu behalten, eine Hütte für sie zurechte zu machen und der Vater von seinen Kindern zu seyn? — Oder wie etliche Menschen auf den Gedanken hätten gerathen können, Gesellschaft mit einander zu machen und anders, als nach Verfluß vieler tausend Jahre, eine so tiefsinnige Wahrheit zu ergründen, als diese ist: daß vier Arme mehr vermögen als zwei, und vier und zwanzig mehr als vier. In diesem Stücke scheint es ihm (ohne Vergleichung) wie dem berühmten Sultan Schach-Baham zu gehen, der immer über die alltäglichsten Sachen zu erstaunen pflegte und nichts so gut begreifen konnte, als was am unwahrscheinlichsten war; ein Beispiel, daß Witz und Dummheit auf ihrem äußersten Grade einerlei Wirkung thun.

Rousseau hätte vieler Bemühung des Geistes bei dieser Gelegenheit überhoben seyn können; denn wer in der Welt wird ihm die Folgen streitig machen, die er aus seiner Hypothese zieht? — Die Hypothese selbst ist es, was wir ihm geradezu wegleugnen. Ganz gewiß würde das wilde, ungesellige,

dumme, Eicheln freſſende Thier, daß er ſeinen Menſchen nennt, in Ewigkeit keine Sprache erfunden haben, wie die Sprache Homers und Platons iſt. Wer wollte ſich die Mühe geben, einen ſolchen Satz erſt durch tiefſinnige Erörterungen zu beweiſen? Das heißt die Gründe weitläufig aus einander ſetzen, warum, vermöge der Geſetze der Mechanik, ein Gichtbrüchiger ſchwerlich jemals auf dem Seile tanzen lernen wird. — Schade um alle die ſchönen Antitheſen, die er bei dieſer Gelegenheit ſpielen läßt!

Doch, wir wollen ihm nicht Unrecht thun: es iſt ſein ganzer Ernſt; er ſieht alle dieſe ungeheuren Schwierigkeiten wirklich, von denen er ſpricht, und ſie müſſen wohl gewiß entſetzlich in ſeinen Augen ſeyn, weil ſie ihn beinahe dahin bringen, ſeine Zuflucht zu einem Deus ex machina zu nehmen. Gleichwohl würden alle dieſe Phantome auf einmal verſchwunden ſeyn, wenn er nur dieſe zwei Sätze, die einfachſten von der Welt, weniger unnatürlich gefunden hätte:

„Daß die Menſchen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, von Anfang an in Geſellſchaft lebten — und von allen Seiten mit natürlichen Mitteln umgeben ſind, die ihnen die Entwicklung ihrer Anlagen erleichtern helfen.“

8.

Man könnte übrigens unſerem Philoſophen den Satz: „daß, der Vervollkommlichkeit ungeachtet, die meiſten Fähigkeiten des Menſchen viele Jahrhunderte durch unentfaltet bleiben können,“ eingeſtehen, ohne daß ſeine Hypotheſe viel dadurch gewinnen würde. Die natürliche Trägheit, aus welcher Helvetius nicht ohne Grund eine Menge pſychologiſcher

Erscheinungen erklärt — die daher rührende Begnügsamkeit an jedem leidlichen Zustande, in welchem dieser Trägheit am wenigsten Gewalt geschieht, und die durch beides verdoppelte Macht der Gewohnheit lassen uns leicht begreifen, wie ein Volk (zumal in einem Erdstriche, dessen Beschaffenheit die Wirkung dieser Ursachen noch verstärkt) Jahrtausende durch, wofern es sich selbst überlassen bleibt, in einem sehr unvollkommnen Zustande beharren könne.

Sittliche und politische Ursachen hemmen in Sina den Fortschritt der Wissenschaften, welche sich in diesem ungeheuren und in einigen Stücken sehr gut policirten Reiche noch immer in der Kindheit befinden. — Physische Ursachen halten den Lappen und den Bewohner der gefrornen Länder um Hudsons-Bay seit undenklicher Zeit in einem so eingeschränkten Kreise von Bedürfnissen und von Thätigkeit, daß Reisende, welche den Geist der Beobachtung nicht empfangen haben und den sittlichen Menschen in einem Gewande von Pelzwerk und Seehundsfellen nicht zu erkennen fähig sind, kein Bedenken tragen, ihren Zustand für viehisch zu erklären.

Aber mit der Geselligkeit, diesem wesentlichen Zuge der Menschheit, hat es eine ganz andere Bewandtniß. Der Mensch, — wenn wir auch bis in die ersten Augenblicke seines Daseyns zurück gehen und ihn in einem Stande nehmen wollen, wo seine Seele noch der unbeschriebenen Tafel des Aristoteles gleicht, — der Mensch braucht nur seine Augen aufzuheben und einen andern Menschen zu erblicken, um die süße Gewalt des sympathetischen Triebes zu fühlen, der ihn zu seines Gleichen zieht.

Und etwa nur zu seines Gleichen? — Die ganze Natur hat Antheil an seiner Empfindsamkeit und Zuneigung. Diese Empfindsamkeit ist die wahre Quelle jener aus Bewunderung,

Freude und Dankbarkeit gemischten Gefühle, womit die Wilden die aufgehende Sonne und den vollen Mond begrüßen. Sie macht uns den Baum lieben, der uns seinen Schatten geliehen hat, und sie beförderte vermuthlich den enthusiastischen Hang der ältesten Menschen, Allem in der Natur eine Seele zu geben und sich einzubilden, daß Alles, was uns Empfindung einflößt, sie mit uns theile.

„Ich habe Mitleiden (sagt der größte Kenner des menschlichen Herzens, der mir bekannt ist) mit dem Manne, der von Dan bis gen Beerseba reisen kann und ausrufen: Alles ist öde! — Ich erkläre, sagte ich, indem ich meine Hände mit einer zärtlichen Bewegung zusammen schlug, daß ich auch in einer Wüste etwas ausfindig machen wollte, über welches ich meine Zuneigung ergießen könnte. — Könnt' ich nichts Bessers thun, so wollt' ich sie an irgend eine holde Myrte heften oder mir irgend eine melancholische Cypresse aussuchen, um eine Art von Freundschaft mit ihr zu machen. — Ich wollte ihrem Schatten liebkosen und sie zärtlich um ihrem Schutz begrüßen. — Ich wollte meinen Namen in sie schneiden und schwören, sie wären die liebenswürdigsten Bäume in der ganzen Wildniß. Welkte ihr Laub, so würd' ich mit ihnen trauern und mich mit ihnen freuen, wenn ihr lachendes Aussehen mich beredete, daß sie sich freueten."

Stellen wir uns einen Menschen vor, der, aller Gesellschaft beraubt, Jahre lang in einem Kerker geschmachtet und die Hoffnung, jemals wieder ein menschliches Angesicht zu sehen, endlich aufgegeben hätte. — Däucht es uns unwahrscheinlich, daß in diesem elenden Zustande ein kleiner Vogel oder eine Maus oder, in Ermangelung irgend eines andern lebenden Geschöpfes, sogar eine ekelhafte Spinne ein Gegenstand für seine zärtlichsten Regungen werden könnte? — daß

dieſe Spinne nach und nach in ſeinen Augen ſo ſchön werden könnte, als die reizendſte toscaniſche Amaryllis in den Augen ihres Platoniſchen Schäfers; daß er ſie auf ſeinem Teller eſſen laſſen, daß er ganze Tage mit ihr ſpielen, daß er ſich, durch die anhaltendſte Aufmerkſamkeit eine Art von Sprache mit ihr machen, ſich für ihre kleinſten Bewegungen intereſſiren, bei der mindeſten Gefahr für ihr Leben zittern und, wenn er unglücklich genug wäre, ſie zu verlieren, ſie mit heißen Thränen beweinen und über ihren Verluſt eben ſo untröſtbar ſeyn würde, als er in andern Umſtänden über den Tod der geliebteſten Frau und des beſten Freundes geweſen wäre?

Ich erinnere mich, ehemals etwas dergleichen von dem bekannten Grafen von Laufun geleſen zu haben; und ich zweifle nicht, daß Leute, welche in den Anekdoten der Baſtille, des Donjon von Vincennes, des Königſteins und anderer Einſiedeleien dieſer Art erfahren zu ſeyn Gelegenheit haben, ähnliche Beiſpiele zu erzählen haben werden.

Man würde vergeblich einwenden, daß ſich von einzelnen Beiſpielen nicht auf die menſchliche Natur überhaupt ſchließen laſſe. Denn Alles, was wir ſeit etlichen tauſend Jahren aus gemeiner Erfahrung von unſerer Gattung wiſſen, nöthigt uns, den Trieb der Geſelligkeit und das Verlangen nach Gegenſtänden, denen wir uns mittheilen können, für ein weſentliches Stück der Menſchheit zu halten. Die Ausnahmen ſind offenbar auf Seiten derjenigen, welche aus Verdruß, Milzſucht oder irgend einem andern innerlichen Beruf ſich freiwillig der menſchlichen Geſellſchaft begeben haben.

Und, wie wenig es auch dieſer kleinen Anzahl von Sonderlingen möglich ſey, den geſelligen Trieb gänzlich zu ertödten, beweiſet die Geſchichte der alten Thebaiſchen und

anderer Einsiedler. Nicht selten fanden sich liebreiche Einsiedlerinnen, um die Einsiedler in ihren Bekümmernissen zu trösten. Und wenn Alles fehlte, so sehen wir aus den fast täglichen Unterredungen, die viele unter ihnen mit dem Teufel pflegten, daß sie lieber die allerschlechteste Unterhaltung als gar keine haben wollten.

Ist aber der Trieb der Geselligkeit dem Menschen so natürlich: so haben diejenigen, welche sich die ersten Menschen in eine Familie vereinigt vorstellen, den Vorwurf nicht verdient, Begriffe aus der bürgerlichen Gesellschaft in den Stand der Natur hinein getragen zu haben; so lösen sich alle die Schwierigkeiten von selbst auf, welche Rousseau in dem Uebergang aus dem Stande der Natur in den gesellschaftlichen findet; so war es kein Uebergang in einen entgegen gesetzten, sondern ein bloser Fortgang in dem nämlichen Stande; ein Fortgang, dessen Geschwindigkeit zwar von tausend verschiedenen Zufällen abhängt, aber dennoch, auch bei den Völkerschaften, wo er am langsamsten geht, einem aufmerksamen Beobachter merklich ist.

9.

Doch, was würden alle unsere Einwendungen helfen, „wenn (wie Rousseau sehr wahrscheinlich findet) es wirklich eine Art von Menschen gäbe, welche, von Alters her in die Wälder zerstreut, keine Gelegenheit, ihre Fähigkeiten zu entwickeln, gehabt, keinen Grad von Vollkommenheit erworben hätten und sich, mit einem Worte, noch dermalen in dem ersten Stande der Natur befänden?"

Wo er wohl diese für ihn so merkwürdigen Menschen aufgetrieben haben kann? — Wo anders als in den Wäldern

von Majomba in der der africanischen Provinz Loango und im Königreiche Kongo, welches, nach Dappers Bericht, voll von Waldmenschen ist, — die allem Ansehen nach die nämliche Art von Geschöpfen sind, welche in Africa überhaupt Pongo's oder Quojas-Morro's und in Ostindien Orang-Utang genannt werden.

Diese Geschöpfe sind, wie man uns berichtet, von der gewöhnlichen Größe eines Menschen, aber viel dicker und so stark, „daß zehen Neger nicht genug wären, um einen davon lebendig zu fangen." Sie gehen auf zwei Beinen, bedienen sich der Hände wie wir, sind proportionirlich gestaltet, vorn am Leibe glatt, aber hinten mit schwarzen Haaren bedeckt. Ihre Gesichtsbildung ist von der Neger ihrer nicht gar sehr verschieden, außer „daß ihnen die Augen tief im Kopfe liegen, und daß ihre Miene etwas Wildes und Gräßliches hat." Ihre Weibchen haben eine volle Brust, wiewohl nicht völlig so gewölbt — und vermuthlich auch nicht völlig so weiß, als die schönen Ober-Walliserinnen, deren unschuldige Dienstfertigkeit dem Philosophen St. Preux so beschwerlich war.

Diese Thiere sind sehr böse, wenn man ihnen zu nahe kommt, und so launisch, daß sie nicht einmal leiden können, wenn man ihnen ins Gesicht sieht. Indessen sind sie doch große Liebhaber von den Weibern und Töchtern der Neger, — (ein Umstand, aus welchem Rousseau hätte folgern können, daß sie eine natürliche Empfindung für die Schönheit haben; denn gegen ihre eigenen Weibchen muß doch wohl jede Negerin eine Venus seyn) — und die besagten Schwarzen erzählen fürchterliche Dinge über diesen Artikel von ihnen. Man sieht sie truppenweise in den Wäldern ziehen, und dann sind die reisenden Schwarzen des Lebens nicht vor

ihnen sicher, ob sie gleich keine andre Waffen führen als ihre Fäuste oder einen Prügel. — Sie fressen kein Fleisch, sondern nähren sich (wie alle andre Affen) blos von Früchten und wilden Nüssen. Sie pflegen sich um die Feuer, welche die Neger, wenn sie durch die Wälder reisen, die Nacht über anzünden und unterhalten, zu versammeln und gehen nicht eher vom Platze, bis das Feuer erloschen ist, „ohne den Verstand zu haben (sagt Battel), Holz oder Reiser herbei zu tragen, um es zu unterhalten."

Barbot, welcher in seiner Beschreibung von Guinea dieser Geschöpfe nicht vergißt, thut von einer ähnlichen Art Meldung, die in Sierra Leona den Namen Barry's führen. Die Barry's lernen, wenn sie jung gefangen werden, auf zwei Beinen gehen und werden gebraucht, Korn zu stampfen, Wasser zu tragen und den Bratspieß zu wenden. Die Neger lassen sich nicht ausreden, daß diese Paviane so gut reden könnten als sie selbst, wenn sie nur wollten; aber sie wollen nicht, sagen sie, aus Furcht, man möchte sie mit noch mehr Arbeiten beladen.

Ich sehe nicht, warum Rousseau, der so eifrig ist, die Grenzen der Menschheit bis auf die ungeselligen Pongo's auszudehnen, diese ehrlichen Barry's vorbei geht, welche doch in Ansehung ihrer Gelehrigkeit und zahmen Sinnesart einen merklichen Vorzug vor jenen zu haben scheinen. — Aber ist es etwa gerade diese störrische Ungeselligkeit der Pongo's — wodurch sie so gut in seine Hypothese passen — was ihn zu dieser parteilichen Vorliebe verleitet hat?

Was hindert uns übrigens, aus ähnlichen Gründen auch die großen Affen an der Sanaga, von denen Le Maire in seiner Reise nach den canarischen Inseln spricht, den Rousseauischen Menschen beizugesellen? Sie thun sich truppenweise

zusammen, wenn sie auf die Nahrung ausgehen, und unterdessen, daß die übrigen Beute machen, steht einer auf einem hohen Baume Schildwache. Ihre Weibchen tragen ihre Jungen auf die nämliche Weise auf dem Rücken, wie die Negerweiber die ihrigen, und bezeigen eine Zärtlichkeit für sie, die ihnen Ehre macht. Sie heilen ihre Verwundeten mit gewissen Kräutern, welche sie erst kauen und dann auf die Wunde legen.

Wer weiß, wie viel andere Züge von Witz, Empfindung, Geselligkeit und Vervollkommlichkeit an diesen Geschöpfen noch zu entdecken wären, wenn sie — von Leuten, welche Alles sehen, was sie sehen wollen — von Philosophen beobachtet würden!

Doch Rousseau scheint sich zu begnügen, einen neuen Zweig des menschlichen Stammes in dem Orang-Utang oder Pongo entdeckt zu haben.

Indessen können wir nicht bergen, daß die Gründe, um deren willen er uns diese Ehre erweiset, Vieles (wo nicht das Ganze) von ihrer Stärke verlieren, sobald man das Interesse nicht dabei hat, das den Erfinder einer neuen Hypothese begierig macht, Erscheinungen zu Bestätigung derselben aufzutreiben.

„Die Nachrichten (spricht er), welche Battel, Purchaß und Dapper von ihnen geben, beweisen, daß diese Herren keine gute Beobachter waren; sie machen falsche Schlüsse; man merkt, daß ihnen gar nicht in den Sinn gekommen ist, daß diese edeln Geschöpfe etwas Besseres als Affen seyn könnten."

Alles wahr; aber was gewinnen die Pongo's dabei?

„Unsere Reisebeschreiber (fährt Rousseau sinnreich fort) haben sich in den Kopf gesetzt, diese Geschöpfe, welche von den Alten unter dem Namen der Satyrn und Faunen für

Götter gehalten wurden, zu Thieren herab zu würdigen; nach besserer Untersuchung wird man vielleicht finden, daß sie Menschen sind: — „denn gemeiniglich liegt die Wahrheit zwischen beiden Enden in der Mitte."

Es gebe ein gutes Mittel, meint er, wodurch auch die dümmsten Beobachter sich bis zur völligen Gewißheit überzeugen könnten, ob der Orang-Utang und seine Brüder zur menschlichen Gattung gehörten oder nicht.

Was für ein Mittel mag das seyn? — Seine Sittsamkeit hat ihm nicht erlaubt, sich hierüber deutlich zu erklären; — eine Bedenklichkeit, die an einen Cyniker, der von natürlichen Dingen handelt, ein wenig übertrieben scheinen möchte; — indessen gibt er doch hinlänglich zu verstehen, daß man eine kleine Colonie aus jungen Pongo's und jungen Negermädchen anlegen müßte, um zu sehen, was daraus würde.

Der Gedanke ist der einfachste von der Welt, und wir bedauern nur, daß er (wie Rousseau selbst bemerkt) nicht ausführbar ist; — wo nicht eben um des abermaligen Scrupels willen, der unserm Philosophen hier aufstößt, doch gewiß des höchst beschwerlichen Umstands wegen, weil diese Pongo's, seine Schutzverwandten, die brutalste Art von Liebhabern sind, die man sich einbilden kann. Nach den Erzählungen der Neger hätte sich der Fall, den Rousseau andeutet, schon oft zutragen sollen. Aber unglücklicher Weise ist noch keine einzige Negerin, die in ihre Hände fiel, mit dem Leben davon gekommen. — Und so dürfte freilich der Vorschlag einer Colonie nicht ins Werk zu setzen seyn.

Inzwischen, und bis man durch genauere Beobachtungen im Stande seyn werde, den Pavianen in Loango, Kongo, Borneo und Java Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, glaubt Rousseau wenigstens eben so viel Grund zu haben, sich über

dieſen Artikel an den Capuziner Merolla, „einen gelehrten Religioſen, welcher in dieſer Sache ein Augenzeuge und bei aller ſeiner Natureinfalt dennoch ein Mann von feinem Verſtande geweſen ſey," — zu halten, als an den Kaufmann Battel, an Dapper, Purchaß und andere Zuſammenſtoppler.

Und was ſagt denn Pater Merolla, auf deſſen Zeugniß nun die ganze Sache beruhet?

Merolla ſagt: die Schwarzen fingen zuweilen auf ihren Jagden wilde Männer und Weiber.

Das iſt Alles, was ihn Rouſſeau ſagen läßt, und das iſt wenig. Er hätte hinzu ſetzen können: Merolla erzähle, er habe von einem gewiſſen Leonard gehört, ein gewiſſer Capuziner habe ihm einen jungen Pongo verehrt, mit welchem er, Leonard, dem portugieſiſchen Statthalter zu Loanda ein Geſchenk gemacht habe; — und das iſt auch nicht viel mehr als nichts. Alles, was wir zur Sache Dienliches daraus nehmen können, iſt: „daß die Einwohner zu Borneo und die Neger eine gewiſſe Art von Affen wilde Männer nennen;" — und dieß ſagen zehn andere Reiſebeſchreiber (Batteln, Dappern und Purchaſſen mit eingerechnet) auch.

Ich würde mich bei dieſer Kleinigkeit nicht aufhalten, wenn ich ein ſtärkeres Beiſpiel wüßte, „was für Wunder die Liebe zu einer Hypotheſe thun kann."

Rouſſeau glaubt den P. Merolla zu einem Zeugen für die Exiſtenz ſeines wilden Menſchen gebrauchen zu können. Auf einmal geht in ſeiner Einbildungskraft eine Verwandlung vor, welche alle Ovidiſchen weit hinter ſich zurück läßt und beinahe noch wunderbarer iſt, als die Erhebung eines Affen in den Menſchenſtand. Merolla, der abergläubigſte und einfältigſte Mann, der vielleicht jemals einen ſpitzigen Capuz getragen hat, wird auf einmal ein gelehrter Mann

und — fidem vostram, Quirites! — ein homme d'esprit. Ein sehr entscheidendes Beispiel wird diejenigen, welche sich überwinden können, die nachstehende Erzählung zu lesen, benachrichtigen, was für eine Art von homme d'esprit der ehrliche Merolla war.

Ein gewisser sogenannter Graf von Songo, ein eifriger Anhänger der Missionarien in dem africanischen Königreiche Kongo, hatte nach dem Absterben des Königs Don Alvarez einen von den Thronprätendenten, Namens Simantamba, unter betrüglichem Versprechen, ihm seine Schwester zur Ehe zu geben und ihm zur Krone zu verhelfen, in einem Hinterhalt mit dem größten Theile seines Gefolges ermorden lassen. Des Ermordeten Bruder fiel, die That zu rächen, in des Grafen Länder ein. Dieser brachte gleichfalls ein großes Heer auf (sagt Merolla, der damals in Kongo war) und ging gerade auf seines Gegners Hauptstadt los. Er fand sie leer; alle Einwohner waren davon gelaufen. Seinen Soldaten blieb also kein anderes Mittel übrig, den Feinden Abbruch zu thun, als Alles aufzuessen, was sie zurück gelassen hatten. Unter Anderm bemächtigten sie sich auch eines ungewöhnlich großen Hahns, der einen starken eisernen Ring um den einen Fuß hatte. Dieser Ring kam einem von den Klügsten (sagt der ehrwürdige Pater) verdächtig vor. Er versicherte seine Cameraden, der Hahn sey bezaubert, und warnte sie, ja nichts mit ihm zu thun zu haben. Allein diese rohen Leute versicherten ihn, daß sie den Hahn essen würden, und wenn er den Teufel zehnmal im Leibe hätte. Der Hahn wurde also erwürgt, zerstückt und in einem großen Topfe so lange gekocht, bis er fast sehr zerfotten war. Hierauf schütteten sie ihn in eine Schüssel, sprachen ihr Tischgebet (denn es waren so gute Christen, als es die neu bekehrten

Neger gewöhnlich zu seyn pflegen) und setzten sich heißhungrig um den Tisch herum. Aber da sie nun in die Schlüssel greifen wollten, siehe! da fingen die gesottenen Stücke des Hahns an, eines nach dem andern, aus der Schüssel herauszusteigen und sich wieder so gut zusammenzufügen, als ob sie nie getrennt gewesen wären. Kurz, der Hahn stand in wenig Augenblicken wieder frisch und gesund auf seinen Füßen, ging etliche Mal im Zimmer herum, bekam neue Federn, flog auf den nächsten Baum, schlug dreimal mit den Flügeln, machte ein entsetzliches Getöse — und verschwand. — Ob mit Hinterlassung des gewöhnlichen Wahrzeichens, hat der ehrwürdige Capuziner vergessen zu berichten. — „Jedermann (setzt er, nachdem er diese Geschichte mit aller möglichen Einfalt und Ernsthaftigkeit erzählt hat, hinzu) kann sich leicht einbilden, was für ein Schrecken die Anwesenden bei diesem Anblick überfallen mußte, welche unter tausend Ave Maria vom Platze liefen und den meisten Umständen dieser schrecklichen Begebenheit nur von ferne zusahen. Sie schrieben ihre Erhaltung lediglich dem Gebete zu, das sie vor Tische gesprochen hatten, sonst wären sie gewiß Alle umgekommen oder vom Teufel besessen worden.“ So viel der P. Merolla. — Das nenn' ich einen Augenzeugen! einen Gelehrten! einen homme d'esprit!

10.

Man könnte sich wundern, warum Rousseau — welchem aus einer kleinen Parteilichkeit für die Orang-Utangs die schwächsten Zeugnisse und Vermuthungen, die seiner guten Meinung von ihnen günstig sind, wichtig genug scheinen, —

einen Umstand von der größten Wichtigkeit vorbeigegangen, den er in dem nämlichen Buche, woraus er seine Nachrichten zog, hätte finden können, und der einen Zeugen von ganz anderer Glaubwürdigkeit als einen Merolla zum Gewährsmann hat. Dieser Zeuge ist Franz Moore, Factor der kön. africanischen Gesellschaft in England, ein Mann von schätzbarem Charakter, dessen Nachrichten überdieß die neuesten sind, welche wir von den Ländern haben, wo der sogenannte wilde Mann angetroffen wird.

Er erzählt, als er den 6. April 1735 unweit der Factorei zu Joar spazieren gegangen, hätte er von einem Thiere, dessen Rumpf vermuthlich von einem Löwen aufgezehrt worden, einen Fuß gefunden, der dem Fuß eines Pavians ziemlich gleich gesehen und mit Haaren eines Zoll lang bedeckt, hingegen so dick als eines Mannes seiner gewesen sey. Er hätte einige Neger darüber befragt und von ihnen vernommen, „es wäre der Fuß von einem Thiere, welches sie in ihrer Sprache den wilden Mann nenneten; es gäbe deren viele in diesem Lande (nämlich um den Fluß Gambra), sie würden aber selten gefunden; sie wären so schlank als ein Mensch, gingen eben so wie wir auf zwei Beinen und bedienten sich einer Art von Sprache."

Dieses Letzte wäre, wofern es damit seine Richtigkeit hätte, ein Umstand, der uns über unsre Verwandtschaft mit diesen Geschöpfen wenig Zweifel übrig ließe. Zum Unglück kann uns Moore nichts davon sagen, als was er von einigen Negern gehört; und was diese ihm sagten (vermuthlich Alles, was sie ihm davon sagen konnten), ist zu unbestimmt, als daß man darauf bauen könnte. Wir haben schon aus dem Barbot angeführt, daß die Schwarzen in Sierra Leona von den Barry's das Nämliche glaubten; und

es wird, wenn man alle Nachrichten zusammenstellt, sehr wahrscheinlich, daß diese Barry's zu eben derselben Gattung gehören, welche Moore wilde Männer, die Einwohner von Loango Pongo's und die zu Borneo Orang-Utang nennen. Die Sprache, welche die Neger diesen Affen zuschreiben, scheint sich mehr auf Schlüsse als auf Beobachtungen zu gründen; und so gern wir besagten Negern glauben wollen, wenn sie von dem reden, was sie sehen oder hören (insofern es nur einiger Maßen glaublich ist), so billig ist das Mißtrauen, das wir in ihre Schlüsse setzen.

Was es übrigens auch für eine Bewandtniß mit allen diesen verworrenen und zu Festsetzung eines sichern Begriffs ganz unzulänglichen Zeugnissen haben mag, so scheint doch so viel gewiß zu seyn, daß wir nicht nöthig haben, auf genauere Beobachtungen zu warten, um mit genugsamer moralischer Gewißheit behaupten zu können: „daß diese menschenähnlichen Affen keine wilde Menschen sind." Wären sie es, warum sollten sie sich nicht schon längst zu einigem Grade von Humanität und Sittlichkeit entwickelt haben? — oder warum sollte ein junger Orang-Utang, dergleichen schon einige gefangen worden sind, unter policirten Menschen nicht eben die Fortschritte machen, die ein junger Karaib oder Hottentotte macht, wenn er auf europäische Art erzogen wird?

Doch genug und vielleicht schon zu viel von Hypothesen, welche man an jedem minder ernsthaften Manne, als Rousseau ist, für Ironie halten müßte!

11.

Die Thorheit des Philosophen Jean Jaques, so wenig Ehre sie der Menschheit macht, ist doch am Ende weiter

nichts als lächerlich; aber diejenige, welche uns Swift in Gullivers Reisen aufdringen will, ist hassenswürdig.

Die Freunde dieses außerordentlichen Mannes — vor dessen Genius sich der meinige so tief bückt, daß ich es kaum wage, ihn zu tadeln, so sehr er's auch in diesem Stücke verdient — möchten seine Yahoos gerne dadurch rechtfertigen, daß sie uns bereden wollen, sie für eine satirische Erfindung zu halten, wodurch er blos die Häßlichkeit des Lasters und die wichtige moralische Wahrheit, daß der Mensch dadurch unter das Vieh herabgesetzt werde, in das helleste Licht habe setzen wollen.

Aber Niemand, der den dritten Theil der Reisen Gullivers mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich eine Sache überreden lassen, welcher der Augenschein auf allen Blättern widerspricht.

Swift, dessen eingewurzelter Menschenhaß außerdem durch so viele eigne Geständnisse in seinen vertrauten Briefen nur allzuwohl bestätiget ist, scheint nichts Angelegeneres gehabt zu haben, als seinen Lesern auch nicht die Möglichkeit eines Zweifels übrig zu lassen, ob die besagte Erfindung aus einem andern Geiste geflossen seyn könnte, als dem Haß der menschlichen Natur — einer so unnatürlichen Leidenschaft an einem Menschen, daß Swift vermuthlich, so wie er der Erste ist, der Einzige bleiben wird, der diesen abscheulichen Triumph über die Natur zu erhalten fähig war. Denn mit dieser, nicht mit der zufälligen Verderbniß derselben, hat er es zu thun. Seine Yahoos sind von Natur die übelartigsten, bosheftesten und unfläthigsten von allen Thieren; und diese Yahoos sind ihm gerade das, was Rousseau natürliche oder wilde Menschen heißt. Unser ganzer Vorzug vor ihnen besteht, nach ihm, blos darin, daß wir uns durch Kunst und

Absicht gewesen wäre, sich selbst mitten unter dem menschlichen Geschlecht eine unzerstörbare Schandsäule aufzurichten?

Wenn die Gutherzigkeit des berühmten Genfer Bürgers der mindesten Zweideutigkeit unterworfen wäre; so könnte man sich kaum verwehren, zu denken, er habe eine Swiftische Absicht dabei gehabt, da er seinen primitiven Menschen in den Pongo's von Majomba und Kongo gefunden zu haben glaubt. Denn in der That, wenn etwas in der Natur ist, das dem Menschenhasser Gulliver eine Idee zu seinen Yahoos geben konnte, so müßten es die Paviane seyn, von deren Brutalität die Reisebeschreiber aus dem Munde der Neger Beispiele erzählen, welche sie dieses Namens würdig machen. — Aber der ganze Zusammenhang der Rousseauischen Theorie beweiset, daß er keinen solchen Gedanken hatte.

12.

Sich in eine Zergliederung der Swiftischen Huyhnhnms und Yahoos einzulassen, um dadurch zu beweisen, wie sehr er sich durch beide an der menschlichen Natur versündiget habe, würde eine wahre Beleidigung der letztern seyn.

Es bedarf keines mühsamen Beweises gegen Rousseau, daß die Wilden in Neuholland nur Embryonen von Menschen sind, und daß ein Embryo von der Natur nicht dazu bestimmt ist, ewig Embryo zu bleiben: aber es bedarf noch weniger eines Beweises, daß Homer seine Helden, Plutarch seine großen Männer, Xenophon seinen Sokrates, seinen Cyrus und seine Panthea — und die Phidias, Alkamenes und Apelles der Griechen ihren Apollo, ihre Venus, ihre Grazien von keinen Yahoos abcopirt haben.

Indessen schien uns doch das Unrecht, welches zwei so berühmte Misanthropen — der eine wissentlich und mit der muthwilligsten Absicht zu beleidigen, der andre aus Laune und in der Einfalt seines Herzens — dem gesammten Menschengeschlecht angethan haben, diese Rüge um so mehr zu verdienen, da das Beispiel solcher Männer, theils durch Ansteckung, theils durch die natürliche Wirkung ihres Ansehens, die ohnehin nur zu große Anzahl der Schriftsteller zu vermehren droht, die sich ohne Bedenken an der menschlichen Natur versündigen, indem sie den Menschen bald übermäßig erhöhen, bald unter sich selbst erniedrigen.

Wenn wir die Natur nicht beschuldigen wollen, daß ihr gerade dasjenige von allen ihren Werken, worauf sie selbst den größten Werth gelegt zu haben scheint, mißlungen seyn so haben wir gewiß keine Ursache, uns verdrießen zu lassen, daß wir weder Pongo's, noch platonische Ideen, weder arkadische Schäfer, noch stoische Weisen, weder Feenhelden, noch Engel, noch Huyhnhnms, sondern — Menschen sind. Aber desto größere Ursache haben wir, gegen Alle und Jede auf unsrer Hut zu seyn, die uns zu etwas Schlechterm als Menschen, ja sogar (aus guten Gründen) gegen diejenigen, die uns, aus Hinterlist oder mißverstandener guter Meinung, zu etwas Besserm machen wollen.

Die Natur, die immer Recht hat, hat gewiß auch recht daran gethan, daß sie uns gerade so machte, wie wir sind; und, wahrlich! es ist nicht ihre Schuld, wenn gewisse Leute, aus einem ihnen selbst unbewußten Fehler ihrer Augen, tausend Schönheiten an der menschlichen Natur überschielen oder (was ihnen nur gar zu oft begegnet) wirkliche Schönheiten für Fehler ansehen.

Uns däucht, man sollte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachtet und sehr fleißig, nicht in Systemen oder verfälschten Urkunden, sondern in der Natur selbst studirt haben, ehe man sich anmaßen darf, ihre Auswüchse und üppigen Schößlinge abschneiden und zuverlässig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe.

Verstümmelungen sind keine Verbesserungen, gothische Zierrathen keine Verschönerungen, — und eine moralische Drapperie, unter welcher die eigenthümliche Gestalt und die wahren Proportionen der menschlichen Natur unsichtbar werden, verstößt eben so gröblich gegen die allgemeinen Gesetze des Schönen, als die Vertugaden, Wülste und Halskragen des sechzehnten Jahrhunderts, die der Gestalt einer Diana das Ansehen eines Ungeheuers gaben, ohne daß sie der Tugend (deren Bollwerke sie vielleicht seyn sollten) zu sonderlichem Schutze dienen konnten.

Die Fehler der menschlichen Natur sind großen Theils mit ihren Schönheiten zu sehr verwebt, als daß man jene heben könnte, ohne etwas an diesen zu verderben. Sie hat auch liebenswürdige Schwachheiten, die man ihr lassen muß, weil sie dazu dienen können, gewissen Tugenden eine Grazie zu geben, ohne welche die Tugend selbst sich vielleicht Hochachtung erzwingen, aber nicht gefallen kann.

Alle Verderbnisse der Menschheit scheinen mir aus zwei Hauptwurzeln zu entspringen, der Unterdrückung und der Ausgelassenheit; — wovon jene Muthlosigkeit, Feigheit, Trübsinn, Aberglauben, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Hinterlist, Ränkesucht, Neid und Grausamkeit, — diese alle Arten von Ueppigkeit und Unmäßigkeit, Muthwillen, fanatische Schwärmerei, Herrschsucht und Gewaltthätigkeit hervorbringt.

Die Verderbniſſe von der zweiten Claſſe würden von ſelbſt wegfallen, wenn denen von der erſten durch das einzige mögliche Mittel, durch eine weiſe Staatseinrichtung und Geſetzgebung, vorgebauet würde. Aber ungereimt iſt es, einigen dauerhaften Nutzen von den Maßnehmungen zu erwarten, welche man gegen dieſen oder jenen einzelnen Zweig der ſittlichen Verderbniß beſonders nimmt, ſolange man das Uebel nicht in der Wurzel angreift oder angreifen darf; das iſt, ſolange die menſchliche Natur unter den Feſſeln ſeufzt, in welche die Tyrannei des Aberglaubens und willkürlich ausgeübter Staatsgewalt in gewiſſen Jahrhunderten und in gewiſſen Strichen des Erdbodens ſie geſchmiedet hat.

Bis dahin ſcheint Alles, was die Philoſophie — es ſey nun auf einem Thron oder auf einem Lehrſtuhl, aus dem Cabinet eines Miniſters oder eines Schriftſtellers, — zum Beſten des menſchlichen Geſchlechtes oder eines jeden Volkes, welches noch (mehr oder weniger) die Ketten des Aberglaubens und der willkürlichen Gewalt trägt, zuwege bringen kann, entweder in Linderungsmitteln (welche das Uebel meiſtens nur ſo lange verbergen, bis es mit verdoppelter Stärke und größerer Gefahr ausbricht) oder in Zubereitungen zu beſtehen, wodurch die Sachen einer gründlichen Verbeſſerung näher gebracht werden.

Dieſe gründliche Verbeſſerung ſcheint bei einem jedem Volke, das in der Ausbildung ſchon ſo weit vorgeſchritten iſt, um ihrer zu bedürfen und fähig zu ſeyn, demjenigen aufbehalten zu ſeyn, der zu gleicher Zeit Weisheit und Macht genug haben wird, eine Geſetzgebung und Staatsverfaſſung zu bewerkſtelligen, in welcher die Triebfedern der menſchlichen Natur auch die Triebfedern des Staats ſind; durch welche

die möglichſte Freiheit mit der wenigſten Ungelegenheit erzielt, und keine Gewalt geduldet wird, die ein anderes Intereſſe hat, als das Beſte des gemeinen Weſens; wo die verſchiedenen Stände und Claſſen zu ihrer Beſtimmung durch die zweckmäßigſten Inſtitute gebildet werden, und die Geſetze nicht als Geſetze, ſondern als Gewohnheiten ihre Wirkung thun; wo die Religion den großen Zweck der allgemeinen Glückſeligkeit immer befördert, niemals hemmet, und ihre Diener geehrt und wohl gepflegt werden, aber (gleich den Männchen im Bienenſtaate) keinen Stachel haben; wo mehr Bedacht darauf genommen wird, die Tugend zu ehren als zu bezahlen, und dem Laſter ſo gut vorgebauet iſt, daß die Gerechtigkeit nur ſelten ſtrafen muß; wo allgemeiner Fleiß allgemeine Fülle hervorbringt; wo der Genuß der Gaben der Natur und der Kunſt, der Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens den Sitten unnachtheilig und nicht blos der Antheil einer kleinen Anzahl privilegirter Glücklichen iſt; mit einem Worte, wo dieſer letzte Wunſch eines jeden Menſchenfreundes, öffentliche Glückſeligkeit, nicht nur auf Gedächtnißmünzen und Ehrenpforten, ſondern in den Geſichtern aller Bürger geſchrieben ſteht: — — eine Geſetzgebung und Staatsverfaſſung, deren Möglichkeit nur ſolche leugnen können, welche entweder unfähig oder ungeneigt ſind, zu ihrer Bewerkſtelligung mitzuwirken.

Talia saecla, suis dixerunt, currite, fusis,
Concordes stabili fatorum numine Parcae.

Aber, dieſes Befehles der Parcen an ihre Spindeln ungeachtet, ſchmeichle man ſich nicht, dieſe goldnen Zeiten durch einen plötzlichen Fall vom Himmel oder, wie man in den Schulen ſpricht, durch einen Sprung ankommen zu ſehen. Wahr iſt's, der Anfang der Zubereitungen dazu iſt

ſeit dem fünfzehnten Jahrhunderte in Europa gemacht, und in den verfloſſenen dreihundert Jahren mancher Schritt auf dieſem Wege gethan worden; aber wir werden die Füße im Fortſchreiten etwas weiter auseinander ſetzen müſſen, wenn wir vor dem nächſten platoniſchen Jahre beim Ziele zu ſeyn wünſchen. Jede Pauſe wirft uns um etliche Schritte zurück; — was Niemand unbegreiflich finden wird, der jemals in einem ſchwer bepackten und ſchlecht beſpannten Wagen einen ſteilen Berg hinaufgefahren iſt.

Alles müßte mich betrügen, oder dieſe Sätze, welche, meiner Meinung nach, unter die kleine Anzahl der Wahrheiten gehören, an denen dem ganzen menſchlichen Geſchlechte gelegen iſt, und welche (wie ich nicht zu leugnen begehre) entweder der Kern oder der Zweck oder der Schlüſſel von — oder zu allen meinen Werken, Rhapſodien, Geſchichten und Mährchen in Proſe und Verſen ſind — dürften wohl noch nicht ſo allgemein erkannt und angenommen ſeyn, daß es überflüſſig wäre, wenn ſich Alle, an welchen der fromme Wunſch der juvenaliſchen Amme —

Sapere et fari quod sentias,

erfüllt worden iſt, mit uns vereinigten, nicht müde zu werden, ſie in Proſe und Verſen, in Scherz und Ernſt, in beweiſender oder überredender Form ſo lange vorzutragen, zu entwickeln und einzuſchärfen — bis ſie endlich über lang oder kurz ihre wohlthätige Wirkung thun werden.

Ueber die von J. J. Rouſſeau vorgeſchlagenen

Verſuche

den wahren Stand

der

Natur des Menſchen

zu entdecken.

Nebſt einem Traumgeſpräch mit Prometheus.

1770.

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bei einem kleinen Fürsten der Phliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Philosophen, zu deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiße zu studiren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die Uebrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfindig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen Meistern größten Theils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern, zu gestehen, daß die Meisten unter ihnen zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That in Rücksicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beispiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bei einem kleinen Fürsten der Phliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Philosophen, zu deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleiße zu studiren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die Uebrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfindig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen Meistern größten Theils zu danken hätte. — Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern, zu gestehen, daß die Meisten unter ihnen zu Zeiten — sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That in Rücksicht auf die Sache, die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beispiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar

unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studiren oblag, seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachläſſigen machte — wenn, ſage ich, dieſe Vertiefung in die erhabenſten oder ſubtilſten Speculationen das Wunderlichſte wäre, was man dieſen Herren nachſagen könnte, ſo möchte es noch hingehen!

Aber, wenn Diogenes in einer Tonne wohnt; Krates mit der ſchönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beilager hält; Parmenides die Bewegung leugnet; Anaxagoras behauptet, daß der Schnee ſchwarz, Zeno, daß der Schmerz kein Uebel ſey; Plato in ſeiner Republik auf Gemeinſchaft der Weiber anträgt; Pyrrho das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgibt; Plotinus verſichert, daß er den Vater der Götter und der Menſchen mit leiblichen Augen geſehen habe; Julian zu gleicher Zeit den Kaiſer, den Cyniker und den Zaubrer ſpielt; die Scholaſtiker mit großer Ernſthaftigkeit unterſuchen, num Deus potuerit supposita cucurbitam; Cardanus uns bereden will, daß er bei hellem Tage Geſpenſter ſehe; Carteſius der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn ſie ihm zu einem neuen Syſtem verhelfen wollte, u. ſ. w. — ſo begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieſer Weisheitsliebhaber Beſſeres ſagen könnte, als — daß ein Philoſoph ſeine Launen, Grillen, Abweichungen und Verfinſterungen habe, ſo gut als ein Anderer, und daß, aufrichtig von der Sache zu reden, der eigentliche ſpecifiſche Unterſchied zwiſchen einem philoſophiſchen Narren und einem gemeinen Narren lediglich darin beſtehe, daß jener ſeine Narrheit in ein Syſtem raiſonnirt, dieſer hingegen ein Narr geradezu iſt; ein Unterſchied, wobei ſich noch auf Seiten des Philoſophen unter andern dieſer Vorzug darſtellt, daß er, ordentlicher

Weise, ein ungleich mehr beluſtigender Narr iſt, als ein gemeiner Narr.

2.

Die Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einſtimmigen Glauben des menſchlichen Geſchlechts zu behaupten, daß der Schnee ſchwarz ſey, hat in unſern Tagen (unſers Wiſſens) Keinen ſtärker angefochten, als den berühmten Verfaſſer des Emils und der neuen Heloiſe, des Devin de village und des Briefs gegen das Theater, des geſellſchaftlichen Vertrags und der beiden Abhandlungen, daß die Wiſſenſchaften und Künſte der Geſellſchaft, und daß die Geſelligkeit dem menſchlichen Geſchlechte verderblich ſeyen u. ſ. w. — Doch, was ſag' ich von unſern Tagen? Niemals hat ein Sterblicher die Neigung, allen andern Geſchöpfen ſeiner Gattung ins Angeſicht zu widerſprechen, weiter getrieben, als dieſer mit allen ſeinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm Unrecht thue, wenn ich unter den letztern den Einfall oben an ſtelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Urſprung der Ungleichheit u. ſ. w. hatte, der Welt zu ſagen: „Daß eine gute Auflöſung des Problems:

> Was für Erfahrungen wären erforderlich, um zu einer zuverläſſigen Kenntniß des natürlichen Menſchen zu gelangen? Und wie könnten dieſe Erfahrungen im Schoße der Geſellſchaft angeſtellt werden? —

der Ariſtoteleſſe und Pliniuſſe unſrer Zeit nicht nur nicht unwürdig wäre; ſondern daß in der That, dieſe Erfahrungen

zu dirigiren, die größten Philosophen nicht zu groß, und, die Unkosten dazu herzugeben, die mächtigsten Könige nicht zu reich seyn würden;" — eine doppelte Bedingung, die unserem Weisen selbst so wenig unter die Dinge, auf die man Rechnung machen darf, zu gehören scheint, daß er alle Hoffnung aufgibt, eine dem menschlichen Geschlechte so ersprießliche Aufgabe jemals aufgelöst und realisirt zu sehen.

Ich weiß nicht, was Rousseau für Ursache hat, dem guten Willen oder dem Vermögen aller der Kaiser, Könige, Sultane, Schachs, Nabobs, Kans, Emirs u. s. w., welche den Erdboden beherrschen, so wenig zuzutrauen; — denn die Aristoteless und Pliniüsse unserer Zeit kann sein Mißtrauen unmöglich zum Gegenstande haben. Ich meines Orts habe mir, des gemeinen Besten und meiner eigenen Gemächlichkeit wegen, zum Gesetze gemacht, von unsern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will, daß man von den Göttern denken soll. „Man kann unmöglich eine zu gute Meinung von ihnen haben, sagt er, und man würde sich weniger an ihnen versündigen, wenn man vorgäbe, sie seyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte." Ich glaube, sage und behaupte also, im Nothfall mit Faust und Ferse, ohne einen Heller dafür zu verlangen: daß — „vorausgesetzt, das Rousseauische Problem und die dazu gehörigen Erfahrungen seyen so beschaffen, daß dem menschlichen Geschlechte wirklich daran gelegen sey, daß sie gemacht werden," — und vorausgesetzt, „daß sonst Alles, was zur Auflösung des Problems erfordert wird, vorhanden sey," — es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen solle, der sich das größte Vergnügen von der Welt daraus machen wird, seine Maitresse, seine Pferde und Hunde, seine Oper und vier oder fünf Duzend andere

entbehrliche Personen und Sachen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschießen zu können.

3.

Aber, wie wenn alle Wissenschaft der gelehrtesten Akademisten in Europa und alle Macht der Könige in Asien zusammen genommen nicht vermögend wäre, zu Stande zu bringen, was bei näherer Untersuchung — unmöglich scheint?

Ohne Zweifel ist die Erfahrung das kürzeste und sicherste Mittel, hinter das Geheimniß unserer Natur zu kommen. Versuche sind der gerade Weg; das heißt die Natur selbst fragen: und dieses Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andere, wenn wir nur die Kunst verstehen, es recht zu fragen.

„Und welches sind denn die Mittel, diese Erfahrungen im Schoße der Gesellschaft anzustellen?" fragt Rousseau. —

Das mögen die Götter wissen! — Denn, wenn diese Mittel so gewählt werden müssen, daß wir gewiß seyn können, der Natur die Antwort, welche sie uns geben soll, nicht selbst untergeschoben zu haben, so — müssen wir die menschliche Natur schon sehr genau kennen; und eben, weil wir sie gern kennen möchten, sollen diese Versuche angestellt werden.

Mir däucht, es ist nur ein Weg, aus diesem Cirkel zu kommen, und er ist in der That so leicht zu finden, daß man (mit Tristram zu reden) nur seiner Nase folgen darf; nämlich:

„Weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann; so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läßt."

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat! er, der ein so großer Meister ist, auf die verwickeltsten Fragen eine scharfsinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daß wir — bis die neuesten Stagyriten und Plinius, denen dieses Abenteuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden — uns bemühen, einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, die irgend ein abgeneigter Dämon diesen nämlichen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Rousseau's Meinung, die Entdeckung der wahren ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

4.

Diese Erfahrungen oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kinder können nicht jung genug ausgehoben werden, wofern sie zu unserm Zwecke taugen sollen. Unstreitig wäre das Allerbeste, wenn wir sie schon als bloße Homunculos bekommen könnten; — wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Polizei, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daß dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn werde.

Inzwischen fragt sich, woher diese Kinder kommen sollen? und es ist leicht zu sehen, daß diese Frage nicht ohne Schwierigkeit ist. In der bürgerlichen Gesellschaft werden wohl

keine andere als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der Venus Volgivaga zu dieſen Verſuchen gebraucht werden können. Denn die Philoſophen haben entweder ſelbſt keine andere — oder, wenn ſie andere haben, würde ſchwerlich ein einziger unter ihnen Philoſoph genug ſeyn, ſie zu einem ſolchen Verſuch herzugeben, wie gemeinnützig auch die Abſicht desſelben immer ſeyn möchte.

Nun iſt zwar, was die Findlinge betrifft, die günſtige Meinung des Vanini von dieſen armen Geſchöpfen, wie ärgerlich ſie auch dem Doctor Warburton iſt, noch immer die gemeinſte: aber daran iſt ſehr zu zweifeln, ob in allen Findelhäuſern des größten und policirteſten Reiches von Europa auf einmal eine ſo große Anzahl von geſunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben ſeyn würde, — und dieß, nebſt verſchiedenen andern Umſtänden, wohl erwogen, glaube ich nicht, daß man werde vermeiden können, eine eigene Fabrik zu unſerm Zweck anzulegen.

In dieſem Falle wollte ich ohne Maßgabe die Caraiben oder die Esquimaux in America oder auch die Californier vorgeſchlagen haben, welche, wenn wir den nicht gar zu wohl zuſammenhängenden Berichten des Pater Venegas glauben, unter allen Anthropomorphis dem Rouſſeauiſchen Mann-Thier am Nächſten kommen. Jedoch ſehe ich auch nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unſere Pliniuſſe oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Commodore Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen möchten; — wenn ſie auch gleich nicht völlig ſo ſehr Rieſen wären, als Blaubart oder der ſchreckliche Popanz Petit Poucet, — wie man uns anfangs glauben machen wollte.

5.

Gesetzt nun, unsere Fabrik von Caraiben, Californiern oder Patagonen — wie ihr wollt — wäre im Gange (wiewohl so etwas im Project freilich schneller geht, als in der Ausführung), und gesetzt, die erforderliche Anzahl von Kindern wäre fertig, — alle so gut, sauber und auf die Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch, den wir von ihnen machen wollen, erfordert; so fragt sich nun: Wo finden wir einen bequemen Ort, unsere Versuche mit ihnen anzustellen?

Nach meinem Plane — den ich, aus schuldiger Hochachtung für den Genius unserer Zeit, so ökonomisch gemacht habe, als es nur immer möglich ist, — wird dazu wenigstens ein Umfang von hundert und zwanzig deutschen Meilen im Durchschnitt erfordert. Denn wir haben nichts gethan, wenn wir nicht verschiedene Versuche zugleich anstellen, und ein jeder verlangt einen ziemlichen Raum, weil Alles davon abhängt, daß die verschiedenen Haufen, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigstens dreißig Meilen ringsum von einander abgesondert werden. Fänden sie einander, einer so beträchtlichen Entfernung ungeachtet, dennoch und wüchsen in eine Gesellschaft zusammen; so dürfte dieses sodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angesehen werden können:

„Daß sie, alles Einwendens von Seiten Rousseau's ungeachtet, zum geselligen Leben erschaffen seyen."

Aber wo, ich bitte alle Geographen und Seefahrer beider Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vierhundert Meilen im Umfange, welches unter einem sehr milden Himmel liege und entweder noch gänzlich unbewohnt oder von so gutherzigen Leuten bewohnt sey, daß sie willig und bereit

wären, einer physikomoralischen Aufgabe zu Gefallen auszuziehen und uns ihr Land zu Versuchen zu überlassen, wobei sie, allem Ansehen nach, sehr wenig zu gewinnen haben werden?

6.

Doch, bei einem Project muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Diese Schwierigkeit soll gehoben seyn: es werden sich bald wieder andere zeigen, die bei der Ausführung die Geduld eines Job ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unseren Versuchen gebraucht werden sollen, dürfen — weil sie in allen Betrachtungen bloße Kinder der Natur seyn müssen — keine Eindrücke aus der Gesellschaft mitbringen, sollte es auch nur eine californische seyn. Sie müssen also so früh hinweggenommen werden, daß sie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieß ist ein sehr beschwerlicher Umstand!

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenschaften einer guten Amme sagen, welche — nach Allem dem, was die Philosophen und Aerzte dazu erfordern — seltner als ein weißer Rabe ist. Man hat uns seit einigen Jahren Alles, was sich über die körperlichen und moralischen Tugenden einer Amme philosophiren läßt, so oft und auf so vielerlei Art zu lesen gegeben, daß ich meine Leser und mich selbst nicht schnell genug auf ein anderes Capitel bringen kann.

Ich sage nur so viel: Wenn diese Damen unsern Kindern Liedchen vorleiern, mit ihnen schwatzen, sie ihre eigene schöne Sprache lehren und ihnen Mährchen meiner Mutter Gans erzählen dürfen; — so haben wir alle diese unsägliche Mühe und Ausgaben, welche schon auf unsere Anstalten verwendet worden sind, umsonst gehabt!

„Gut, sagt man; es müssen philosophische Ammen seyn—"

Ein philosophischer Fiedelbogen! — würde der alte Herr Walther Shandy ausrufen. Wissen die Herren auch, was man eine unmögliche Bedingung nennt? Ihr werdet eben so leicht ganz Europa nach Rousseau's Grundsätzen umschaffen, als hundert Rousseauische Ammen bilden. — Stumm müssen sie seyn, oder Alles ist verloren!

Doch was ist für einen König, der ein Philosoph, oder für einen Philosophen, der ein König ist, unmöglich! — Und was für unglaubliche Dinge hat nicht schon oft der launische Dämon, den man Zufall nennt, zu Tage gefördert! Gesetzt, daß nun auch die Ammen gefunden wären, und daß unsere Kinder —

Aber da sticht schon wieder eine neue Schwierigkeit hervor!

7.

Die Ammen essen, trinken, gehen auf zwei Beinen und thun zwanzig andere Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andere Manier thut. Ihr Beispiel würde unsere Kinder verführen; sie würden von den Ammen lernen, was sie allein von der Natur lernen sollen. — Rathet, was zu thun ist!

Wie gefiele euch folgender Vorschlag? — ich weiß keinen bessern! — Wir haben die Ammen — stumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder — blind machten?

Man versteht schon, wie dieß gemeint ist: nicht so stockblind, wie uns gewisse Leute, die ich nicht nennen will, gern auf unser ganzes Leben machten, — vermuthlich um uns die Mühe zu ersparen, zu sehen, wie sie mit uns wirthschaften

würden; denn ein Blinder, insofern er eine schöne Frau, eine gute Tafel und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, solange wir's vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern, als ich bin (d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen), vorgreifen zu wollen, könnte dieß am füglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so fest anschließen müßten, als das magische Diadem, womit die schöne Seilerin dem Amor die Augen verbindet, die ihm die Göttin Narrheit ausgeschlagen hatte; aber doch fest genug, daß die Kinder unvermögend wären, sie wegzuschieben oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre, sie wieder davon zu befreien.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrießlich zu werden, und dennoch ist wenigstens noch eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als — nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

8.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unserer jungen Colonisten hinaus setzen mag, so muß sie endlich kommen, und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen.

Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Rousseau selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinct abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insect in diesem Stücke versorgt hat — und ihnen

Anweisung zu geben, würde ein Eingriff in das Geschäft der Natur seyn, der mit unseren Absichten nicht wohl bestehen könnte. Doch in zweifelhaften Fällen wählt man das Sicherste.

Rousseau läßt seinen natürlichen Menschen seine Speise unter einer Eiche suchen. Vermuthlich muß dieser Philosoph, bei aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohlschmeckende Art von Eicheln; mit einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Namen Kastanien in ganz Europa — von den arbitris lautitiarum selbst — gegessen werden.

Unsere Kinder werden also wenigstens diese Eicheln (wenn es ja Eicheln seyn müssen) finden und essen lernen, und erst alsdann, wenn wir uns dieses Punkts versichert haben, wollen wir's wagen, Abschied von ihnen zu nehmen, um sie, für die nächsten zwanzig Jahre, der Mutter Natur und sich selbst zu überlassen.

9.

Und so hätten also diese großen Philosophen, welche, nach Rousseau's Meinung, die Oberaufsicht über diese Experimente haben sollten, am Ende sehr wenig dabei aufzusehen?

Es scheint nicht anders; es wäre denn (wenn es thunlich seyn sollte), daß man diese Kinder, um das Spiel der

Natur mit ihnen zu belauschen, in eine Art von Reaumurschem Bienenkorb einsperrte, welcher aber so eingerichtet seyn müßte, daß die Philosophen Alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Wir getrauen uns zu behaupten, daß sich (wofern die besagten Naturforscher sich nicht etwa in Sylphen verwandeln und aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herabsehen wollen) kein anderes Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bei unseren Zöglingen von Tag zu Tage bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bei Allem dem kann es erlaubt seyn, zu zweifeln, ob es jemals möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Größe zu machen, als wir sie zu unserem Experimente brauchen. Denn sie müßten ohne alle Vergleichung größer seyn als die große Aquavitflasche der Feen; und wir gestehen, daß es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beistand aller Feen und Zauberer, welche jemals in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen.

Welchemnach also, wie gesagt, für unsere Philosophen weiter nichts übrig bliebe, als — nach Hause zu gehen und (falls sie wider Vermuthen nichts Anderes zu thun haben sollten) sich hinzusetzen und a priori ausfindig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Colonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr seht, zu Speculationen, Hypothesen, Theorien und Disputen, deren Vergleichung mit der Facti Species, welche

man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr Belustigendes seyn müßte und, wie wir nicht zweifeln, eine uralte, aber wenig geachtete Wahrheit von Neuem bestätigen würde; nämlich —

„Daß es eine eitle Bemühung des Geistes sey, durch alle die Dädalischen Irrgänge der Imagination, willkürlicher Begriffe und seichter Vermuthungen etwas zu suchen, welches uns die Natur — unmittelbar vor die Nase hingelegt hat."

10.

Ob nun gleich bei diesen Versuchen das Meiste der Natur gänzlich überlassen werden müßte: so könnten doch unsere Philosophen vor ihrer Abreise eine Abtheilung der oft besagten Kinder vornehmen, um verschiedene Versuche zu gleicher Zeit anzustellen, durch welche der abgezielte Endzweck, den natürlichen Menschen oder, welches auf das Nämliche hinaus zu laufen scheint, die menschliche Natur kennen zu lernen, desto vollständiger erhalten werden dürfte.

Unmaßgeblich könnten wir das ganze Stück Landes, — welches, wie gesagt, ungefähr vierhundert Meilen im Umkreis halten müßte, — in vier große Bezirke abtheilen.

In den ersten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder sechs einzelne Kinder von einerlei Geschlecht verschließen;

In den anderen etliche Paare von beiderlei Geschlecht, aber jedes Paar so weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine größere, aber gleiche Anzahl Kinder von beiderlei Geschlecht, zerstreut, doch nahe genug, daß sie einander ohne große Reisen finden könnten;

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zwei abgesonderte Colonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beiderlei Geschlecht: zum Beispiel, eine Colonie aus zwanzig Knaben und sechs oder acht Mädchen und eine andere aus zwanzig Mädchen und sechs oder acht Knaben; — zwei sehr wichtige Colonien, weil sie über einige Puncte des Matrimonial-Gesetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten würden.

11.

Und nun, wenn wir, mit Ueberwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Project zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreißig Jahren, die Dalambert und Büffon derselben Zeit gingen, zu sehen, wie die Sachen unserer Experimental-Colonien ständen, um dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten — was meinen wir daß sie finden würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir haben alle Ursache, zu glauben, daß, wenn man eine Colonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen ließe, ohne Unterricht und ohne Erziehung, — daß wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederholt finden würden, die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w."

Ja, wohl haben wir alle Ursache, das zu glauben, und eben so viele Ursache würden wir haben, uns zu verwundern, wenn unsere Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten,

daß das große Problem, womit uns Rousseau so viel zu schaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger ist, als

„zu wissen, was für Erfahrungen man anzustellen hätte, um mit überzeugender Gewißheit entscheiden zu können, ob der Schnee weiß oder schwarz sey?"

In ganzem Ernst, es wäre sehr unnöthig, dem größten oder kleinsten Monarchen in Europa die geringste Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig Neues lehren würden. Das große Experiment wird auf diesem ganzen Erdenrunde schon viele tausend Jahre lang gemacht, und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen, es zu dirigiren, so daß den Aristotelessen und Pliniussen aller Zeiten nichts übrig gelassen ist, als die Augen aufzuthun und zu sehen, wie die Natur von jeher gewirkt hat und noch wirkt und ohne Zweifel künftig wirken wird, — und, wenn sie lange und scharf genug geguckt und das Ganze aus dem gehörigen Standpunkt aufmerksam genug übersehen haben — zu gehen und ihre Theorien, Compilationen, Systeme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heißen, zu verbrennen oder umzugießen oder auszubessern oder zu ergänzen, so gut sie immer können und wissen — und weiter nichts!

Nein, lieber Rousseau! so arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuren Grade, daß wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren — was die Natur mit uns vorhabe.

Und wofern sich auch alle Könige und alle Philosophen des Erdbodens vereinigten, solche Experimente zu machen: was für Ursache haben wir, zu hoffen, daß wir etwas Anderes oder Besseres daraus lernen würden, als was uns die

allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen und aus dem glühenden Sande von Nigritien zuruft:

„Daß der Mensch zur Geselligkeit gemacht sey," — und

„daß die vereinigten Kräfte der Barbarei, des Aberglaubens und der Unterdrückung immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Samen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen;"

„dieses sympathetische Gefühl, welches den Menschen mit einer süßen Gewalt nöthiget, sich selbst in andern Menschen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich spricht, die Grundlage alles Rechts ist."

12.

Sollte sich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmal ein müßiger Schach-Baham, müde, immer Fliegen zu fangen oder Bilder auszuschneiden und sich Mährchen erzählen zu lassen, auf den weisen Einfall kommen sollte, sich die lange Weile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: so wollen wir diesem edeln Vorhaben durch alles bisher Gesagte nicht nur im Geringsten nichts präjudicirt haben; sondern versichern Seine Sultanische Hoheit noch zum Ueberfluß, daß es, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr unterhaltend seyn müßte, in einer solchen Menagerie von Menschenkindern sich mit etlichen Duzend Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren und andern solchen witzigen Personen zu erlustigen; nichts davon zu gedenken, daß es bei diesen Experimenten vermuthlich eben so ergehen würde,

wie es denen, die an dem Steine der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt, nämlich, daß man am Ende immer etwas finden würde, wo nicht das, was man suchte, vielleicht etwas Anderes, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer zu seyn pflegt, sollte es gleich von Allem, was wir auf den Proceß verwenden mußten, kaum die Tiegel bezahlen.

13.

Der kleine Scherz, den ich mir die Freiheit genommen habe — nicht mit Rousseau — sondern blos mit einer von seinen Lieblingsgrillen zu treiben, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn meine Leser Pythagoräer wären, und ich wäre — Pythagoras; — oder sie wären ägyptische Priester, und ich ihr Oberpriester: — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen, ihnen meinen Traum zu erzählen; denn diese beiden Gattungen Seher waren große Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit ist es ein ziemlich allgemein angenommener Satz: daß es wider die Regeln der feinen Lebensart sey, in guter Gesellschaft seine Träume zu erzählen. —

Das Beste wäre also, meinen Traum nicht zu erzählen.

Und gleichwohl glaube ich wahrgenommen zu haben, daß es mit Träumen — wofern man sich nur einige Unterhaltung davon verspricht, zumal mit Träumen von der wunderbaren und mystischen Gattung — beinahe dieselbe Bewandtniß wie mit den Geister- und Gespenstergeschichten hat. Niemand, der sich besser als der Pöbel dünkt, will heut zu

Tage dafür angesehen seyn, daß er solche Geschichten glaube: aber Jedermann hört sie gern erzählen; und ein neues Gespenstermährchen ist das unfehlbarste Mittel, in einer großen Gesellschaft, in welcher man kurz zuvor kaum sein eignes Wort hören konnte, plötzlich allgemeine Stille und Aufmerksamkeit hervorzubringen.

Lassen Sie uns also aufrichtig gegen einander seyn, meine Damen und Herren! — Mein Traum könnte, denken Sie, gleichwohl des Anhörens werth seyn, sonst würde ich doch wohl so manierlich gewesen seyn, gar nichts davon zu sagen. Gestehen Sie es, ich habe Ihre Neugier rege gemacht — Sie möchten meinen Traum gerne hören, das ist gewiß, aber — nicht gerner, als ich ihn erzählte, das ist eben so gewiß; — und also ist beiden Theilen geholfen, wenn ich anfange.

So aufrichtig sind nicht alle Schriftsteller — und denn werden Sie sehen, daß es nur an mir lag, aus meinem Traum ein so gutes, ernsthaftes und kunstmäßig zugeschnittenes System zu machen, als irgend eines von allen denen, die binnen heut und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für ein Aufsehen hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich anführen, wie manchen widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären und wie manchen emendiren können! Denn warum sollte ich das Alles nicht eben so wohl können, als so viele Andere, die am Ende doch auch nicht größere Herenmeister sind, als ich? Ich sage dieß Niemand zu Leide, blos um die Herren und Damen gestehen zu machen, daß ich der gutherzigste Autor bin, der vielleicht seit undenklichen Zeiten gesehen worden ist. Andere geben ihre Träume für wirkliche Erscheinungen, oder träumen wohl bei hellem Tageslichte mit offnen Augen und muthen uns zu,

daß wir der Himmel weiß welche übermenſchliche Weisheit in ihren Träumereien finden ſollen: ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für ſeine Leſer tragen und den Leuten zutrauen, daß ſie — Augen haben.

Alſo, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm iſt!

14.

Ich weiß nicht, wie es zuging, — ein Fall, worin ſich gewöhnlich alle Träumer befinden, — genug, ich befand mich plötzlich mitten auf einem hohen Gebirge, welches keine andere Einwohner als Löwen und Drachen zu haben ſchien, und deſſen oberſter Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, ſeine Stirn in den Wolken verbarg.

„Das fängt zu poetiſch an.“ — Sie haben Recht! ich muß ein wenig niedriger ſtimmen.

Aechzende Töne, durch kleine Pauſen unterbrochen, gleich dem Aechzen, welches die Heftigkeit des Schmerzens oder die lange Dauer eines mißbehaglichen Zuſtandes endlich der Geduld ſelbſt auspreßt, drangen durch die ſchreckliche Stille in mein Ohr.

Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte, und nun ſah ich auf einmal — was Sie ſchwerlich errathen hätten, aber, ſobald ich's Ihnen ſage, ſehr natürlich finden werden — den alten Menſchenbildner Prometheus vor mir, in dem nämlichen jammervollen Zuſtande, wie ihn der Tragödiendichter Aeſchylus an einen Felſen des Kaukaſus angeſchmiedet ſchildert.

Der lang entbehrte Anblick eines Menschengesichts schien etwas Lindernder für ihn zu haben. Er rief mir, näher herbeizukommen, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich ist, in einem Augenblick die besten Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menschen stehe, und wie sie sich das Daseyn zu Nutze machten, welches sie seiner plastischen Kunst und seiner Gutherzigkeit zu danken hätten?

Der Gott der Träume trieb hier eines seiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwa blos der Fabel vom Ursprung der Menschen, wie ich sie in den alten Dichtern gelesen hatte; sie wurde in dem nämlichen Augenblicke zur Wahrheit für mich.

Ich glaubte wirklich den Urheber meiner Gattung vor mir zu sehen, diesen Prometheus, der aus Lehm und Wassen Menschen gemacht und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieses wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das sie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die Fabelzeit versetzt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menschen aus meinem Zeitalter zu sprechen.

Ich befriedigte seine Neugier durch Nachrichten — welche ich (aufrichtig zu reden) Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der einfältigsten Ursache von der Welt. Es gibt übel gesinnte Leute, welche sie für eine Satire ausrufen würden, — und gute, wohlmeinende Personen, welche fähig wären, mich wegen dessen, was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten, daß dieß etwas sehr Unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gern mit solchen Leuten ab.

Man wird mir also vergeben, daß ich weiter nichts davon sagen kann, als daß Prometheus den Kopf schüttelte und ich weiß nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, — keine Lobrede auf seinen Vetter Jupiter war, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnt habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Weisen gäben sich viele Mühe, der Sache abzuhelfen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlössen, in den Stand der Natur zurückzutreten.

Und was nennt dieser weise Meister den Stand der Natur? fragte Prometheus.

Nackend oder in eine Bärenhaut eingewickelt unter einem Baume liegen (versetzte ich), Eicheln oder Wurzeln fressen, Wasser aus einem Bach oder einer Pfütze dazu trinken und mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstößt, zusammenlaufen, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne; den größten Theil seines Lebens verschlafen, nichts denken, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um Andre, wenig um sich selbst und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern: dieß nennt der Weise, von dem ich dir sagte, den Stand der Natur. In diesem seligen Stande, spricht er, hätten wir keine Künste, keine Wissenschaften, kein Eigenthum, keinen Unterschied der Stände, keine Gesetze, keine Obrigkeit, keine Priester, keine Philosophen vonnöthen; — und solange man dieser Dinge vonnöthen hat, ist, seiner Meinung nach, an keine Glückseligkeit zu denken.

Prometheus, — ungeachtet sein Zustand so elend war, daß nur ein Gott fähig seyn konnte, ihn erträglich zu

finden — erhob über die Einfälle des anmaßlichen Weisen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer — was ihre Vorgänger waren — Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstractionen für Wahrheit umfangen und nie sehen, was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer wer weiß wie weit über ihre Nase hinauszusehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Duzend Brillen bewaffnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Akademie sich große Hoffnung machte, wenn er nur den Hirnschädel eines Patagonen von zwanzig bis dreißig Ellen in seine Gewalt bekommen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Vorstellungen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben seltsame Einfälle, sagte Prometheus.

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsere großen Herren, seitdem sie Philosophen um sich haben, ihre Hofnarren abgeschafft; und, unparteiisch zu reden, ich denke, sie haben beim Tausche mehr — verloren als gewonnen.

Aber, wieder auf deinen Sophisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke, er hat vom goldnen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da streifte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange an ihr ab, bis ihm vom Menschen nichts als das bloße Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! —

Aber ich denke doch, — ich, der die Menschen gemacht hat, sollte am besten wissen, wie ich sie gemacht habe.

Das denk' ich auch, versetzte ich; und du würdest mir keine geringe Wohlthat erweisen, wenn du mir Nachrichten geben wolltest, welche mich in den Stand setzten, gewisse Philosophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund hast, unterbrach mich der Menschenmacher, so kann ich mir die Mühe ersparen. Deine Philosophen scheinen mir die Leute nicht zu seyn, die sich von Prometheus belehren lassen; und je natürlicher das, was du ihnen aus meinem Munde sagtest, wäre, desto rascher würden sie seyn, auszurufen: Ist's nichts als dieß? — Jupiter sagte das Nämliche, da ich mit meinen Menschen fertig war. Das alberne Machwerk! rief er; ich wollte in einem Nektarrausche was Besseres gemacht haben! — Doch ich habe seit langer Zeit mit keinem Menschen geschwatzt; und du kannst dir einbilden, ob einem die Weile zuletzt lang wird, wenn man etliche tausend Jahre so allein an den Kaukasus angeschmiedet ist, ohne eine andere Gesellschaft zu sehen, als einen unsterblichen Geier, der einem die Leber aus dem Leibe pickt und, sobald er sie aufgegessen hat, sich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachsen ist. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt hast, und ich habe gute Lust, mich einmal wieder satt zu schwatzen, weil mir doch der verwünschte Geier eben Zeit dazu läßt.

Ich bezeugte ihm mein Mitleiden und meine Lernbegierde; und Prometheus fing seine Erzählung also an.

15.

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter gibt.

„Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den Klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperlichen Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten, Verstand zu haben.

„Damals war die Erde noch ohne Bewohner, und weil ich gerade nichts Besseres zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs vertrieb ich mir die Zeit damit, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen, worin ich sie machte. Unzufrieden mit meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte.

„Dieß ging so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine Absicht war die unschuldigste von der Welt; es war ein bloses Spiel: aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun setzte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen.

„Ich glaubte, sie wegen der Aehnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht schadlos genug halten zu können, und organisirte sie deßwegen an den beiden Theilen, die an den Thieren gerade das Schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worin ich arbeitete, nur immer möglich seyn ließ.

„Ich spannte die unendlich subtilen Saiten, woraus ich sie zusammenwebte, so künstlich auf, daß eine Art von musikalischem Instrumente daraus wurde, welches die schönste Harmonie von sich gab, sobald die Natur darauf zu spielen anfing. Diese Instrumente stimmte ich so gut zusammen, daß, sowie eines davon einen gewissen Ton von sich gab, die nämliche Saite bei dem andern mit einem gleichtönenden Laut antwortete. Meine Menschen waren die gutherzigsten Geschöpfe, die man sehen konnte. Lachte eines, so lachte das andre; weinte oder trauerte eins, so trauerte das andre auch; lief eins voran, so liefen die andern hinter drein: kurz, ich trieb diese Zusammenstimmung so weit, daß sogar keines gähnen konnte, ohne alle übrige mitgähnen zu machen.

„Die Idee der Harmonie hatte etwas so Ergetzendes für mich, daß ich mitten unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, sie bei meinen Geschöpfen so vollkommen zu machen, als möglich.

„Ich liebte damals eine von den Töchtern des Oceanus, die schönste Nymphe, die man mit Augen sehen konnte. Dieser Umstand kam meinen Geschöpfen sehr zu gute.

„Um sie in diesem Stücke so glücklich zu machen, als ich es selbst war, gab ich dem weiblichen Geschlecht zur Schönheit einen gewissen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; und meine Männer bildete ich so, daß der männlichste, tapferste, edelmüthigste gerade der war, der sich ihren Reizungen am leichtesten gefangen gab.

„Ich milderte durch das sanfte Wesen und die rührende Grazie des Weibes eine gewisse Wildheit, welche den Männern unentbehrlich war, damit sie im Nothfall die

Beschützer der Gegenstände ihrer süßesten Regungen seyn könnten.

„Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süßen Thränen, deren wollüstiges Ergießen das von Empfindung gepreßte Herz leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darin setzte, geliebt zu werden und Liebe einzuflößen.

„Ich glaubte hierin nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herumschweifenden Liebe abzuhalten und — wenigstens soviel es meine andern Absichten erforderten — seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, sobald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem Andern zu theilen. Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, Geschöpfe aus Lehm und Wasser durch ein paar ätherische Funken, wodurch ich diesen schlechten Stoff veredelt hatte, einer ewigen Liebe fähig gemacht zu haben; aber zu meinen Absichten war es auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lang dauerte, bis das Mädchen Mutter wurde.

„Dieser Umstand müßte nothwendig (dacht' ich) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle und einer Art von Liebe werden, welche, bei noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat und im Schoße der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes oder die Mutter

den Mann, der ihr dieſen ſüßen und ehrenvollen Namen verſchafft hatte, ohne zärtliche Empfindung anſehen?"

Ich hatte mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen Titan nicht zu unterbrechen; aber länger konnt' ich's nicht — und ich ſehe, meine Herren, daß es Ihnen auch ſo geht. Das Gewäſche des alten ſchwärmenden Graubarts kommt Ihnen halb kindiſch vor — nicht wahr? In der That, ich fange ſelbſt an zu muthmaßen, daß er ſich auf ſeinen Vorzug vor den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu gute gethan haben könnte. — Doch wir müſſen den Prometheus meines Traums nicht dafür verantwortlich machen, daß ſeine Menſchen nicht die Menſchen zu Paris, London, Neapel, Wien, Petersburg, Conſtantinopel u. ſ. w. ſind; das iſt auch wahr! — Die Menſchen, von denen Prometheus ſpricht, ſind längſt nicht mehr — oder, wofern es noch hier und da einen verborgenen Samen von dieſer wunderlichen Gattung von Geſchöpfen gibt, ſo machen ſie doch keine Zahl; und — non apparentium et non existentium est eadem ratio (was nicht in die Sinne fällt, kommt eben ſo wenig in Anſchlag, als ob es gar nicht wäre), ſagt der alte juriſtiſche Weisſpruch. Wir werden ihn alſo, weil er einmal angefangen hat, ſchon weiter reden laſſen müſſen.

„Der Zug der Natur zu dieſen kleinen wimmernden Geſchöpfen, die ihr Daſeyn von ihrer Liebe empfangen hatten, unterhielt dieſe Liebe und empfing hinwieder von ihr neue Stärke. Denn das, wofür ich in der erſten Anlage der Menſchheit am meiſten geſorgt hatte, waren eben dieſe kleinen Geſchöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menſchlichen Gattung abhing, welche nun mein Lieblingsgegenſtand war.

„Ich machte ſie zu Kindern der Liebe; das hieß ſelbſt für die Keime der Menſchheit Sorge tragen. Konnten ſie anders

als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflegung auf sich nahm?

„Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich strengte alle meine Erfindung, alle meine Bildnerkunst an, aus dem Instinct der Mutter für ihr Kind die stärkste aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen selbst, womit sie es gebar, mußten dazu helfen; es mußte ihr desto theurer werden, je mehr es ihr gekostet hatte. Ich setzte die Brust der Mutter nicht blos der Schönheit wegen dahin, wo sie ist, oder damit der Säugling, auf ihrem Arme liegend, seine Nahrung desto bequemer finden möchte; sondern, weil ich wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichern Gefühle des Menschen gemacht hatte, dem mütterlichen Gefühl in den Augenblicken, wenn sie ihr Kind stillt, desto mehr Wärme und Innigkeit geben sollte.

„Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die sanfte stufenweise Entfaltung der Menschheit, deren angeborner Adel, selbst in diesem thierischen Alter, fast allen seinen Regungen einen gewissen Schein von Sittlichkeit gibt; das süße Lächeln, womit es die mühvolle Fürsorge der Mutter belohnt: — Alles vereiniget sich, die mütterliche Zuneigung zu einem so mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leistung aller der beschwerlichen Dienste, deren das kindliche Alter bedarf, sogar Vergnügen zu finden.

„Doch ich vergesse, — so angenehm ist mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem blosen Spiele mein angelegenstes Geschäft wurde, — daß ich dich vielleicht nicht so gut unterhalte, als mich selbst."

Ich war (wie man sich vorstellen kann) so höflich, den Enkel des Himmels und der Erde zu versichern, daß ich mir keine bessere Unterhaltung wünschte.

16.

„Ich weiß nicht, fuhr er fort, wie es deine Brüder, die Menschen, angefangen haben, daß sie (wie du sagst) nicht glücklich sind. Meine Absicht wenigstens war, daß sie es seyn sollten; und ich glaubte es ihnen so leicht gemacht zu haben, glücklich zu seyn, und so schwer, sich unglücklich zu machen, daß ich, bei meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verloren habe. — Aber die verwünschte Büchse der Pandora! Ohne sie würden meine armen Menschen noch so glücklich seyn, als in ihrem ursprünglichen Stande."

Sie waren also einmal sehr glücklich? fragte ich.

„Ob sie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab, daß ihn meine Frage beleidiget habe. — Wie hätten sie es nicht seyn sollen? Ich setzte ihr ganzes Wesen aus Triebfedern des Vergnügens zusammen; und damit es unmöglich seyn möchte, daß der Schmerz jemals den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Mißgunst, der Bosheit und aller anderer Laster, welche den Menschen ihrer Natur nach so verderblich sind und so wenig Verführerisches haben, daß ich mir nicht einfallen lassen konnte —

„Aber die verdammte Büchse der Pandora! Das fatale Geschenk hat Alles verdorben! — Tausend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfnisse, in deren Unwissenheit ein großer Theil des Glücks meiner Menschen bestand, jedes von einem Schwarm unruhiger Begierden umflattert, stürzten heraus, als der unbesonnene Epimetheus sie in einer unseligen Stunde öffnete; und geschehen war's um meine armen Geschöpfe! — Die guten sorglosen Kinder! Ich hatte

sie einfältig, unschuldig, freundlich gemacht; es floß so reines Blut in ihren Adern, daß sie nicht wußten, was böse Laune war. Ich gab ihnen gerade so viel Verstand, als sie nöthig hatten, um glücklicher zu seyn, als sie es durch die Sinne allein gewesen wären. Meine Großmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit Allem auszuschmücken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrten und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohlschmeckenden Früchten in den Schoß zu schütten. Das Schaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schützten sie vor den Beleidigungen der Witterung. — Fruchtbare Haine oder Gärten voll eßbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Heerden zu weiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süßen Geschäft, ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beiden Geschlechter theilten.

„Ich hatte ihnen die nöthigen Werkzeuge zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweitern und dasjenige, was an der Sprache der Geberden zweideutig und unverständlich bleibt, ersetzen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Sprachwerkzeuge lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen, wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie ließen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die

Sprache. Die ihrige war freilich sehr einfältig, aber bei aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Begriffe, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften und von allen euren Lastern und gekünstelten Tugenden gar keinen Begriff hatte. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worin sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergießungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröhlichkeit in kunstlosen Sätzen ausdrückten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen, wie eure Dichter; jedes Wort malte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leier, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Reihen mischten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann. — O! meine Menschen waren glücklich; das kannst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora —"

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrießlichen Zufall unterbrochen — ich erwachte.

17.

Man kann sich leicht vorstellen, daß mich dieser Traum oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume zu allerlei Betrachtungen leitete, wovon einige vielleicht nicht unwürdiger sind, meinen Lesern mitgetheilt zu werden, als mein Traum selbst. Aber jetzt würde es unartig seyn, wenn ich eine kleine Neugier unbefriediget lassen wollte, welche — die Büchse der Pandora bei meinen —

Leserinnen zurück gelassen zu haben scheint, an deren Zufriedenheit mir viel zu viel gelegen ist, als daß ich in Fällen dieser Art etwas Angelegeneres haben könnte, als ihren leisesten Wünschen, sofern ich sie zu errathen fähig bin, entgegen zu kommen.

Prometheus schreibt der Büchse der Pandora alles Unglück seiner Menschen zu: „ohne sie, sagt er, würden sie noch immer so glücklich seyn, als sie es in ihrem ursprünglichen Zustande waren.“ Was für eine Büchse konnte das wohl seyn, die so viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann — hegen auch über diesen Gegenstand sehr verschiedene Meinungen.

Einige glauben, daß unter der Geschichte der Pandora nichts Anderes verborgen liege, als eine allegorische Vorstellung der wichtigen Wahrheit: „daß der Vorwitz oder die Begierde, mehr zu wissen, als uns gut ist, die erste Quelle aller menschlichen Uebel gewesen sey.“ — Die Büchse der Pandora, sagen sie, war weder mehr, noch weniger, als die Büchse des Papsts Johannes des Dreiundzwanzigsten, mit welcher Seine Heiligkeit die Schwestern zu Fontevrauld — da sie das Privilegium, einander selbst Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten — zu ihrer Beschämung auf die Probe stellte.

Andere suchen unter der Büchse der Pandora etwas noch Verborgeneres: es soll, ihrer Meinung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Priester Porphyrius, unter dem Namen „der Höhle der Nymphen“ so geheimnißvolle und hyperphysische Dinge schreibt. Sie beziehen sich unter Anderem auf einen gewissen Vers des Horaz, um dadurch zu erläutern, warum die Büchse der Pandora zur Quelle alles Uebels von den Alten gemacht worden sey. — Aber wir

gestehen, daß uns sowohl diese Auslegung als der angezogene Vers unseres Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr mißfallen hat.

Noch Andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden, — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daß sie der Zeitpunkt der sittlichen Verderbniß der menschlichen Gesellschaft gewesen sey; — mehr anderer Meinungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

Ohne uns bei einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns, eine andere aus einem alten Buch ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deßwegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint.

Der unbekannte Verfasser verwirft alle allegorische Erklärungen. Die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine wirkliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar — eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenk, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Vorwitz, das Eigenthum und die Grotte der Nymphen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfangen, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem diese unselige Mode unter Evens Töchtern überhand genommen hat: seit dem ist es um die kunstlose Unschuld und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur geschehen. Nur zu bald wurde die Mode allgemein. Scheinen und Seyn, welche Eins seyn sollten, wurden Zweierlei: und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft zu scheinen, als es in der That zu seyn, und weil es, zumal bei Kerzenlicht, die nämliche Wirkung that; so bekümmerte

sich Niemand mehr darum, zu seyn, was er mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sah man kein natürliches Gesicht und keinen natürlichen Charakter mehr; Alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit. — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich nun einer großen Maskerade: und so wie die Nothwendigkeit die Kunst, einander, dieser Mummerei ungeachtet, ausfindig zu machen, zur ersten unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nämliche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, um diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleißnerei, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende Freundschaftsversicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit —

Hier recitirt unser Anonymus eine Litanei von Lastern und Untugenden, die kein Ende nehmen will, und ergießt sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält, als was unsere Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen.

Wer sollte denken, daß so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen könnte?

18.

Bei Allem dem halten wir uns versichert, daß die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfalt und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der

That, man mußte so sehr in sein eignes Werk verliebt seyn, als er es war, um nicht zu sehen, wo der Fehler lag.

Geschöpfe, deren Unschuld und Glückseligkeit von ihrer Unwissenheit abhängt, — wie er von den seinigen selbst gesteht, — befinden sich immer in einer sehr unsichern Lage; und, Alles wohl überlegt, war es kein großer Schade, daß die ganze Zucht einer so zerbrechlichen Art von belebter und beseelter Töpferarbeit in Deukalions Ueberschwemmung ersäuft wurde.

Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — die Philosophen, Sophisten, Redner, oder wie sie sich sonst am liebsten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur — Entfernung von der Natur selbst sey;

„daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären;

„daß die Erweiterung unserer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, — und

„der Genuß aller Geschenke der Natur und die Verfeinerung aller Künste dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere:"

Die Herren, welche so reden, sprechen entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus — oder von Menschen, welche, wie Jupiters Minerva, aus ihrem eigenen Gehirne hervorgegangen — oder, wenn diese Behauptungen den wirklichen Erdebewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe.

Unstreitig gibt es einzelne Menschen, welche wohl daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es gibt Fälle, wo ein allgemeiner Geiſt von Sparſamkeit einem ganzen Staat eine Zeit lang nützlich iſt.

Es gibt Fälle, wo ein Fürſt ſehr zu loben iſt, wenn er, wie Kaiſer Marcus Aurelius, ſein Gold- und Silbergeſchirr in die Münze ſchickt, um ſein Kriegsheer damit zu bezahlen.

Aber alle dieſe Fälle ſind bloſe Ausnahmen, und es bleibt darum nicht weniger wahr:

„Daß die möglichſte Benutzung des Erdbodens und die möglichſte Vervollkommnung und Verſchönerung des menſchlichen Lebens das groſe Ziel aller Beſtrebungen, welche die Natur in den Menſchen gelegt hat, und alſo im Grunde der Natur eben ſo gemäß ſey, als die Einfalt, inſofern dieſe eine unzertrennliche Gefährtin der erſten Periode des Lebens bei der ganzen Gattung, ſo wie bei dem einzelnen Menſchen iſt.

Reiſe

des

Prieſters Abulfauaris

ins innere Africa.

1.

Es gibt harte Köpfe, welche nicht begreifen können: „daß äußerliche Formen der Tugend nicht die Tugend selbst sind; daß gewisse lächerliche Gebräuche, womit bei gewissen Völkern, z. B. bei den Hottentotten und Kamtschadalen, gewisse ehrwürdige Handlungen begleitet werden, diesen Handlungen nicht das Geringste von ihrer innerlichen Würdigkeit benehmen; und daß (unparteiisch von der Sache zu reden) ein nacktes Mädchen in Californien, trotz ihrer Nacktheit, wenigstens so züchtig seyn kann, als die ehrsame Dame Quintagnone, Oberhofmeisterin der Königin Genievre (für welche wir übrigens alle gebührende Ehrfurcht tragen), in ihrem großen Kragen und in ihrer wohl ausgesteiften sehr decenten und sehr barockischen Vertugade.

Einer von diesen Leuten — doch, was hindert uns, gewissen spitzfindigen Forschern eine Mühe zu ersparen und es gerade heraus zu sagen, daß es ein alter ägyptischer Priester, aus den Zeiten des Königs Psammuthis des Dritten, war? — kam, wir wissen nicht wie, noch warum, in ein Land im innern Africa, wo er eine kleine Völkerschaft von fingernackten Leuten unschuldig und zufrieden unter ihren Palmbäumen wohnen fand.

Zum Unglück für dieß gute Völkchen war dieser Reisende — den unsere Nachrichten Abulfauaris nennen — kein Gymnosophist. Indessen hatte er doch Augen und, was einem

jeden Priester Ehre macht, ein gewisses natürliches Gefühl, welches ihn wahrnehmen ließ, daß diese nackten Leute sehr unschuldige Sitten hatten.

Er gestand in dem Berichte, den er dem Könige Psammuthis nach seiner Zurückkunft von dieser Reise erstattete: — „daß die Aegypter — ungeachtet unter allen Nationen des Erdbodens sie allein (wie er aus Patriotismus und — Unwissenheit meinte) sich rühmen könnten, Religion, Polizei und Sitten zu haben — dennoch in gewissen Tugenden von diesen unglücklichen Wilden unendlich übertroffen würden. Nichts gleicht, sagte er, der Sittsamkeit ihrer Töchter, als das anständige Betragen der Jünglinge, denen alle diese Ausschweifungen, welchen bei uns die strengsten Strafgesetze kaum Einhalt thun können, etwas gänzlich Unbekanntes sind. Knaben und Mädchen werden von der Kindheit an gewöhnt, bis ins achtzehnte Jahr der ersten und ins fünfzehnte der andern von einander abgesondert zu seyn. Nur von dieser Zeit an ist es ihnen erlaubt, an festlichen Tagen, in Gegenwart ihrer Eltern, mit einander zu spielen und zu tanzen. Denn, da dieses das Alter ist, worin alle junge Leute, insofern keine natürliche Untüchtigkeit es verhindert, verbunden sind, sich zu verehlichen: so sieht man es gern, daß die Ehestandscandidaten beiderlei Geschlechts einander vorher kennen lernen, um eine Wahl zu treffen, welche bei diesem Volke lediglich dem Herzen überlassen wird.

„Die Ehe (setzt er hinzu) ist in ihren Augen etwas so Ehrwürdiges, daß sie keinen Begriff davon zu haben scheinen, wie man einer solchen Verbindung ungetreu seyn könne. Ein Mann oder eine Frau, welche sich dieses Vergehens schuldig machten, würden auf lebenslang für unehrlich gehalten und von aller Gesellschaft ausgeschlossen werden. Allein

man hat von Menſchengedenken her kein Beiſpiel, daß ſich dieſer Fall zugetragen hätte.“ — —

Armes ehrliches Völkchen, was hatteſt du gethan, um mit einem Prieſter der Iſis heimgeſucht zu werden!

2.

„Ich konnte — fuhr der Prieſter Abulfauaris fort — nicht ohne inniges Erbarmen anſehen, daß ein von Natur ſo harmloſes und gutartiges Volk in einem ſo ungeſitteten und thieriſchen Zuſtande leben ſollte, als dieſe Nacktheit war, welche ich, zumal an wohlgebildeten jungen Perſonen, ohne großes Aergerniß nicht anſehen konnte — und ihr Zuſtand ſchien mir deſto beklagenswerther, je weniger ſie die Gefahr desſelben zu kennen ſchienen. Denn, in der That, dasjenige, was mich alle Augenblicke nöthigte, die Hand vor die Augen zu halten, ſchien bei ihnen nicht die mindeſte Regung zu veranlaſſen, und man bemerkte in ihrem Betragen unter einander nichts, was ſich von den ſtrengſten Geſetzen der Ehrbarkeit im Geringſten entfernt hätte.

„Zu allem Glück hatte ich etliche Stücke Leinewand von verſchiedenen Farben bei mir. Ich ſtand keinen Augenblick an, ſie dem Mitleiden aufzuopfern, welches mir dieſe armen verblendeten Geſchöpfe einflößten; ich zerſchnitt ſie in kleine Röcke und Mäntelchen und beſchenkte Weiber und Mädchen damit, ſo weit meine Leinewand reichte.

„Und hier hatte ich eine neue Gelegenheit, die vortreffliche Anlage dieſer guten Leute zu Sittlichkeit und Tugend wahrzunehmen. Denn ich kann Ihrer Majeſtät nicht genug ſagen, mit welcher Begierde die armen nackten Geſchöpfe die

Stückchen Leinewand annahmen, die ich ihnen gab, um ihre Blöse zu decken. Ich bedauerte nur, daß der Vorrath, den ich hatte, unzulänglich war, das tugendhafte Verlangen aller derjenigen zu befriedigen, welche auch so geputzt seyn wollten, wie ihre Nachbarinnen. In Kurzem breitete sich die Begierde, gekleidet zu seyn, unter dem ganzen Volke aus. Sie kamen von allen Enden und boten mir um meine Leinewand mehr Goldstaub und Elephantenzähne an, als zehn Kameele hätten fortschleppen können; denn sie hatten von mir gehört, daß ein großer Werth in diesen Dingen läge: aber ich mußte sie abweisen, und sie schienen ganz untröstbar darüber zu seyn. Einige junge Mädchen weinten bitterlich, daß sie sich an ihrem Hochzeittage nicht in einem gelben Rock und himmelblauen Mäntelchen sollten sehen lassen können. Andere zankten sich mit einander darum. Die Mütter nahmen den Töchtern und die ältern Schwestern den jüngern mit Gewalt weg, was ich ihnen gegeben hatte; und ich konnte nur mit großer Mühe verhindern, daß es nicht zu Thätlichkeiten kam. Kurz, zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen bracht' ich es, Dank sey der großen Isis! in wenig Tagen so weit, daß es Jedermann für eine Schande hielt, ungekleidet zu seyn; und Männer und Weiber hatten nun nichts Dringenderes zu thun, als sich von gewissen breiten, wolligen Baumblättern eine Art von Schürzen zu machen, welche ihnen wenigstens dasjenige zu bedecken dienten, was die Ehrbarkeit zu nennen verbeut."

3.

Der König Psammuthis hörte der Erzählung des Priesters lächelnd zu.

Aber der Oberaufseher der Finanzen, ein Mann, welcher rechnen konnte und diese Zeit über in tiefen Gedanken gestanden hatte, strich seinen Knebelbart und sprach: Gott erhalte den König Psammuthis! — Der sehr verehrliche Priester der Isis hat, vielleicht ohne es selbst zu wissen, einen capitalen Einfall gehabt. Wir müssen eilen, eh' uns die Phönicier oder die von Karthago zuvorkommen, eine so schöne Gelegenheit zu benutzen. — Ist diese Nation zahlreich? fragte er den Priester.

„Sehr zahlreich, antwortete dieser: das Land wimmelt von Einwohnern; denn es ist ungemein fruchtbar, und die Leute sind friedsam und durch große Gebirge und Wüsten von andern Völkern abgesondert."

Desto besser! sagte der Oberaufseher der Finanzen. Es sind gute Leute; sie haben Goldstaub und Elephantenzähne. Seine Ehrwürden hat uns da eine treffliche Gelegenheit gemacht, unsere Leinewand, Mousselinen, Schleier, Gürtel, Bänder und hundert andere Artikel unserer Fabriken mit einem Profit anzubringen, der zu gleicher Zeit die Cassen Ihrer Majestät füllen und Ihre Unterthanen bereichern wird. Die Gelegenheiten sind selten, wo man mit beiden Händen nehmen kann. Beim Anubis! ein göttlicher Einfall!

„Ich gestehe Ihrer Majestät, versetzte Abulfauaris, daß ich keine so ökonomische Absichten dabei hatte. Mein Gedanke war nur, den Willen der großen Göttin, deren Schleier noch kein Sterblicher aufgedeckt hat, zu vollbringen; welche, da sie die Aegypter zuerst lehrte den Flachs zuzubereiten und mit dem Gewebe davon sich zu bekleiden, sich beleidigt findet, Menschen zu sehen, die durch ihre Blöse das edle Geschenk der Göttin zu verachten und unnütz machen zu wollen scheinen. Hat aber, wie ich mit Vergnügen vernehme, diese

meine geringe, doch wohlgemeinte That auch noch einen politischen Nutzen: so möge dieses Beispiel Ihrer Majestät zu einem neuen Beweise dienen, daß wir unsern eigenen Vortheil nicht gewisser befördern können, als indem wir dasjenige thun, was den Göttern angenehm ist."

Wohl gesprochen! — sagte der König Psammuthis.

4.

Von ungefähr war ein griechischer Philosoph, welchen der König (wenn Se. Majestät lange Weile hatte) gern um sich leiden mochte, bei der Erzählung des Priesters gegenwärtig.

„Großer König (sagte der Grieche), was der hoch erleuchtete Oberaufseher der Finanzen sagte, ist so gut ausgedacht, daß der große Apis selbst (mit aller Ehrfurcht, die ich ihm schuldig bin, gesprochen!) nichts Klügeres hätte sagen können.

„Aber, ob der sehr verehrliche Priester — welchem Anubis Weisheit und einen grauen Bart verleihen wolle! — diesem nackten Volke, wovon die Rede ist, nicht mit seiner bunten Leinewand ein Geschenk gemacht habe, dessen sie besser hätten entbehren mögen, ist eine andere Frage.

„Vermuthlich muß die Witterung in ihrem Lande sehr gelinde seyn, denn sonst würden sie wohl schon lange Mittel gefunden haben, sich zu decken, ohne auf den Zufall zu warten, der den ehrwürdigen Abulfauaris und seine Leinewand zu ihnen geführt hat. Und daß diese Leute, ihrer Nacktheit ungeachtet, keusch und unschuldig lebten, daran hätten wir vielleicht zweifeln mögen, eh' uns der sehr verehrliche Priester dessen selbst versichert hat; aber nun wär' es Ungebühr, ihm in einer Sache nicht zu glauben, wovon er ein Augenzeuge war.

„Demnach ſehe ich nicht, was für einen Dienſt er dieſen Leuten geleiſtet zu haben meint.

„Ihre Nacktheit hatte (wie er ſelbſt geſteht) wenigſtens für ſie nichts Unſittliches; und mir ſcheint nichts natürlicher als dieß. Unſere griechiſchen Weiber laſſen ohne Bedenken ihr Geſicht, ihre Hände und einen Theil ihrer Arme nackend ſehen, ohne darum unweiſer zu ſeyn als eure Aegyptierinnen, welche gleich beſchämt wären, ihr Geſicht oder ihren H** ſehen zu laſſen. — Dieſe Wilden, deren Blöſe dem ſehr verehrlichen Prieſter ſo anſtößig war, ſind vermuthlich am ganzen Leibe Geſicht. Die Gewohnheit hat gemacht, daß der Anblick einer vollſtändigen unbekleideten Figur ihnen nicht mehr zu ſchaffen macht, als dem Griechen der Anblick eines allräglichen Geſichtes; und auf die Gewohnheit kommt in ſolchen Dingen Alles an.

„Abulfauaris hat alſo (wenn es erlaubt iſt, nach Menſchenweiſe von dieſer Sache zu reden) dieſen guten Leuten, deren Freund er übrigens iſt, einen Dienſt gethan, der ihnen zu nichts dient. — Aber, daß dieſer Liebesdienſt, gegen die Abſicht Sr. Hochwürden, die unglücklichſten Folgen für die Unſchuld ihrer Sitten haben könnte, ſcheint mir mehr als eine bloſe Beſorgniß zu ſeyn. Ich will es der Zeit überlaſſen, mich hierüber zu rechtfertigen. Es geziemt mir nicht, hier vor Ihrer Majeſtät und vor einem Prieſter der Iſis den Weisſager zu machen. Aber, um nur von dem, was ſchon geſchehen iſt, zu reden, — iſt es nicht ſchon weit genug gekommen, da ſich dieſe guten Leute ihrer eigenen Geſtalt zu ſchämen angefangen haben? Was werden die Folgen davon ſeyn? Und wie hat es der Scharfſinnigkeit des weiſen Abulfauaris entgehen können, daß er von dem Augenblick an, da er ihren Weibern und Töchtern ſeine Röcke und

Mäntelchen austheilte, Eitelkeit, Begierde, ſich herauszuputzen, Eiferſucht, Mißgunſt und Zwietracht zwiſchen ältern und jüngern Schweſtern, Töchtern und Müttern ausgeſäet hat?

„Ich will glauben, daß es ihm ſelbſt in gewiſſer Betrachtung bequemer geweſen ſeyn mag, dieſe Töchter der kunſtloſen Natur in Röcken und Mäntelchen vor ſich zu ſehen; aber —“

Diagoras iſt ein Freidenker, wie ich höre, fiel der Prieſter mit einem gezwungenen Lächeln und einem ſanften Kopfwiegen ein, welche dem Griechen von keiner guten Vorbedeutung ſchienen.

Er hätte dieß bedenken ſollen, eh' er zu reden anfing.

Aber wie hätte auch ein Grieche und ein Philoſoph zu ſchweigen wiſſen ſollen, da er eine ſo ſchöne Gelegenheit zum Reden vor ſich ſah?

5.

Abulfauaris hat uns keinen geringen Dienſt gethan, ſagte der König Pſammuthis. Ich weiß nicht, wie die Unſchuld ſeiner Wilden ſich dabei befinden wird; aber die ägyptiſchen Manufacturen werden ſich ſehr wohl dabei befinden, und wir haben Goldſtaub vonnöthen.

Mit dieſen Worten winkte der König den Prieſter und Oberaufſeher der Finanzen in ſein Cabinet und ließ den Philoſophen ſtehen.

Dieſer verſtand den Wink. Er ging gerades Weges nach dem Hafen; und da er ein griechiſches Schiff dieſen Augenblick ſegelfertig fand, ſtieg er ein und fuhr mit gutem Winde nach Athen zurück.

6.

Die Röcke und Mäntelchen des Prieſters Abulfauaris kamen den armen Negern in der That theuer genug zu ſtehen. Ihre Unſchuld war das Erſte, was darüber verloren ging. Sie hatten bisher nicht daran gedacht, daß etwas Unedles oder Unziemliches darin ſeyn könne, ſich ſelbſt gleich zu ſehen und ſich Andern in ſeiner eignen Geſtalt zu zeigen. Ihre Schönen (wofern die unſrigen anders erlauben wollen, für möglich zu halten, daß es unter Negern Schönen geben könne) hatten einen weit unſchuldigern Grund, warum ſie Alles ſehen ließen, als die Perſerinnen haben, Alles zu verbergen, oder die chriſtlichen Europäerinnen, ihren Buſen — oder ſo etwas Aehnliches, das ſie der Kunſt zu danken haben — mit Spinneweben zu bedecken.

Dieſer Gebrauch hatte bei ihnen noch einen andern ſittlichen Nutzen, welchen Abulfauaris nothwendig hätte bemerken müſſen, wenn das Vorurtheil ſehen könnte. Die Gewohnheit machte nämlich beide Geſchlechter in einem gewiſſen Grade gleichgültig gegen einander. Der Geſchlechtstrieb wurde bei ihnen ſchlafen gelegt, anſtatt daß er bei policirten Menſchen immer rege gemacht wird. Die Liebe war bei ihnen mehr das Werk des Herzens als der Sinne; aber ohne Liebe ſagte die Natur einem Manne ſelten mehr für ein Weib, als für ſeines Gleichen.

Seit dem fatalen Geſchenke des Prieſters Abulfauaris veränderten ſich ihre Sitten in dieſem Artikel zuſehends: und nachdem noch, zu allem Ueberfluß, die großmüthige Fürſorge des Oberaufſehers der Finanzen zu Memphis Anſtalten getroffen hatte, dieſe Neger für ihr Gold und Elfenbein mit allen Arten ägyptiſcher Manufacturen zu verſehen;

so verfeinerte sich in kurzer Zeit ihre Lebensart so sehr, daß Abulfauaris selbst bei seiner Wiederkunft Mühe hatte, sie zu erkennen. Die schwarzen Damen eiferten in die Wette, welche sich am artigsten und glänzendsten herausputzen könne. Die neuen Reizungen, welche sie aus den ägyptischen Fabriken entlehnten, gaben jetzt denen, womit die Natur sie versehen hatte, einen vorher unbekannten Werth. In Kurzem wurde die Sucht, sich zu kleiden, so weit getrieben, daß die Natur unter den Auszierungen erlag. Es wurde unmöglich, zu errathen, was unter dieser seltsamen Verkleidung verborgen seyn könne. Dieses erweckte die Neugier und setzte die Einbildungskraft ins Spiel. Die Weiber wurden aus einem Gegenstande der Liebe ein Gegenstand des Vorwitzes. Mancher bildete sich ein, bei einer andern Reizungen zu finden, die er bei der seinigen nicht fand — oder nicht achtete. Tausend kleine Kunstgriffe, deren sich die Weiber bedienen lernten, um ihre natürlichen Reizungen zu erhöhen oder ihre Mängel unsichtbar zu machen, hintergingen das Auge oder die Einbildung und gaben zu tausend kleinen Irrungen Anlaß, welche — desto größere Folgen hatten. Eine vorher unbekannte Verderbniß schlich sich unter Verehlichten und Ledigen ein. Die Weiber waren nicht mehr mit dem Schleier der öffentlichen Ehrbarkeit bedeckt. Sie lernten einen Unterschied zwischen Keuschheit und Sittsamkeit kennen, von dem sie vorher keinen Begriff gehabt hatten. Die Männer auf ihrer Seite fingen an, sich ein Geschäft daraus zu machen, ihrer Unschuld nachzustellen; und die Schönen, wiewohl sie eine Art von Vertheidigungskunst unter sich einführten, welche wenigstens dazu dienen konnte, den angreifenden Theil in Athem zu erhalten, sahen doch gleich anfangs ihrer Niederlage so gewiß entgegen, daß

es unmöglich war, sich durch ihre Gegenwehr abschrecken zu lassen.

Der weise Abulfauaris hatte also das Vergnügen, seine vermeinte Sittenverbesserung bei diesem Volke durchgängig eingeführt zu sehen; er fand aber zu gleicher Zeit, daß es nöthig seyn werde, nunmehr auch die Strafgesetze der Aegypter gegen allerlei Laster, mit deren Benennungen wir dieses Blatt nicht besudeln wollen, unter ihnen einzuführen.

Was das Sonderbarste scheinen möchte, war die süße Selbstzufriedenheit, mit welcher dieser ehrliche Priester, nachdem er glücklich mit seinem ganzen Institut zu Stande gekommen war, sich zu Memphis einen zweiten Hermes, einen Gesetzgeber und Wohlthäter der Wilden nennen ließ, voll innerlichen Triumphes darüber, daß er ihnen (wenn uns dieses Gleichniß erlaubt ist) garstige und unbekannte Krankheiten eingeimpft hatte, um das Vergnügen zu haben, sie wieder davon befreien zu können.

Man glaubt, daß ihm gleichwohl in übellaunigen Augenblicken die Weissagung des griechischen Philosophen eingefallen sey, und daß er bei Gelegenheit derselben sich nicht habe erwehren können, zu zweifeln: „ob er nicht vielleicht besser gethan hätte, die Neger zu lassen, wie er sie gefunden." Jedoch habe er sich in diesem Fall allemal mit einer Distinction beruhiget. — (Im Vorbeigehen, ein neues Beispiel, was für ein vortreffliches Specificum eine gute Distinction ist, die Natur und die Empfindung in Fällen, die uns selbst nicht gar zu nahe angehen, zum Schweigen zu bringen.) — „Wenn ihre Unschuld nur von ihrer Nacktheit abhing (habe er gesagt), so hatte sie nichts Verdienstliches; so war es bloser Mechanismus; so verdiente sie den Namen der Tugend eben so wenig als die Keuschheit eines frigidi

et maleficiati: — und ſo habe ich ein doppelt gutes Werk gethan; denn erſtens hab' ich ſie gelehrt, was Tugend iſt, und zweitens hab' ich ihnen Gelegenheit verſchafft, ſie auszuüben."

7.

Ob der Prieſter Abulfauaris Recht gehabt habe, ſich hinter dieſem ſubtilen Troſtgrunde vor den Vorwürfen ſicher zu halten, welche ihm ein Sachwalter der Unſchuld der armen Neger zu machen berechtigt war, iſt eine Frage, die der beſagte Anwalt, wenn er nicht ganz ungeſchickt wäre, ungefähr alſo auflöſen würde: —

„Die Frage: — Iſt es einem Volke beſſer, die Tugend auszuüben, ohne ſie und das Gegentheil von ihr zu kennen? — oder, iſt es dieſem Volke beſſer, mit den Reizungen zum Laſter bekannt gemacht zu werden, damit es die Tugend aus Wahl und Ueberzeugung ausüben lerne?

„Dieſe Frage, meine Herren, ſcheint mit der folgenden einerlei zu ſeyn: — Iſt es beſſer, geſund zu ſeyn, ohne zu wiſſen, daß man geſund iſt, und wie man es anfangen müßte, um krank zu werden, — oder ſich krank zu machen, damit man den Werth der Geſundheit deſto beſſer ſchätzen lerne?

„Geſundheit iſt der natürliche Zuſtand des phyſiſchen, Unſchuld der Sitten die Geſundheit des moraliſchen Menſchen, und Glückſeligkeit die gemeinſchaftliche Frucht von beiden.

„Laſſet dem unwiſſenden Glücklichen ſeine glückliche Unwiſſenheit! Laſſet ſie ihm, ſolang er ſie behalten kann; ſo lange, bis er in Gefahr iſt, durch dieſe Unwiſſenheit

unglücklich zu werden. Wozu hatten die Neger eure Röcke und Mäntelchen vonnöthen? Sie waren unschuldig und hätten es ohne die Geschenke des ehrwürdigen Priesters vielleicht noch lange bleiben mögen."

Vielleicht auch nicht! —

„Gut: so hätte er den Fall abwarten sollen. Wer wird einem Gesunden Arznei für eine Krankheit eingeben, die er nicht hat, in Hoffnung, daß sie ihre Wirkung thun werde, wenn er sie künftig einmal bekommen sollte?"

8.

Dem sey, wie ihm wolle, Abulfauaris stand zu Memphis in dem Ruhme eines sehr weisen Mannes, und der König Psammuthis erkannte sich ihm sehr dafür verbunden, daß er den Schwarzen eine Moral beigebracht hatte, die den ägyptischen Manufacturen so vortheilhaft war.

Die alten Leute unter den Negern dachten anders von der Sache. Sie verwünschten sein Andenken, weil sie glaubten, daß seine Moral den Sitten und der Glückseligkeit ihres Volkes verderblich gewesen sey.

„Sollten nicht beide Theile Recht gehabt haben? Psammuthis beurtheilte die Güte dieser Moral nach dem Nutzen, welchen sein Volk von ihr zog; die Neger beurtheilten sie nach dem Schaden, den sie dem ihrigen gethan hatte. Konnten beide Theile anders denken?"

Ja wohl! — Sie hätten nur denken dürfen, wie Abulfauaris, der einen ganz andern Maßstab des Guten und Bösen hatte und den Nutzen oder Schaden seiner Moral für bloße Zufälligkeiten ansah, welche, von dem erhabnen

Testamentes haben, gegen seine ausdrückliche Verordnung der Gefahr, von profanen Augen gelesen zu werden, auszusetzen; und die Betrachtung, daß er unter profanen Augen vermuthlich die Augen Aller derjenigen gemeint habe, welche nicht in den Geheimnissen der Isis eingeweiht worden sind; welches Vortheils, allem Ansehen nach, die wenigsten von unsern Lesern sich werden rühmen können; — Alles dieß scheint uns die fromme Pflicht aufzulegen, diese Bekenntnisse in der Dunkelheit, worin sie bisher gelegen, mit der ehrwürdigen Mumie ihres ehemaligen Eigenthümers — wo sie auch liegen mag — ungestört ruhen zu lassen.

Und doch — wenn wir auf der andern Seite bedenken, daß der Priester Abulfanaris kein Recht hatte, uns, die wir über zweitausend Jahre später in die Welt kamen, als er, eine Verbindlichkeit aufzulegen, wodurch wir einer höhern Pflicht genug zu thun verhindert werden;

Daß er auf keine Weise berechtigt war, die Vortheile seines warnenden Beispiels blos auf seine Ordensbrüder, die Isis-Priester zu Memphis, einzuschränken; und

Daß der Nutzen, welchen wir der Nachwelt durch die Bekanntmachung seiner Bekenntnisse, soviel an uns ist, verschaffen, vermuthlich das einzige Mittel ist, den Schaden, den seine Fehler und Verirrungen der Menschheit zugefügt haben, einiger Maßen zu vergüten: so verschwinden alle unsere Bedenklichkeiten wieder; und so übergeben wir denn — ohne Furcht, die pios manes des ehrlichen Priesters Abulfanaris in ihrer Ruhe (die wir ihnen von Herzen gönnen) dadurch zu stören — dem geneigten Leser — seine Bekenntnisse.

Die Bekenntniſſe

des

Abulfauaris,

geweſenen Prieſters der Iſis in ihrem Tempel zu Memphis in Nieder-Aegypten.

—

Auf fünf Palmblättern von ihm ſelbſt geſchrieben.

Erſtes Palmblatt.

Durch die Geburt, als der Sohn eines Prieſters, zum Stande meiner Voreltern beſtimmt, wurde ich in den Vorhöfen des großen Tempels zu Memphis in dieſer ſtrengen Regelmäßigkeit erzogen, welche, nach der klugen Vorſicht unſrer Alten, erfordert wird, einen zukünftigen Prieſter zu bilden.

Zugleich mit den großen Grundmaximen unſrer Hierarchie lernte ich die Kunſt, meine Leidenſchaften zu verbergen; — die Kunſt, meine Blicke, Geſichtszüge und Geberden nach dem Modell einer unbeweglichen Ernſthaftigkeit abzuzirkeln; — die Kunſt, wenn ich zornig war, zu lächeln und, wenn Andre lachten, gleichgültig oder, wofern es die Umſtände mit ſich brachten, feierlich auszuſehen; — die Kunſt, allen meinen Reden einen religiöſen Schwung, allen meinen Handlungen religiöſe Beweggründe zu geben und Alles, was ich Gutes that, der Inſpiration des Oſiris oder der Iſis oder irgend einer andern Gottheit zuzuſchreiben. Kurz, alle dieſe Künſte — die ich nicht nöthig habe, euch, meine ſehr werthen Mitbrüder, vollſtändig herzuzählen, und welche zur Erhaltung unſers gerechten Anſehens ſo nothwendig ſind, — wurden mir durch die Erziehung ſo eigen gemacht, daß ſie endlich die Leichtigkeit, das Ungezwungene und die Grazie der Natur bekamen und mir eben ſo

Dergleichen Gedanken, ich bekenne es, — vielleicht zu meiner Schande — beunruhigten mich in den ersten Jahren meines Priesterstandes so oft, daß es mir Mühe kostete, zu verhindern, daß sie bei gewissen Veranlassungen nicht sichtbar oder hörbar wurden. Zu andern Zeiten fand ich mich im Stande, es sey nun aus Leichtsinn oder Stärke des Geistes, mir eben diese Gedanken als Dünste und Wirkungen der Milzsucht sehr leicht aus dem Sinne zu schlagen.

„Wenn es jemals möglich seyn wird (antwortete ich mir selbst auf meine Bedenklichkeiten), daß der Pöbel über Dinge, welche nicht in die Sinne fallen, vernünftig denken lerne, so ist doch gewiß, daß es nicht in Aegypten geschehen wird; oder, wenn das ägyptische Volk jemals zu einem so hohen Grade der Aufklärung sollte gelangen können, so ist wenigstens dieses unleugbar, daß dermalen dazu noch keine Anscheinungen vorhanden sind.

„Die Religion der Aegypter, so anstößig und widersinnig sie in den Augen eines Fremden aussiehet, ist mit dem Staate so zusammengewachsen, daß seine Ruhe und Erhaltung an ihre Erhaltung gebunden ist.

„Die Aegypter glauben eine besondere Vorsehung und eine Bestrafung begangener Uebelthaten nach dem Tode. Diese beiden Artikel sind die wahren Grundpfeiler aller Sicherheit und sittlichen Ordnung unter den Menschen; denn von ihnen empfangen die Gesetze ihr Ansehen und ihre Furchtbarkeit. Selbst der Aberglaube des ägyptischen Volkes dient dazu, die Wirkung jener großen Wahrheiten zu befördern. Wo sie sich hinwenden, fallen ihnen geheiligte Symbole des unsichtbaren Wesens in die Augen, vor dessen Gegenwart und Aufsicht über ihre Handlungen sie zittern sollen. Je größer die Ehrfurcht ist, welche sie für diese

sichtbaren Bilder der Gottheit fühlen; desto kräftiger wirkt auf diese rohen Seelen die Wahrheit von der göttlichen Gegenwart, welche sie sich auf eine andere Art vorzustellen unfähig sind; desto heilsamer für die Gesellschaft wird die Scheu, unter den Augen so vieler Gottheiten Böses zu begehen.

„Dem Volke reinere Begriffe zu geben, ist, wenigstens in den gegenwärtigen Umständen, unmöglich; und ihm diejenigen zu benehmen, die es hat, ohne mit der vollkommensten Gewißheit überzeugt zu seyn, daß es ohne sie nicht schlimmer werden wird, als es mit ihnen ist, — welcher Gefahr würde durch eine so gewagte Verbesserung das ganze System der Staatsverfassung ausgesetzt!

„Wenn es also Betrug ist, Wahrheiten vor dem Pöbel zu verbergen, deren Glanz er nicht ertragen könnte: so ist es ein heilsamer, ein nothwendiger Betrug; und eben dadurch hört die Sache auf, diesen Namen zu verdienen.

„Nein, Abulfauaris, du hast keine Ursache, dich nur einen Augenblick des Ordens zu schämen, dem die ehrwürdigsten Geschäfte des Staates, die Erhaltung seiner Grundfeste und seines großen Triebrades, die Sorge für die Religion und der öffentliche Gottesdienst anvertrauet sind;

„Des Ordens, welchem die Aegypter Alles, was sie so weit über die Barbaren, die den Erdboden bedecken, erhebt, ihre Verfassung, Gesetze und Künste schuldig sind;

„Dem sie es zu danken haben, daß die königliche Gewalt, — welche zur Erhaltung der Einheit im Staate nothwendig und die Seele ist, durch deren Ausbreitung und Einfluß aus den Gliedern ein wahres fortdauerndes und lebendiges Ganzes wird, aber eben deßwegen so leicht und so gern ihre Gewalt mißbraucht, — daß sie in Schranken

eingeschlossen bleibt, durch welche die Gesetze und die bürgerliche Freiheit vor willkürlichen Anmaßungen sicher sind.

„In diesem Lichte betrachte deine Bestimmung, Abulfauaris, und dann sprich, ob eine edlere gedacht werden kann!“

Zweites Palmblatt.

Ich besorge sehr, meine Brüder, diese Gegenvorstellungen, welche ich meinem Gewissen oder meiner Ehrlichkeit, oder wie ihr es nennen wollt, machte, sind nicht gründlich genug, daß sie mich so vollkommen hätten beruhigen sollen, als sie thaten, nachdem mich die Gewohnheit gegen die Ungereimtheit gewisser Pflichten meines Dienstes und gegen die Vorwürfe des besagten — wie heißt es? unempfindlich gemacht hatten.

Ich weiß nicht, ob ich mich irre; — aber, seitdem ich die schwarze Pforte der Geisterwelt für mich aufgethan sehe, kommen mir viele Dinge anders vor, als ehemals. Zum Beispiel, die Unterscheidung zwischen den rohen Seelen des Pöbels und den feinen und ausgebildeten, deren wir uns berühmen, scheint mir bei Weitem nicht mehr so wichtig zu seyn; und ich kann mich nicht erwehren, zu glauben, daß der armseligste Tagelöhner in Memphis aus den Händen der Natur eine Seele von der nämlichen Art empfange, wie der König oder der verehrliche Vorsteher unsers heiligen Ordens, der Oberpriester des Osiris selbst.

Warum sollte es unmöglich seyn, der Seele dieses Tagelöhners begreiflich zu machen, daß Apis ein Stier, der Ibis eine Art von Störchen, und die Meerzwiebel eine —

Meerzwiebel sey? — daß der Stier zwar für ein symbolisches Bild der Stärke gebraucht werden könne; daß der Ibis uns nützlich sey, weil er unsre Schlangen ißt, und daß ihm unsre Aerzte vielleicht das Geheimniß des Klystiers abgelernt haben; daß die Meerzwiebel ein vortreffliches Mittel sey, verdickte Säfte zu zertheilen: aber, daß schlechterdings kein Grund vorhanden sey, warum wir irgend einem Stier oder einem Ibis oder einer Meerzwiebel göttliche Ehre erweisen sollten?

Ich gestehe, daß es mir schwer fällt, von einem Geschöpfe, das einem Menschen gleich sieht, so schlecht zu denken, als ich thun müßte, wenn ich es für unfähig halten sollte, so klare Wahrheiten begreifen zu lernen; und daß ich meines Orts viel weniger begreifen kann, warum es dem Dümmsten unter allen Dummköpfen dieser Unterwelt nicht unendliche Male begreiflicher seyn sollte, daß ein Stier ein Stier, als daß er ein Gott sey.

Allerdings ist die Macht des Aberglaubens, wenn er einmal von dem Gehirne des Menschen Besitz genommen hat, entsetzlich. Aber ich sage auch nicht, daß man das Volk auf einmal klug machen solle. Wenn blinde Seelen sehend gemacht werden sollen, muß man ohne Zweifel die nämliche Vorsicht gebrauchen, wie bei Leuten, denen man den Staar gestochen hat. Genug, daß sich in zwanzig bis dreißig Jahren eine erstaunliche Umkehrung in den Köpfen des Volkes bewirken ließe, wenn wir uns entschließen könnten, ein so edelmüthiges Werk zu unternehmen und darin nach einem gemeinschaftlichen, regelmäßigen Plane zu verfahren. Ich denke nicht, daß wir nöthig haben, uns die Besorgniß, „die großen Grundwahrheiten unsrer Religion möchten dadurch untergraben werden," davon abschrecken zu lassen. Wahrheit

und Wahrheit sind zu gleichartige Dinge, als daß sie sich nicht mit einander vertragen sollten.

Aber ich weiß einen andern Grund, meine werthen Brüder, warum mein frommer Wunsch schwerlich jemals aufhören wird, ein Wunsch zu bleiben. Ihr werdet, das bin ich gewiß, Alle, Einer nach dem Andern, so denken wie ich; aber, ach! wie Abulfauaris werdet ihr erst alsdann denken, wenn ihr keine Zeit mehr habt, Gebrauch davon zu machen.

Ich will euch diesen Grund mit eben der Offenherzigkeit entdecken, mit welcher ich meinen Busen aufschließen werde, um euch Geheimnisse darin sehen zu lassen, die vor jedem andern als einem allsehenden Auge verborgen geblieben sind.

Hermes, der große Stifter unseres Ordens und der Gesetzgeber unseres Volkes, hinterließ uns eine sehr einfache Religion, wie ein Volk sie nöthig hatte, welches eben erst durch ihn gesammelt worden war und die erste Bildung zu einem förmlichen Staat bekommen hatte, und so gut, als ein solches Volk sie zu ertragen fähig war.

Seine angelegenste Sorge scheint gewesen zu seyn, die künftigen Priester, als die Aufbewahrer seiner Gesetze, auf den richtigen Standpunkt zu stellen, aus welchem sie das erhabne Amt, welches er ihnen in seiner Republik anvertraute, zu übersehen hätten. Er verfaßte seine geheime Lehre theils in Hieroglyphen, theils in dem geheiligten Alphabet, wovon er der Erfinder war, und wozu wir allein den Schlüssel haben. Er lehrte uns darin: daß seine Religion aus einem politischen Gesichtspunkte betrachtet werden müsse, und daß seine Absicht dabei keine andere gewesen, als seine neu gestiftete Republik fester zusammenzuziehen und, durch den Glauben einer herrlichen Belohnung der Tugend und einer

strengen Bestrafung des Lasters nach dem Tode, der Unzulänglichkeit seiner Gesetze zu Hülfe zu kommen. Er fügte hinzu: Alles, was er an den Aegyptern hätte thun können, sey nur ein roher Entwurf, der von uns, seinen Nachfolgern, ausgearbeitet und polirt werden müsse, welches nicht anders als nach und nach geschehen könne. Ueberdieß seyen alle Gesetze ihrer Natur nach der Veränderung unterworfen, und eine jede Verfassung habe von Zeit zu Zeit nöthig, ausgebessert und mit neuen Federn versehen zu werden. Er überhasse uns deßwegen —

Doch wozu sage ich euch diese Dinge, die euch so gut bekannt sind als mir? — Vergebet, meine Brüder, einem alten Manne, der seinen Vorstellungen nicht mehr so gebieten kann, wie vormals — Ich komme zur Sache.

Die älteste Religion der Aegypter war also, wie gesagt, sehr einfach.

Die Aufnahme der Heroen unseres Volkes unter die Gottheiten legte den ersten Grund zu ihrer Erweiterung, und die Hieroglyphen gaben in der Folge Gelegenheit, die Zahl der heiligen Dinge beinahe ins Unendliche zu vermehren.

Niemals ist vielleicht ein abergläubischeres Volk und ein Land, dessen ganze Beschaffenheit seine Bewohner mehr zu dieser Gemüthskrankheit aufgelegt machte, gewesen, als das unsrige. Aegypten ist in der That das Land der Wunder; und selbst ein Fremder, der zu uns kommt, fühlt beim Anblick so vieler Seltenheiten der Natur und der Kunst, so vieler geheimnißvoller Denkmäler eines die Geburt aller anderen Völker übersteigenden Alterthums, sich geneigt zu glauben, daß unser Land ehemals eine Wohnung der Götter gewesen sey.

Die Einwohner eines ſolchen Landes müſſen natürlicher Weiſe mehr Anlage als andere haben, aus dem Dienſte der Götter die Hauptangelegenheit ihres Lebens zu machen; zumal wenn ſie überhaupt zur Melancholie geneigt ſind, und ihre ganze Verfaſſung, anſtatt dieſen Naturfehler zu verbeſſern, ihm vielmehr alle mögliche Nahrung gibt. Denn wie ſollte ein Volk nicht ſchwermüthig ſeyn, welchem wir aus einem ſpitzfindigen Begriff von religiöſer Politik alle Muſik unterſagt haben? — welches ſogar bei ſeinen Gaſtmählern und geſelligen Ergetzungen die Gegenwart einer Mumie vonnöthen hat, um ſich zur Freude aufzumuntern? — und bei welchem die Könige ſelbſt den größten Theil ihres Lebens damit zubringen, ſich ihr Grabmal zu bauen? Ein ſolches Volk iſt dazu gemacht, in einer Religion, die zu der Düſterkeit ſeiner Gemüthsart paßt, zu gleicher Zeit eine Nahrung ſeines Trübſinns und ein Hülfsmittel gegen das Uebermaß desſelben zu ſuchen.

Der ausſchweifendſte Aberglaube ſcheint ein Bedürfniß der Aegypter zu ſeyn. Sie glauben nicht Götter genug haben zu können. Jede Stadt, jede Zeit, jede Handlung, jede Perſon hat ihre eigenen. Die alltäglichſten Erſcheinungen in der Natur werden zu Zeichen und Vorbedeutungen, die natürlichſten Uebel zu beſondern Strafgerichten gemacht. Ein nichtsbedeutender Zufall, ein alberner Traum iſt hinlänglich, die Ruhe ſolcher Unglücklichen zu ſtören. Sie bringen die eine Hälfte ihres Lebens damit zu, die Götter zu fragen, was ſie thun ſollen, und die andere, ihnen abzubitten, was ſie gethan haben.

Wie konnt' es anders ſeyn, als daß ein ſolches Volk mehr Prieſter haben mußte, als irgend ein anderes in der Welt? Es mußte ihrer ſchon eine unmäßige Anzahl haben, um nur jedem Gott ſeinen Prieſter zu geben. Der urſprüngliche

priesterliche Stamm reichte nicht zu, die ägyptische Frömmigkeit nach Nothdurft zu bedienen. Nach und nach entstand daher eine Art von Mittelorden zwischen den Priestern und dem Volke; Leute, welche anfangs keine andere Ansprüche machten, als den Priestern in ihren Verrichtungen und den Aegyptern zu ihren häuslichen Andachten behülflich zu seyn. Sie wurden geduldet, weil man nicht vorher sah, was so leicht vorher zu sehen war. Aber unvermerkt wußten sie so viel Ansehen bei dem Volke zu erschleichen, daß es bereits unmöglich gewesen wäre, sie wieder los zu werden, als man zu merken anfing, wie nachtheilig ihr Daseyn, ihre Vermehrung und ihre Bemühungen der alten Verfassung wurden. Die Liebe zum Müßiggang und die Bequemlichkeit, sich auf Anderer Unkosten füttern zu lassen, überschwemmten das Land mit diesen Mittelding[en], deren unermüdete Beschäftigung war, den Pöbel, wie eine Spinne ihren Raub, mit ihrem Hirngespinnste zu umwickeln und ihn immer tiefer in einen Aberglauben zu versenken, ohne den sie sich hätten gefallen lassen müssen, zu graben oder zu verhungern. Endlich fanden sie Mittel, sich auch zu den Großen den Zugang zu öffnen oder, richtiger zu reden, eine Menge Zugänge; denn diesen Leuten gilt Alles gleich, Thüren, Fenster, Spalten und Katzenlöcher, — wenn sie nur hineinkommen. Und da sie es einmal so weit gebracht hatten, wie hoch stieg nun in Kurzem ihr Uebermuth! Wir selbst mußten uns vor ihren geheimen Ränken fürchten; noch glücklich genug, dem ehrwürdigen Charakter unseres Standes und einem in dem geheiligten Dunkel der Götterzeiten sich verlierenden Alterthum ein wankendes Ansehen zu verdanken, dessen tägliche Abnahme wir heimlich beseufzen, ohne den Muth zu haben, das immer weiter fressende Uebel in der Wurzel anzugreifen.

Und nun, meine Brüder, hab' ich euch den Grund gesagt, warum für den Verstand der armen Aegypter nichts zu hoffen ist. Die große Isis möge ihnen gnädig seyn! Aber in diesem Leben werden sie niemals einsehen lernen, daß eine Meerzwiebel — eine Meerzwiebel ist.

Drittes Palmblatt.

Eben dieselbe Politik, meine Brüder, welche euch zurück hält, dem Aberglauben und den vorbesagten Mittelding, seinen eifrigen Verfechtern, öffentlich den Krieg anzukündigen, — hielt auch mich zurück. Ich glaubte weislich daran zu thun; aber, seitdem ich die Handlungen meines Lebens in einem reinern Lichte sehe, zweifle ich sehr, ob ich recht daran gethan habe.

Wer soll sich der Wahrheit annehmen, wer soll ihre unverjährlichen Rechte wieder herstellen, wenn wir's nicht wagen dürfen? wir, denen der Staat die Sorge für das, was ihm das Angelegenste ist, die Bewahrung der Gesetze und der Religion, von welcher jene ihr Ansehen und ihre Verbindlichkeit empfangen, anvertraut hat!

Welche Betrachtung, welches Interesse ist wichtig genug, diese große Pflicht zu überwiegen?

Ich ermahne euch, meine sehr werthen Brüder, diese Sache nach ihrer Wichtigkeit in Ueberlegung zu nehmen und euch die nagenden Vorwürfe zu ersparen, welche die letzten Stunden meines Lebens vergiften.

Doch ich besorge sehr, das, was ich mir über diesen Artikel vorzuwerfen habe, werde in Vergleichung mit einer andern Schuld, deren ich mich selbst vor euch anklagen muß,

nur eine Kleinigkeit scheinen. — Ich gestehe es, mein Stolz leidet unaussprechlich unter dem Bekenntnisse, welches ich im Begriff bin abzulegen! — Möchte dieß, große Isis, für eine Genugthuung vor dem strengen Gericht angesehen werden, vor welchem meine Seele bald erscheinen wird!

Ihr erschrecket, ehrwürdige Priester der Königin der Götter? — Ihr begreifet nicht, was dieser Abulfauaris, dessen untadeliges Leben Anderen zum Beispiel vorgehalten wurde, dieser Abulfauaris, der sich durch die Ausbreitung unseres Gottesdienstes und unserer Herrschaft über eine africanische Völkerschaft, welche unserm großen Sesostris selbst unbekannt geblieben war, ein beneidenswürdiges Verdienst um das ägyptische Reich erworben hatte, — begangen haben könne, das den Glanz seines ruhmvollen Lebens verdunkeln sollte?

Ach, meine Brüder! (wenn ich anders noch würdig bin, euch so zu nennen) eben dieß, was mir von der Welt, von unserem Hofe, von unserem geheiligten Orden selbst so viele Lobsprüche und Belohnungen zuzog, eben dieß, was der Stolz meines Lebens seyn sollte, — ist das, was meine alten Wangen mit Schamröthe überzieht, und wovon ich das Andenken aus meiner Seele vertilgen zu können wünschte, — wenn das innerliche Gefühl, daß diese Strafe das Wenigste ist, was ich verdiene, einen solchen Wunsch nicht zu einem neuen Verbrechen machte!

Höret denn meine reuvollen Bekenntnisse; — und möge mein Beispiel den Besten unter euch erzittern und einen Jeden behutsam machen, die geheimen Triebfedern seiner Handlungen als Feinde zu beobachten, die in seinem Busen auf seine Unschuld lauern. Ein weises Mißtrauen in uns selbst ist die sicherste Brustwehr der Tugend, sagt Hermes. Warum mußt' ich in der Sicherheit einer

vierzigjährigen Tugend dieſen goldenen Spruch aus den Augen verlieren!

Ich will euch von der Geſchichte meiner Reiſe zu den Negern dasjenige nicht wiederholen, was aller Welt bekannt geworden iſt. Die geheimen Umſtände dieſer Hauptepoche meines Lebens ſind es, was meinem ganzen Betragen ſein wahres Licht gibt; und nur von dieſen wird hier die Rede ſeyn.

Ihr wiſſet, denke ich, meine Brüder, daß dieſe Neger, zu jener Zeit, da ihr Unſtern mich zu ihnen führte, ein freies, unſchuldiges und in ſeiner Unwiſſenheit künſtlicher Bedürfniſſe glückliches Volk war.

Ihr wiſſet nicht minder, daß ſie gegenwärtig auf ägyptiſche Weiſe policirt, mit unſern Sitten und Laſtern angeſteckt und der willkürlichen Gewalt unſerer Könige oder vielmehr der Raubſucht und dem Uebermuth ihrer Höflinge unterworfen und unter dieſem Joche vielleicht das unglücklichſte Volk unter der Sonne ſind.

Und wenn nun der Geiz, der Stolz und die Ueppigkeit des Prieſters Abulfauaris die wahren Urſachen dieſer für die armen Neger ſo unglücklichen Veränderung geweſen wären, — würde er nicht Urſache haben, das vermeinte Verdienſt, welches ihm die ehrenvollen Namen eines Lehrers und Geſetzgebers dieſes Volks erworben hat, für die ſchwärzeſte That ſeines Lebens zu halten?

Und gerade ſo, meine Freunde, verhält ſich die Sache!

Der Umſtand, der mich in den Stand ſetzte, der Blöſe der ehrlichen Neger zu Hülfe zu kommen, war nicht ſo ſehr zufällig, als ich es dem Könige vorgab. Ich hatte gute Nachrichten von den Reichthümern, welche bei dieſen Wilden zu holen wären; und, ohne den Gewinn ſo genau auszurechnen, wie der Oberaufſeher der Finanzen, wußte ich doch ſehr

wohl, daß ich bei der Vertauschung meiner Leinewand gegen ihren Goldstaub nichts verlieren würde.

Ich gestehe, daß ich noch an keinen förmlichen Plan, dieses Volk zu policiren gedacht hatte, da ich zu ihnen kam. Die ungemeine Leutseligkeit ihrer Sitten, ihre Gutherzigkeit und eine gewisse Lenksamkeit, die ich an ihnen wahrnahm, — kurz, alle die Eigenschaften, welche dieses Volk liebenswürdig machten und mir hätten beweisen sollen, daß es unserer Sitten nicht vonnöthen habe, — waren es, was mir den ersten Gedanken gab, wie leicht es seyn würde, die Krone von Aegypten mit diesem Kleinod zu bereichern.

Dieser Gedanke arbeitete einige Zeit in meinem Kopfe, ohne daß ich mit mir selbst einig werden konnte, was ich aus ihm machen sollte.

Die Gewohnheit, ein Volk ohne Kleider, ohne Künste, ohne Polizei für elend zu halten; das Vergnügen, welches sie über die Röcke und Mäntelchen bezeigten, womit ich sie für ihren Goldstaub beschenkte, ohne daß ich ihn für einen Ersatz meiner gemalten Leinewand zu halten schien; die Vorstellung, wie glücklich ich sie erst durch Mittheilung der übrigen Producte unserer Künste machen könnte: — Alles dieß wirkte auf einer Seite ziemlich stark auf meine Einbildung.

Auf der andern Seite stellte mir der gute Genius der armen Neger Alles vor, was mich von dem Gedanken, ihnen ein so fatales Geschenk zu machen, abschrecken konnte; — ihre Unschuld, ihre Zufriedenheit mit ihrem Zustande, die Gefahr oder vielmehr die unvermeidliche Nothwendigkeit, ihnen mit unseren Bedürfnissen auch unsere Leidenschaften und mit beiden unsere Laster mitzutheilen, endlich die nur allzu gerechte Besorgniß, wie unglücklich sie durch den Mißbrauch der Gewalt werden könnten, deren die Aegypter, unter dem

Scheine der Freundschaft, sich ohne Zweifel über sie anmaßen würden. Die Natur hat mir ein empfindsames Herz gegeben, meine Brüder; ich erschrak vor den Folgen meines ersten flüchtigen Entwurfs; und so sehr mich auf der andern Seite der Ruhm eines neuen Hermes reizte, den ich mir an diesem Volke verdienen konnte, so glaube ich doch, daß ihr guter Genius endlich die Oberhand gewonnen haben möchte, wenn nicht eine Leidenschaft — welche gewohnt ist, den Sieg davon zu tragen, wie schwer er ihr auch gemacht wird — den Ausschlag wider ihn gegeben hätte.

Ihr werdet erstaunen, — so wenig hättet ihr eine solche Schwachheit von der strengen Weisheit des Abulfauaris vermuthen können — wenn ich euch sage, daß es die Liebe oder, richtiger zu reden, die Leidenschaft war, welcher man mit diesem schönen Namen das Auffallende benehmen will, das sie für jedes ehrliebende Gemüth hätte, wenn man sie mit ihrem rechten Namen nennte.

Ich war entweder von Natur wenig zur Zärtlichkeit geneigt, oder die priesterliche Erziehung in den Vorhöfen des Tempels hatte den Samen dieser vermeinten Schwachheit — welche in der That der Tugend günstiger ist, als man gemeiniglich glaubt — in meinem Herzen erstickt. Aber den sinnlichen Trieb konnte diese Erziehung nicht ersticken; und so gut ich — Dank sey meinen Anführern in der Sittenlehre! — dieses unheilige Feuer zu verbergen wußte, so brannte es darum nicht weniger in meinem Inwendigen. Gleichwohl hatte ich mir über diesen Punkt noch keinen sonderlichen Vorwurf zu machen; und wo hätte ich wohl weniger vermuthen sollen, eine Klippe zu finden, an welcher meine Tugend scheitern würde, als unter diesen Negern?

Viertes Palmblatt.

Ich befand mich damals noch in dem Alter, worin die Flamme, von der ich eben gesprochen habe, zumal wenn sie durch Mäßigkeit unterhalten worden ist, bei einem starken Temperament von ihrer Gewalt noch wenig verloren hat.

Der Eindruck, den so viele schöne Gestalten — denn das waren die meisten — ihrer Farbe ungeachtet auf meine Sinne machten, setzte meine Einbildungskraft in die Stimmung, worin sie seyn muß, um von einem besonderen Gegenstande lebhaft gerührt zu werden. In einer solchen Stimmung erblickte ich die schöne Mazulipa, die Frau eines Mannes, der in vorzüglichem Ansehen unter diesen Schwarzen stand; und der erste Anblick wirkte stark genug, daß ich in weniger als vierundzwanzig Stunden so gänzlich vergiftet war, als ob die syrische Göttin beschlossen hätte, mich zu einem Beispiel der furchtbarsten Ausbrüche ihres Zornes zu machen.

Ich könnte euch keine Schilderung von dieser schuldlosen Verführerin machen, — denn sie hatte wohl gewiß keinen Gedanken, mich zu verführen — ohne eure Einbildungskraft in Gefahr zu setzen. Die meinige — ich gestehe euch meine ganze Schwachheit — stellt mir noch in diesem Augenblick ein so warmes Gemälde von diesem reizenden Weibe vor, daß ich, wider meinen Willen, unfähig bin, an ihren Genuß ohne Entzücken zu denken.

Ich war kein Neuling, der sich selbst über den Zustand seines Herzens hätte betrügen können; ich wußte im ersten Augenblicke so gut, wohin diese Leidenschaft zielte, und dachte so wenig daran, mich über ihre Absichten zu betrügen, daß ich vielmehr, von besagtem Augenblick an, keine Macht hatte, auf etwas Anderes zu denken, als auf Erfindung eines

schicklichen Mittels, sie ohne Gefahr meines Charakters befriedigen zu können.

Und in eben diesem Augenblicke war es auf einmal beschlossen: daß die Neger policirt werden sollten.

In der ersten schlaflosen Nacht war mein Plan fertig. Unsere Polizei ist auf unsere Religion gebaut; und so sollte es auch bei meinen Negern seyn. Nichts war mir jetzt leichter, als auf alle die Einwürfe zu antworten, welche mir der gute Dämon dieser Unglücklichen gegen mein Vorhaben gemacht hatte. — „Es war, zum Beispiel, keine nothwendige Folge, daß sie mit unsern Sitten auch unsere Laster annehmen mußten. Man konnte dieser Gefahr durch verschiedene Mittel zuvorkommen; und wenn alle andere fehlen sollten, waren nicht die Mysterien der Isis ein unfehlbares Gegengift gegen alle sittliche Verderbniß? das stärkste Beförderungsmittel der Tugend und eines untadelhaften Lebens?"

Die Mysterien! — Diese Vorstellung fiel stark auf mein Gemüth. Werdet ihr glauben können, meine Brüder, daß der Gedanke an diese Geheimnisse — an welche keine Seele, die des Anschauens des geheiligten Sinnbildes der göttlichen Natur gewürdiget worden ist, ohne Schaudern denken soll — meiner durch die Wuth der Leidenschaft begeisterten Phantasie den Stoff zu dem schändlichsten Entwurfe darbot, der jemals den Busen eines Menschen besudelt hat?

Aber denket nicht, daß ich, wie elend auch in diesen Augenblicken der Zustand meines Gehirnes war, fähig gewesen sey, eine so schreckliche Entheiligung des Ehrwürdigsten, was unsere Religion hat, nur einen Augenblick ohne den lebhaftesten Abscheu zu denken! Nein, meine Brüder! Mit Entsetzen vor mir selbst verwarf ich die scheußliche Eingebung des unreinen Dämons und faßte so heldenmüthige

Entschließungen, daß ich Ursache zu haben glaubte, einen vollständigen Sieg über ihn davon getragen zu haben.

Aber, ach! wer kennt, eh' ihn seine eigene Erfahrung belehrt hat, alle die geheimen Winkel des Herzens, in deren sicherm Hinterhalte die versteckte Leidenschaft, indessen wir von Triumphen träumen, auf Gelegenheiten lauert, uns ungewarnt und unbewaffnet mit verdoppelter Wuth zu überfallen?

Sicher auf die Stärke meiner Entschlossenheit, glaubte ich nun, ohne das mindeste Bedenken an dem großen Entwurfe der Umgestaltung meiner Neger arbeiten zu können. Die Leichtigkeit, womit sie über ihre Nacktheit zu erröthen gelernt hatten, überredete mich, daß ich eben so wenig Schwierigkeiten finden würde, sie auch in den übrigen Stücken nach meinem Plan umzubilden.

Ich machte den Anfang mit dem Unterricht in unserer Religion. — Warum that ich das? — Weil ich mir dadurch den Weg bahnte, die Mysterien bei ihnen einzuführen; meine Lieblingsidee, welche ich, nach meinem Sinne, nicht bald genug ins Werk setzen konnte. — Und woher dieser ungeduldige Eifer, da ich doch so fest entschlossen war, keinen Mißbrauch zum Vortheil meiner Leidenschaft davon zu machen? — Was soll ich euch sagen? Ich hatte das Beispiel des dreimal großen Hermes vor mir; und ich glaubte, die Unschuld meiner Neger, wofern sie ja von der Ansteckung unserer Sitten etwas zu besorgen hätte, durch die Initiation am besten zu verwahren.

Der geheime Beweggrund, der den übrigen seine ganze Stärke mittheilte, lag tief in meinem Busen; aber ich unterschied ihn nicht — oder wollte ihn nicht sehen.

Ich war inzwischen nach Aegypten zurück gegangen, um dem Könige von meiner Unternehmung Nachricht zu geben,

und den Plan, nach welchem ich arbeiten wollte, um dem Reiche die Vortheile derselben zuzuwenden, mit ihm abzureden. Das Bild der wollustathmenden Mazulipa hatte mich dahin begleitet; es stand allenthalben vor mir; es beunruhigte — darf ich es sagen? es beglückte zuweilen meine Träume. Meine Leidenschaft stieg auf einen Grad, der alle meine Entschlossenheit wankend machte. Aber der gute Vorsatz, dieses betrügliche Einschläferungsmittel, behielt allezeit den Sieg.

Und doch wünscht' ich mir Flügel, um desto schneller zu den Negern zurückkehren zu können. — Mazulipa war unter ihnen!

Ich Unglücklicher! Ihr glaubtet, daß es ein heiliger Eifer sey, der mich so ungeduldig mache, zu meinem erhabenen Geschäfte zurückzukehren — und ich ließ euch in eurem Irrthum!

Fünftes Palmblatt.

Ich war nun wieder angekommen und beschloß — denn ich fühlte die Nothwendigkeit davon — der Tugend ein großes Opfer zu bringen, indem ich mir dasjenige, wornach mich so heftig verlangte, und was meine Reise bis zum Wunder beschleunigt hatte, den Anblick der reizenden Mazulipa, versagen wollte. — Desto eifriger wurde an dem Tempel der Isis und den Zubereitungen desselben zu Begehung der Mysterien gearbeitet.

Es war nicht lange möglich, die schöne Mazulipa zu meiden, ohne mich der Gefahr, daß man einen geheimen Beweggrund eines so wenig natürlichen Betragens suchen würde, auszusetzen. Ihr Mann war nach der neuen Einrichtung — so wie er's auch vorher schon gewesen war — einer der Obersten

des Volkes; und die junge Dame brannte vor Begierde, den Unterricht zu empfangen, der sie fähig machen sollte, zu den Geheimnissen der Isis zugelassen zu werden. Wenig träumte ihr davon, daß sie Ursache haben könnte, bei einer Feierlichkeit für ihre Unschuld zu zittern, wovon sie sich nach dem, was ihr davon zu sagen erlaubt war, einen Vorschmack der Wonne der Unsterblichen versprach.

Die Mysterien waren nun der tägliche Inhalt unserer Unterredungen. Die Rolle, die ich dabei zu spielen hatte, war keine von den leichten. Ich mußte mich, mit einer äußerst mühsamen Gewalt über mich selbst, in Acht nehmen, ihr meine Leidenschaft zu verrathen, und von den Mysterien durft' ich ihr nicht mehr sagen, als was alle Ungeweihte wissen dürfen.

In der Verlegenheit, womit ich sie unterhalten sollte, kam ich einsmals, aus Veranlassung unsers gewöhnlichen Gegenstandes, auf die Beispiele, die wir in den ältesten Geschichten von einer besondern Liebe gewisser Götter zu gewissen Sterblichen finden. Ich bemühte mich, ihr geläuterte und erhabene Begriffe davon zu geben; aber das war mehr, als die Unvollkommenheit ihrer Sprache zuließ. Ich mußte, wenn ich ihr nur einigen Begriff von der Sache geben wollte, sinnliche Bilder dazu nehmen; und, ohne einen ausdrücklichen Vorsatz, wurde mein Gemälde, so behutsam ich auch die Farben wählte, lebhaft genug, um ihre Einbildungskraft zu erhitzen. Ich brach ab, sobald ich es gewahr wurde; aber die Eindrücke, mit denen ich sie verließ, arbeiteten so kräftig in der meinigen, daß ich, mit aller möglichen Mühe, gewisse sich aufdringende Bilder nicht abzuhalten vermochte.

Die furchtbare — und gewünschte Nacht der kleinern Mysterien kam nun immer näher, und die Erwartung der

schönen und gefühlvollen Mazulipa schien außerordentlich gespannt zu seyn. Schon des Abends zuvor hatte sie mich durch die unerwartete Frage in Erstaunen gesetzt: ob ich glaubte, daß sie unschuldig genug sey, einem Gott liebenswürdig zu scheinen? — Denn sie hatte von mir gehört, daß die Unschuld des Herzens eine von den Eigenschaften sey, wodurch wir den Göttern wohlgefällig würden. Ich hatte den Muth, ihr mit einem ernsthaften Tone zu antworten, daß man sich außerordentliche Dinge nicht wünschen müsse; aber zu gleicher Zeit war ich schwach genug, hinzuzusetzen: daß man sie auch nicht fürchten, sondern sich der Willkür der Götter lediglich überlassen müsse. — Ich würde mir selbst Unrecht thun, meine Brüder, wenn ich sagte, daß ich mir der Absicht, welche mich so reden machte, deutlich bewußt gewesen sey; aber ich mußte doch fühlen, daß ich eine Absicht hatte, und ich getraute mir nicht, sie aus meinem Busen hervorzuziehen.

Die schwärzeste der Nächte war nun gekommen — meine eiskalte Hand zittert, da ich fortfahren will — vergebens würde ich mich bemühen, euch die Wuth des innerlichen Kampfes zu beschreiben, der sich endlich mit der Niederlage meiner Tugend endigte.

Die unschuldige und fanatische Mazulipa betrat den finstern unterirdischen Gang, durch dessen mystische Krümmungen die Initianden wandeln müssen. Der Boden erbebte unter ihren Füßen; tausend fremde ungewöhnliche Töne drangen in ihre Ohren; tausend eben so seltsame Gestalten, von plötzlich wieder verschwindenden Blitzen sichtbar gemacht, schlüpften wie Schatten vor ihren Augen vorbei: als in einem solchen Blitze — der Gott Anubis ihr erschien, und die bethörte Unschuld, welche vor Furcht und Erwartung athemlos Alles zu

leiden bereit war, die Beute des sacrilegischen Betrugs wurde.

Ich würde nicht zu entschuldigen seyn, meine Brüder, wenn ich eure schon genug beleidigten Augen — durch eine umständliche Erzählung aller der Kunstgriffe, welche der betrügerische Anubis anwandte, um seine Rolle öfters und mit mehr Bequemlichkeit spielen zu können — länger verunreinigen wollte.

Es ist sehr unglücklich für mich, aber es ist doch zugleich das Einzige, was mir bei der qualvollen Erinnerung an diesen häßlichen Auftritt meines Lebens einigen Trost anbeut, — daß ich mich dazu bestimmt ansehe, euch durch meine Erfahrung zu belehren: „daß Personen unseres Standes mehr als alle andre Classen von Menschen Ursache haben, ihr Herz zu bewahren; — und daß eben darum die reinste und erhabenste Tugend von uns gefordert werde, weil wir vor allen andern Sterblichen den unseligen Vortheil haben, unsre unlautern Absichten, unsre Laster und Verbrechen selbst unter dem ehrwürdigen Schleier der Religion den Augen der Welt zu entziehen; oder, um Alles mit Wenigem zu sagen, weil das Heiligste und Beste, was die Alles regierende Vorsicht dem menschlichen Geschlecht gegeben hat, in unsern Händen zum Werkzeuge der sittlichen Verderbniß, der Unterdrückung und des allgemeinen Elends werden kann."

Unsere Heuchelei, es ist wahr, verschont die Welt mit öffentlichem Aergerniß, und der Bösewicht von innen erbauet öfters von außen durch den Schein der vollkommensten Tugend. Aber wie theuer muß die menschliche Gesellschaft diesen zufälligen und wenig bedeutenden Vortheil bezahlen! Der Heuchler schadet ihr auf eben dieselbe Weise wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht sogleich in die

Sinne fallen. Er arbeitet deſto ſicherer, weil er im Dunkeln arbeitet; er kann ungeſtört ſeinen ſchändlichen Plan vollführen; und man denkt ſo wenig daran, ſeinen Abſichten zu widerſtehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, ſie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungeſtraft mißbraucht er die unſchuldigſte unter allen Schwachheiten der menſchlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer ſeiner Leidenſchaften zu machen, indem ſie ſich den höhern Weſen, von denen ſie das Glück oder Unglück ihres Daſeyns erwartet, aufgeopfert zu haben glaubt.

„Zittert, meine Brüder, vor allem dem Böſen, das ein Prieſter thun kann!

„Und o! möchte Abulfauaris unter allen ſeines Ordens der Einzige ſeyn, der ſolche Bekenntniſſe zu machen hat!“

Ueber die Behauptung,

daß

ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1770.

1.

„Das menſchliche Herz iſt in immerwährender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es iſt ein unerſättlicher Abgrund; ſeine Begierden gehen ins Unendliche, u. ſ. f.“

Von wie vielen ſinnreichen und beredten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerlei Art iſt dieß nicht geſagt worden! — und wer hat es beſſer geſagt, als Pascal?

Es gibt wenige gelehrte Gemeinplätze (wenn uns erlaubt iſt, das, was man locos communes nennt, durch dieſes Wort im Deutſchen zu bezeichnen), welche, ungeachtet der große Hauſe der Gelehrten ſich ſchon ſo viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, ſo erſchöpft, zertreten und ausgenutzt ſeyn ſollten, daß ſie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Geſtalt gewinnen und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermuthlich hat es mit dem oben angezogenen die nämliche Bewandtniß: und wiewohl dieſe Meinung von der Beſchaffenheit unſerer Begierden ſeit undenklichen Zeiten zu ſo vielen ſchimmernden Gegenſätzen und ſpruchreichen Declamationen Anlaß gegeben hat; ſo könnte doch wohl ſeyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimnißvolle, welches einige deßwegen auf die menſchliche Natur geworfen haben, bei genauerer Unterſuchung verſchwände, und es auch hier

erginge, wie es, nach Tlantlaquakapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, dieſen Menſchen zu finden, den die beſagten ſcharfſinnigen und beredten Leute für unſer allgemeines Ebenbild ausgegeben. Und ſollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl ſonderbarer Menſchen zu finden ſeyn; ſo iſt mehr als wahrſcheinlich, daß Demokritus oder Sokrates dieſen letztern, ehe ſie ſich mit ihnen eingelaſſen hätten, zuvor eine gute Doſis Nieſewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umſehen, ſagte ich? — Das iſt freilich, was man ſchlechterdings thun muß, um den Menſchen kennen zu lernen; und kennen ſollte man ihn doch, um über ihn zu raiſonniren. Aber wo iſt derjenige, der in dieſem wichtigen Geſchäfte ſich nicht genöthigt ſieht, über das Vergangene durchaus und über das Gegenwärtige größten Theils aus fremden Augen zu ſehen? Die wenigen Philoſophen, welche ſeit dem alten Thales aus Wiſſenstrieb ausgezogen ſind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beſchauen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenoſſen ſehen können; und Gemelli Carreri, der Einzige, meines Wiſſens, der aus beſagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert und alle Meere durchirret zu haben vorgibt, — dieſer Gemelli, ſo eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philoſoph.

2.

Es iſt, im Vorbeigehen zu ſagen, verdrießlich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa,

die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreuz und der Graf von Gabalis von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach bloße Träumereien sind.

Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylphe oder ein Sklave der wunderbaren Lampe zur Bedienung wäre freilich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten mit Allem, was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen, als seine Studirstube; mit einbedungen, daß er sich auch der Gabe der Sprachen bemächtigen müßte, ohne welche uns die Condaminen selbst nur sehr unvollkommene Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeigehen wenig besser gesehen haben, als man die schönen Schattenwerke in einem Savoyardenkasten sieht.

Wie viel würde dasjenige, was Bacon von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabei gewinnen, wenn ein Denker, der irgend ein verwickeltes moralisches Problem aufzulösen hätte, — anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichere Angaben hin, oder (was beinahe eben so viel ist) auf Gerathewohl zu raisonniren oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist) aus willkürlichen Erklärungen und Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter nichts brauchte, als die Augen aufzuthun, um zu sehen, was — was ist,

ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses Was und die Bedingnisse dieser Möglichkeit und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse — a priori ausfindig zu machen.

Ich will hier dahin gestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunkt für die speculativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müssen, durch anderer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde sagen: daß der Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen und sich an nichts Irdischem ersättigen, unter den Erdebewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beiwohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

3.

Der Zustand der so genannten Wilden,

Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
Mit Müßiggang sich auf Kosten der Götter begehen,

wie Homer von seinen Cyklopen sagt,

Und der Zustand der großen asiatischen Despoten (eines Kalifen im alten Bagdad oder eines Sultans von Indien zum Beispiel) scheinen die beiden äußersten Linien zu beschreiben, innerhalb welchen das, worin die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beide scheinen zu beweisen, „daß sich der Mensch mit sehr Wenigem befriedigen lasse.“

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Esquimeau, der Caraibe, der Hottentott, — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daß diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten und den bloßen Gedanken, mit uns zu tauschen, verschmähen."

Der Lappe, unter seinem berußten kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerica gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat und mehr Philosoph ist, als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit Charlevoix, zu: „daß sie glücklich seyen." Er versichert uns, daß, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; daß sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt und von Allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurückgelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzuzusetzen: daß es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bei ihnen gefallen lassen, daß sie sich nicht entschließen können, in die Colonie zurückzukehren,

ob sie gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber, daß sich jemals ein Wilder an die französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beispiel, u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamericaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen Punkt wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne; — und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, blos durch Freiheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Portion Maniok oder Bärenfleisch und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist Alles, was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche und erwartet selbst von jenem Leben keine höhere Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget, als seine Nerven ihren Dienst thun, von des Huronen seiner unterschieden? Die Form macht in der That einigen Unterschied, aber der Stoff ist der nämliche. Ein ewiger Cirkel sinnlicher Ergetzungen, mit Unabhängigkeit und sorgloſem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun oder etwas Anderes zu bedauern, als daß Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereien der

Natur und allen Hülfsmitteln der Kunst zu Trotz, endlich die wollüstige Scene schließen.

Ein berühmter englischer Dichter, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des großen Shakespeare, Ben Johnson, schildert in seinem Alchymisten die innerlichen Gesinnungen der meisten Sterblichen unter der Person des Sir Epikur Mammon nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte und manchen Beutel ausleerte. Er hofft sich in Kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beinahe den Augenblick seiner Zeitigung. In drei Stunden wird die Projection vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammon! Seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich schon im Besitz habe, spricht. In drei Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, Alles, was er berührt, in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixir in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind (wie er sagt), „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marse, fähig, Liebesgötter zu zeugen!"

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — „Ich gedenke (spricht er in der Ergießung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beischläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst meines Elixirs will ich mir einen Rücken machen, wie des Herkules seiner war, kräftig genug, um es mit fünfzigen in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen;

Flaum iſt zu hart. Und dann meinen großen ovalen Saal, den will ich mit lauter Malereien angefüllt haben, wie ſie Tiberius von der Elephantis entlehnte: ſie ſollen ganz ein anderes Leben haben, als dieſe matten Nachahmungen des ſchalköpfigen Aretin! — Wolken von koſtbaren Gerüchen ſollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder ſo geräumig und tief ſeyn, daß wir darin ſchwimmen können; und wenn wir wieder herausſteigen, wollen wir uns auf Jasmin und Roſen trocken wälzen. Meine Speiſen ſollen alle in indiſchen Muſcheln, in Schüſſeln von Achat, mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Sapphiren, Hyacinthen und Rubinen beſetzt aufgetragen werden; — Karpfenzungen, Haſelmäuſe und Kameelsfüße, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen geſotten, u. ſ. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen laſſen, der ſo dünn und leicht wie Spinneweben ſeyn ſoll." — Mit einem Worte, die ausſchweifendſten Begierden, in welche ſich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über ſeinen eingebildeten Schatz ergießt, erheben ſich nicht über den kleinen Dunſtkreis eines epikuriſchen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernſte und halb im Scherze, ſich ſelbſt zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Proteſtation vonnöthen haben, daß ich ſehr weit entfernt bin, eine ſo thieriſche Sinnesart gut zu heißen. Aber ich kann mich eben ſo wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn Scham oder Heuchelei dem größten Theile der Sterblichen erlaubte, aufrichtig zu ſeyn, die meiſten geſtehen müßten, daß ſie — die Haſelmäuſe und Schweinszitzen und die in Perlen gekochten Kameelsfüße allenfalls ausgenommen — die übrigen Ingredienzien in das, was dieſer komiſche Heliogabalus für ſein höchſtes Gut erklärt, ſich ſehr wohl gefallen laſſen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an das feinste, witzigste und polirteste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Name uns noch jetzt Ehrerbietung gebeut; dieser einer von den seltnen Menschen, bei deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint, ein Mann, der (wenn jemals einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechts zu stehen.

Und wie dachte der Eine und der Andere über den großen Punkt, wovon hier die Rede ist? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beste Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe (singt der alte Solon in einem kleinen Bruchstück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat), das sind die Werke der Kypris, des Bacchus und der Musen, aus welchen die Freuden der Männer entspringen. — Das heißt sich doch sehr offenherzig herausgelassen! Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang Solon der Weise nicht etwan in der Trunkenheit der ersten Jugend, sondern (wie der silberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie er den Werth des Lebens und der Dinge schätzen gelernt haben sollte.

Der große Alexander, der in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste aller Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhm, oder, richtiger zu reden, als die Begeisterung für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber, sobald ein großer Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt,

und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindrangen, sein Blut genugsam abgekühlt war, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun oder wenigstens mit viel gemäßigterm Eifer daran zu arbeiten: so legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückseligkeit eben so denke, wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an machten üppige Gastmähler, Bacchusfeste, persische Weine und persische Schönen den Gegenstand der Ergetzungen aus, womit er sich selbst für alle die Mühe belohnte, die er sich gegeben hatte, um (wie er einst im Scherz sagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm beizubringen.

Pyrrhus, nach Alexander der ruhmsüchtigste aller Griechen, gibt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen Cyneas, welches uns Plutarch aufbehalten hat, auf eine sehr offenherzige Art zu erkennen, was in seinen Augen dasjenige war, worin sich alle Wünsche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihn seine durch Ruhmsucht begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragt ihn Cyneas: „Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an?“ — Was wir anfangen? sagt Pyrrhus; das versteht sich! Dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh' und Müßiggang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein sehr aristippischer Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise Cyneas noch der weise Plutarch etwas Anderes auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daß Solon, Cyneas oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten so gut, als die Großen und Weisen unter den Neuern, Geschäfte mit Ergetzungen und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweiset sich doch aus diesen Beispielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, sobald die Rede nicht von einer Idee, sondern vom wirklichen Leben war. — Und das ist, was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Beispiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher gehegt haben, liegt am Tage. Wohlleben und Schmausen ist bei allen Völkern einerlei; und womit enden sich alle große öffentliche Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg, einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobei, nach Beschaffenheit der Größe der Person, die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bei öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten Angelegeneres zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bei Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am Styx und

die Tugend eines Cato erfordern, nehmen Bankette und Ergetzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobei man nie nüchtern genug seyn kann. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in Essen, Trinken, Müßiggang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses Alles und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Ueberflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die Uebrigen angelegen seyn lassen, reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben: so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bei allen Völkern, denen das Christenthum keine reinere Begriffe von der Bestimmung des Menschen beigebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

Das Elysium der Griechen, die Gimle und Wallhalla der alten Nordländer und das Paradies der Muhamedaner sehen einander so ähnlich, daß sie von einerlei Urbild abgeformt zu seyn scheinen. Ewige Muße, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreien das Ideal der Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierin mit ihrem Beispiel vorleuchteten?

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratische Aeschines, einer der würdigsten Schüler des weisen Atheners, schildert aus dem Munde des Magiers Gobryas die bessere Welt, zu welcher

er dem sterbenden Antiochus Lust machen will, als einen Ort, „über welchen die freigebigen Horen einen Ueberfluß aller Arten von Gewächsen und Früchten ausschütten; wo reine Wasserquellen die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die Philosophen und mit Schauplätzen für die Dichter; er läßt seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, unter einer reizenden Musik sich gütlich thun und von ihren Banketten zu Concerten und Reihentänzen aufstehen; und er vollendet das lachende Gemälde mit zwei Zügen, welche den allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben scheinen und sich in seiner Sprache (der wahren Sprache der Musen) in vier Worte einschließen lassen — ακηρατος αλυπια und ηδεια διαιτα, gänzliche Befreiung von Schmerz und Traurigkeit und ein Leben, dem kein Vergnügen fehlt." — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten; und ich sehe zwischen diesem Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die nordamericanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwischen den Vorstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

Ich weiß wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unserer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieß die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoroaster und unter den Griechen Pythagoras und Plato von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folget wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, sich, wenigstens in der Speculation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet haben, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeit gewöhnlicher Menschen erhaben ist, daß sie genöthiget waren, sie in sinnliche Bilder einzukleiden, um sich einiger Maßen verständlich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu machen, dieser unsichtbaren Glückseligkeiten theilhaft zu werden.

4.

Hätte es, wie aus den angeführten Beispielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freiheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müßte (scheint es) diese Uebereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daß die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläufigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrachtung, daß (nach dem unleugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der größte Theil der Uebel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Uebeln abzuhelfen vermeint oder vorgegeben hatte;

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewiſſem Sinne dem menſchlichen Geſchlechte die äußerſte Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geſchmacks und gewiſſer ſpeculativer Kenntniſſe geweſen, und müſſen wir dem berühmten Genfer Bürger zugeſtehen, was ſich ohne Unverſchämtheit nicht wohl leugnen läßt, — daß Beides, Wiſſenſchaften und Künſte, ſobald ſie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einſchränkt, — μεχρι του ωφελιμου — ſoweit ein wirklicher Nutzen für die menſchliche Geſellſchaft daher zu erwarten iſt — ausgeſchweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich geweſen ſind:

So gewinnt es das Anſehen, als ob die Natur ſelbſt die Entwicklung unſerer Vervollkommlichkeit nur bis auf einen gewiſſen Punkt geſtatten wolle und den ſtolzen Verſuch, ſich höher zu ſchwingen, mit nichts Geringerem als dem Verluſt unſerer Glückſeligkeit beſtrafe.

Wollten wir Rouſſeau glauben, ſo müßte dieſer Punkt nicht ſehr weit von demjenigen Stande geſetzt werden, den er uns als unſern urſprünglichen Stand (état primitif) anpreist. Da wir, ſpricht er, unglücklich genug geweſen ſind, uns von dieſem zu entfernen, ſo wäre wenigſtens zu wünſchen, daß wir nur in jenen erſten Anfängen (rudimens) des geſelligen Standes, worin man die americaniſchen Wilden gefunden hat, ſtehen geblieben wären. Dieſer Stand ſcheint ihm das richtige Mittel zwiſchen der Indolenz des urſprünglichen und zwiſchen der ausgelaſſenen Thätigkeit unſerer Eigenliebe zu halten und iſt, ſeiner Meinung nach, dem Menſchen der zuträglichſte, den wenigſten gewaltſamen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteſte und glücklichſte, aus dem (wie er ſagt) der Menſch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um

unſeres allgemeinen Beſten willen, ſich niemals hätte ereignen ſollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß, wofern wir die menſchliche Natur in den Caraiben und ihren Brüdern in Canada, Californien, Neuſeeland u. ſ. w. ohne Vorurtheile ſtudiren wollten, wir ſie in dieſen ihren verwilderten Kindern ſich ſelbſt viel ähnlicher finden würden, als es beim erſten Anblick ſcheinen mag: aber ſo ſehr beneidenswürdig würde uns ihr Zuſtand ſchwerlich vorkommen, als Rouſſeau's eigenſinnige Einbildungskraft ſich ihn idealiſirt zu haben ſcheint. Die ſchrecklichen Gemälde, welche uns ſelbſt der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, ſoweit es die Grundſätze ſeines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenſchaften und den wüthenden Ausbrüchen, wozu ſie ſich dahin reißen laſſen, macht, — ſind nicht ſehr geſchickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünſchen zu machen, der uns von einem Zuſtand entfernt hat, worin unmenſchliche Gewohnheiten und barbariſche Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menſchlichen Natur auf die ſeltſamſte Weiſe zuſammenſtoßen und für die Dauer des gemeinſchaftlichen Wohlſtandes ſo ſchlecht geſorgt iſt, daß das Vergehen eines Einzigen alle Augenblicke den Untergang ſeiner ganzen Nation nach ſich ziehen kann.

5.

Man hat Urſache, ſich zu wundern, warum Rouſſeau dieſen Mittelſtand zwiſchen thieriſcher Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückſeligkeit

der Menſchen gebunden zu haben ſcheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins als bei einem gewiſſen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum ſo wenig bekannt iſt, weil es, ohne es zu ſcheinen, vielleicht das glücklichſte unter allen iſt; — einem Volke, deſſen Sitten und Lebensart ein ſo reizendes Gemälde von Unſchuld, Ordnung, Freiheit, Ruhe und unerkünſtelten Tugenden darſtellen, daß wir verſucht würden, die Beſchreibung desſelben für einen ſchönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverläſſigkeit auf einem minder feſten Grunde als dem Zeugniſſe des Franz Moore beruhete; eines Augenzeugen, deſſen geſunder Verſtand und aufrichtiger Charakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit ſeiner Nachrichten Raum läßt.

Dieſes ſeinem Urſprunge nach ohne Zweifel arabiſche oder mauriſche Volk hat alle gute Eigenſchaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Miſchung von ihren Untugenden. Die Foleys (ſo nennt ſie Moore) leben hordenweiſe, in einer Art von Städten, welche jedoch dieſen Namen in Vergleichung mit den unſrigen nur ſehr uneigentlich führen, da ſie blos aus einer Anzahl bequemer Hütten beſtehen, welche mit gemeinſamen Umzäunungen mehr zum Schutz gegen wilde Thiere, als gegen wilde Menſchen, umgeben ſind. Wir würden verſucht zu ſagen, das natürliche Gefühl, welches ſich bei keinem andern Volke unverfälſchter erhalten zu haben ſcheint, habe ſie gelehrt, was für einen lächerlichen Abſtich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut ſcheinen, gegen den vorübergleitenden Traum des Menſchenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum ſie keine feſtere Wohnungen bauen, in ihrer hirtenmäßigen Lebensart und in der Freiheit läge, worin ſie ſich erhalten wollen, den Ort zu verändern, ſobald ſie Urſache dazu haben.

Denn, ungeachtet sie auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen desselben unabhängig und brechen auf, sobald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorsteher, welche ihr Amt mit großer Mäßigung verwalten und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Gesetze, blos durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedsamen Gemüthsart ist und ein so angewohntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen, der etwas Böses thut, Allen zum Abscheu ist und Niemand findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen."

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn diese Foleys sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug, ihnen dessen so viel einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die Foleys sind die besten Viehhirten und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigritien; und da sie bei so vieler Arbeitsamkeit sehr mäßig leben, so ziehen sie viel mehr Korn und Baumwolle, als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Ueberfluß des Nothwendigen und machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und Homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst, sondern erstrecken diese Wohlthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer und andere Völker, unter denen sie leben. Sie sind gastfrei und leutselig gegen Jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn und ihrer Hülfe

vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die Neger es für einen Segen halten, eine Pflanzstadt von Foleys in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bei aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was einem Foley begegnet, interessirt alle, und sobald einer von ihnen das Unglück hat, in Sklaverei zu gerathen, so vereinigen sich alle übrige, ihn los zu kaufen.

Sie werden selten zornig, fährt Moore fort, und nie hab' ich einen Foley einem andern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Africa und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die Foleys sind ein wohlgebildetes Volk und verdienen schön genannt zu werden, insofern sich die Schönheit mit einer schwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft (sagt der P. Labat, dessen von La Rue gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit Moore's seinen ziemlich zusammen stimmen), sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürlichen Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der seiner (wiewohl mangelhaften) Beschreibung nach einen Beweis gibt, daß die Grazien ihren geheimen Einfluß an der Gambia — eben so gut als ehemals am Eurotas und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von Scio und an den lieblichen Ufern des Hebrus — verspüren lassen.

Moore rühmt vorzüglich die Reinlichkeit dieses Volkes, besonders bei den Weibern; eine unter den Africanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers

eben so viel Werth hat, als die Eleganz in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von denen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmäßiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollenpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; außerhalb derselben ist auf der einen Seite ein großer Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich großer Bezirk, den sie mit indischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, daß hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, daß sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läßt Diderot seinen schwärmerischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemals nach Lampeduse gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampeduse? — An die Gambia, zu diesem liebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bei welchem gute Menschen außer Gefahr sind, unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird, welches durch eine zum Naturtrieb gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt, welches Niemanden beleidiget und Allen, die es erreichen kann, Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Namen Ehre machen! Bei dir bringt die Güte der

Sitten ganz allein zuwege, was Geſetze und Strafen, was Erziehung, Philoſophie und Religion bei dem policirteſten Volke des Erdbodens bis auf dieſen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verſtand und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel die unverfälſchten Eindrücke der Natur aufzufaſſen! Du verfolgeſt, du verdammeſt Niemand; keine blinde und grauſame Parteiſucht verſchließt dein Herz der rührenden Stimme der Menſchlichkeit! Kein ſinnloſer Schwätzer, kein Sophiſt, der den Unrath ſeines Gehirns in ſubtile Gewebe ſpinnt, um die ſorglos flatternde Einfalt darin zu verſtricken, kein heuchleriſcher Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Baſſa haben ſich wider deine Wohlfahrt zuſammen verſchworen! — Glückliches, dreimal glückliches Völkchen! wer ſollte nicht in Verſuchung gerathen, dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire ließe ſich bei dieſer Gelegenheit über alle die Nationen machen, welche von der Weisheit ihrer Verfaſſungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizei, von ihrem großen Fortgang in den Künſten und in den Wiſſenſchaften ſo aufgeblaſen ſind!

Was für eine demüthigende Vergleichung ließe ſich zwiſchen uns Europäern und dieſen ehrlichen ſchwarzbraunen Foleys anſtellen, welche, allen unſern bewunderungswürdigen Vorzügen zu Trotz, das ſind, was wir gerne ſeyn möchten; und die es blos deßwegen ſind, weil ſie keine ſo mühſame Anſtalten machen, keine ſo verwickelte, aus ſo unzähligen Triebrädern ſo gekünſtelt und ſo zerbrechlich zuſammen geſetzte Maſchinen ſpielen laſſen, um zu werden, was man ſo leicht ſeyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu ſchimmernden Gedanken und feinen Sprüchen! Aber, wie geſagt,

wir haben keine Luſt, uns auf Gemeinplätzen herumzutummeln, und ſo ſchöne Sachen ſich auch immer über dieſen Gegenſtand ſagen ließen, ſo möchte doch wohl ſchwerlich eine darunter ſeyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir ſeit mehr als zweihundert Jahren ſo reichlich beſchenkt worden ſind, ſchon mehr als einmal geſagt und vielleicht ſchon ſo abgenutzt worden wäre, daß ſie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich iſt.

Eine Miſchung von Wahrheit iſt freilich immer in dergleichen Declamationen; aber was nützen ſchielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts iſt leichter geſagt. — Aber wie dann, wenn ein Volk ſich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie — von der Natur entfernt hat?

Das Beſte iſt, daß dieſes Volk, ſo gut als ein Komet, der ſich einmal von ſeiner Sonne verlaufen hat (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zuſtößt), unfehlbar einmal wieder zu ihr zurückkommen wird.

Aber wird es nicht wenigſtens eben ſo viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — Und, dieſe Wiederkehr zu befördern, ſie zu beſchleunigen und neue Ausſchweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andere moraliſche Kräfte als froſtige oder warme Declamationen erfordert werden.

7.

Uebrigens können wir nicht unbemerkt laſſen, daß, ungeachtet Moore unſeres Wiſſens ein ſehr ehrlicher Mann, ein Mann von ſehr geſunder Vernunft und (was hier allerdings

in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist, — dennoch seine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beim ersten Lesen; aber beim zweiten hat man so viele Fragen zu thun und erhält so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es anfangs war.

Dieß ist der Fall der allermeisten von diesen großen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch als zur Zeitkürzung ihrer Leser oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut seyn würde, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bei einer genau prüfenden Beobachtung.

Gesetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken so, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabei bleiben, daß dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreiheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende sind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Classe von Menschen bezeichnen, die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstand leben.

Eben dieß gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Diese ist allenthalben,

wo Unterdrückung und Elend die Menſchheit nicht zu einem Zuſtande, gegen den der viehiſche beneidenswürdig iſt, herabgewürdiget hat, — verhältnißweiſe auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore gibt zu verſtehen, daß es auch unter ſeinen Foleys Leute gibt, welche zuweilen Böſes thun. Freilich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Geſellſchaft nicht ſo viel böſe Leute geben kann, als in einer großen, und weil eine Menge Laſter, welche in der letztern, unter gewiſſen Umſtänden, nicht gänzlich ausgerottet werden können oder wohl gar geduldet werden müſſen, in jener nicht einmal moraliſch möglich ſind.

Im Uebrigen iſt es ſehr glücklich für die guten Foleys, daß ſie ringsum von ſchwachen, trägen und wenig unternehmenden Völkern umgeben ſind, die überdieß mehr dabei zu gewinnen haben, wenn ſie ihnen eine Art von Freiheit laſſen, als wenn ſie verſuchen wollten, ſie zu Sklaven zu machen. Sollte das Letztere einmal irgend einem Könige im Negerlande einfallen, ſo würde ein ſo kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt oder durch ſeinen Widerſtand ſelbſt nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit iſt alſo blos zufällig; und was iſt Glückſeligkeit ohne Sicherheit? — In dieſem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, ſind ſie nicht mehr!

8.

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach ſolche Foleys waren, da ſie, in unzählbare kleine Horden abgeſondert, von Jagd, Viehzucht und einer

Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in große zusammenfließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge, die ihn umgeben, gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, daß, wofern durch eine abermalige allgemeine Zerstörung alle Erdebewohner bis auf eine einzige Familie zusammen schmelzen würden, die Nachkommenschaft dieser Stifter einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenigen, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Japhets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart und von so unschuldigen Sitten, als die Foleys sind, oder die Neger des Priesters Abulfauaris vor seiner Ankunft bei ihnen waren, ist unstreitig glücklich und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermißt, an der ungeheuren Summe der Uebel, die es nicht leidet, die es nicht einmal kennt und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher, als irgend eine große Nation in dem Stande, worin sich die Sachen dermalen noch befinden, es seyn kann.

„Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn, als es jetzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre.“ — Ja! aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Phantasie Stoff zu reizenden Gemälden von einfältig schöner Natur und arkadischen Sitten darbieten: der Punkt kann sie nicht

seyn, bei welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zugedacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzuweit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem großen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammengestimmt, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Aeußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Ueppigkeit und Ausgelassenheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange, bis er endlich zusammenstürzt. Aber, wenn sich dieß in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigerm Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in Kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder emporheben und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach Manche, die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften!

9.

Der Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitere Progressen sind zwar dem Anschein nach eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter Jean Jaques! Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policirte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behend, nicht so herzhaft, nicht so frei, nicht so zufrieden mit seinem Zustande, als der Wilde. — Dieß ist von dem größten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewiesen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policirte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendliche Mal besser zu bedienen, ist unendliche Mal geschickter, seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendliche Mal mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit, die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mal mehr Herr über die Natur u. s. w. — Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabei zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden oder unter irgend einem kleinen Volke, das dem ursprünglichen Stande noch

nahe ist, ein Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bacon, ein Galilei, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. — Und wer kann so unwissend oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten und mit der Zeit über die ganze Gattung ausbreiten werden.

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselsweise Wirkung in einander, ins Unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde, sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben — um der Vortheile zu genießen, die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herabzieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Collisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme der Menschen würden die edelsten Fähigkeiten unserer Natur ewig im Keim eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey, die Bewegungen dieses

unermeßlichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemals ein Mittel geworden seyn, seinen geistigsten Gedanken einen Leib zu geben und die leisesten Regungen seines Herzens Andern verständlich zu machen. Tausend bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witze nicht entdeckt worden und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verschönert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich, sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Uebel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Uebeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

10.

Es ist wahr, Alles, was von dem Hermes der Aegypter an durch die weisesten und wirksamsten Geister, durch die Heroen, durch die Gesetzgeber, durch die Erfinder, durch alle Arten von Genien, durch alle Arten von Triebfedern der moralischen Welt zum allgemeinen Besten der Gattung bisher gewirkt worden ist, besteht nur in Bruchstücken, in

Materialien, welche zum Theil noch roh, zum Theil mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es ist eben so wahr, daß diese Materialien nur auf die Vereinigung günstiger Zufälle mit der zusammengestimmten Thätigkeit großer Seelen warten, um zu dem einzigen Werke, was würdig ist, jede fühlende und denkende Seele zu begeistern, zu einem allgemeinen Tempel der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften und ihr, liebenswürdige Künste der Musen! — ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereiniget, Gesetzen unterwürfig gemacht und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt! — Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das große Werk zur Vollendung zu bringen und aus allen Völkern des Erdbodens — dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung — ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche, durch keine Namen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften wider einander empört, — sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt und von der innigen Ueberzeugung, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einander alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt oder durch unselige Vorurtheile entzweit und mit euch selbst im

Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Getheilt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihre alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich? — Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind, auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt, wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Chimäre sey.

Ist es eine Chimäre — nun, so wissen wir, was wir von dieser sublunarischen Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammengenommen eine so schale, so burleske, so sinn- und zwecklose tragikomische Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt getrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

Ueber die

vorgebliche Abnahme

des

menſchlichen Geſchlechts.

1777.

1.

Jedes gebildete Volk hat seine fabelhafte und heroische Zeit gehabt, aus welcher seine spätern Dichter den Stoff zu wundervollen Gesängen, Erzählungen und Schauspielen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern, Riesen und Helden, gegen welche wir arme Wichtchen der historischen Zeit eine so demüthige Figur machen, daß wir (um so bald als möglich aus der Verlegenheit zu kommen) uns nicht besser zu helfen wissen, als die ganze Geschichte dieser Wundermenschen für Mährchen zu erklären.

Gleichwohl finden sich auf der andern Seite starke Gründe, zu glauben, daß diese Heroen jeder Nation einmal wirklich da waren, wirklich große Menschen waren und Dinge thäten, die wir — weil sie über unsre Kräfte gehen — erstaunlich finden, wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daß sie in der That noch weit größer, als wohl die meisten spätern Dichter und Romanschreiber in ihrem höchsten Taumel sich einbilden konnten, — und mit Allem dem doch — weder Götter noch Halbgötter, sondern bloße Menschen waren, wie wir zu ihrer Zeit und in ihren Umständen ohne Zweifel auch gewesen wären.

Das ganze Geheimniß liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.

Wo die Natur noch frei und ungestört wirken kann, da macht sie keine andre als solche: und wenn für jedes policirte

und verfeinerte Volk einmal eine Zeit gewesen ist, wo es noch unpolicirt und unverfeinert war; so steigt die Geschichte eines jeden solchen Volkes (seine ältesten Urkunden mögen verloren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo es aus einer Art Menschen bestand, deren Existenz nach einer langen Reihe von Jahrhunderten endlich fabelhaft scheinen muß.

Ein frei stehender Mensch kann sich ausdehnen und wachsen, kann zu dem Grade von Größe, Stärke und Tauglichkeit gelangen, wozu er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dieß wirklich geschehe, müssen freilich mancherlei äußere Ursachen mitwirken. Er muß, zum Beispiel, weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung seiner Kräfte nöthig ist, Mangel leiden, noch muß es ihm gar zu leicht werden, sich diese Nothwendigkeiten zu verschaffen.

Der armselige Zustand der Bewohner von Feuerland, der ewige Druck gegenwärtiger Noth, ohne Hoffnung, es jemals besser zu haben, ist dem Wachsthum des Menschen zu seiner natürlichen Vollkommenheit eben so nachtheilig und noch mehr, als das allzu freigebige wollüstige Klima von O-Taiti, das seine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer großen Königsstadt.

Der Mensch, der Alles seyn soll, wozu ihn die Natur machen wollte, muß Alles erdulden können, was ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen; aber sein gewöhnlicher Zustand muß überhaupt glücklich, und sein Gefühl für die Freuden des Lebens und das Vergnügen, da zu seyn, muß offen und unabgestumpft seyn. Sein Nacken muß sich nie unter die Willkür eines Andern gebeugt haben; er muß immer unter seines Gleichen, das ist unter Menschen, die nichts sind, als was er auch ist oder werden kann, gelebt haben; aber

auch mit beſſern, als er iſt, damit der Vorzug, den dieſen ihre größere Tauglichkeit gibt, ihn immer zur Nacheiferung und zum Wettſtreit auffordere.

Alles dieß ſetzt eine Epoche der Nationalverfaſſung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unſrer eignen Stärke und perſönlicher Verbindungen als der Geſetze iſt; wo Fürſten und Könige nur die erſten unter ihren Pairs ſind; wo Jeder gilt, was er werth iſt, Jeder wagt, was er ſich auszuführen getraut, Jeder ſo gut oder ſo böſe ſeyn darf, als ihn gelüſtet; wo das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers iſt, eine fortgehende Kette von Exiſtenz nach einer langen Reihe von Abenteuern, ein ewiges Drama, gedrängt voll von Handlung und Zufällen und Wageſtücken, voll wider einander rennender oder ſich mit großer Gewalt an einander reibender Leidenſchaften; wo der Knoten meiſtens mit dem Schwert aufgelöst, und die Kataſtrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen wird.

Eine ſolche Epoche findet ſich in den älteſten Jahrbüchern jeder policirten Nation; und könnten wir heutigen Europäer oder vielmehr unſre Abkömmlinge (wie es denn gar nichts Unmögliches iſt) vor lauter grenzenloſer Verfeinerung und Philoſophie und Geſchmack und Verachtung der Vorurtheile unſrer Großmütter und Weichlichkeit und Uebermuth und Narrheit es endlich wieder ſo weit bringen, in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder gibt) einzeln und gewandlos auf allen Vieren herumzukriechen und Eicheln zu freſſen; ſo wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo die Nachkommen dieſer neuen europäiſchen Wilden gerade wieder die freien, wackern, kühnen, biederherzigen Leute ſeyn werden, deren Sitten und Lebensart Tacitus — ſeinen nervenloſen Römern zum Verdruß

und zur Demüthigung ihrer kleinen flattrigen, gaukelnden, niedlichen Puppenseelchen — in einem so prächtigen Gemälde darstellte.

In einer solchen Zeit, unter einem solchen Volke ungeschliffner, aber freier, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder müssen freilich die Stärksten, die Edelsten, mit einem Worte, die Besten gar herrliche Menschen seyn. Ganz natürlich, daß das Andenken dessen, was sie waren und thaten, sich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke lebendig erhält; daß der Großvater mit verjüngender Wärme seinen horchenden Enkeln Geschichten davon erzählt; daß diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einem Geschlechte zum andern übergehen, und daß man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nation von jenem Heldenalter entfernt, je näher sie dem Zeitlaufe der Policirung und Verfeinerung kommt, und je weiter sie darin fortschreitet. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen muß, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem ehemaligen Daseyn zu zweifeln anfängt und alle seine Einbildungskraft aufbieten muß, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben deßwegen diese Vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daß aus den wahren, großen Menschen der Vorwelt — fabelhafte Götter und Göttersöhne, Riesen und Recken, Amadise und Rolande werden.

2.

Allein diese Zeit kommt nicht auf einmal; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als stufenweise. Die nächsten

zwei oder drei Menschenalter auf jene Heroen müssen natürlich, in Vergleichung mit viel spätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch sehr große Menschen hervorbringen. Aber, wer in solchen Zeiten etliche Generationen überlebt hat, muß den Unterschied schon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde des Königs Artus waren gewaltige Männer in Ritterschaft, hatten noch viel von dem hohen Muthe, ja selbst noch einen Ueberrest von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen sie mit Allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke genug hatte, sie Alle aus dem Sattel zu werfen! Und wie noch armseliger stehen sie vor ihm da, nachdem er ihnen an seinem Freunde, Geron dem Adeligen, ein Muster von Treue und Aufrichtigkeit und Großherzigkeit vor die Stirne gestellt hat, dessen Anblick und stille Vergleichung mit sich selbst (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewissen überläßt) ihnen das beschämendste Gefühl, wie klein sie gegen ihn sind, geben muß!

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den Helden und Menschen, die uns Homer in seiner Ilias und Odyssee schildert. Was für Männer gegen die spätern, durch ihre geschwätzige Philosophie, schönen Künste, Handelschaft und Reichthümer verfeinerten Griechen! Keiner, bis auf den göttlichen Schweinhirten Eumäus, den der Dichter nicht durch dieß hohe Beiwort (der göttliche) über die Menschen vom gemeinen Schlage seiner Zeit erheben mußte, um ihm sein Recht anzuthun.

Aber wie mit ganz anderen Augen sieht die Helden der Ilias der alte Nestor an, dem seine hohen Jahre das Recht geben, einem Agamemnon und Achilles und Diomedes und

Ajax ins Gesicht zu sagen: „Ich habe mit anderen und besseren Männern gelebt, als ihr seyd — Nein, solche Männer habe ich nie wieder gesehen und werde keine solche wieder sehen, wie Peirithoos und Dryas, der Hirt der Völker, und Käneus und Exadios und der göttliche Polyphemos und Theseus der Aegeide, der wie der Unsterblichen einer war.“—

Man sieht, Homer und Nestor hatten schon einen sehr verschiedenen Maßstab. Die Männer, die Homer göttlich nennt, sind in Nestors Augen gegen jene, die er dieses Beinamens würdig hält, nur gewöhnliche Menschen. Und ganz natürlich, da sie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem trojanischen Kriege sich ungefähr eben so verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerstörer von Troja.

Dieser selbst so große Mann hatte in einem Zeitpunkt, der in unsern Augen noch heroisch genug ist, schon ein starkes Gefühl von der Abnahme der Menschheit in seinen Tagen. Diomedes hebt (im fünften Buche der Ilias) einen Stein auf und schleudert ihn unter die Feinde, der so schwer war (sagt Homer), „daß ihn zwei Männer, wie die Menschen jetzt sind, nicht tragen könnten.“

Virgil — der ungefähr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da die Ueppigkeit und die Ausartung in Rom der höchsten Stufe schon nahe waren — fühlte die Menschen seiner Zeit gegen die Helden der trojanischen so klein und schwach, daß er, um im gehörigen Verhältnisse zu bleiben, aus Homers zweien zwölf solcher Männerchen, wie man sie im goldnen Jahrhundert Augusts sah, machen mußte. Freilich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier blos von der körperlichen Kraft, eine gewisse Last aufzuheben, die Rede ist aber, wenn seine Absicht war, das Verhältniß jener Helden gegen die gewöhnlichen Menschen seiner Zeit

überhaupt oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte, so weit sie in einem Menschen gehen können, anzudeuten, so möchte sich wohl behaupten lassen, daß er nicht zu viel gesagt habe, und daß zum Beispiel ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen, gegen zwölf junge Herren vom Hofe Augusts, ebenfalls in Naturalibus, kämpfend, die artigen Herren mit eben so weniger Mühe nach einander ins Gras hingestreckt hätte, als es ihm leicht war, den Stein aufzuheben und fortzuschleudern, den keiner von ihnen nur von der Stelle hätte rücken können.

3.

Man erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die uns nicht weit von der Hauptsache führen soll.

In den Zeiten der Entnervung der Menschheit durch Ueppigkeit und alle übrige Folgen des Reichthums und der höchsten Verfeinerung oder Ueberspannung ist es weniger die körperliche Schwäche, als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Große, was sie gegen die herrlichen Naturmenschen der Vorwelt so klein erscheinen macht. Wie sollten sie das Vermögen haben, zu thun, was diese vermochten, da sie nicht einmal fähig sind, das Große in den edelsten Gesinnungen oder Handlungen derselben zu fühlen?

Plutarch hat uns in seinem Leben des Pompejus ein sehr auffallendes Beispiel hiervon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der großen entscheidenden Scene der Ilias betrifft. Um meine Leser darüber selbst urtheilen zu lassen, muß ich diese Scene mit zwei Worten

in ihr Gedächtniß zurück rufen. Die Trojer alle haben sich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore sind verschlossen; nur der einzige Hektor ist außer den Mauern zurück geblieben, entschlossen, zu sterben oder dem Zerstörer seines Volkes das Leben zu nehmen; das griechische Heer steht in einiger Entfernung gegenüber, und die Götter schauen schweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen seines Vaters und seiner Mutter, steht und erwartet den kommenden Feind. Aber, indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich, in seinem Harnisch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgensonne Strahlen wirft, den furchtbaren Speer in seiner Rechten schwingend, auf ihn zugeht," — überfällt ein ungewohntes Entsetzen Hektorn; ihm entsinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung seines unglückseligen Volkes und Hauses machte; er kann den Anblick des Stärkern, der über ihn gekommen ist, nicht ertragen, er flieht. Dreimal jagt ihn Achilles rund um die Mauern von Troja, und so oft der verstürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, sich innerhalb eines Pfeilschusses den Thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offene Feld gegen die Stirne des griechischen Heeres zurück — winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu schießen, „damit nicht ein Anderer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben, und er nur der Zweite wäre."

Wer die Ilias auch nur mit dem mäßigsten Antheile von Menschensinn gelesen hat, muß fühlen, daß Achilles nicht Achilles hätte seyn müssen, wenn es ihm in diesem glorreichen entscheidenden Augenblicke hätte gleichgültig seyn sollen, ob die Seele seines Freundes Patroklus und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orcus gesendet hatte, durch

ihn oder einen Andern gerochen würde, und Troja durch seine oder eines Andern Hand fiele. Gleichwohl (spricht Plutarch) fanden sich Leute, die in diesem Gefühl und Betragen des Achilles etwas unendlich Kleines fanden. „Achilles, sagten sie, thut hier nicht die That eines Mannes, sondern eines thörichten, nach Ruhm schnappenden Knaben." Die feinen Moralisten! Nach dem hohen Ideal dieser Schulmeister hätte es Achillen gleich viel seyn sollen, wer Hektorn erlegte, er oder Thersites, wenn die That nur gethan würde; denn „dem Weisen ist's ja nie um sich, sondern immer nur um die Sache selbst zu thun!" — O die Gräculi, die Gräculi! Wie sehr Achill zu beklagen ist, daß er kein Stoiker war! daß er zu früh in die Welt kam, um bei einem Chrysippus oder Posidonius in die Schule zu gehen und zu lernen, was für eine kindische Sache es um die Leidenschaften ist! — Freilich, in den wilden Zeiten, worin er das Unglück hatte geboren zu werden, wußten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige und Feldmarschälle sich noch im bittersten Ernst um — eine hübsche Dirne, geriethen um so einer Kleinigkeit willen in solche Wuth, daß sie, mit Hintansetzung aller Wohlanständigkeit, einander schimpften, wie die Karrenschieber. — Da setzte sich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte wie ein kleines Mädchen, daß ihm Agamemnon seine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines stoischen Schulmeisters auf Eines hinaus lief) daß ihm die Griechen seinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er sein Leben gesetzt, wieder weggenommen und ihn dadurch beschimpft hatten u. s. w. Welche Thorheiten! welche Kindereien! Und der einfältige Homer, der selbst Kind genug war, aus solchen Kindern seine Helden zu machen, ließ sich so wenig davon träumen, wie irgend

eine große Natur ohne Leidenſchaft ſeyn könnte, daß er auch ſogar ſeine Götter mit eben ſo läppiſchen Leidenſchaften begabte — wofür ihm dann auch Plato, Cicero und ſo viel andere große Männer (die zwar weder Iliaden gethan, noch Iliaden gedichtet haben) nach Verdienen den Text geleſen haben! — Doch, freilich, was können am Ende Homer und ſeine Helden dafür? Sie trugen die Laſt ihrer Zeiten, wo die Menſchen noch waren, wie ſie die bloſe Natur macht — wie ſie in dem groben ungeſchliffenen Zuſtand eines Volkes, das noch Nerven hat, ſeyn können. Ach! die Nerven, die Nerven! die ſind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Uebel ſchuld! Man kann daher nicht genug eilen, ſie ihrer unbändigen, ſo viel Unheil in der Welt ſtiftenden Schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur dieſe erſt einmal weggeſchwelgt oder wegphiloſophirt oder weggetändelt oder, auf welche Art es ſey, außer Activität geſetzt: dann räkeln wir uns hin und, weil wir keine Nerven mehr haben, um zu lieben oder zu haſſen, vernunften oder faſeln wir über die Herrlichkeit der Weſen ohne Sinne und Leidenſchaften; — und, weil wir keine Nerven mehr haben, etwas zu unternehmen und auszuführen, beweiſen wir, daß der Weiſe weder Hand noch Fuß regen, ſondern blos zuſchauen müſſe; und, weil wir ohne Nerven ſind und in dem Staate, worin wir zu leben die Ehre haben, auch keine nöthig haben, ſondern Drahtpuppen, nervis alienis mobilia ligna, ſind, ſchwingen wir uns über die parteiiſchen kleinfügigen Bürgertugenden hinweg und — ſchwatzen von allgemeiner Weltbürgerſchaft. — Kurz, je mehr wir durch die Abſchälungen und Abſtreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je ſpitzfindiger werden wir, uns zu beweiſen: daß ein Menſch deſto vollkommner ſey, je abgeſtreifter er iſt, das iſt, je

weniger er zu verlieren hat; so daß einer erst dann ganz vollkommen wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlieren hätte, das ist, wenn er gar nichts mehr wäre; — welches bekannter Maßen das höchste Gut gewisser Fakirn und Schüler des Fohi in Indien und allerdings ultima linea rerum, die unterste Stufe der Abnahme des menschlichen Geschlechts ist, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, sie selbst aber vermuthlich doch niemals völlig erreichen werden.

4.

In dem Kreise, worin uns die Natur ewig herum zu drehen scheint, lassen sich gleichsam zwei Pole angeben, wovon der eine den höchsten Punkt der natürlichen Gesundheit, Größe und Stärke des Menschen, und der andere den tiefsten Punkt der Kleinheit, Schwäche, Erschlaffung und Verderbniß bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) ist dazu gekommen oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und endlich auf dem andern dieser Punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser Zeitpunkte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menschen? — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen Alten der Philosophie und des Geschmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Augusts, Leons X. und Ludwigs XIV. Das kann wohl Niemanden mehr einfallen, der diese goldnen Zeiten ein wenig genauer angesehen und nur einen Begriff davon hat, was Mensch ist und seyn kann. Auszierung, Einfassung, Schminke und Flitterstaat macht es nicht aus; etliche gute Maler, Bildhauer, Poeten und Kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen Jahrhunderten

den Mann, der sich vor Karln dem Großen, dem Sohn eines barbarischen Zeitalters (wie wir's, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen), nicht zur Erde bücken müsse! Man messe (alle Umstände gegen einander gleich gewogen) die Alcibiaden, Alexander, Cäsarn (für die ich meines Orts übrigens allen Respect habe), und neben ihm werden sie kleiner scheinen, wie Lanzelot vom See und seine Genossen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war, als sie alle — wie die alte Geschichte sagt.

Ich vergesse nicht, daß es unbillig wäre, Karln die Tugenden seiner Zeit und jenen Griechen und Römern die Untugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es ist auch hier nicht vom persönlichen Vorzuge dieser großen Menschen (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von dieser Seite der gewinnende Theil seyn würde), sondern von dem Vorzuge der Zeiten die Rede — und gewiß gebührt er derjenigen, wo man der künstlichern Ausbildung und Aufstützung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch Alles thut.

Ich weiß ungefähr, was sich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den großen Monarchien und Hauptstädten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schifffahrt und so weiter zu danken haben — und was sich gegen die rohe Lebensart und die derben Sitten der Patriarchen-, Helden- und Ritterzeit, sagen und nicht sagen läßt. Es ist eine ausgedroschne erschöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreschen, noch zu saugen Lust habe. Aber hier ist die Frage: in welcher von beiden die Menschheit lautrer, gesunder, stärker und sogar gefühlvoller gewesen sey? — Denn unsere alkoholisirte und so oft nur affectirte Empfindsamkeit, die wir voraus zu haben glauben, ist nur ein schwaches

Surrogat für die lebendigen, starken, voll strömenden Gefühle der Natur. Oder vielmehr es ist keine Frage: die Sache spricht für sich selbst; und Niemand, so sehr ihn auch die Last unserer Zeit zusammen gedrückt oder der Taumel unserer vermeinten Vorzüge verdumpft haben mag, kann nur einen Augenblick anstehen, auf welche Seite er entscheiden soll.

5.

Wir sind also, leider! nicht mehr, was unsere Vorväter waren. Fuimus Troes! Wir gewinnen im Kleinen und verlieren im Großen. Unsere Abnahme, unser Verfall ist schon seit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dieß ist ausgemacht. Aber liegt die Ursache davon in der Natur selbst, die, wie Lucrez meint, als eine durch viele Geburten geschwächte Mutter nicht mehr Kräfte genug hat, so große Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen, wie vormals? Oder liegt sie in äußern Ursachen und ist eine nothwendige Folge des ewigen Wechsels der menschlichen Dinge? — Erstreckt sie sich auf die Menschheit überhaupt, oder trifft sie nur besondere Völker und Zeiten? Gibt es irgend einen Punkt, wo sie still steht? einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurück bringt, wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese fatale Abnahme keine Grenzen? Haben wir von Adam und Even an abgenommen und werden so lange, von Generation zu Generation, immer kleiner, schwächer und verkrüppelter werden, bis endlich (wie es einst der Nymphe Ekho und dem Zauberer Merlin erging) nichts als eine bloße Stimme und zuletzt (wenn auch diese ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mir's scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

6.

Wie alle Meinungen der Menschen, selbst die ungereimtesten, sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das, was wir sehen, sondern durch das, was wir daraus schließen, betrogen werden: so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punkte bis zu einem andern eine stufenweise Abnahme; und nun schloß man: die Menschen haben also immer abgenommen und werden immer abnehmen, haben schon zu Homers, ja schon zu des Patriarchen Jakob Zeiten abgenommen, sind folglich desto größer und vollkommner gewesen, je näher sie dem Ursprung der Menschheit waren, und werden desto schlechter, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun ließ man die Einbildungskraft ausrennen.

Ich will — um die Sache durch ein etwas kurzweiliges Beispiel zu erläutern — nur bei einem einzigen Vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner Glaube den Menschen der ältesten Welt einräumt — nämlich dem Vorzug einer ungeheuren körperlichen Größe. Wir wollen sehen, was wohl an der Sache seyn mag, und mit welchem Grunde sich daher auf die Abnahme der menschlichen Gattung schließen läßt.

Nach dem Berichte der Talmudisten war Adam, selbst nach dem leidigen Fall (wodurch er auch in diesem Stücke

unendlich viel verlor) noch immer neunhundert Ellen hoch, so daß ein Swiftischer Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter gewesen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monkonys) machen sich keinen viel kleinern Begriff von der Größe unsrer ersten Stammältern; denn sie zeigen bis auf diesen Tag drei Berge oder Hügel in der Ebene von Mekka, auf deren einen Eva ihren Kopf und auf die beiden andern (welche zwei Musketenschüsse weit von jenem abstehen) ihre Knie bei einer gewissen Gelegenheit gestützt haben soll. — Doch man weiß, daß die Morgenländer starke Liebhaber vom Vergrößern sind. Wir wollen uns also an einen neuern abendländischen Gelehrten halten, der sich viele Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr Nikolaus Henrion, Mitglied der Académie des Inscriptions zu Paris im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, ein Mann, der eine große Stärke in den morgenländischen Sprachen besessen haben soll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem großen Werke über Maße und Gewichte aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war seine Lieblingsbeschäftigung; aber, je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte Welt hineingrub, je mehr wuchs seine Arbeit ins Unermeßliche; und so überraschte ihn der Tod, eh' er damit zu Stande kommen konnte. Der Umstand, daß alle Völker von jeher mit Füßen gemessen haben, brachte ihn auf Untersuchung der verschiedenen Größe des menschlichen Fußes, und diese auf Ausmessung der ganzen Größe der Menschen in verschiedenen Zeitaltern. Im Jahre 1718 brachte er der Akademie eine chronologische Tabelle der Verschiedenheiten der Länge des menschlichen Körpers, von Erschaffung der Welt an bis zur christlichen Zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeinten Entdeckungen

ausgerechnet hatte. Vermöge derselben hätten sich zwar die Rabbinen um etwas verrechnet; jedoch bliebe unsern Stammältern immer noch eine sehr ansehnliche Länge. Adam war, nach Henrions Tabelle, einhundert drei und zwanzig Fuß neun Zoll Pariser Maß, und Eva einhundert und achtzehn Fuß neun und drei Viertel Zoll lang; beide also ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß länger, als der berühmte Koloß zu Rhodus. Bei der neunten Generation zeigte sich bereits eine merkliche Abnahme; Noah hatte schon zwanzig Fuß weniger als Adam: und bei der neunzehnten schrumpfte das Menschengeschlecht vollends zu wahren Zwergen ein; denn Vater Abraham maß nur noch sieben und zwanzig bis acht und zwanzig Fuß. Nun wurden die Zeiten immer schlechter, so daß für Mose nur dreizehn und für den thebanischen Hercules kaum zehn Fuß blieben. Alexander der Große mußte sich an sechs Fuß begnügen lassen; und Cäsar (zu dessen Zeiten man die Größe eines Mannes schon lange nicht mehr nach Füßen ausmaß), Cäsar konnte ein großer Mann mit fünfen seyn.

Schade, daß die Akademie der Aufschriften uns nicht wenigstens einen Theil der Gründe und Belege hat mittheilen wollen, womit Henrion diesen merkwürdigen Maßstab der Menschheit ohne Zweifel zu rechtfertigen im Stande war. Man hätte sie doch wohl in seinen nachgelassenen Papieren finden sollen. Insonderheit hätte ich sehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menschliche Gattung schon auf zwölf bis dreizehn Fuß eingeschrumpft war, die Kinder Enaks noch so ungeheure Popanze seyn konnten, daß die israelitischen Kundschafter sich selbst gegen jene nur wie Heuschrecken vorkamen.

Der Abbé Tillabet hatte der Akademie schon lange zuvor (im Jahre 1704) eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worin er aus heiligen und profanen Scribenten bewies, daß es in den ersten zwei Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Colonien, die nach und nach die Abendländer bevölkert haben, insgesammt Riesen gewesen.

Einige Jahre darauf nahm Mahudel die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß Tillabet die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der echten Shandyschen Manier, als ein Naturkundiger, Zergliederer, Mechanicus, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Oekonomist u. s. w., und so fand sich denn freilich, daß die Männer, die, mit einer Fichte statt des Stabes in der Hand, über Berg und Thal daher schritten und denen, wenn sie ins Meer hineingingen, das Wasser kaum bis an die Kniekehlen reichte, bei genauerer Ausmessung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden, so wie das fürchterliche weiße Gespenst, das uns die Haare zu Berge stehen machte, beim Lichte besehen und mit Händen betastet, zu einem unschuldigen — Hemde wird. Dieß gilt nicht nur den Mährchen solcher Geschichtschreiber, wie zum Beispiel der Mönch Helinand und sein leichtgläubiger Nachschreiber Tostat; nicht nur der Höhle des Polyphemus, dieses berühmten Cyklopen, der nach Fazels Versicherung zweihundert Ellen lang war und zu Drepano in einer Höhle wohnte, die der Jesuit Kircher (der sie gemessen) sieben bis acht Fuß hoch befunden; nicht nur dem sechs und vierzig Ellen langen Skelet des Orion in Kreta (beim Plinius), welches die Kritik mit gutem Fug auf sechs Ellen herunterseht, und das

auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groß genug ist; selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statur wir ein sehr ehrwürdiges Zeugniß haben, sinken ohne Nachtheil der Autorität desselben nach Mahudels Berechnung zu einer unsre Einbildungskraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meinung nach, sind zwölf Fuß das Höchste, was man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist; und die beglaubte Geschichte stellt keinen Einzigen auf, der dieses Maß überschritten hätte.

So wenig dieß auch denen vorkommen mag, die von einem zweihundert Ellen langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch, Mahudel habe den festen Punkt der wahren kolossalischen Größe des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig, sie über sieben Fuß anzunehmen; denn die höchst seltnen Ungeheuer, die dieß Maß überschritten haben möchten, verdienen, wenn die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit ist, eben so wenig in Betracht zu kommen, als die zwei- oder dreiköpfigen Mißgeburten.

7.

Was in unsern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, gibt uns ein klares Beispiel, wie es, sehr natürlicher Weise, mit den historischen und kosmographischen Vergrößerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reisebeschreibern zufolge waren diese Bewohner der westlichen Küste des Magellanischen Landes noch einmal so hoch als Europäer von gewöhnlicher Statur; und dieß bestätigte Frezier in seiner

Reisebeschreibung von 1732 aus dem Munde verschiedener Spanier, die als Augenzeugen sprachen. Zwei und dreißig Jahre hernach befuhr (bekannter Maßen) der Commodor Byron die Küste, wo diese Titanen zu Hause seyn sollten; er sah sie, und, wiewohl sie ihm noch immer groß genug vorkamen, um mit allem Respect, den man seinen Höhern schuldig ist, von ihnen zu sprechen, so fand er sie doch wenigstens um drei bis vier Fuß kleiner, als die Spanier (die das Große lieben) sie gemacht hatten. Der größte, den er unter etlichen Hunderten sah, schien ihm, dem Augenmaß nach, nicht viel kleiner als sieben Fuß. Endlich lernte Capitain Wallis zwei Jahre darauf die nämlichen Riesen kennen, die man, weil sie fast immer zu Pferde sind, eben so wohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glück hatte er just ein paar Meßruthen bei sich. In solchen Fällen ist nichts über eine Meßruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maß die Längsten unter ihnen, und, siehe! es fand sich nur Einer, der sechs Fuß sieben Zoll maß, und etliche wenige von sechs Fuß fünf bis sechs Zoll; die meisten hatten nur fünf Fuß zehn Zoll bis sechs Fuß. — Und so schmolz eine Länge, die nach spanischem Augenmaß zehn bis eilf Fuß betrug, in einem englandischen Auge auf sieben und durch die Meßruthe auf sechs bis siebenthalb herunter.

Man muß gestehen, dieß ist immer noch viel, und eine ganze Nation solcher stattlicher Männer, mit Weibern nach Proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein sonderbarer und schauerlicher Anblick seyn. Aber sehr vermuthlich ist die Größe dieser Patagonen auch das non plus ultra der menschlichen Statur: und wenn wir von der angeblichen Größe der Menschen in den Patriarchen- und

Heldenzeiten Alles abziehen, was davon auf Rechnung der verschiednen Maße und des Betrugs der Augen und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer und Dichter und der Vergrößerung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Munde in den andern erhält, zu setzen ist; so wird wohl eine Länge von siebenthalb bis sieben Fuß das Höchste seyn, was die Riesengeschlechter der ältesten Zeit und die stattlichsten Männer der heroischen und ritterlichen zu fordern haben. Hercules hatte, nach der Ausrechnung des Pythagoras, sieben Fuß; eben so viel hatte Karl der Große — wiewohl er diesen Beinamen einer andern Größe zu danken hat. Ich kenne aus der Geschichte keinen dritten Mann zu diesen beiden. Ihre Stärke war in Verhältniß mit ihrer Größe; sie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit und mächtig in Frauenliebe. Wie sollten wir also nicht sicher annehmen können, daß die Statur dieser zwei gewaltigsten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maß heroischer Größe und Majestät sey, welches, verbunden (wie bei jenen beiden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äußerliche Gestalt gibt, die eines Mannes würdig ist, vor dem (nach Shakespeare's Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen soll: Das ist ein Mann!

8.

Gesetzt nun, die Natur habe in den ersten Zeiten unsrer Welt lauter Menschen von diesem Schlage oder wenigstens viele dergleichen hervorgebracht; mit welchem Grunde kann man sagen, sie habe in der Folge die Kraft verloren, ihres Gleichen hervorzubringen? Wie sehr weit sind Hercules und

Karl der Große der Zeit nach von einander! Oder wollte man einwenden, dieß wären einzelne außerordentliche Männer gewesen: hatte Hercules nicht seinen Theseus und Peirithous? Waren nicht die Argonauten seine Spießgesellen? Hatte Karl nicht seine Pairs, seinen Roland und so weiter? Sie waren die ersten unter ihren Pairs, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine Menschen. — Und finden wir nicht, noch auf diesen Tag, bei den ungebändigten Völkern Asiens und der neuen Welt die ganze Anlage, ja selbst einen großen Theil der Eigenschaften und Tugenden der heroischen Zeiten? die großen Körper, die Stärke und Behendigkeit, die Duldsamkeit, den Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und anderer nordischen Völker waren? Die edelsten unter den westindischen Horden und Stämmen sind uns noch wenig bekannt; aber was für eine Anlage entdeckt sich, zum Beispiel, schon in dem Wenigen, was uns Cook von den Neuseeländern erzählen kann! — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der Analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommner Stand der Wildheit vor dem heroischen Zeitalter eines Volks vorher, weil zu diesem schon ein gewisser höherer Grad von Entwicklung und Ausbildung, ein gewisser Fortgang der Kriegskünste und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit ist also noch nicht gekommen. Aber warum sollte sie nicht endlich eben so wohl kommen, als die Zeit der alten Pelasger, Iberier, Germanen und Britten — und (auf einer andern Seite des Erdbodens) der Saracenen, der Türken, der Mongolen Zeit gekommen ist?

9.

Wie dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften Widerlegung, als die Meinung von einer immer zunehmenden Entkräftung der Natur und stetem Abnehmen der Menschheit. Wo man jemals Abnahme gesehen hat, da hat man sie bei einzelnen Völkern gesehen — und immer waren es sittliche Ursachen, immer war es stufenweise Entnervung und Verderbniß durch Tyrannei, übermäßige Ungleichheit, Hoffahrt, Ueppigkeit und zügellose Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper diese Kacherie hervorbrachte, die sich mit seinem Tod endigte. — Die Verderbniß und Schwäche ging nie ins Unendliche; sie hatte immer ihr gewisses Maß, wie Gesundheit und Stärke auch.

Als es mit den Römern dahin gekommen war, daß der Name Römer, der vormals Königen Ehrfurcht einflößte, bei den Gothen zu einem Schimpfnamen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf sich sitzen lassen konnte, — so war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweifendsten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller Menschen, die das Schändlichste zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zuletzt auch die feigsten und wehrlosesten des Erdbodens. — Tiefer ist nie ein anderes Volk gesunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche, die nicht über einen gewissen Kreis hinaus kann, in die Grenzen ihrer Sitten eingeschlossen. Die Gothen, Vandalen, Longobarden, Franken, Sueven und so weiter, die ihre Herren wurden, blieben lange unangesteckt. Das große ungeheure Aas lag und moderte; aber, was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, verlor sich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Namen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen gingen aus den Trümmern

der alten Welt hervor; und nun fing sich der Cirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz so viel Böses weissagte, waren den Römern aus den Zeiten der Coriolanus, Curius, Cincinnatus nicht unähnlicher, als wir heutige Europäer unsern Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unsrer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist als wir, stößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich gewesen ist. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menschliche Gattung überhaupt wird nichts dabei verlieren. Andre Völker, die jetzt noch in der Wildheit ihres kindischen Alters herumlaufen, werden ihre Jugendstufe besteigen; unverdorbene, kraftvolle, gutartige Menschen — wenn anders unsre kosmopolitische Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herumzuschwärmen und allen Völkern, von Grönland bis in die Südseeinseln, unsre Künste zu zeigen und unsre häßlichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangesteckte Menschen übrig läßt — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orpheen und Ossiane, neue Ritter von der Tafelrunde — kurz, die ganze Geschichte, wie sie Virgil in seiner vierten Idylle in so schönen Versen weissagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieser Ordnung der Natur wird sich die Menschheit vielleicht noch lange fortdrehen und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachsen, blühen, reifen, abnehmen, verderben und dann wieder auferstehen und wieder blühen und wieder verderben, bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrige verschlingt, die Scene schließen wird.

Ich will damit nicht sagen, daß diese kreisförmige Bewegung, womit sich die menschlichen Dinge umwälzen, ein wahrer Cirkel sey. Man hat vielmehr Ursache (wie mich däucht), zu glauben, daß es keiner sey. Kein Volk hat jemals die Stufe wieder betreten, von der es einmal herabgefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunst die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmal verloren hatte. Die Perser sind nie wieder geworden, was sie unter Cyrus waren; die Athener haben sich nie von ihrem Alcibiades, die Spartaner nie von ihrem Lysander wieder erholen können. Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen — welche nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihres Gleichen, mit eisernen Banden des Klimas gefesselt, ihr Daseyn im starren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrornen Menschen zukommt, hinträumen.

10.

Aber hier ist es hohe Zeit, zu schweigen! — Denn der Natur heiligen Schleier aufzudecken, in ihr inneres Räderwerk zu schauen und zu zeigen — wie Eins ins Andere greift, und wie, durch den ewigen Streit und die scheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird; wie alles Uebel gut, aller Tod Leben ist, und wie alle die tausendfachen Bewegungen der Dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in concentrischen und excentrischen Kreisen, am Ende doch nur eine unmerklich fortrückende Spirallinie machen, die Alles ewig dem allgemeinen Mittelpunkt nähert, — dieß ist eine Aufgabe, deren Auflösung

ganz andere Organe und einen ganz andern Gesichtskreis als den unsrigen zu erfordern scheint.

Nur eine oder zwei Anmerkungen mögen mir noch vergönnt seyn, um (wo möglich) Mißverstand zu verhüten, wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz besonders von den Feen begabt seyn müsse.

Meine Absicht ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten Mittel, seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber, sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.

Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unsrer Zeit und den Vortheilen unsrer Aufklärung, unsrer Verfeinerung, unsrer Weltbürgerei und so weiter klappern hört und doch nirgends sieht, daß es darum besser, wohl aber, daß es immer desto schlechter geht: — daß ein solcher einmal des Klapperns überdrüssig wird und ein Wort sagt, das er (weil es doch zu nichts helfen wird) eben so wohl hätte ungesagt lassen können.

Wenn denn aber gleichwohl (wie das Niemand wissen kann) hier oder dort Jemand dadurch veranlaßt würde, der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen und auf die nächsten Mittel zu denken, wie er's (wenigstens für seine Person) zu machen hätte, um das Bißchen Menschensinn und Menschenkraft und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgestreuert, so viel er noch davon übrig hätte, aus diesem großen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkte der Welt

glücklich davon zu bringen und in der Stille seines häuslichen Lebens, zu seinem und der Seinigen Nutzen und Frommen, anzulegen: — das wäre denn gleichwohl auch so übel nicht!

Ich genieße dankbarlich alles Gute, was uns Künste und Wissenschaften gewähren, wärme mich zuweilen an ihrem Feuer, wenn mir vielleicht besser wäre, ins Freie hinauszu gehen und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen, und lasse mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden, daß es heller Tag ist — wie es vielen unter euch, liebe Freunde, wohl auch gegangen seyn wird.

Insonderheit habe ich immer große Hochachtung für die goldnen Jahrhunderte der Musen und Künste gehabt, zumal für das erste, — vielleicht deßwegen, weil wir's doch meistens nur von Hörensagen kennen. Mich dünkt, auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menschenkinder (wie Jakob dort die Engel in seinem Traum) ewig auf- und niedersteigen sehe, sind nur zwei Stufen, wo sie zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine ist der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freie, edle, gute Menschen, und die besten unter ihnen an seiner Spitze hat; die andre der, wo es Künstler hat, die den Geist der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menschen, die nicht mehr sind, aus Marmor und Elfenbein zu schnitzen und den Göttern, an die Niemand mehr glaubt, schöne Tempel aufzubauen und die Thaten der Helden, die Niemand mehr thun kann oder, wenn er könnte, nicht thun darf, in schönen Schauspielen, zu großer Leibes- und Gemüthsergetzung ihrer Mitbürger und hoher Herrschaften, vorzustellen.

Es ließe sich, wenn's nöthig wäre, der acht und zwanzigste Theil zu den sieben und zwanzig Folianten des Alfons

Toſtat darüber ſchreiben, wie viel artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Geſprächen in Geſellſchaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recenſionen, Epigrammen, Parodien und ſo weiter, wie viel Gelegenheit zu tauſenderlei neuen Beſchäftigungen, Gewerben, Charaktern, Narrheiten und folglich wieder zu neuen Schauſpielen, neuen Kritiken, Apologien und ſo weiter die verfeinerte Welt ganz allein dieſen ſchönen Künſten zu danken hat.

Alles dieß ſehe ich und bin weit entfernt, die Summe aller dieſer Vortheile nicht gerade ſo viel gelten zu laſſen, als ſie beträgt. Aber gleichwohl wird es mir erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß ein Held mehr werth iſt, als ſein Bild, eine große That mehr, als ein Schauſpiel oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienſtlichkeit; kurz, daß die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, das iſt die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunſt — einen gewiſſen Vorzug hat, den man ihr nicht abſprechen kann.

Noch wird es nicht ſchaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anſtrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntniß über Materie und Form iſt dieſes. Wenn ein roher Klumpen — Gold iſt, ſo benimmt ihm freilich ſeine Ungeſtalt nichts von ſeinem Werthe; aber doch iſt der Klumpen nicht eher brauchbar, bis er eine Form hat. Ein goldnes Gefäß iſt deſto mehr werth, je mehr es Maſſe hat; und da die Form, bei gleich viel Maſſe, ſchön oder häßlich ſeyn kann, ſo ſehe ich nicht, was eine ſchöne Form ſeinem innern Werth ſchaden könnte: indeſſen iſt richtig, daß es auch mit der ſchlechteſten Form immer ſeinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen oder ein Klümpchen gekäut Papier, da es nur durch Form und Façon einigen Werth bekommt, kann nicht

ſchön genug gearbeitet, gemalt und gefirnißt ſeyn. Eben ſo kann ein großer, edler, verdienſtvoller Mann einer gewiſſen Politur entbehren und verlöre vielleicht durch ſie; aber ein Bengel, der, um Anſpruch an Verdienſt zu machen, keinen anderen Titel, als ſeine Knochen, ſeine Naſenwurzel und ſeine Grobheit hat, muß im Kreiſe der Laſtträger bleiben, wenn ſein Verdienſt erkannt werden ſoll.

Eine Schöne und eine Häßliche haben beide gleich viel Urſache, gekleidet zu ſeyn; jene, um ihre Reizungen, dieſe, um ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit der Schönen würde eine Weile Augenweide ſeyn, aber bald ſättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmutz bedeckt, würde ſie ekelhaft werden. Venus ſelbſt mußte von den Grazien angekleidet und geſchmückt werden; — ein Bild, worein die Griechen eine große Wahrheit hüllten. Auch die kunſtloſeſten Töchter der rohen Natur fühlen dieß und haben ihre Grazien. Wer nichts darnach fragt, ob er gefällt oder mißfällt, kann es halten, wie er will; aber, wer gefallen möchte und empfindlich darüber iſt, wenn es ihm fehl ſchlägt, hat Unrecht, wenn er das verachtet, was eine nothwendige Bedingung zum Gefallen iſt.

Kurz, indem ich Natur, Einfalt und Wahrheit über Künſtelei, Flitterſtaat und Schminke ſetze, verlange ich der Ungeſchliffenheit und dem Cynismus, wodurch Viele heutiges Tages Eindruck zu machen hoffen, das Wort eben ſo wenig zu reden, als es meine Abſicht iſt, durch den Gegenſatz unſerer Schwäche mit der Stärke unſerer Altvordern den heutigen Modeton mitzuleiern. Die Prätenſion an Genie, Größe, Stärke, Kühnheit und Freiheit läuft gegenwärtig wie eine große Epidemie durch halb Europa. Es iſt ein poſſirliches Schauſpiel, dem Gewimmel und Gelärme in den Sümpfen

da unten zuzuſehen, und was ſich die armen Fröſche aufbla-ſen, um auch groß zu ſeyn; während der majeſtätiſche Stier ruhig und ſorglos auf ſeiner Aue daher geht und nicht weiß, ob er groß iſt, und die Stärke ſeiner Stirne nicht eher fühlt, bis er ihrer vonnöthen hat.

Alle wahrhaft große und tapfere Männer, die ich noch geſehen habe, waren beſcheiden und ſanft und ſprachen am wenigſten von den Eigenſchaften, worin man ihnen den Vorzug zugeſtand. Ein Hercules kann nur ſehr ſelten in den Fall kommen, von ſeinen Schultern und Armen ſprechen zu müſſen. Wer aber noch immer der Einzige iſt, der um das Geheimniß ſeiner hohen Vorzüge weiß, der ziehe eine Nebelkappe um ſich und rede durch Thaten!

Auszüge

aus

Jakob Forsters Reise

um die Welt.

1778.

„Drei verſchiedene Seereiſen waren unter Georg des III. Regierung bereits aus der edeln Abſicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf ſeinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenſte Seemann unſerer Zeiten, der Capitain Cook, zwei geſchickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum ſtudiren, Dr. Johann Reinhold Forſter, und ein Maler, der die ſchönſten Formen derſelben nachahmen ſollte, Herr Hodges, wurden auf Koſten der Nation dazu erleſen.“ Sie haben ihre Reiſe in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verſchiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu laſſen.

„Die britiſche Regierung ſchickte und unterhielt den Herrn Dr. Forſter auf dieſer Reiſe als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, ſondern, daß er alle ſeine Talente in dieſem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenſtand unbemerkt laſſen ſollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philoſophiſche Geſchichte der Reiſe, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugſchlüſſen, worin er ſeine Entdeckungen in der Geſchichte des Menſchen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rückſicht auf willkürliche Syſteme, blos nach allgemeinen menſchenfreundlichen Grundſätzen darſtellen ſollte, d. h. eine Reiſebeſchreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.“

Es scheint nicht, daß dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst, noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sey. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andere Unternehmer, von dem, der es versucht, einen bloßen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu haschen und, was er auf einmal gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu dem, der auf Entdeckung neuer Welten oder auf philosophische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des letzten so unendlich complicirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil außer den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab und stößt bei jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der englischen Admiralität, welche dem Herrn Dr. Forster das Recht, diese Reise zu beschreiben, absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß sein würdiger Sohn, Herr Jakob Forster, der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagbücher die gegenwärtige philosophische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so

ist's uns doch, als ob sie dadurch einen grössern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, uns etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzen, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu halten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange

als höchst wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitain Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den ersten Jänner 1730 im vierundfünfzigsten Grad südlicher Breite und eilften östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letzten Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckung fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, solang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrene Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über Alles,

was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloßen Umstand, nach Vollendung des großen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern und sich selbst sagen zu können: Das Alles hast du erfahren — das Alles hast du ausgehalten, liegt eine Quelle von Vergnügen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unseren neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarcirkel aufstieß, das, was sie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterlichen Aussichten in ungewisse, aber doch immer vorschwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich sage, dieß Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherlei Art sind gleichwohl so beschaffen, daß bei ihrer bloßen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muß. Wir können unserem Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er, nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Naturforscher und wie ein Mensch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der alten und neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abschreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem

Auszüge

aus

Jakob Forſters Reiſe

um die Welt.

1778.

„Drei verschiedene Seereisen waren unter Georg des III. Regierung bereits aus der edeln Absicht, Entdeckungen zu machen, gethan, als die vierte, auf seinen Befehl, nach einem vollkommnern Plan unternommen ward. Der erfahrenste Seemann unserer Zeiten, der Capitain Cook, zwei geschickte Sternkundige, die HH. Wales und Bayley, ein Gelehrter, der die Natur in ihrem Heiligthum studiren, Dr. Johann Reinhold Forster, und ein Maler, der die schönsten Formen derselben nachahmen sollte, Herr Hodges, wurden auf Kosten der Nation dazu erlesen.“ Sie haben ihre Reise in den Jahren 1772—75 vollbracht und die unmittelbar folgenden Jahre dazu angewandt, die Welt an ihren verschiedenen Entdeckungen Antheil nehmen zu lassen.

„Die britische Regierung schickte und unterhielt den Herrn Dr. Forster auf dieser Reise als einen Naturkundiger, aber nicht etwa blos dazu, daß er Unkraut trocknen und Schmetterlinge fangen, sondern, daß er alle seine Talente in diesem Fache anwenden und keinen erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen sollte. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine philosophische Geschichte der Reise, frei von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen, worin er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme, blos nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte, d. h. eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.“

Es scheint nicht, daß dieser Plan und diese Absicht, weder was die Reise selbst, noch was die Beschreibung derselben betrifft, in ihrem ganzen Umfang und in der Vollkommenheit, die man sich gedacht, ausgeführt worden sey. Aber welcher Mensch, welcher Künstler, welcher andere Unternehmer, von dem, der es versucht, einen bloßen Traum seiner Seele im Vorübergehen zu haschen und, was er auf einmal gesehen und gefühlt, uns stückweise in Worten vorzubilden, bis zu dem, der auf Entdeckung neuer Welten oder auf philosophische Berichtigung älterer Entdeckungen ausgeht, hat jemals seine Idee vollkommen ausgeführt, seinen Zweck ganz erreicht? Besonders ist das Vorhaben des letzten so unendlich complicirt, hängt von Augenblick zu Augenblick von so unendlich vielen Umständen, die zum Theil außer den Grenzen menschlicher Gewalt oder Klugheit liegen, ab und stößt bei jedem Schritt auf so unsäglich viele Schwierigkeiten, daß es ihm schlechterdings unmöglich ist, sich anders als bedingungsweise zu Ausführung irgend eines vorgezeichneten Plans anheischig zu machen.

Ohne in die besondern Umstände des in dem Vorbericht erwähnten Verfahrens der englischen Admiralität, welche dem Herrn Dr. Forster das Recht, diese Reise zu beschreiben, absprach, eindringen zu wollen, freuen wir uns, daß sein würdiger Sohn, Herr Jakob Forster, der auf der ganzen Reise ein geschickter und muthvoller Gefährte seines Vaters gewesen war, sich entschlossen, an dessen Stelle und mit Zuziehung seiner Tagbücher die gegenwärtige philosophische Beschreibung dieser merkwürdigen Seereise zu verfertigen.

Es ist immer der Mühe werth, jedem Manne zuzuhören, der uns seine Reise um die Welt erzählt. Wenn seine Entdeckungen an sich selbst auch nicht sehr wichtig wären, so

ist's uns doch, als ob sie dadurch einen grössern Werth erhielten, daß sie ihm so viel gekostet haben, und daß er oft seine ganze Existenz daran setzen mußte, uns etwas Neues erzählen zu können. Ist aber der so weit gereisete Mann noch dazu ein Mann von vorzüglichen Fähigkeiten, aufgeklärtem Geist und Kenntnissen, die ihn in den Stand setzen, besser zu sehen, scharfsinniger zu vergleichen, richtiger zu schließen, als gemeine Seefahrer, um so schätzbarer werden uns seine Nachrichten; und ist es vollends noch ein junger Mann, dessen warmes Herz jeden Eindruck der Natur desto reiner und tiefer auffaßt, den neuen Gegenständen, die sie ihm darstellt, noch mit Liebe entgegen schlägt, und der, wenn er sich des Schönen und Großen, so er nicht nur gesehen, sondern auch genossen hat, wieder erinnert, mit Feuer und Begeisterung davon spricht: so weiß ich nicht, welches Gedicht, wenn auch das Werk der reichsten und glänzendsten Einbildungskraft, uns so viel Vergnügen machen könnte als eine solche Reisebeschreibung; zumal wo das Neue und Wunderbare, das Erstaunliche und Schreckliche, das Schöne und Anmuthige, kurz, Alles, wodurch der epische und dramatische Dichter die Seele seiner Hörer faßt und in alle Arten sympathetischer Leidenschaften setzt, hier immer abwechselnd sich vereinigen, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und das Gemüth beständig in einer theilnehmenden Stimmung zu halten.

Die Hauptabsicht der englischen Regierung bei dieser Entdeckungsreise war, sich gänzlich zu vergewissern, ob der fünfte, australische Welttheil, dessen Daseyn schon so lange

als höchst wahrscheinlich vorausgesetzt worden, wirklich vorhanden sey oder nicht. Zu diesem Ende war der Capitain Cook angewiesen: vom Vorgebirg der guten Hoffnung aus südwärts zu laufen und wo möglich Cap de la Circoncision zu finden, welches Herr de Loziers-Bouvet den ersten Jänner 1730 im vierundfünfzigsten Grad südlicher Breite und eilften östlicher Länge von Greenwich gesehen zu haben geglaubt hatte. Fände er solches, so sollte er untersuchen: ob es nur ein Theil einer Insel sey oder ob es zu dem in Hypothesi vorausgesetzten festen Lande gehöre. Im letzten Falle sollte er von diesem neuen Welttheil alle nur mögliche Erkundigungen einziehen, und besonders auch mit den Einwohnern freundlichen Umgang pflegen. Ließe es der Zustand der Schiffe und Lebensmittel zu, so sollte er die Entdeckung fortsetzen und so weit als nur möglich gegen den Südpol zu dringen suchen. Wäre aber jenes Bouvetsche Vorgebirg nur Theil einer Insel, oder könnt' es gar nicht gefunden werden: so sollte er, solang er noch Hoffnung hätte, ein großes oder festes Land zu finden, südwärts steuern, alsdann aber seinen Lauf nach Osten richten, um in hohen südlichen Breiten, so nah am Pol als thunlich, rund um die Welt zu segeln. Uebrigens war ihm, wie natürlich, überlassen, so oft die Jahrszeit den längern Aufenthalt in hohen Breiten gefährlich machte, sich unter milde Himmelsstriche an irgend einen bekannten Ort zurück zu ziehen, und überhaupt, in allen äußersten Nothfällen nach Gutdünken zu verfahren.

Das Unternehmen, im Bauch des künstlichen hölzernen Sturmvogels, den wir ein Schiff nennen, durch unbekannte, nie befahrene Meere auf Entdeckung einer neuen Erde, neuer Menschen, einer vielleicht in allen ihren Producten neuen Natur auszureisen, hat in der bloßen Idee etwas so über Alles,

was wir kennen, Großes und Anziehendes, daß man sich nicht enthalten kann, die Glücklichen, denen ein solcher Vorzug vor so vielen Millionen Menschen zu Theil wird, mit beneidenden Augen anzusehen. In dem bloßen Umstand, nach Vollendung des großen Abenteuers sich all der überstandnen unsäglichen Beschwerden und Gefahren wieder zu erinnern und sich selbst sagen zu können: Das Alles hast du erfahren — das Alles hast du ausgehalten, liegt eine Quelle von Vergnügen und herzerhöhendem Selbstgefühl, die allein hinreichend ist, einen Mann auf sein ganzes Leben glücklich zu machen, werth, durch edles Daransetzen seines Lebens erkauft zu werden! Indessen ist all das Ungemach, das unseren neuen Argonauten auf dieser kühnen Fahrt nach dem südlichen Polarcirkel aufstieß, das, was sie, aller zum voraus genommenen Verwahrungsmittel ungeachtet, in diesen sturmvollen, kalten, unwirthlichen Weltgegenden wirklich zu leiden hatten (die immer neuen, immer wachsenden Gefahren und fürchterlichen Aussichten in ungewisse, aber doch immer vorschwebende noch größere Uebel nicht gerechnet), ich sage, dieß Ungemach, diese Beschwerlichkeiten und Leiden von so mancherlei Art sind gleichwohl so beschaffen, daß bei ihrer bloßen Vorstellung den Herzhaftesten ein Grauen ankommen muß. Wir können unserem Autor auf diesem Theil seiner Reise, den er, nicht wie ein Seemann, sondern wie ein Naturforscher und wie ein Mensch (mitunter auch wie ein junger Mann, dem das Lesen der alten und neuern Dichter noch in frischem Andenken liegt) beschreibt, nur von fern und gleichsam mit einem Blicke folgen; wir müßten Alles abschreiben, wenn wir alles Bemerkenswürdige ausheben sollten. Seeleute von Profession sind der Stürme und alles Ungemachs, dem sich ein Landthier, wie der Mensch ist, in diesem

furchtbaren Element ausſetzt, zu gewohnt und überdieß im Schreiben meiſtens zu wenig geübt, um uns Landleuten von ſolchen Scenen ſo lebhafte und detaillirte Schilderungen zu machen, wie wir ſie verlangen. Hier einer aus unſerem Mittel, der uns beſchreibt, wie einem Jeden von uns an ſeinem Platze zu Muthe geweſen wäre; dieſer Umſtand macht allerdings für Leſer von Gefühl jeden Zug ſeiner Erzählung doppelt intereſſant. Schon am zweiten Tage nach ihrer Abreiſe aus der Tafelbay (den vierundzwanzigſten November) gingen die Stürme an, vor denen ſie nun vier Monate lang wenige einzelne Tage oder Stunden Ruhe haben ſollten. Man ſtelle ſich unſern Philoſophen vor, dem in dem friedlichen Meere zwiſchen dem Wendecirkel die Reiſe um die Welt ſo leicht und angenehm vorgekommen war — jetzt, wie auf einmal in den ewigen Sitz heulender Winde und raſender Stürme verſetzt, mitten unter fürchterlichen Wogen, die das Schiff aufs heftigſte hin und wieder ſchaukeln und, indem ſie ſich häufig über demſelben brechen, Alles mit einem Platzregen von Seewaſſer überſchwemmen. Wer kein Seemann war (ſagt Herr Forſter mit aller Naivetät eines Erdeſohnes, der die Linie zum erſten Male paſſirt hatte), wußte ſich in dieſe neue Lage gar nicht zu ſchicken. Zwar gab es, aus Gelegenheit des heftigen Schwankens, wodurch täglich unter den Taſſen, Gläſſern, Weinflaſchen, Schüſſeln, Tiſchen und übrigem Hausgeräthe der Herren Reiſenden gräuliche Verwüſtung angerichtet wurde, mitunter noch Scenen, wobei ſie lachen mußten; das war im Grunde doch nur ein ſchwacher Erſatz für einen Verluſt, der in ihrer Lage eben ſo wichtig als unerſetzlich war. „Das Uebelſte dabei war, daß die Decken und Fußboden in allen Kajüten gar nicht trocken wurden, und das Heulen des Sturms im Tauwerk, das Brauſen der Wellen, nebſt

dem gewaltigen Hin- und Herwerfen des Schiffes, welches faſt keine Beſchäftigung verſtattete, waren neue fürchterliche und höchſt beſchwerliche Scenen. Hierzu kam noch, daß, ungeachtet ſie ſich erſt im 42° ſüdlicher Breite befanden, die Luft doch ſchon ſehr kalt und ſcharf zu werden anfing, gleichwie auch der häufige Regen dem Schiffsvolk den Dienſt noch ſchwerer machte." — Indeſſen war das Alles nur Spielwerk gegen das, was ihnen noch bevorſtand. Nachdem ſie bis zum fünften December immer ſtürmiſches Wetter, an dieſem Tage aber, zum erſten Male ſeit ihrer Abreiſe vom Cap, wieder ſo gemäßigten Wind gehabt hatten, daß die höchſten Bramſegel aufgeſetzt werden konnten, fiel am nämlichen Nachmittag ſchon wieder Regenwetter ein: in der Nacht ward es ſo kalt, daß der Thermometer von vierundvierzig auf 38° fiel, und Morgens früh gab's etwas Schnee; der Wind nahm zu und ſtürmte den ſiebenten ſo heftig, daß ſie, wiewohl unter Begleitung immer zunehmender Scharen von Sturmvögeln, nur noch mit einem Segel fahren konnten. Am achten gab ihnen der ſogenannte See-Bambu (fucus buccinalis Linnei), der ſich in Haufen um das Schiff ſehen ließ, und verſchiedne Pinguins, die unter einer Menge Pintaden und Albatroſſen erſchienen, Hoffnung, bald Land zu finden. Denn von dergleichen Felſenkraut und beſonders von den Pinguins hatte man ſonſt immer geglaubt, daß ſie niemals fern von der Küſte angetroffen würden. Aber die Erfahrung bewies jetzt die Unzuverläſſigkeit dieſer Zeichen. In der Nacht vom neunten fing das Waſſer in den Gefäſſen ſchon an am Rande zu gefrieren, wiewohl ſie noch nicht weit über den fünfzigſten Grad ſüdlicher Breite waren. Den folgenden Morgen war ein großer Eisklumpen, dem ſie kaum noch ausweichen konnten, das Erſte, was ihnen in die Augen fiel. Ein andrer

von gleicher Größe lag dicht vor ihnen, und ein dritter ragte ungefähr zwei Seemeilen vor dem Wind wie ein weißes Vorgebirg aus dem Meer hervor. Nachmittags fuhren sie bei einem andern Eisberge vorbei, der ungefähr zweitausend Fuß lang, vierhundert breit und zweihundert hoch war. Da die Masse des Eises über dem Wasser sich zu jener, die unter dem Wasser bleibt, wie eins zu neun verhält: so müßte dieß Stück, gesetzt, daß es ein regelmäßiges Viereck gewesen, im Ganzen zwei tausend Fuß hoch gewesen seyn und solchemnach eintausend sechshundert Millionen Cubikfuß Eis enthalten haben. Am eilften liefen sie an einer Eisinsel vorbei, die wenigstens eine halbe englische Meile lang war. Das Thermometer war vorher, wegen des schönen Sonnenscheins, von 36° auf einundvierzig gestiegen; wie sie aber dem Eis gegenüber kamen, sank es nach und nach auf 37½ herab, und, sobald sie vorbei waren, stieg es wieder zu 41. Die Wellen brachen sich mit solchem Ungestüm gegen diese Eisinsel, als ob es ein unbeweglich stehender Felsen gewesen wäre, und schlugen, ungeachtet sie nicht viel niedriger als die vorgedachte Eismasse war, dennoch so hoch hinan, daß der Schaum oft weit über sie hinaus spritzte, welches bei dem schönen Wetter einen herrlichen Anblick gab. Das Seewasser, das solchergestalt aufs Eis gejagt wird, friert wahrscheinlich dort fest, und dieß kann, wie Forster glaubt, zu Erklärung der Entstehungsart und Anhäufung desselben viel Licht geben.

Der Mensch glaubt leicht, was er hofft, und sieht bald, was er sehen will. Unsere Abenteurer sollten und wollten ein neues Land entdecken, und wenn es auch nur ein südliches

Grönland wäre, wozu ihnen einige Wallfische, die sich zwischen dem Eise zeigten, große Hoffnung machten. Sie befanden sich nun gerade unter der Polhöhe, in welcher Bouvet das Cap de la Circoncision gefunden haben wollte. Die Menge der Eismassen hatte bisher täglich zugenommen, und die Einbildung des Schiffvolkes stieg in gleicher Progression. Der geringste Umstand (sagt Herr Forster), wenn es auch nur ein schwarzer Fleck am Eise war, machte unsere ganze Aufmerksamkeit rege. Die vor uns liegenden Wolken wurden alle Augenblicke sorgfältig beobachtet, ob nicht irgend eine Bergspitze zum Vorschein käme; denn Jeder wollte gern der Erste seyn, Land! zu rufen. Unter Andern hatte der Glaube an Bouvets Entdeckung die Einbildungskraft eines Schifflieutenants so erhitzt, daß er ein Mal übers andere auf den Mastkorb kletterte und endlich am vierzehnten December, Morgens sechs Uhr, dem Capitain sehr ernsthaft entdeckte, er sehe ganz deutlich Land. Alles kam aufs Verdeck. Wie man aber recht schaute, fand sich, daß es nichts als ein großes flaches Eisfeld war, hinter welchem, so weit das Auge reichte, eine Menge Eisinseln von allerlei Größe und Figuren emporstiegen; und, was Einigen Berge schienen, war ein bloser Effect der Strahlenbrechung. Indessen konnte doch Vielen die Einbildung, daß sie hier Land gesehen hätten, nicht eher benommen werden, als bis Capitain Cook im Februar 1775, auf seinem Wege vom Cap Horn nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, just über diesen nämlichen Fleck wegsegelte, wo aber damals weder Land noch Eis mehr zu sehen war..

Da unsere Seefahrer nunmehr gegen Süden hin nichts als große Eisfelder vor sich fanden und also, ungeachtet verschiedener, immer vergeblicher Versuche, sich zwischen dem Eise durchzuarbeiten, alle Hoffnung aufgeben mußten, auf

diesem Striche weiter vorzudringen: so steuerten sie nun, oft mitten durch große Strecken Packeis (gebrochenes Eis), gegen Osten. Schwere Hagel und Schneeschauer verdunkelten die Luft beständig, und sie sahen sich überall von großen Eisinseln umgeben, daß dieser Anblick ihnen nun schon eben so gemein war, als Wolken und See. Indessen verloren sie doch ihre Bestimmung nie aus den Augen und lenkten ihren Lauf, sobald die See nur irgendwo etwas freier und offner war, wieder mehr nach Süden; aber immer mit einerlei Erfolg. Den siebzehnten Jänner 1773 passirten sie endlich den antarktischen Cirkel und traten also in den eigentlichen kalten Erdgürtel der südlichen Halbkugel, der bis dahin noch allen Seefahrern verschlossen geblieben war. Hier fanden sie eine neue Art von Sturmvögeln (Petrels), braun von Farbe, mit weißem Bauch und Rumpf und mit einem weißen Fleck auf den Flügeln gezeichnet, nicht mehr einzeln, wie etliche Tage zuvor, sondern bei Zwanzigen und Dreißigen auf einmal; daher sie ihnen den Namen des antarktischen Sturmvogels beilegten. Um fünf Uhr Nachmittags sahen sie mehr als dreißig große Eisinseln vor sich und am Horizont einen starken weißen Schein in der Luft, der noch mehr dergleichen verkündigte. Kurz nachher passirten sie durch viel kleines Brucheis, das löcherig, schwammig und schmutzig aussah und sich endlich so sehr anhäufte, daß, ungeachtet eines sehr frischen Windes, die wellenförmige Bewegung des Meeres dadurch gehemmt ward und die See ganz eben zu seyn schien. Ueber dieses Brucheis hinaus aber erstreckte sich gegen Süden, soweit das Auge vom Mast reichen konnte, ein unabsehliches Feld von festem Eis. Da nun keine Möglichkeit war, auf diesem Striche weiter durchzudringen, ließ Capitain Cook unter dem 67° 15' südlicher Breite die Schiffe umwenden

und gegen Nordoſt zu Nord ſteuern. Sie hatten alſo auf dieſer ganzen ſüdlichen Fahrt nirgends Land und außer Albatroſſen, Pintaden, Pinguins, Sturmvögeln und Wallfiſchen keine Spur von lebendigen Weſen angetroffen.

Zwiſchen dem neunzehnten und neun und zwanzigſten Jänner zeigten ſich ihnen wieder einige zweideutige Anzeigen, daß Land in der Nähe ſeyn könnte, z. B. die große nördliche Möve (Larus Catarrhactes) und ein kleiner ſchwarz und weißer Vogel, der eine Art von Eisvogel ſchien. Weniger zweideutig ſchien der Umſtand, daß die See, ungeachtet des friſchen Windes, ziemlich ruhig und eben war. Da nun zwei franzöſiſche Seefahrer, die Herren von Kerguelen und St. Allouar im Januar 1772 in dieſer Gegend Land entdeckt haben ſollten, ſo gab ſich Capitain Cook viel Mühe, ſich von der Richtigkeit dieſer Entdeckung zu überzeugen. Wiewohl aber alle ſeine Verſuche fruchtlos abliefen, ſo ſcheint doch ſo viel daraus mit Gewißheit geſchloſſen werden zu können: daß jene franzöſiſche Entdeckung nichts weiter als eine kleine Inſel und nicht, wie man vermuthet, die nördliche Spitze eines unter dieſem Himmelsſtriche liegenden großen feſten Landes ſey.

Am achten Jänner verloren ſie in einem außerordentlich dicken Nebel ihre bisherige treue Gefährtin, die Adventure, und ſahen ſich, nach zwei zum Aufſuchen derſelben vergebens angewandten Tagen genöthigt, in dem wieder begonnenen beſchwerlichen und gefahrvollen Lauf nach Süden allein fortzufahren.

In der Nacht vom ſechzehnten und verſchiedene folgende Nächte hinter einander gab ihnen die Natur, zu einiger Verſüßung ihres Kummers, ein ſchönes Feuerwerk zum Beſten. Es beſtand in langen Säulen eines hellen weißen

Lichts, die sich am östlichen Theile des Gesichtskreises fast bis zum Scheitelpunkt herauf erhoben und nach und nach über den ganzen südlichen Theil des Himmels verbreiteten. — Kurz, es war eine (noch von keinem Reisenden, wie Forster glaubt) bemerkte Aurora australis, und von unsern Nordlichtern blos darin, daß sie nie eine andere als weißliche Farbe hatte, verschieden. Die Sterne sah man, wiewohl bei klarem Himmel, entweder gar nicht oder nur ganz blaß durchschimmern; und die Luft war dabei so scharf, daß das Thermometer gemeiniglich auf dem Gefrierpunkt stand.

Den vier und zwanzigsten Februar beschloß Herr Cook endlich, da sie unterm 62° südlicher Breite abermals nichts als Eisfelder antrafen, und die nunmehrige Jahreszeit fernern Entdeckungen in diesen Meeresgegenden allzu ungünstig war, für dieß Mal nicht weiter nach Süden zu gehen; doch steuerte er bis zum siebzehnten März zwischen dem 61 und 58° noch immer ostwärts, während welcher Zeit ein Ostwind, der gemeiniglich Nebel und Regen brachte, sie mehr als einmal in Gefahr setzte, an den hohen Eisinseln zu scheitern. Diese machten jetzt ihren beinahe einzigen, zwar gefährlichen und schauervollen, aber eben dadurch desto interessantern Zeitvertreib aus. „Ihre Gestalt (sagt Herr Forster) war mehrentheils sonderbar und des zertrümmerten Ansehens wegen oft malerisch genug. Unter andern kamen wir an einer vorbei, die von außerordentlicher Größe war und in der Mitte ein grottenähnliches Loch hatte, das durch und durch ging, so daß man das Tageslicht an der andern Seite sehen konnte. Einige waren wie Kirchthürme gestaltet; noch andre gaben unsrer Einbildungskraft freies Spiel, daraus zu machen, was sie wollte, und dienten uns, die Langeweile zu vertreiben, weil der tägliche Anblick von See-

vögeln, Meerschweinen, Seehunden und Wallfischen den Reiz der Neuheit längst verloren hatte."

Ungeachtet aller der guten (im Vorberichte dieses Werks umständlich angegebenen) Präservative, womit sie sich auf die Reise ausgerüstet, namentlich des Sauerkrauts und der Bierwürze, wovon sie die besten Dienste erfahren hatten, zeigten sich nun bei einigen ihrer Leute starke Symptome von Scharbock, und alle waren des Ungemachs, das sie seit ihrer Abreise vom Vorgebirg in diesen stürmischen und kalten Himmelsgegenden ausgestanden, von Herzen überdrüssig. Auch die Landthiere, die sie am Bord hatten, konnten's nicht länger ausdauern. Ihre Schafe, die zum Geschenk an die Einwohner der Südseeinseln bestimmt waren, waren krätzig geworden und wollten nicht mehr fressen, und die Ziegen und Schweine hatten zwar geworfen, aber die Jungen kamen entweder todt zur Welt oder verklammten bald darauf vor Kälte. Da es bei so bewandten Umständen hohe Zeit für sie war, die höhern südlichen Breiten zu verlassen und einem Erfrischungsorte zuzueilen: so richteten sie ihren Lauf nordostwärts, in der Absicht, das Südende von Neu-Seeland zu erreichen.

Herr Forster stellt hier alle die Mühseligkeiten, die sie auf dieser ihrer ersten Fahrt gegen den Südpol überstanden, so zusammen, daß sie die Skizze zu mehr als einer großen Schilderei für künftige Maler und Dichter enthalten, die sich diese Reise zu Nutze zu machen wissen werden, um die Natur von ganz neuen Seiten darzustellen. — Wir wollen ihn wieder selbst reden lassen. — „Die schrecklichen Wirkungen und Folgen fürchterlicher Stürme, die der treffliche Geschichtschreiber von Ansons Reisen mit so natürlichen schwarzen Farben geschildert hat, waren gewisser Maßen nur

die geringsten unserer Plagen. Noch außer diesen mußten wir mit der Strenge eines ungewöhnlich rauhen Klimas kämpfen; Matrosen und Officiere waren beständig Regen, Hagel oder Schnee ausgesetzt; das Tau- und Takelwerk war durchaus mit Eis überzogen, und wehe den Händen, die daran arbeiten mußten! Unser Vorrath von frischem Wasser konnte nicht anders als mit Treibeis ersetzt werden, und das Aufnehmen desselben aus eiskaltem Seewasser ging ohne erfrorne und blutige Hände nicht ab. Unaufhörlich mußten wir befürchten, gegen die hohen Eismassen anzulaufen, womit der unermeßliche südliche Ocean gleichsam angefüllt ist; und dergleichen Gefahr kam oft so schnell und vielfältig, daß die Leute selten ihre gewöhnlichen Ruhestunden genießen konnten, sondern den Wachthabenden alle Augenblicke zu Hülfe kommen mußten. — Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellte sich noch die düstre Traurigkeit, die unter dem antarktischen Himmel herrscht, wo sie oft ganze Wochen lang in undurchdringliche Nebel verhüllt zubringen mußten und des erfreulichen Anblicks der Sonne nur selten theilhaft wurden; ein Umstand, der allein schon vermögend ist, den Entschlossensten und Lebhaftesten niedergeschlagen zu machen" u. s. w.

Man kann sich also leicht vorstellen, wie entzückend ihnen nach einer mit so viel Mühseligkeit und Elend verknüpften Fahrt von hundert und zwanzig Tagen der Anblick der Küste von Neu-Seeland seyn mußte, an deren äußerster nordwestlichen Spitze (der einzigen, welche Capitain Cook auf seiner ersten Reise noch nicht untersucht hatte), sie den 26. März 1773 anlangten. Die Scene, die uns Herr Forster hier schildert, durch das Medium der vorherigen Beschreibung und also aus der Seele unsrer Seefahrer gesehen und gefühlt, hat (nach meinem Gefühl wenigstens) so viel Anziehendes, und beide

zuſammen machen, ohne Kunſt der Compoſition, durch die bloſe Wahrheit der Natur ein ſo groſes rührendes Ganzes, daß wir uns nicht enthalten können, die ganze Stelle abermals mit den eignen Worten unſers Geſchichtſchreibers herzuſetzen.

„Das Wetter war ſchön und in Verhältniß zu demjenigen, das wir bisher hatten empfinden müſſen, recht erquickend warm. Sanft wehende Winde führten uns nach und nach bei vielen felſichten Inſeln vorbei, die alle mit Bäumen und Buſchwerk überwachſen waren, deren mannigfaltiges dunkleres Immergrün mit dem durch die Herbſtzeit verſchiedentlich ſchattirten Grün des übrigen Laubes maleriſch vermiſcht war und ſehr angenehm gegen einander abſtach. Ganze Scharen von Waſſervögeln belebten die felſichten Küſten, und das Land ertönte überall vom wilden Geſang der gefiederten Waldbewohner. Je länger wir uns nach Land und friſchen Gewächſen geſehnt hatten, deſto mehr entzückte uns nun dieſer Proſpect, und die Regungen der innigſten Zufriedenheit, welche der Anblick dieſer neuen Scene durchgängig veranlaßte, waren in eines Jeden Augen deutlich zu leſen. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir endlich unter der Spitze einer Inſel vor Anker — wo wir der Küſte ſo nah waren, daß man ſie mit einem kleinen Tau erreichen konnte. Kaum war das Schiff in Sicherheit, als unſre Matroſen ihre Angeln auswarfen; und in wenig Augenblicken ſah man an allen Seiten des Schiffs eine Menge vortrefflicher Fiſche aus dem Waſſer ziehen, deren vielverſprechender Anblick die Freude über unſre glückliche Ankunft in der Dusky-Bay ungemein vermehrte. Da wir ſo lange darauf gefaſtet hatten, ſo war es kein Wunder, daß uns dieſe erſte neuſeeländiſche Mahlzeit als die herrlichſte in unſerm

ganzen Leben vorkam. Zum Nachtisch ergetzte sich das Auge an der vor uns liegenden wildnißartigen Landschaft, die Salvator Rosa nicht schöner hätte zusammensetzen können. Sie war ganz im Geschmack dieses Künstlers und bestand aus Felsen, mit Wäldern gekrönt, deren Alter in die Zeiten vor der Sündfluth hinauf zu reichen schien, und zwischen welchen sich aller Orten Wasserbäche mit schäumendem Ungestüm herabstürzten. Doch hätte es bei Weitem nicht so vieler Schönheiten bedurft, um uns zu entzücken; denn nach einer langen Entfernung vom Lande ist es wahrlich sehr leicht, selbst die ödeste Klippe für das herrlichste Land in der Schöpfung anzusehen. Und aus diesem Gesichtspunkte muß man auch die feurigen Beschreibungen der wilden Klippen von Juan Fernandez und der undurchdringlichen Wälder von Timan in Ansons Reise um die Welt betrachten."

Da die an Dusky-Bay angrenzende Gegend ihnen alle ihrem gegenwärtigen Bedürfnisse angemessene Bequemlichkeiten anbot, so beschloß Capitain Cook, hier einige Zeit zu verweilen. Unsre Naturforscher wandten diese Zeit an, sich mit den Reichthümern der Natur so bekannt zu machen, als es die schon ziemlich weit fortgerückte herbstliche Jahreszeit zuließ.

Der Hafen, wo sie vor Anker lagen, war eine kleine Bucht, so nah am Ufer, daß es mit einem Gerüste von wenigen Planken erreicht werden konnte. Die Natur selbst schien ihnen den Zugang durch einen großen Baum erleichtern zu wollen, der vom Ufer aus, in horizontaler Richtung, schief über das Wasser hin gewachsen war. Am Ufer selbst fanden sie nicht weniger Bequemlichkeit für das, was jetzt ihre dringendsten Bedürfnisse ausmachte. Die Bäume standen so nah am Schiffe, daß die Aeste bis an die Masten

hinreichten, und ein schöner Strom frischen Wassers floß nur einen Pistolenschuß weit hinter dem Schiffe. Sie ließen es nun ihre erste Arbeit seyn, einen nahgelegnen Hügel von Holz kahl zu machen, um die Schmiede und Sternwarte daselbst aufzustellen, und zugleich wurden für die Segelmacher, Böttcher, Wasserträger und Holzhauer am Wasserplatz Zelte aufgeschlagen. Diese Arbeiten gaben ihnen Gelegenheit, bald genug von der allzu günstigen Meinung zurückzukommen, die sie in der Entzückung des ersten Anblicks von diesem Lande gefaßt hatten. Denn die ungeheure Menge von Schlingstauden, Dornen, Strauchwerk und Farnkraut, womit die Wälder überall durchwachsen und überlaufen waren, machte es ungemein mühsam, ein Stück Landes zu reinigen. In der That (sagt unser A.) ist es nicht nur historisch wahrscheinlich, daß in diesem südlichen Theile von Neu-Seeland die Wälder noch unangetastet in ihrem ursprünglich wilden ersten Stande der Natur geblieben sind; sondern der Augenschein beweist solches beinahe unleugbar. Wir fanden es nicht nur, des obgedachten überhandgenommenen Unkrauts wegen, fast unmöglich, darin fortzukommen; sondern es lag auch überall eine Menge von verfaulten Bäumen im Wege, die entweder vom Wind umgeworfen oder vor Alter umgefallen und durch die Länge der Zeit zu einer fetten Holzerde geworden waren, aus welcher bereits neue Generationen von jungen Bäumen, parasitischen Pflanzen, Farnkräutern und Moosen reichlich wieder aufsproßten. Oft bedeckte eine täuschende Rinde das innere verfaulte Holz eines solchen umgefallnen Stammes, und, wer es wagte, darauf zu treten, fiel gemeiniglich bis mitten an den Leib hinein. Auch das Thierreich lieferte seiner Seits einen Beweis, daß dieser Theil des Landes bis jetzt noch keine

Veränderung von Menſchen erlitten haben müſſe; denn eine Menge kleiner Vögel ſchienen noch nie eine menſchliche Geſtalt geſehen zu haben, ſo unbeſorgt blieben ſie auf den nächſten Zweigen ſitzen oder hüpften wohl gar auf den äußerſten Enden unſrer Vogelflinten herum und betrachteten uns als fremde Gegenſtände mit einer Neugierigkeit, die der unſrigen einiger Maßen gleichkam."

Es iſt leicht zu erachten, daß es in einem ſo beſchaffenen Lande an neuen Gegenſtänden für unſre Naturforſcher nicht fehlen konnte. Zwar ſetzten ihnen theils eben dieſe Wildheit desſelben (indem das ganze Land um die Dusky- oder Dämmerungs-Bay aus ſteilen felſigen Bergen beſteht, die durch Klüfte von einander abgeſondert und unterhalb mit dicken Wäldern bewachſen ſind), theils die Jahrszeit und das faſt immer naſſe Wetter große Schwierigkeiten entgegen. Indeſſen wurde ihre Mühe doch durch Entdeckung vieler neuer Pflanzen- und Vögel-Arten und durch den Anblick großer herrlicher Naturſcenen belohnt, unter denen wir, unſrer Abſicht gemäß, nur die maleriſche Beſchreibung eines Waſſerfalls mit den Worten des Verfaſſers mittheilen wollen.

Als ſie nach einem Wege von anderthalb engliſchen Meilen bei demſelben angelangt waren, mußten ſie den Berg, von welchem er ſich ſtürzte, ſechshundert Fuß hoch hinanklettern, ehe ſie ihn völlig zu Geſichte bekamen. Von dort aus fanden ſie die Ausſicht groß und prächtig. Das Erſte, was ihnen in die Augen fiel, war eine klare Waſſerſäule, die etwa vier und zwanzig bis dreißig Fuß im Umfang hält und ſich mit reißendem Ungeſtüm über einen ſenkrechten Felſen aus einer Höhe von ungefähr dreihundert Fuß herabſtürzt. Am vierten Theile der Höhe trifft dieſe Waſſerſäule auf ein hervorſtehendes Stück desſelben Felſen,

der von da an etwas abhängig wird und schießt sodann, in Gestalt einer durchsichtigen, ungefähr fünf und siebzig Fuß breiten Wasserwand, über den durchscheinenden flachen Felsenrücken hinweg. Während des schnellen Herabströmens fängt das Wasser an zu schäumen und bricht sich an jeder hervorragenden Ecke der Klippe, bis es unterhalb in ein schönes Becken stürzt, das ungefähr hundert und achtzig Fuß im Umfang hält und an drei Seiten durch eine ziemlich senkrechte Felsenwand, vorn aber von großen unordentlich über einander gestürzten Steinmassen eingeschlossen ist. Zwischen diesen drängt es sich wieder heraus und fällt am Abhang des Berges schäumend in die See herab. Mehr als dreihundert Fuß weit (fährt Herr Forster fort) fanden wir die Luft umher mit Wasserdampf und Dunst angefüllt, der von dem heftigen Fall entsteht und so dicht war, daß er unsre Kleider in wenigen Minuten dermaßen durchnäßte, als ob wir in dem heftigsten Regen gewesen wären. Wir ließen uns aber durch diese kleine Unannehmlichkeit nicht abhalten, ein so schönes Schauspiel von mehreren Seiten zu betrachten, und stiegen zu solchem Ende auf die höchsten Steine vor dem Bassin. Wenn man von hier aus in dasselbe herabsah, so zeigte sich ein vortrefflicher Regenbogen, der bei hochstehender Mittagssonne in den Dünsten der Cascade völlig cirkelrund und sowohl vor als unter uns zu sehen war. Außer und neben diesem Licht- und Farbenkreise war der Wasserstaub mit prismatischen Farben, aber in verkehrter Ordnung gefärbt. Zur Linken dieser herrlichen Scene stiegen schroffe braune Felsen empor, deren Gipfel mit überhängendem Buschwerk und Bäumen gekrönt waren. Zur Rechten lag ein Haufen großer Steine, den allem Ansehn nach die Gewalt des vom Berge herabströmenden Wassers zusammen

gethürmt hatte. Ueber diesem hinaus erhob sich eine abhängige Felsenschicht zu einer Höhe von hundert und fünfzig Fuß, und auf dieser war eine fünf und siebzig Fuß hohe senkrechte Felsenwand mit Grün und Buschwerk überwachsen. Weiter zur Rechten sah man Gruppen von gebrochnem Felsen, durch Moos, Farnkraut, Gras und allerlei Blumen verschiedentlich schattirt, den dort herkommenden Strom aber zu beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt, die vermöge ihrer Höhe von ungefähr vierzig Fuß das Wasser deckten. Das Getöse des Falls war so heftig und hallte von den benachbarten Felsen so stark zurück, daß man keinen andern Laut davor unterscheiden konnte. Die Vögel schienen sich deßhalb etwas davon entfernt zu halten; weiter hin aber ließ sich die durchdringend helle Kehle der Drosseln, die tiefere Stimme des Bartvogels (Wattle Bird) und der bezaubernde Gesang verschiedner Baumläufer an allen Seiten hören und machte die Schönheit dieser wilden romantischen Gegend vollkommen. Als wir uns umwandten, sahen wir die weite Bay, mit kleinen waldigen Inseln besät, unter uns; über sie hinaus an der einen Seite das feste Land, dessen hohe mit Schnee bedeckte Berge bis an die Wolken reichten; an der andern aber verlor sich das Auge in den unabsehlichen Flächen des Oceans. Dieser Prospect (setzt Herr Forster hinzu) ist so bewundernswürdig groß, daß es der Sprache an Ausdrücken fehlt, die Majestät und Schönheit desselben der Natur gemäß zu beschreiben, und daß nur der künstliche Pinsel des auf diese Reise mit ausgeschickten Malers Hodges im Stande war, dergleichen Scenen mit meisterhafter Täuschung nachzuahmen.

Die Kenntniß, die wir von den Einwohnern von Neu-Seeland durch Capitain Cooks erste Reise bekommen, hat

durch dieſen zweiten Beſuch keinen ſonderlichen Zuwachs erhalten. Die Dusky-Bay, in deren Gegend ſie ſich meiſtens aufhielten, macht einen Theil des ſüdlichen Endes der Inſel Tovy-Poënnemu oder der ſüdlichen Hälfte von Neu-Seeland aus, auf welcher man im Jahre 1770 größtentheils gar keine Einwohner angetroffen hatte. Dieſer Umſtand, nämlich die wenige Bevölkerung dieſes wilden und gebirgigern Theiles von Neu-Seeland, hat ſich auch durch dieſen zweiten Beſuch beſtätigt. Unſre Reiſenden faßten zwar anfangs eine beſſre Hoffnung, da ſie wenige Tage nach ihrer Ankunft ein paar Kähne mit Indianern zu ſehen bekamen; allein dieſe, deren Zahl ſich zuſammen nicht über vierzehn erſtreckte, waren ſo ſcheu, daß ſie weder durch Freundſchaftszeichen zum Annähern, noch durch die in ihren Hütten und Kähnen zurückgelaſſnen Geſchenke zum Wiederkommen zu bewegen waren. Einige Tage hernach aber kam der Capitain, da er mit den beiden Herren Forſter und dem Maler Hodges in einem Boot ausgefahren war, um die Nordſeite der Bay genauer zu unterſuchen und Zeichnungen aufzunehmen, bei einer kleinen Inſel, die eine weit hervorragende Felſenſpitze hatte, vorbei, wo ſie einen Menſchen ſehr laut rufen hörten. Dieß bewog ſie, näher zu kommen, und da zeigte ſich's, daß er ein Indianer war, der, mit einer Streitart bewaffnet, auf der Felſenſpitze ſtand; und hinter ihm erblickten ſie in der Ferne am Eingang eines Waldes zwei mit Speeren bewaffnete Frauensperſonen. Sie riefen ihm in der Sprache von O-Tahiti (von welcher die neuſeeländiſche nur ein Dialekt iſt) freundſchaftlich zu, näher zu kommen; er blieb aber unbeweglich auf ſeine Keule gelehnt ſtehen und hielt in dieſer Stellung eine lange Rede, die er bei verſchiednen Stellen mit großer Heftigkeit ausſprach und alsdann auch zugleich

die Keule um den Kopf ſchwenkte. Herr Cook fuhr fort, ihm ſein Tayo, harre mai (Freund, komm her) zuzurufen und ihm zugleich einige Schnupftücher zuzuwerfen; aber ohne Wirkung. Endlich ſtieg Cook unbewaffnet und blos mit einigen Bogen weißem Papier in der Hand auf den Felſen und reichte dem Wilden das Papier hin. Dieſer zitterte nun am ganzen Leibe, nahm zwar das Papier an, verlor aber ſeine Furcht nicht eher, als bis der Capitain ſeine, des Indianers Naſe, mit der ſeinigen berührte, welches in Neuſeeland die Art, einander zu grüßen iſt. Dieſes Merkmal von Freundſchaft machte den Wilden auf einmal ſo zahm und zutrauiſch, daß er ſogleich den beiden Weibern rief, herbeizukommen. Dieß thaten ſie auch ungeſäumt, und es erhob ſich nun zwiſchen den Indianern und Herrn Cook und ſeinen Begleitern eine Unterredung, die um ſo viel intereſſanter war, weil — kein Theil den andern recht verſtand. Herr Hodges zeichnete indeſſen ihre Geſichter ab. Der Mann hatte ein ehrliches gefälliges Anſehen, und die eine von den beiden Frauensperſonen, die ſie für ſeine Tochter hielten, ſah gar nicht ſo unangenehm aus, als ſich's Herr Forſter von einer Neuſeeländerin vermuthet hatte; die andere hingegen war deſto häßlicher und hatte ein ungeheures garſtiges Gewächs an der Oberlippe. Sie waren Alle olivenfarbig, ſchwarz und lockig von Haaren und am obern Theile des Körpers wohl gebildet; die Beine hingegen außerordentlich dünne, übelgeſtaltet und krumm — welches ſie in der Folge bei allen anderen Neuſeeländern, die ihnen zu Geſicht kamen, eben ſo fanden. Man bot den Indianern einige Fiſche und Enten an, ſie warfen ſolche aber zurück und gaben zu verſtehen, daß ſie daran keinen Mangel hätten. Da die anbrechende Nacht unſre Reiſenden zum Abſchied nöthigte, ſah ihnen

der Mann in ernſthafter Stille und mit einer Aufmerkſamkeit nach, welche tiefes Nachdenken anzuzeigen ſchien; das junge Mädchen hingegen, die während ihrer Anweſenheit in Einem fort und mit ſo geläufiger Zunge, als Keiner von ihnen je gehört zu haben ſich erinnerte, geplaudert hatte, fing nunmehr an zu tanzen und fuhr fort, eben ſo laut zu ſeyn als vorher. Des folgenden Tages kehrten ſie mit Geſchenken von Beilen, Nägeln und andern Sachen zu dieſen Indianern zurück. Der Mann begriff nicht nur beim erſten Anblick den vorzüglichen Werth und Gebrauch der Beile und großen Nägel, ſondern ſah auch überhaupt Alles mit Gleichgültigkeit an, was ihm keinen Nutzen zu haben ſchien. Ein Zeichen einer vorzüglichen Sagacität und Beurtheilungskraft: uns dünkt es blos ein Zeichen, daß ihm der Gebrauch der Beile und Nägel ſchon bekannt war. Denn aus Allem, was Herr Forſter von ihm erzählt, iſt zu vermuthen, daß er ſich in dieſer wilden Gegend blos als ein Flüchtling aufhielt, der vor ſeinen Feinden ſonſt nirgends ſicher war. Sie lernten bei dieſem Beſuche ſeine ganze Familie kennen, die aus zwei Frauen (worunter die mit dem Gewächs an der Lippe war), dem obgedachten jungen Mädchen, einem Knaben von etwa fünfzehn Jahren und drei kleinen Kindern beſtand, wovon das jüngſte noch an der Bruſt lag. Es wäre zu wünſchen, daß unſer Philoſoph dieſe kleinen Kinder werth geachtet hätte, ſie genauer zu beſehen; wäre es auch nur geweſen, um uns deutlicher zu machen, ob die Ungeſtalt der Neuſeeländer an den Schenkeln, Knieen und Beinen ein Werk der Natur oder zufälliger Umſtände ſey. Sie gingen mit dieſen Indianern nach ihrer Wohnung, die wenige Schritte im Walde lag und aus zwei Hütten von der ſimpelſten und primitivſten Bauart beſtand. Denn es waren

blos etliche pyramidenförmig in der Spitze zusammengelehnte Stangen, mit Blättern ihrer Flachspflanze und drüberher mit Baumrinde gedeckt. Um die Geschenke des Herrn Cook zu erwiedern, ließen sie sich's etliche Streitärte kosten; von den Speeren, die ihnen das Unentbehrlichste scheinen mochten, wollten sie keinen abgeben. Die zwischen dieser indianischen Familie und unsern Seefahrern angefangene Freundschaft wurde durch verschiedene Besuche und Gegenbesuche fortgesetzt; sie konnten es aber, ungeachtet einer ihrer Seesoldaten ziemlich viel von der Landessprache verstehen wollte, nie bis zu einer mündlichen Unterredung bringen, weil diese Familie eine besonders harte und unverständliche Aussprache hatte. Vielleicht war es ein besonderer Dialekt, der in einer Gegend gesprochen wurde, wohin Herr Cook auf seiner ersten Reise nicht gekommen war, und wo das Haupt dieser Familie vor der Revolution, die vielleicht seine Horde zerstört und ihn selbst in diese kleine Insel am wildesten und unbewohntesten Ende des Landes zu flüchten gezwungen, eine angesehene Person oder gar einen Anführer vorgestellt hatte. Vielleicht hatten die Feinde seines Hippäh oder seiner Horde den über sie erlangten Sieg den Beilen und Nägeln zu danken, die sie bei Cooks erstem Aufenthalt in Neu-Seeland bekommen; und so erklärte sich dann auf eine ganz natürliche Art sowohl sein oben bemerktes nachdenkendes Wesen, als der Werth, den er sogleich beim ersten Anblick auf Beile und Nägel zu setzen schien. Ein Umstand, der die Vermuthung, daß dieser Neuseeländer kein gemeiner Mann gewesen, wahrscheinlicher macht, scheint dasjenige zu seyn, was Herr Forster bei Gelegenheit eines Besuchs, den er auf dem Schiffe ablegte, von seiner natürlichen Unerschrockenheit erzählte: da er nämlich, wie er ihre Leute schießen sah, Lust

bekam, es auch zu versuchen, und, ungeachtet das junge Mädchen, seine vermeinte Tochter, ihn fußfällig mit den größten Zeichen der Angst davon abzuhalten suchte, das Gewehr drei- oder viermal hinter einander abfeuerte, ohne einige Furcht blicken zu lassen. Auch von diesem Mädchen, das er damals ganz allein mit sich auf das Schiff genommen hatte, und das, so wie er selbst, mit einem Speer bewaffnet war, erzählt uns der Verfasser einen merkwürdigen Zug. Sie hatte verschiedene Tage zuvor, als unsre Reisenden zu ihnen an ihr Ufer hinübergekommen waren, eine besondre Neigung und Zudringlichkeit zu einem jungen Matrosen gezeigt, den sie ihrem Betragen nach für eine Person ihres Geschlechts zu halten schien; nachher aber wollte sie ihm, ohne daß man eine andre Ursache errathen konnte, als daß er sich vielleicht einige Freiheiten bei ihr herausgenommen, nie wieder erlauben, ihr nahe zu kommen. An Menschen, mit denen man nicht reden kann, wird Alles zu Räthsel. Was unsre obige Vermuthung am meisten zu bekräftigen scheint, ist dieß, daß diese Familie mit allen von den Europäern empfangenen Geschenken eines Morgens, in Abwesenheit des Capitains Cook, auf einmal unsichtbar wurde. Der Mann (sagte das Schiffsvolk) hätte bei seinem Abzug durch Zeichen zu verstehen gegeben, er wolle aufs Todtschlagen ausgehen und dazu die Beile gebrauchen. Vermuthlich glaubte er sich nun im Stande, seine zerstreuten Anhänger wieder zusammen zu bringen, sie vortheilhafter zu bewaffnen und solchergestalt wieder die Oberhand über seine Feinde zu erhalten.

Außer dieser Familie kamen unsern Abenteuern nur wenige andre Eingeborne zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zu Gesichte, so daß die ganze Bevölkerung der Dusky-Bay sich vielleicht nicht über drei oder vier

Familien erſtreckte. Ungeachtet dieſer geringen Anzahl ſchienen dieſe Indianer den Gedanken, „daß ſie ſich verkriechen müßten,“ nicht ertragen zu können; wenigſtens verſtecken ſie ſich nicht, ohne vorher verſucht zu haben, ob ſie mit den Fremden in Verbindung kommen und erfahren können, wie ſie geſinnt ſind. Bei der Menge von Inſeln und Buchten und der dicken Wälder wegen, die es hier gibt, würde es uns (ſagt Herr Forſter) unmöglich geweſen ſeyn, die Familie ausfindig zu machen, die wir auf der kleinen Inſel ſahen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt entdeckt und die erſten Schritte zur Bekanntſchaft gethan hätte. Auch würden wir dieſe Bucht hier (diejenige, wo ſie noch mit zwei oder drei Familien bekannt wurden) verlaſſen haben, ohne zu wiſſen, daß ſie bewohnt ſey, wenn die Einwohner bei Abfeurung unſers Gewehrs uns nicht zugerufen hätten. In beiden Fällen ließen ſie meines Erachtens eine offenherzige Dreiſtigkeit und Ehrlichkeit blicken, die ihrem Charakter zur Empfehlung gereicht; denn, hätte ſelbiger die mindeſte Beimiſchung von heimtückiſchem Weſen gehabt, ſo würden ſie (was ihnen ſehr leicht geweſen wäre) geſucht haben, uns unverſehens zu überfallen u. ſ. w. In der That läßt ſich aus Allem, was man uns von den Neuſeeländern meldet, der Schluß ziehen, daß eine Anlage in ihnen liegt, aus welcher durch Cultur eine ſehr edle Art von Menſchen werden könnte. Indeſſen wiſſen wir doch von ihren dermaligen Sitten und Gebräuchen unſern verfeinerten Landsleuten kaum etwas Anderes zur Nachahmung anzupreiſen, als die Mode, einander mit Berührung der Naſen zu grüßen oder, wie es die engliſchen Matroſen nennen, einander zu naſen; und wir können nicht umhin, anſtatt des minder ehrerbietigen und allzuvertraulichen Küſſens (welches überdieß zuweilen noch andere

Unbequemlichkeiten hat) die Einführung des Naſens beim Grüßen und Abſchiednehmen in Vorſchlag zu bringen.

Eh wir Dusky-Bay verlaſſen, ſey uns erlaubt, noch ein Gemälde von derjenigen Art, worin unſer Verfaſſer ein Meiſter iſt, auszuziehen, das die Veränderung betrifft, die ein einziges europäiſches Schiff in wenigen Tagen in der Geſtalt dieſes wilden Heiligthums der Natur hervor brachte. Ein Gemälde, das uns dadurch um ſo viel lieber wird, weil es, beinahe ſollte man denken, ohne Abſicht des Verfaſſers, ein wahres Bild der großen menſchlichen Vanitas Vanitatum und gleichſam ein kurzer Auszug iſt der ganzen Geſchichte unſer hochgerühmten Künſte und des ewigen Entſtehens und Verſchwindens aller Werke, womit Menſchenwitz und Menſchenhänden den Erdboden zieren und — verunzieren.

„Die Vorzüge einer civiliſirten Verfaſſung über den rohen Zuſtand des Menſchen fielen durch nichts deutlicher in die Augen (ſagt unſer Verfaſſer), als durch die Veränderungen und Verbeſſerungen, die auf dieſer Stelle (die ſie nun im Begriff waren wieder zu verlaſſen) vorgenommen worden waren. In wenig Tagen hatte eine geringe Anzahl unſerer Leute das Holz von mehr als einem Morgen Landes weggeſchafft, welches fünfzig Neu-Seeländer mit ihren ſteinernen Werkzeugen in drei Monaten nicht würden zu Stande gebracht haben. Den öden wilden Fleck, wo ſonſt unzählbare Pflanzen ſich ſelbſt überlaſſen wuchſen und wieder vergingen, hatten wir zu einer lebendigen Gegend umgeſchaffen, in welcher hundert und zwanzig Mann unabläſſig auf verſchiedene Weiſe beſchäftigt waren:

quales apes aestate nova etc. Virgil.

Wir fällten Zimmerholz, das ohne uns durch Zeit und Alter umgefallen wäre und verfault ſeyn würde, und unſere

Bretschneider sägten Planken daraus, oder es ward zu Brennholz gehauen. Hier, an einem rauschenden Bache, dem wir einen bequemen Ausfluß in die See verschafften, stand die Arbeit unserer Böttcher, ganze Reihen von neuen oder ausgebesserten Fässern, um mit Wasser gefüllt zu werden. Dort dampfte ein großer Kessel, in welchem aus inländischen, bisher nicht geachteten Pflanzen ein gesundes, wohlschmeckendes Getränke für unsere Arbeiter gebrauet wurde. Unweit davon kochten unsere Leute vortreffliche Fische für ihre Cameraden, die zum Theil an den Außenseiten und Masten des Schiffes arbeiteten, um solches zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk wieder in Stand zu setzen. So verschiedene Geschäfte belebten die Scene und ließen sich mit mannigfaltigem Geräusche hören, indeß der benachbarte Berg von den abgemessenen Schlägen der Schmiedehämmer laut wiederhallte. Selbst die schönen Künste blühten in dieser neuen Colonie auf. Ein Anfänger in der Kunst zeichnete hier in seinem Noviziat die verschiednen Thiere und Pflanzen dieser unbesuchten Wälder; die romantischen Prospecte des wilden rauhen Landes hingegen standen mit den glühenden Farben der Schöpfung geschildert da, und die Natur verwunderte sich gleichsam, auf des Künstlers Staffelei so richtig nachgeahmt zu erscheinen. Auch die höhern Wissenschaften hatten diese wilde Einöde mit ihrer Gegenwart beehrt. Mitten unter den mechanischen Werkstätten ragte eine Sternwarte empor, die mit den besten Instrumenten versehen war, durch welche der Sternkundigen wachender Fleiß den Gang der Gestirne beobachtete. Die Pflanzen, die der Boden hervorbrachte, und die Wunder des Thierreichs in Wäldern und Seen beschäftigten die Weltweisen, deren Stunden bestimmt waren, ihren Unterschied und Nutzen auszuspähen. Kurz, überall, wo wir nur hin

blickten, sah man die Künste aufblühen, und die Wissenschaften tagten in einem Lande, das bis jetzt noch eine lange Nacht von Unwissenheit und Barbarei bedeckt hatte. — Allein dieß schöne Bild der erhöhten Menschheit und Natur war von keiner Dauer. Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind, als es entstanden war. Wir brachten unsere Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe und ließen kein Merkmal unseres Hierseyns, als — ein Stück Land, das von Holz entblößt war. Zwar hatten wir eine Menge von europäischem Gartengesäme der besten Art daselbst ausgestreut; allein das Unkraut umher wird jede nützliche Pflanze bald genug wieder ersticken, und in wenig Jahren wird der Ort unseres Aufenthalts nicht mehr zu kennen, sondern zu dem ursprünglichen chaotischen Zustande des Landes wieder herabgesunken seyn. Sic transit gloria mundi! Augenblicke oder Jahrhunderte der Cultur machen in Betracht der vernichtenden Zukunft keinen merklichen Unterschied."

Den fünften Mai 1773 segelten unsere Abenteurer aus Dusky-Bay in Neu-Seeland nach dem aus Capitain Cooks erster Reise bekannten Charlotten-Sund, wo sie den achtzehnten anlangten und die nicht mehr gehoffte Freude hatten, die Adventure, von der sie den achten Jänner während eines außerordentlichen Nebels getrennt worden waren, wieder zu finden. Sie hielten sich nicht länger hier auf, als vonnöthen war, um beide Schiffe wieder segelfertig zu machen.

Das Meiste, was Herr Forster während dieses kurzen Aufenthalts von den Einwohnern dieses merkwürdigen Landes wahrgenommen, bestätiget das Gute, was im neunten

Hauptstück des III. Bandes des Hawkesworthischen Werkes von ihnen gesagt wird.

So nachtheilig eine größere Cultur und Bekanntschaft mit unseren Künsten und feinern Bedürfnissen den glücklichen, nichts bedürfenden Lieblingskindern der Natur in O-Tahiti und den übrigen Gesellschafts-Inseln aller Wahrscheinlichkeit nach seyn möchte: so viel hätten hingegen die Neu-Seeländer dabei zu gewinnen, gegen welche sich die Natur so karg erwiesen hat, daß sie sich, ohne Hülfe unserer Künste und Einrichtungen, unmöglich jemals aus ihrem armseligen Zustande empor arbeiten können. Denn eben dieser allzu dürftige Zustand scheint die einzige, aber ohne fremde Beihülfe unüberwindliche Ursache zu seyn, warum dieß Volk, in welchem so viel herrliche Kräfte und Fähigkeiten zu schlummern scheinen, nie zur Entwicklung derselben gelangen wird, solange es sich selbst überlassen bleibt. Es ist wirklich ein trauriger Anblick, wenn wir ein Volk, das sich, unter günstigern Umständen und mit den gehörigen Hülfsmitteln, in wenigen Jahrhunderten vielleicht zu etwas Besserm als Spartaner und Römer ausbilden könnte, durch die bloße Schwierigkeit, ihr Leben zu erhalten, genöthigt sehen, sich selbst unter einander aufzureiben und gerade durch die daher entstehende Entvölkerung ihres Landes und Trennung der Einwohner in lauter sehr kleine, in ewigem Kriege unter einander lebende Gesellschaften die Möglichkeit eines glücklichern Zustandes sich selbst immer an der Wurzel abzuschneiden. Was die Erfahrung längst als eine große Wahrheit bestätigt hat, daß Noth und Dürftigkeit auch die edelsten Naturen endlich zusammendrückt, abwürdiget, kleinmüthig, mißtrauisch und der niedrigsten Handlungen fähig macht, zeigt sich vielleicht nirgends in einem stärkern Licht als unter den Indianern von

Neu-Seeland. Von Natur herzhaft, unerschrocken, großmüthig und zutraulich, macht sie das Gefühl ihrer Schwäche feig, mißtrauisch und menschenscheu. Sie scheinen den Werth der friedsamen häuslichen Glückseligkeit so stark zu fühlen, als irgend ein Volk in der Welt, und leben immer unsicher, in einem ewigen Hobbesianischen Kriegsstande. Ihr Herz ist offen, treu, dankbar, gefühlvoll für Ehre und Schmach, mit einem Wort, edel und menschlich — und sie sind Menschenfresser. Ungeachtet ihre sittlichen Gefühle nicht zu deutlichen Begriffen und zusammenhangenden Grundsätzen entwickelt seyn können, so glaubt man doch, selbst durch die Hülle der höchst unvollkommnen Nachrichten, die uns unsre europäischen Abenteurer von ihnen geben können, das Selbstgefühl einer edlern Natur durchscheinen zu sehen, die unwillig darüber ist, sich durch die Noth erniedrigt zu sehen, zu thun oder zu leiden, was eines Menschen unwürdig ist. Der unendliche Nutzen, den ihnen in ihrem armseligen Zustande das europäische Eisenwerk, Beile, Messer, große Nägel und dergleichen schaffen können, setzt zwar ihre erregte Begierlichkeit der Verführung unserer Seefahrer aus; sie geben, um dieses Gewinnstes willen, ihre Schwestern und Töchter Preis: aber man sieht, daß sie es ungern thun, und nichts kann sie dahin bringen, auch ihre verheiratheten Frauen der Entehrung zu überlassen; und Herr Forster (der überhaupt nicht dazu gestimmt scheint, die Neu-Seeländer in einem verschönernden Lichte zu sehen) gesteht, daß auch unter jenen Weibsbildern manche nicht anders, als mit dem äußersten Widerwillen und durch ihre eigenen Verwandten gezwungen, dahin zu bringen gewesen, „sich den Begierden solcher Kerle preiszugeben, die ohne Empfindung ihre Thränen sehen und ihr Wehklagen hören konnten.“

Die empfindsame Anmerkung, welche Herr Forster bei dieser Gelegenheit macht, über den moralischen Schaden, womit die Neu-Seeländer die wenigen Vortheile, so sie von dem Besuch der engländischen Seefahrer gezogen, bezahlen müßten, ist nur zu sehr gegründet — und, wenn wir uns nicht sehr irren, kann das ihnen dadurch zugefügte Unrecht auf keine andere Weise vergütet werden, als daß man sich ein ernstliches Geschäfte daraus mache, sie nun völlig zu policiren und ihnen, da sie doch einmal etwas von unsern gefährlichen Gaben gekostet haben, lieber vollends Alles gebe — die ganze Büchse der Pandora mit allem Guten und Bösen, was sie enthält. In ihren Umständen haben sie nichts mehr dabei zu verlieren, hingegen sehr viel zu gewinnen. Aber was sicht die Europäer der Zustand eines armen rohen Volkes am Ende der Welt an, bei dem nichts zu holen ist, als, wenn es hoch kommt, Mastbäume und ein paar Raritäten für Kunst- und Naturalien-Cabinete, deren man um eine Hand voll Nägel genug von ihnen haben kann.

Wir eilen mit unseren Argonauten nach diesem berühmten O-Tahiti, welches seit der ersten Nachricht, die uns Herr von Bougainville davon gegeben, eine Art von Schlaraffenland oder Pays de Cocagne für unsere Europäer geworden ist — nach dieser glücklichen Insel, wo wir mit Recht so erstaunt sind unsere Lieblingsträume von arkadischer Unschuld, Einfalt, Ruhe und kummerfreiem Wohlleben eines Volkes, das in ewiger, unbesorgter, lieblicher Kindheit an den Brüsten der Natur hängt — realisirt zu sehen — nach dieser Insel, wo der weniger dichtrische Menschenforscher selbst, so

unbefriedigend er alle bisherige Nachrichten von ihren Bewohnern findet, doch immer genug sieht, um nach einer genauen, vollständigen, durchaus wahren Kenntniß derselben lüstern zu werden. Was uns Herr Forster nach einem blos vierzehntägigen Aufenthalt davon sagt und sagen kann, ist zwar ein bloser Nachtrag zu dem ausführlichern Bericht, den wir dem Herrn von Bougainville und dem Beschreiber der ersten Reise des Capitain Cook zu danken haben. Denn Herr Forster wollte nichts wiederholen, was man dort schon gelesen hat — aber unterhaltend und schätzbar ist dieser Nachtrag durch viele kleine Anekdoten und individuelle Züge, die uns diesen holden Geschöpfen, in denen wir die Natur sich verjüngern und das kindliche Alter der Menschheit wiederkehren sehen, näher bringen, und die dem Weisen unendlich willkommner sind, als abgezogene Resultate, studirte Hypothesen und idealisirte Abbildungen oder vielmehr Vorspieglungen, womit wir uns so oft anstatt echter Geschichtserzählungen und lebendiger Bilder abspeisen lassen müssen.

„Ein Morgen war's! (singt Herr Forster im höhern Ton) schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, der uns bis hierher begleitet, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern sanft abhängenden

den liebenswürdigen Charakter, der den Einwohnern der Societäts-Inseln von allen Europäern, die zu ihnen gekommen, beigelegt wird und sie von allen Völkern der Welt unterscheidet. Die Leute, die uns umgaben, sagt er, hatten so viel Sanftes in ihren Gesichtszügen als Gefälliges in ihrem Betragen — Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, der Hauptzug ihres Nationalcharakters, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor. Die äußeren Merkmale, wodurch sie uns ihre Zuneigung zu erkennen zu geben suchten, waren von verschiedener Art; Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären, als sie.

Man erinnere sich aus Bougainville's und D. Hawkesworths Nachrichten, daß eben diese so ungemein sanften Menschen die empfindlichsten Geschöpfe von der Welt sind, daß es ihnen nicht an Muth fehlt, Beleidigungen zu rächen, daß sie mit ihren Waffen sehr wohl umzugehen wissen und mit einigen Völkerschaften benachbarter Inseln in beständiger Fehde leben. Ihre Sanftheit und Güte ist also nicht phlegmatische Schwäche. Diese höchste Sanftheit, mit so reizbaren Sinnen, solchem Feuer der Leidenschaft, so viel Herz und Unerschrockenheit, macht zusammen den schönsten, menschlichsten Geschlechtscharakter aus, den ich — der die weite Welt nur aus Büchern kennt — in allen Zeiten und Strichen des Erdbodens jemals gefunden habe.

Hundertmal, wenn ich die unaussprechliche Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur im zweiten und dritten Jahre der Kindheit — diese so wunderbar angenehme und reizvolle Composition von Unwissenheit und Neugierde, Sorglosigkeit und Aufmerksamkeit, Liebe und Selbstheit, traulicher Gutherzigkeit und äußerster Zornfähigkeit, Nachgiebigkeit und Eigensinn, Schlauheit und Einfalt, diese offne Unbefangenheit der Seele; dieses Aufdämmern der Vernunft aus dem dunkeln Gewirr des Gefühls; diese zarte Beweglichkeit aller Sinne; diese lautre Reinheit jedes Naturtriebs, diese Wahrheit und Innigkeit aller Begierden, Zuneigungen und Bewegungen des Herzens, in Lust und Schmerz, Freude und Betrübniß, Liebe und Haß; diese glückliche Geneigtheit, alles Uebel, sogleich wie es nicht mehr gegenwärtig gefühlt wird, alle Beleidigungen im Moment, wie sie aufhören, wieder zu vergessen; diese reine Stimmung aller Saiten des Gefühls zu Allem in der Natur, was Beziehung auf sie hat; diese beständige Aufgelegtheit, sich zu freuen, zu genießen; dieses ewige Leben im Augenblick, diese gänzliche Verschlossenheit für die Zukunft; dieß nichts Böses Wollen, nichts Böses Ahnen — wenn ich, sag' ich, das Alles, in der so unbeschreiblich feinen und lieblichen Mischung, wie es in den ersten Jahren des kindischen Lebens sich äußert, sah und es zu einer Zeit sah, da — noch von keinem O-Tahiti die Rede war — wie oft dacht' ich dann: was für Geschöpfe wären wir, wenn wir zur Blüthe und Kraft des Jünglingsalters heranwachsen und die Vollkommenheit unserer Natur erreichen könnten, ohne von Allem, was die Kindheit so liebenswürdig, so glücklich macht, mehr zu verlieren, als vermöge der absoluten Nothwendigkeit der Sache verloren gehen muß, wenn Dämmerung zum Morgen und Knospe zur Blume wird!

Ich weiß, wenn ich wieder kalt bin, so gut als ein Anderer, in welche Classe ein solcher Wunsch gehört, und was mir jeder hoch gelehrte Knabe, der so eben seinen Cursus von Logik, Metaphysik, Moral, Dogmatik u. s. f. absolvirt hat, dagegen einwenden kann — Aber ich freue mich doch, zu denken, daß wenigstens der beste und glücklichste Theil der Bewohner der Gesellschaftsinseln lebendige Beweise sind, daß die Natur in einigen kleinen Inselchen der Südsee gewisser Maßen wirklich gemacht hat, was bei mir und andern ehrlichen Wünschern und Träumern bloser Wunsch und Traum der freundlichen Einbildung war. — Freilich geht etwas und ziemlich viel davon ab, daß Wirklichkeit je so schön, so glänzend, so erwünscht sey, als was Fee Mab mit einem Schlag ihres Mohnstengels vor unserm innern Sinn vorbeizaubert. Die Kinder von O-Tahiti sind freilich keine Halbengel aus einer idealischen Unschuldswelt — Aber, so wie sie sind, wer ist der Mensch, der sie nicht lieben muß? Wo die gute Seele, die sich nicht zu ihnen wünscht?

Herr Forster war kaum in O-Tahiti angekommen, als er schon die Wirkungen der leutseligen und gefälligen Gemüthsart der Einwohner erfuhr. „Da sie merkten, sagt er, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten: so gaben sie sich viele Mühe, uns zu unterrichten, und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten.“ — Herr Forster setzt Verschiedenes, was jedoch aus seinen Vorgängern schon bekannt war, zum Lobe

dieſer Sprache hinzu. Sie beſteht aus lauter reinen Sylben und hat noch viel weniger Mitlauter, als die griechiſche; ſie iſt noch ſingbarer, als die italieniſche, oder vielmehr, ſie iſt an ſich ſelbſt ſchon Geſang. — Auch erinnert er ausdrücklich, daß der wahre Name dieſer Inſel nicht Otaheite (wie die Engländer ihn ſchreiben und ausſprechen), ſondern O-Tahiti ſey, und daß alſo, da die Vorſylben O und E Artikel ſind, Herr von Bougainville den wahren Namen, Tahiti richtig angegeben; nur daß die Einwohner es mit einer leichten Aſpiration ungefähr wie Tahiti ausſprechen.

Bougainville, in deſſen Ausdrücken von dieſer Zauberinſel und ihren Bewohnern man Schwärmerei einer verſchönernden Imagination vermuthete, hat nicht zu viel geſagt, wenn er jene als ein Paradies und dieſe als glückliche Geſchöpfe beſchreibt. Herr Forſter fühlte es gerade eben ſo, und die Gemälde, die er davon macht, ſind ſehr geſchickt, auch uns etwas von ſeinem Genuſſe mitzutheilen. — „Ungeachtet, der ſpäten Jahrszeit wegen, Laub und Gras ſchon durchgehends mit herbſtlichem Braun gefärbt war, ſo bemerkten wir doch bald, daß dieſe Gegenden in der Nähe nichts von ihren Reizen verlören. — Wir befanden uns in einem Walde von Brodfruchtbäumen, auf denen aber bei dieſer Jahrszeit keine Früchte mehr waren, und beim Ausgang des Gehölzes ſahen wir einen ſchmalen, von Gras entblösten Fußpfad vor uns, vermittelſt deſſen wir bald zu verſchiednen Wohnungen gelangten, die unter mancherlei Buſchwerk halb verſteckt lagen. Hohe Cocospalmen ragten weit über die andern Bäume empor und neigten ihre hängenden Wipfel auf allen Seiten gegen einander hin. Der Piſang prangte mit ſeinen ſchönen breiten Blättern und zum Theil auch noch mit einzelnen traubenförmigen Früchten. Eine ſchattenreiche Art von Bäumen,

mit dunkelgrünem Laube, trug goldgelbe Aepfel, die den würzhaften Geschmack und Saft der Ananas hatten. Der Zwischenraum war bald mit jungen chinesischen Maulbeerbäumen bepflanzt, deren Rinde von den Einwohnern zu Verfertigung der hiesigen Zeuge gebraucht wird, bald mit verschiednen Arten von Arum- und Zehrwurzeln, mit Yams, Zuckerrohr und andern nutzbaren Pflanzen besetzt. Die Wohnungen der Indianer lagen einzeln, jedoch ziemlich dicht neben einander, im Schatten der Brodfruchtbäume, auf der Ebne umher und waren mit mancherlei wohlriechenden Stauden umpflanzt. Die einfache Bauart und die Reinlichkeit derselben stimmte mit der kunstlosen Schönheit des um sie her liegenden Waldes überaus gut zusammen. — Sie bestanden mehrentheils nur aus einem Dach, das auf etlichen Pfosten ruhte, und pflegten übrigens an allen Seiten offen und ohne Wände zu seyn — (glücklicher Beweis, daß die Einwohner weder Schirm vor der Ungunst der Witterung und des Klima, noch die mindeste Verwahrung gegen einander selbst vonnöthen haben!) — Vor jeder Hütte sah man eine kleine Gruppe von Leuten, die sich ins weiche Gras gelagert hatten, oder mit kreuzweis über einander geschlagenen Beinen beisammen saßen und ihre glücklichen Stunden entweder verplauderten oder ausruhten. Einige standen bei unserer Annäherung auf und folgten dem Haufen, der mit uns ging; Viele aber, besonders Leute von reiferem Alter, blieben unverrückt sitzen und begnügten sich, uns im Vorübergehen ein freundschaftliches Tayo zuzurufen. Da unsere Begleiter gewahr wurden, daß wir Pflanzen sammelten, so waren sie sehr emsig, dieselben Sorten zu pflücken und herbei zu bringen, die sie von uns hatten abbrechen sehen. Es gab auch in diesen Plantagen in der That eine Menge von allerhand

wilden Arten, die untereinander in jener schönen Unordnung aufsprossen, die über das steife Putzwerk künstlicher Gärten immer unendlich erhaben ist. — Vornehmlich fanden wir verschiedene Grasarten, die, ungeachtet sie zarter und feiner als unsere nördlichen waren, dennoch, weil sie im Schatten wuchsen, ein sehr frisches Ansehen hatten und einen weichen Rasen ausmachten. Sie dienten zugleich, das Erdreich feucht zu erhalten und solchergestalt den Bäumen Nahrung zu verschaffen, die auch ihrerseits im vortrefflichsten Stande waren. Mancherlei kleine Vögel wohnten in ihren Zweigen und sangen sehr angenehm, dem Wahn zu Trotz, den man in Europa hegt, als ob es den Vögeln in den heißen Ländern an harmonischen Stimmen fehle. In den Gipfeln der höchsten Cocosbäume pflegte sich eine Art kleiner schöner saphirblauer Papagaien aufzuhalten, und eine grünliche Art mit rothen Flecken sah man häufig unter den Pisangbäumen. — Ein Eisvogel von dunkelgrünem Gefieder und rings um den weißen Hals mit einem ringförmigen grünen Streif gezeichnet, ein großer Kuckuk und verschiedene Arten von Tauben hüpften fröhlich auf den Zweigen herum, indeß ein bläulicher Reiger gravitätisch am Seeufer einhertrat, um Muscheln, Schnecken und Würmer aufzulesen. Ein schöner Bach, der über ein Bette von Kieseln rollte, kam in schlängelndem Lauf das schmale Thal herab und füllte beim Ausfluß in die See unsere Fässer mit silberhellem Wasser." — Ich besorge nicht, daß meine Leser diese ausgeschriebene Stelle zu lang finden werden. Solche individuelle Gemälde geben eine lebendigere Vorstellung als allgemeine Beschreibungen; und wem muß es nicht angenehm seyn, zu sehen, mit welcher Liebe die Natur an der Wiege ihrer Schoßkinder gearbeitet hat?

Desto verdrießlicher ist gleich darauf zu lesen, wie der Capitain Cook, vermuthlich in einem Anstoß übler seemännischer Laune, fähig war, um eines sogenannten Diebstahls willen, dessen sich einer von den beiden Söhnen ihres bisherigen Begleiters O-Pue, von seiner kindischen Begierlichkeit verleitet, schuldig gemacht hatte, d. i. um einer Beleidigung willen, die in O-Tahiti gar keine Beleidigung war, den Frieden dieser glücklichen Wohnungen zu stören und die trauliche Sorglosigkeit dieses Volks von Kindern durch Flintenkugeln und Vierpfünder zu schrecken. O ihr hassenswürdige Europäer mit eurem zur Unzeit angebrachten Puffendorf! — „Was? (wendet man ein) man hatte dem Kerl schon unentgeltlich eine Menge Sachen gegeben, und er hat noch die Unverschämtheit, die Gesetze der Gastfreiheit auf eine so häßliche Art zu übertreten" und — ein Messer und einen zinnernen Löffel zu mausen! War es bei solcher Bewandtniß des Herrn Capitains Hochwohlgeboren zu verdenken, daß Wohlderselbe „aus Unwillen über das schändliche Betragen dieses Kerls" sich nicht enthalten konnte, ihm eine Flintenkugel über dem Kopf hinzufeuern — und, als sogar der dritte Schuß nichts fruchten wollte, und die entfernten Indianer (die von alle dem Spuk nichts begriffen und nur einige der Ihrigen mit Flintenschüssen von den fremden Herren verfolgt sahen) vom Strand aus mit Steinen nach den Herren zu werfen anfingen, sie durch einen Vierpfünder in Respect zu setzen, auch ihnen zu wohlverdienter Strafe und Andern zum Schrecken für Kosten, Schaden und Genugthuung zwei doppelte Kanots wegnehmen zu lassen? — O des herrlichen europäischen Natur- und Völkerrechts! — Ei, ei, lieber Forster! — wo war in diesem Augenblick Ihre Philosophie? — Wie können Sie von dem jungen Menschen verlangen, daß

er Ihren Puffendorf und Barbeyrac geleſen haben ſoll? Wie können Sie ſich einbilden, daß er das Meſſer und den zinnernen Löffel aus einer andern Urſache als aus kindiſchem Inſtinct oder höchſtens aus unbeſonnenem, argloſem Muthwillen genommen hat? Was würden Sie dazu ſagen, wenn ein Friedensrichter in England ein Kind von zwei oder drei Jahren, weil es einen Löffel, oder was Sie ſonſt wollen, gemaust hätte, pilloriſiren laſſen wollte? Der O-Tahitiſche Junge hier verſtand wahrlich von der Moralität ſeiner Handlung, die Sie ein ſchändliches Betragen nennen, nicht mehr, als das vorbeſagte Kind. Das Kind und der junge Kerl von O-Tahiti hat einen Naturtrieb zu Allem, was ihm gefällt, und weiß nichts Anderes, als daß die ganze Welt mit Allem, was darin iſt, ihm gehört. Du ſollſt nicht ſtehlen! iſt ein poſitives bürgerliches Geſetz, zu deſſen Beobachtung wir erzogen werden müſſen. Man hat an deſſen Uebertretung in den meiſten bürgerlichen Geſellſchaften Schande und entehrende Strafe hängen müſſen; aber was geht das die Bewohner von O-Tahiti an? Und wenn es, der Folgen wegen, nöthig war, dem kindiſchen Trieb dieſes Völkchens zu Allem, was ihnen anſteht, Einhalt zu thun, konnte das nicht auf eine freundlichere Art und ohne Vierpfünder geſchehen?

Man kann ſich des Unwillens ſchwerlich enthalten, wenn man (wie nur zu oft Gelegenheit iſt) dergleichen Probeſtückchen lieſt von dem herriſchen Betragen, das die europäiſchen Seemänner ſich über Menſchen herausnehmen, die von ihnen nicht abhängen und nur durch den Vorzug tödtlicherer Waffen gezwungen ſind, ſich von ihnen mißhandeln zu laſſen. Aber freilich iſt es — ihrer würdig und ganz aus einem Stücke mit der Unverſchämtheit, womit dieſe Herren, im Namen ihrer allergnädigſten Könige, von jeder Inſel und

Halbinsel der Südsee, auf die sie Wind und Wetter oder Bedürfniß, sich zu erfrischen, verschlägt, feierlich Besitz nehmen, ohne daß es ihnen einfällt, die uralten Einwohner derselben zu fragen, was sie zu dieser Besitznehmung zu sagen haben. Ein herrliches Völkerrecht! Und das sind die aufgeklärten, philosophischen, rechtshochgelahrten Herren, die einen weggemausten zinnernen Löffel mit Vierpfündern rächen!

Der Vierpfünder indessen wirkte. Die Herren erreichten ihren großen Zweck; denn er jagte den O-Tahitern ein solches Schrecken ein, daß sie sich zwei doppelte Kanots (und wahrscheinlich noch zehnmal so viel, wenn die Herren Vierpfünder gewollt hätten) ohne Widerrede wegnehmen ließen. Freilich war nun das Vertrauen der guten Insulaner verscherzt — und das hatten die europäischen Herren gleichwohl noch vonnöthen, weil sie wenigstens eben so großen Appetit zu den Hühnern und Schweinen der Indianer hatten, als diese zu ihren Messern und Löffeln. Aber das war ja auch leicht wieder zu gewinnen. Die Bewohner waren „so freundschaftliche, gutherzige Leute!" — Gleichwohl waren sie, sagt Herr Forster, wegen des Vorgefallnen etwas scheuer und zurückhaltender als zuvor (sie hatten wohl groß Unrecht daran?). Es währte etliche Tage, bis man sie wieder zutraulich machen konnte, und Herr Cook mußte sich am Ende doch entschließen, die genommenen Kähne wieder zurückzugeben.

Doch — weg von diesen unangenehmen Betrachtungen! Herr Forster versöhnt uns wieder mit sich durch ein paar ziemlich getreu, wie es scheint, und nicht ohne Liebe nach dem Leben gemalte O-Tahitische Familienstücke, die ich nicht um das Beste von Greuze geben möchte. Hier hätte der Maler Hodges, den unsre Seefahrer bei sich hatten, wenn etwas von Greuzens Geist in seinen Augen und in seinem

Herzen gewesen wäre, Stoff zu Bildern und Gruppen bekommen können, womit er mehr Dank von uns verdient hätte, als mit den reichen, idealisirten, griechenzenden Compositionen, die er uns für Natur, und Natur aus den Südseeinseln aufheften will.

Die Herren Forster waren mit einigen Begleitern früh Morgens aufs Botanisiren gegangen. Zufälliger Weise bekamen sie im Walde Gelegenheit, einigen Weibern von der niedrigsten Classe zuzusehen, wie sie den in diesen Inseln gewöhnlichen Zeug aus der faserigen Rinde junger Maulbeerbäume bereiteten. Von da gelangten sie zuletzt in ein schmales Thal. Ein wohl aussehender Mann, bei dessen Wohnung sie vorbeikamen, lag im Schatten da und lud sie ein, neben ihm auszuruhen. Sobald er sah, daß sie dazu nicht abgeneigt schienen, streute er Pisangblätter auf einen mit Steinen gepflasterten Fleck vor dem Hause und setzte einen kleinen Stuhl hin, auf welchen er denjenigen, der ihm der Vornehmste unter ihnen schien, niederzusitzen bat. Nachdem auch die Uebrigen sich ins Gras gelagert hatten, lief er ins Haus, holte eine Menge gebackner Brodfrucht und setzte ihnen solche auf den Pisangblättern vor. Nächst diesem brachte er noch einen Mattenkorb voll tahitischer Aepfel, einer Frucht, die der Ananas im Geschmack ähnlich ist, und nun bat er sie, zuzulangen. Die Herren ließen sich's wohl schmecken, fanden die Früchte vortrefflich und die tahitische Art, die Brodfrucht vermittelst heißer Steine in der Erde zu backen, unendlich besser, als ihre eigene Art, sie zu kochen, weil bei jener aller Saft beisammenbleibt und durch die Hitze noch mehr verdickt wird, beim Kochen hingegen sich viel Wasser in die Frucht saugt, und von Geschmack und Saft viel verloren geht. Zum Nachtisch brachte ihnen

Anmerkungen.

Sympathien.

S. 3. Unwiſſend, daß dieſes Bild ein Urbild hat u. ſ. w. — Die erſten philoſophiſchen Abhandlungen Wielands ſind als eine Frucht ſeiner Lecture Platons zu betrachten. Daß er in ſeinen früheren Jahren die Lehre Platons von den Ideen angenommen, haben wir ſchon bemerkt (ſ. die Anm. zu: Briefe von Verſtorbenen, 4. Br. Bd. 26.): gerade hier wird es zweckdienlich ſeyn, die theologiſchen, pſychologiſchen und moraliſchen Sätze Platons, die damit zuſammenhängen, anzuführen, denn Wieland hatte ſie in ſeine Denkweiſe aufgenommen. Es ſind hauptſächlich folgende:

1) Von Ewigkeit her war die Gottheit und die ungeformte Materie vorhanden, und in der Gottheit waren von Ewigkeit her die Ideen. Die Welt entſtand, indem die Gottheit die Materie mit dieſen Ideen verband oder ſie ordnete nach ihren ewigen Urbildern. Das Weltideal, ſofern es von Gott gedacht wird, macht die Verſtandeswelt aus, nach welcher die ſichtbare dadurch, daß die Materie mit den Ideen verbunden wurde, gebildet iſt.

Da es nach dieſen Sätzen zweifelhaft ſeyn mußte, ob ein Verſtand, der nicht der göttliche ſelbſt iſt, die Verſtandeswelt erkennen könne, ſo half Platon durch einen Satz ſeiner Pſychologie:

2) Die Seele iſt göttlichen Urſprungs und vor ihrer Vereinigung mit dem Körper in einem vollkommnern Zuſtande geweſen. Aus eben dieſem liegen die Ideen noch in ihr (ſie ſind angeboren), und alles unſer Erkennen, Erlernen u. ſ. w. iſt eine bloſe Wiedererinnerung.

Dieſes iſt der Satz, den Wieland hier vorträgt. Um des Folgenden willen theilen wir aber gleich auch die moraliſchen Folgerungen mit, welche Platon aus ſolchen Vorausſetzungen zog:

3) Körper und Sinne hindern uns, die Wahrheit rein und vollkommen zu erkennen und eine reine und vollkommene Glückseligkeit zu erlangen. Der Körper ist der Seele Kerker, und diese zur Strafe in ihn gesetzt. (Hier folgt die Lehre von dem Abfall, Sündenfall.) Um noch Glückseligkeit hienieden zu erlangen, muß man das Irdische fliehen, die Seele vom Körper abziehen und die ewige Wahrheit des Unsichtbaren unverwandt mit dem Auge des reinen Verstandes anschauen, worin die wahre Weisheit, die Mutter aller Tugenden, besteht. Des Menschen Glückseligkeit besteht in der Aehnlichwerdung Gottes, wozu die Tugend, die Anerkennung des Elendes der eingekerkerten Seele und die Reinigung derselben die Mittel sind. Der Tod erst, als Befreiung von des Körpers Banden, verhilft zur wahren Glückseligkeit.

Hier folgt nun im platonischen Systeme die Lehre von der Unsterblichkeit und Seelenwanderung, womit sich der Cirkel schließt. Eine unendliche Sehnsucht treibt den Forscher zu Gott hin; aber auch diese, durch nichts Irdisches zu befriedigende Sehnsucht leitet er von der dunkeln Erinnerung des ehemaligen Zustandes ab, wo die Seele Gott näher und in ihrem eigentlich natürlichen Zustande war. Zu Gott erheben die Schwingen der Seele, d. i. die Kraft und der Hang, vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen emporzusteigen. Dieß führt den Denker auf die Kraft der Begeisterung und der Schönheit, die er ebenfalls mit seinen Ideen in Verbindung bringt. Er weiß es, daß die Energie des Geistes durch das wahrgenommene Sinnlichschöne besonders kräftig erregt wird, und daß es antreibt, zu dem Genusse des geistigen Urschönen sich zu erheben. Die Schönheit führt ihn auf die Liebe. Der physischen Liebe aber, die sich an der körperlichen Schönheit weidet, eine Folge des Geschlechtstriebes ist und blos angenehmen Sinnengenuß bezweckt, stellt er, als vernünftiges Begehren, seine himmlische Liebe entgegen, deren Gegenstand die moralische Schönheit und Vollkommenheit ist. „Wer, durch die Liebe für den geliebten Gegenstand richtig geleitet, sich von der Neigung zu diesem allmählich erhoben hat zum Anschauen der ewigen Schönheit, der hat den Grad der Vollendung beinah erreicht. — Von schönen Körpern steigt man zu schönen Handlungen, zu schönen Wissenschaften auf und wird endlich in den letzten Grad eingeweiht, wo man die Urschönheit selbst erkennt. Hier wird des Menschen Leben erst ein wahres Leben.“

S. 9. Richardson — Samuel Richardson, geb. 1689 in Derbyshire, gest. 1761 zu London, wo er Eigenthümer einer Buchdruckerei war, ist der eigentliche Begründer der Familienromane. Seine Pamela, Clarissa und Grandison, die dem Verfasser den ehrenvollen Namen des Shakespeare unter den Romandichtern erwarben, erschienen alle kurz vor Wielands

ersten Schriften (in den Jahren 1740—1750) und blieben auf diesen nicht ohne großen Einfluß. — Mit Byron und Shirley, deren weiter unten gedacht wird, sind Personen aus Richardsons Romanen.

S. 19. Amalia, welche hier neben zwei weiblichen Idealen von Richardson steht, ist die Heldin eines Romans von Fielding, der in ihr ein Muster ehelicher Treue und Zärtlichkeit aufstellen wollte. Seinem Tom Jones steht dieser Roman weit nach, und der Amalia thut man nicht großes Unrecht, wenn man sie mit unserm seligen Weibe, wie es seyn soll vergleicht.

S. 24. Hier liegt u. s. w. — Ghaulieu, geb. 1639 zu Fontenay, gest. 1720 zu Paris, wurde Anacréon du Temple genannt, weil er bis in sein Alter von Wein und Liebe sang, und der Herzog von Vendome ihm im Temple eine Wohnung eingeräumt hatte, wo sich an bestimmten Tagen die witzigsten Köpfe von Paris versammelten. — Welcher Anstoß an dem zärtlichen Tibull (vergl. B. 2. S. 446.) und an Gay (geb. 1688 in Devonshire, gest. 1732 zu London), dem berühmten Verfasser der Bettleroper, die ein Lieblingsstück der Engländer geblieben ist, hier eigentlich genommen war, dürfte schwer zu sagen seyn, wenn der damalige Wieland nicht an noch weit unverdächtigeren Dichtern ein Aergerniß genommen hätte. — Prior, geb. 1664 und gest. 1721 zu Wimpole, ist in seinen Erzählungen und Liedern immer anmuthig, zuweilen leichtfertig.

S. 24. Suarez — Franz Suarez, ein spanischer Jesuit, gest. 1617, dessen Werke 24 Foliobände ausmachen, half den Geschmack an scholastischen Spitzfindigkeiten und Zergliederungen allerdings sehr verbreiten, auch in der Moral, mit deren wichtigsten Gegenständen er sich beschäftigte, allein er war einer der feinsten Köpfe seines Ordens. Wielands Erlaubniß, ihn zu verspotten, ohne ihn zu kennen, läßt sich daher nur mit seiner Jugend entschuldigen.

Ich will dich nur zu einem größeren Virtuose machen — Auf jeden Fall bezieht sich dieß auf folgende Stelle in Shaftesbury's Abhandlung Sensus communis: „Jeder ist ein Virtuose von einem höhern oder niedrigern Range; Jeder strebt einer Grazie nach und buhlt um eine Venus von der einen oder der andern Art. Das Venustum, das Honestum, das Decorum öffnet sich mit Gewalt den Weg. Wer ihm in den edleren Gegenständen, von der geistigen und moralischen Gattung, kein freies Spiel lassen will, wird anderswo, in einer niedrigern Classe von Dingen, seine Gewalt fühlen. Wer die Haupttriebfedern der Handlungen übersieht und auf Harmonie und Ebenmaß eines ganzen Lebens keine Aufmerksamkeit richtet, wird sich mit elenden Nebensachen beschäftigen und davon fesseln

laſſen, entweder mit dem Studium gewöhnlicher Künſte oder mit der Wartung und dem Anbau blos mechaniſcher Schönheiten. Die Modelle von Häuſern, Gebäuden und ihren begleitenden Verzierungen, die Pläne von Gärten und ihren Beeten, die Anlegung der Spaziergänge, Pflanzungen, Alleen und tauſend andre Symmetrien werden an die Stelle der glücklichern und höhern Symmetrie und Ordnung einer Seele treten.“ — „Die Wollüſtlinge, die dieſe philoſophiſche Schönheit am meiſten zu verachten ſcheinen, können ihr doch nicht immer ihre Reize abſprechen. Sie können eben ſo herzlich wie Andere die Tugend loben; ſie werden eben ſo ſehr durch die Schönheit einer edeln Handlung gerührt. Sie bewundern die Sache, allein nicht die Mittel dazu. Gern möchten ſie, wenn es anginge, Tugend und Wolluſt vereinigen; allein die Regeln der Harmonie erlauben es nicht, die Miſsharmonie iſt zu ſtark.“ Des Grafen v. Sh. ph. Werke. Ueberſ. I. 169. fg.

S. 25. Leontium — Vergl. die Anmerk. zu Krates und Hipparchia, 18. Brf. Bd. 21.

Lavinia — Wenn keine andre gemeint iſt, als die Tochter des Latinus und nachmalige Gemahlin des Aeneas, welcher der Stadt Lavinium nach ihr den Namen gab; ſo ſehe ich nicht, warum ſie gerade als die unſchuldsvolle bezeichnet und der Zauberin Circe entgegengeſetzt wird. —

Der Witz u. ſ. w. — Bei allen heftigen Anklagen des Witzes, die hier und anderwärts vorkommen, hatte Wieland Young vor Augen, den, wie Wieland ſelbſt in einer von ihm unterdrückten Stelle ſagt, die Schändlichkeit des gemiſsbrauchten Witzes ſo nachdrucksvoll und mit eben ſo viel Witz als Eifer dargeſtellt hat.

S. 26. Da ſie Nachtigallen ſchrieben — Die ſo eben erwähnte unterdrückte Stelle gibt hierüber Aufſchluß. In einem Schreiben an den O. E. R. Sack, worin Wieland ihn bewegen will, „die Unordnung und das Aergerniß zu rügen, welches leichtſinnige Witzlinge anrichten,“ heißt es: „Weil dieſes Ungeziefer, welches ſo tief unter Ihrem Geſichtskreiſe kriecht, Ihnen vielleicht nicht einmal bekannt iſt, ſo will ich einige der neueſten, die mir aufgeſtoßen ſind, anzeigen: Lyriſche Gedichte, neueſte Ausgabe; die Nachtigall, eine Erzählung; Meine Lieder; Vermiſchte Poeſien.“ Der Hauptangriff ging hier auf den Dichter Uz, denn die genannten lyriſchen Gedichte ſind die Uziſchen, welche mit drei mittelmäßigen, über die man ſchon damals ſchwieg, zuſammengeſtellt werden. Man ſieht ſchon daraus, daß Niemand dieſe Nachtigall mehr kennt, wie übereilt Wielands jugendlicher Eifer war, deſſen Folgen an einem andern Orte erzählt werden ſollen.

S. 50. Freilich sind gemeine Formen — nicht für edlere Seelen — Der Verfasser hatte hier die Maxime des berühmten Dr. Swift im Sinne:

That common forms are not design'd
Directors to a noble mind.

Diese Aufsätze wimmeln von ähnlichen Anspielungen, so wie von erborgten Gedanken oder Ausdrücken aus alten und neueren Schriftstellern, deren er, nach der bequemen Theorie und Praxis seines damaligen Freundes und Vorbildes, des Verfassers der Noachide, sich ohne Bedenken bemächtigte, sobald sie zu den seinigen paßten oder ihm die Mühe, für die seinigen selbst einen schicklichen Ausdruck zu suchen, ersparten. W.

S. 55. Shaftesbury's Erinnerungen — Advice tho an Author, im ersten Theile seiner Characteristicks. W.

S. 58. Kerinthus oder Marcion — Den Ersten scheint der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben, der zweite lebte in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christus. Beide gehören der Religionspartei der Gnostiker an, deren Hauptstreben in einer Vereinigung der zoroastrischen und christlichen Religion bestand, wobei die Phantasie meist ganz zügellos, besonders in Schöpfung einer Geisterwelt und deren Handlungen, wirkte, weßhalb es kein Wunder war, daß man unter dem Namen der Gnostiker — wie Henke sagt — die seltsamsten Geschlechter von Fanatikern, metaphysischen und moralischen Adepten, Traumdeutern, Beschwörern und Geistersehern, verrückten Theosophen, Astrologen und Gauklern zusammenfaßte. Die beiden Genannten waren keineswegs die schlimmsten darunter. Wieland dachte wohl zunächst an die Vorschrift für die Marcioniten, sich der Fleischspeisen, des Weines und des Ehestandes zu enthalten, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben, was andere Parteien, vielleicht auch nicht ganz unparteiisch, ihnen nicht nachrühmen wollten.

S. 59. Gleich Ramsay's feindseligen Gestirnen — Wenn hier nicht der schottische Baronet Andreas Michael von Ramsay gemeint ist, dessen Voyages de Cyrus (die Reisen des Cyrus, Basel 1779) zuerst im J. 1730 erschienen — ein für ihre Zeit merkwürdiges und noch jetzt interessantes Werk —; so weiß ich nicht, welchen Ramsay Wieland gemeint haben möchte. Mir scheint, daß er aus dem zweiten Buche des genannten Werkes die Stelle im Sinne hatte, wo Zoroaster dem Cyrus die Beschaffenheit von der Sphäre Ahrimans berichtet, zu welcher die sieben Planeten gehören, von Geistern bewohnt, die auf jedem Planeten eine eigenthümliche verdorbene Natur haben, die aber sämmtlich feindselig gegen Ormuzd sind.

Platonische Betrachtungen über den Menschen.

S. 112. Unbefiederte zweibeinige Bewohner der Erde — Platon soll einmal den Menschen erklärt haben für ein unbefiedertes zweibeiniges Thier. Diogenes rupfte einen Hahn, ließ ihn laufen und rief: Seht da, den Menschen Platons. — Ob Wieland im Uebrigen hier eine andere Menschenentstehungsgeschichte, deren es in Asien manche wunderliche gibt, als die durch Prometheus im Sinne gehabt, weiß ich nicht. Von jener platonischen Erklärung hat aber Swift ohne Zweifel die bitterste Anwendung gemacht, da er sie als ein Compliment für das Menschengeschlecht darstellt und hinzufügt, daß zuweilen ein Thier in einen Menschen ausarten könne. In The Beasts Confession to the Priest sagt er nämlich:

Our author's meaning, I presume, is
A creature bipes et implumis:
Wherein the moralist design'd
A compliment on human-kind;
For here the owns, that now and then
Beasts may degenerate into men.

Rabelais — Franz Rabelais, geb. zu Chinon zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts und gestorben um 1553 zu Montpellier, wo er Professor der Heilkunst war, hat sich vorzüglichen Ruhm erworben durch seinen satirischen Roman Gargantua und Pantagruel, worin er die Thorheiten des menschlichen Lebens im Ganzen als Carricatur aufstellt.

Gullivers Reisen — Ein Werk von Swift, zuerst erschienen 1727, ist voll der größten Bitterkeit gegen das menschliche Geschlecht.

Reden, Lachen und Grauwerden gibt Aristoteles als unterscheidende Kennzeichen des Menschen vor allen Thieren an, das letzte Probl. Sect. 10.

S. 113. Yahoos nennt Swift in seinen satirischen Reisen Pferde, mit allen menschlichen Anlagen ausgestattet. Da, sagt Herder, Swiften in seiner Geistes- und Herzenskrankheit kein ander Geschlecht zu Gebot stand, eine vernünftige, reine, billige Gesellschaft zu zeichnen, so wählte er die Gestalt des Thieres, das der Schöpfer der Menschen selbst als eine edle Gestalt dargestellt hat (Hiob 39, 19. fgg.), des Rosses. Swifts Rosse aber sind vernünftige, billige Geschöpfe, wie Menschen es seyn sollten; nicht der Zweck, nicht die erhabnen Fähigkeiten und Anlagen des Menschengeschlechts, wohl aber Name und Gestalt des Menschenthiers war ihm, wie dem lebenssatten Hamlet, verleidet. Adrastea Bd. 1. S. 326.

S. 117. Tisch der Isis — Tabula Isiaca, oder von ihrem ehemaligen Besitzer Torquato, Sohne des Cardinals Bembo, Tabula Bembina genannt, ein merkwürdiges Denkmal ägyptischer Kunst, hat, seitdem es im J. 1500 von Fura Vico zu Venedig zum ersten Male durch einen Kupferstich bekannter geworden, eine Menge Erklärer gefunden, und auch Lessing war Willens, seinen Scharfsinn an sie zu wenden. S. Lessings sämmtl. Schr. Bd. 15. S. 490. fgg.

Was ist Wahrheit?

S. 145. Areopagus — Der oberste Gerichtshof in Athen. — Amphiktyonen — Die Repräsentanten der griechischen Bundesstaaten bei der Nationalversammlung, die jährlich zweimal zu Delphi gehalten wurde.

S. 147. Energumenen — Besessene.

S. 148. Elihu — So heißt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig demonstriren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagt: Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet; siehe, mein Bauch ist wie der Most, der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt — u. s. w. W.

Philosophie als Kunst zu leben.

S. 153. Tubalkain — Nach der Genesis Erfinder der Schmiedekunst.

S. 155. Wohlthätige Trägheit — Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Ideen gern realisirt haben möchte: so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht (wie dieß denn gemeiniglich der

Fall iſt), ſo ſchmählt er auf die Trägheit der Menſchen; und das iſt ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber dieſe nämliche Trägheit ſchützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projects und einer angeblichen Verbeſſerung unwiſſender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, iſt ihnen auch zu verzeihen, weil ſie dabei gewinnen. Denn ſelten bezahlt das zehnte Project, wenn es auch anſchlägt, den Schaden von den neunen, die fehl geſchlagen ſind. W.

S. 155. Per star meglio etc. — Weil ich mich beſſer befinden wollte, befind' ich mich hier. W.

S. 156. Quam multis etc. — Wie vieles bedarf ich nicht! W.

S. 159. Purgando, saignando et clysterizando — In dem dritten Zwiſchenſpiele von Molière's Malade imaginaire iſt auf die Frage des Examinators, welches Heilverfahren bei dieſer oder jener Krankheit anzuwenden ſey, allezeit die Antwort des Candidaten: er werde Clysterium donare, Postea saignare, Emunita purgare; worauf die Facultät Chorus ſingt:

Bene, bene, bene, bene respondere!
Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.

Ueber Rouſſeau's urſprünglichen Zuſtand des Menſchen.

Selten iſt wohl über etwas ungleicher geurtheilt worden, als über die zwei Schriften Rouſſeau's, gegen welche Wieland dieſe und die folgende Abhandlung gerichtet hat. Ob der Verfaſſer ein Weiſer oder ein Thor, ſeine Abſicht redlich oder unredlich geweſen ſey, ob er habe täuſchen wollen oder ſich ſelbſt getäuſcht habe, darüber ſtritt man nicht weniger, als über die vorgetragenen Paradoxen ſelbſt, welche durch die Art, wie ſie ins Publicum eingeführt wurden, eine um ſo größere Aufmerkſamkeit erregten. Die Akademie zu Dijon hatte im Jahr 1750 die Preisfrage aufgegeben: ob die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften zur Verbeſſerung der Sitten beigetragen habe? Rouſſeau, damals 38 Jahre alt, von dem Schickſal wunderlich umhergeworfen, kränklich und in melancholiſcher Stimmung, beſchloß, mit der Beantwortung jener Frage als Schriftſteller aufzutreten, und würde ſie ohne Dazwiſchenkunft eines Freundes — wo ich nicht irre, war es Diderot — bejahend beantwortet haben. Dieſer aber erklärte die Frage für eine wahre Eſelsbrücke, ſagte, daß alle gemeine Köpfe ſie bejahend

beantworten und in Lobpreiſungen kein Ende finden würden, und rieth Rouſſeau, lieber das Gegentheil zu thun und die Behauptung aufzuſtellen, die Wiſſenſchaften ſeyen den Sitten ſchädlich geweſen. Daß hierdurch Rouſſeau erſt auf ſeine Idee kam, iſt gewiß, allein nicht eben ſo gewiß, ob er nun gegen ſeine Ueberzeugung, als bloſer Sophiſt, geſchrieben habe. Er führte wirklich die hingeworfene Idee aus: und da die Akademie ſeiner Abhandlung, weil ſie am reifſten durchdacht und mit hinreißender Beredſamkeit geſchrieben war, den Preis zuerkannte; ſo war es ſehr natürlich, daß Jeder begierig wurde, zu ſehen, mit welchen Gründen ſolch eine Behauptung unterſtützt ſey. Der Erfolg von jenem Rathe fiel alſo ſo glücklich aus, als nur möglich war; Rouſſeau's ſchriftſtelleriſcher Ruhm war begründet. Wohl möglich wäre es geweſen, daß er nun aus bloſer Ruhmſucht auf dem einmal ſo glücklich betretenen Wege fortgegangen wäre, — und ſeine Feinde haben nicht ermangelt, dieß zu behaupten — eben ſo möglich aber und bei der Lage, der Stimmung Rouſſeau's noch wahrſcheinlicher, daß jene Idee ihn weiter geführt hatte, als er anfangs ſelbſt vermuthen konnte, und dieß haben ſeine Freunde geltend zu machen geſucht. Rouſſeau hatte, bei aller Menſchenſcheu, ein Herz, das die Menſchen liebte, er hatte in einer traurigen Lage Gefühl ſeines Werthes und — wie alle Menſchen — Eigenliebe; bedurfte es bei einem Manne, der Alles mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Wärme that, mehr, als in ſeiner Nähe den Contraſt zwiſchen Cultur und Elend, Kenntniß, Geſchmack, Anſtand und einer ungeheuren Frivolität und Bedrückung zu bemerken, um nach der Richtung, die ſeine Gedanken einmal genommen hatten, erſt den Wunſch und dann die Ueberzeugung zu bewirken, es möchte wirklich um die Menſchen beſſer ſtehen, wenn ſie niemals Wiſſenſchaften und Künſte gehabt hätten? Wie ſteht es um die Menſchen? Wie ſtand es um ſie? Wie ſollte es um ſie ſtehen? Dieſe Fragen beſchäftigten von jetzt an ſeinen Geiſt aufs lebhafteſte und veranlaßten die Entwickelung einerſeits ſeiner politiſchen, andererſeits ſeine pädagogiſchen Ideen und Schriften, die ſo folgenreich für die ganze policirte Welt geworden ſind. Zunächſt mußte er bei der Art, wie er ſeine erſte Idee ausführte, und unter den Umſtänden, unter denen er ſie ausführte, auf den Gedanken kommen: wie es denn nun wohl unter den Menſchen ausgeſehen habe, als ſie noch keine Wiſſenſchaften und Künſte hatten? Dieß führte ihn auf eine zwar nicht ganz neue, aber kräftiger von ihm angeregte und ſeitdem öfter verhandelte Idee, von dem Stande der Natur. Daß er dieſe Idee nicht rein an ſich, ſondern lediglich im Contraſte mit der Wirklichkeit aufgefaßt habe, kann Niemand bezweifeln, der ſich darauf verſteht, außer in dem Buche zugleich in der Seele ſeines Verfaſſers zu leſen. Die Schickſale, die ihn hierauf betrafen, die Verfolgungen, die er zu erdulden hatte, waren

nicht geeignet, ihn von seiner Bahn abzubringen, und man sieht daher schon dem Titel des zweiten Werkes, von welchem hier die Rede ist, an, wie die erste Idee in ihm nachgewirkt hatte. Im Jahre 1755 erschien sein Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes, der als eine wirkliche Fortsetzung der ersten Schrift betrachtet werden kann. Er leugnet, daß die Menschen ursprünglich gesellig seyen, vielmehr hätten sie Hang zu Unabhängigkeit. In ihrem Naturstande, der (wie schon mehrere Alte behauptet hatten) von dem thierischen nicht sehr verschieden und (wie er hinzufügte) dem Menschengeschlecht am angemessensten sey, sagt er, sind auch alle Menschen frei und haben gleiche Rechte; die bürgerliche Gesellschaft hat die Menschenrechte unterdrückt, und die Menschen haben die Ordnung der Natur umgekehrt, indem sie sich in Staatsverbindungen eingelassen haben. — Dieß sind die in dieser Schrift ausgeführten Hauptideen, von denen, wie man sieht, er nachher auf dem geradesten Wege zu der Idee seines Gesellschaftsvertrages kommen mußte.

Es ist hier der Ort nicht, auszuführen, wie ganz anders die Resultate ausgefallen seyn würden, wenn nicht Geselligkeit und Gesellschaft, Gesellschaft und Staatsverbindung, Menschengeschlecht und Menschheit mit einander wären verwechselt worden; genug, die Schrift, gerade so, wie sie war, mußte noch größeres Aufsehen erregen, als jene erste, und es fehlte daher auch ihr, die mit allen glänzenden Eigenschaften der ersten nicht weniger [illegible] ausgestattet war, so wenig an Bewunderern als Gegnern. In die Reihe dieser letzten trat unter uns auch Wieland, der sich weislich den Vortheil sicherte, nicht blos für den Augenblick zu schreiben, wo man aus einem der Wissenschaft fremdartigen Interesse Widerlegungen gern liest und dann für immer vergißt. Er wählte sich einen Hauptpunkt, der seine culturhistorische Wichtigkeit nie verlieren kann, weil alle Culturgeschichte von ihm ausgehen muß, und führte diesen polemisch durch, um seiner Abhandlung ein Interesse mehr zu geben. Der Gegenstand selbst gehört zu denen, die in allen Zeitaltern und für alle Menschen neu sind. Ist doch Rousseau's Schrift selbst nichts Anderes, als eine Variation zu dem uralten Thema von dem entschwundenen goldenen Zeitalter oder von dem verlorenen Paradiese!

2.

In dieser Ansicht von der Entstehungsgeschichte der genannten Schriften Rousseau's ist nichts zu ändern, als was aus der Anekdote folgt, die Wieland noch nicht bekannt seyn konnte, daß R. anfangs in der That für die Wissenschaften sich erklären wollte und erst auf fremde Veranlassung sich gegen dieselben erklärte. In der Hauptsache ist seine Ansicht doch die richtige.

S. 167. Der Philosoph von Ferney ist Voltaire, der in der Schweiz das Schloß Ferney besaß, wo er in glücklicher Unabhängigkeit lebte, während Rousseau in Paris — der Philosoph im siebenten Stockwerke — bei Notenschreiben darbte.

S. 167. Poppäa, die verschwenderische und zügellose Gemahlin Nero's.

S. 167. Trimalcion, ein ganz dem Wohlleben hingegebener Greis bei Petron, dessen Name den dreifachen Weichling bedeutet.

Daß wir bei diesen an die Maitressen und Rouës vor der Revolution zu denken veranlaßt werden sollen, bedarf keiner Erinnerung. Wären diese nicht gewesen, und hätten nicht Deputirte, die sich über ungerechte Auflage beschwerten, Antwort erhalten, wie sie der Abt Terray gab: wann er denn versprochen habe, daß seine Auflagen von der Gerechtigkeit dictirt seyn sollten? — schwerlich hätte dann R. seine Schriften nur gedacht. Aber er hätte sie auch schreiben können, und es würde keine Revolution erfolgt seyn. Was soll man nun von den Leuten denken, welche auch nach der französischen Revolution fortfahren zu behaupten, R's Schriften hätten dieselbe mit herbeigeführt? Man würde sehr unredlich handeln, wenn man diesem nicht widersprechen wollte. Nicht R's Schriften und nicht tausend Schriften hätten dieß vermocht; dazu waren ganz allein die vereinigten Umstände stark genug, welche Rousseau zwangen, solche Schriften zu denken.

Man vergesse nicht, daß Wieland diese Stelle an zwanzig Jahre vor der französischen Revolution schrieb, zu einer Zeit also, wo man diese Ideen R's nur noch für müßige Träumereien hielt; in spätererer Zeit würde er zu seiner Schilderung wohl andere Farben gewählt haben.

4.

S. 170. Den Grotiussen und Puffendorfen — Hobbes (geb. zu Malmesbury 1588), Hugo de Groot, gewöhnlich Grotius genannt (geb. zu Delft 1583), und Samuel Puffendorf, nachmals Freiherr (geb. 1631 auf einem Dorfe bei Ehemnitz im sächsischen Erzgebirge), also ein Engländer, ein Holländer und ein Teutscher, waren im 17ten Jahrhundert die Begründer des Naturrechts (das also ein Bedürfniß geworden seyn mußte) und eines darauf begründeten Staats- und Völker-, Friedens- und Kriegsrechtes. Alle drei mußten auf die wichtige Frage kommen: worin überhaupt das Recht (und also auch die Pflicht) ihren Grund habe? und bei der Beantwortung dieser Frage kamen alle drei auf die Idee eines Naturstandes (und zwar um so mehr, da sie den einzig richtigen Gesichtspunkt, die Anlagen der Menschheit, nicht im Auge hielten), den sich aber Jeder anders ausbildete. Mit Hobbes konnte Rousseau keinen Streit bekommen, denn er erklärte

den Satz, der Mensch sey als ein zur Gesellschaft fähiges Thier geboren, für falsch: Groot und Pufendorf hingegen, die hier für einen Mann stehen, nahmen in dem Menschen einen Trieb zur Geselligkeit an und sammelten auch alle Zeugnisse der Alten hierüber, die freilich nichts beweisen konnten.

S. 171. Aristoteles — Daß dieser philosophische Naturforscher dem Menschen irgendwo lange krumme Klauen zugesprochen hätte, ist mir völlig unbekannt, vielmehr sagt er überall das Gegentheil, besonders in den zwei Hauptstellen, wo er die Unterschiede zwischen dem Menschen und Affen (Hist. animal. 2, 8) und den übrigen Thieren (de part. an im. 2, 10) angibt und sich ausführlich über den Bau der menschlichen Hand erklärt. Was daher Wieland hier eigentlich gemeint hat, weiß ich nicht.

S. 171. Gemelli Carreri, ein Neapolitaner, der die Rechte studirt hatte, machte im Jahr 1693 eine Reise nach den drei außereuropäischen Welttheilen, von welcher er 1699 zurückkam. Sein Giro del mondo (Venedig 1709) findet sich im Auszug im 12. Bande der allgemeinen Historie der Reisen.

S. 171. Struys, Jan-Janssen (öfters unter dem Namen Strauß angeführt), gestorben in Dithmarsen 1694, machte Reisen von 1647 bis 1673 durch Europa und Asien und gab nach der Rückkehr von seiner dritten Reise die Beschreibung derselben heraus, die ins Deutsche übersetzt wurde (Amst. 1678). Es heißt daselbst S. 82: „Ein Formosaner von der Südseite mit einem Schwanz, einen guten Fuß lang und rauch mit Haaren besetzt.“ Vergl. Blumenbach de generis hum. var. nat. §. 76.

5.

S. 173. Kyklopen des alten Vater Homer — In der Odyssee 9, 106 fg. heißt es:

Und an das Land der Kyklopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend,
Nirgend bauen mit Händen zu Pflanzungen oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf.
Dort ist weder Gesetz, noch Rathsversammlung des Volkes,
Sondern All' umwohnen die Felsenhöhn der Gebirge,
Rings in gewölbeten Grotten, und Jeglicher richtet nach Willkür
Weiber und Kinder allein; und Niemand achtet des Andern.

S. 173. Venegas, Miguel, spanischer Jesuit, Verfasser der zu Madrid 1757 erschienenen Noticia de la California, y de su conquista temporal y espiritual. Nach der engländischen, sehr fehlerhaften Uebersetzung ist die deutsche (von Adelung): Natürliche und bürgerliche Geschichte von Californien. Lemgo 1769. 70.

S. 199. Platonisches Jahr oder das große Jahr, der Zeitraum, während dessen die Fixsterne ihre eigne Bewegung um den ganzen Himmel vollenden, wurde von Ptolemäus auf 36,000 Sonnenjahre berechnet, von Neueren nur auf 25,920; — also hätten wir noch lange Zeit bis dahin!

S. 199. Sapere et fari quod sentias — Weise zu seyn und zu sagen, wie du es fühlst und beurtheilst.

Ueber Monssean's vorgeschlagene Versuche ꝛc.

1.

S. 203. Pythagoras — Vor Pythagoras, erzählt Cicero (Tusc. 5. 3.) hießen Alle, die ihr Leben der Betrachtung weihten, Weise (Sophoi), seit Pythagoras aber Philosophen, Liebhaber der Weisheit. Dieser kam einst nach Phlius, einer Stadt im Peloponnes, und hatte mit dem Fürsten Leon daselbst eine lange gelehrte Unterhaltung, die diesem Bewunderung seines Geistes und seiner Beredsamkeit einflößte. Er fragte daher, in welcher Kunst er Meister sey. Pythagoras erwiederte, daß er mit keiner Kunst sich abgebe, sondern ein Philosoph sey, und auf die Erklärung, welche jener deßhalb verlangte, sagte er: ihm scheine das Leben gleich dem Verkehr bei den olympischen Spielen. Dorthin kämen Einige, um nach dem Ruhme der Krone zu ringen, Andere, um zu kaufen oder zu verkaufen, eine gewisse Classe aber lediglich, um zu sehen, was man triebe und wie. Eben so gebe es im Leben einige Wenige, die mit Hintansetzung von allem Andern nur mit Eifer die Natur der Dinge zu erforschen suchten, und diese nenne er Philosophen. — Genau läßt sich dieß nicht übersetzen wegen der Mehrdeutigkeit der griechischen Worte. Bekanntlich erhielt durch Sokrates diese Idee des Philosophen und der Philosophie eine mehr praktische Wendung.

S. 203. Demokritus, Diogenes, Krates sah W. nicht immer in diesem Lichte, wie seine Abderiten, Diogenes und Krates und Hipparchia beweisen.

S. 204. Num Deus etc. — Ob Gott wohl habe die Gestalt eines Kürbisses annehmen können.

4.

S. 209. Vanini — Warburton — S. Jul. Caes. Vanini de Naturae regina deaque Mortalium und Warburtons Anmerkung zum Monolog des Edmund im König Lear, Shakesp. Vol. VI. p. 16. W.

S. 209. Mann-Thier — Ein Wort, das wir dem alten Frosch-mäuseler zu danken haben. W.

7.

S. 213. Die schöne Setterin — Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordière, p. 12. Mehr von ihr in dem Bande, welcher die litterarischen Miscellaneen enthält. W.

8.

S. 214. Strabo und Plinius — S. Strabon. L. III. p. 223. ed. Amstelod. 1707. und Plin. C. XVI. c. 6. W.

11.

S. 217. Ferguson, Professor der Moral auf der Universität zu Edinburgh, in seinem Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (übersetzt von Garve, Lpz. 1768), wo er in dem ersten Abschnitt ebenfalls die Frage über den Stand der Natur abhandelt.

14.

S. 227. Der gewisse Präsident einer gewissen Akademie, welcher unter andern seltsamen Einfällen, die sein witziger Gegner Doctor Akakia (Voltaire) persiflirte, auch den hatte, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, war der große Mathematiker Maupertuis, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

15.

S. 228. Daß keines gähnen könne u. s. w. — Aristoteles trieb sie noch weiter. Er behauptet, kein Mensch könne den andern p*ss*n sehen, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen, dasselbe zu thun; und er erklärt sehr scharfsinnig, wie dieß zugehe, Problemat. Sect. VII. quaest. 6. W.

17.

S. 235. Büchse des Papsts Johannes XXIII. — S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, 2tes Buch, im 2ten Theile seiner Werke, S. 256. In der Ausgabe von Eschenburg S. 202. W.

S. 235. Porphyrius — S. Porphyr. de antro nympharum. W.

S. 235. Vers des Horaz — Horat. Sat. L. I. Sat. 3 v. 107. W.

Reiſe des Prieſters Abulfauaris.

1.

S. 242. Vertugade — S. oben.

S. 242. Gymnoſophiſt, nackter Weiſer, vergl. Bd. 15. die Anm. zur 5. Str. des 10. Geſ. des neuen Amadis.

6.

S. 253. Frigidi et malefiziati — Kalten und Bezauberten.

Bekenntniſſe des Abulfauaris.

Evemerus oder Euhemerus war ein griechiſcher Geſchichtſchreiber, von deſſen Schriften ſich nur ein Bruchſtück erhalten hat. Er war der Erſte, welcher gegen die griechiſche Volksreligion die Waffen der Geſchichte kehrte. Zum Beweiſe, daß alle Götter dieſer Religion einſt Sterbliche geweſen wären, führte er Inſchriften und Denkmäler an, die er auf einer — von ihm erdichteten — Inſel Pamhäa geſehen zu haben vorgab.

1.

S. 262. Exoteriſchen Theil — Die alten Prieſter und manche Philoſophen hatten eine doppelte Lehre, eine, welche öffentlich und Allen mitgetheilt wurde, — die exoteriſche, — und eine andre, die nur wenigen Eingeweihten, als ein Geheimniß, anvertraut wurde, — die eſoteriſche.

2.

S. 267. Meerzwiebel — Wenigſtens behauptete Juvenal in einer Stelle, wo er darüber eifert, daß die Aegypter jedes Thier ihres Landes zu einem Gotte gemacht, ſie hätten auch die Meerzwiebel angebetet.

S. 268. In dem geheiligten Alphabet — Außer den Hieroglyphen, einer bloſen Bilderſchrift, hatten die ägyptiſchen Prieſter auch eine heilige Buchſtabenſchrift — die hieratiſche Schrift — die von der gemeinen Buchſtabenſchrift verſchieden und ein Prieſtergeheimnis war.

S. 270. Bei Gaſtmählern eine Mumie — Diodor berichtet, daß die Aegypter die Sitte hatten, bei ihren Gaſtmählern das hölzerne Bild eines Todten umherzutragen und jedem Gaſte mit dem Zurufe zu zeigen: Schaue dieß an; trinke und ſey fröhlich; denn, ſtirbſt du, ſo biſt du wie

dieß! — Man kann dieß bei den Aegyptern kaum für einen Aufruf zur Fröhlichkeit halten, da sie überhaupt das gegenwärtige Leben für gering achteten, die Zeit nach dem Leben hingegen für äußerst wichtig. Daher nannten sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, in denen der Mensch nur kurze Zeit wohne, die Gräber dagegen ewige Wohnungen. Auf Erbauung ihrer Häuser wandten sie aus diesem Grunde nur geringere Sorgfalt und desto größere auf die ihrer Gräber. — Die Pyramiden hält man für Königsgräber.

Ob ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey.

1.

S. 288. Gemelli Carreri — S. oben.

2.

S. 288. Agrippa, von Nettesheim, schrieb ein Werk über geheime Philosophie (de occulta philosophia). Von den übrigen hier Genannten s. Bd. 2. die Anm. zu Don Sylvio von Rosalva.

S. 289. Condamine, geb. zu Paris 1701, gest. daselbst 1774, Mitglied zweier Akademien zu Paris, berühmt durch seine Reisen nach America, in der Absicht, um durch genauere Messungen unter dem Aequator die Gestalt der Erde zu bestimmen, und durch die Verdienste, die er sich hiedurch um Astronomie, Natur- und Menschenkunde erwarb.

3.

S. 291. Charlevoix — Jesuit, geb. zu St. Quentin 1684, gest. 1761, hat sich durch seine, wenn gleich etwas weitschweifigen Geschichten und Beschreibungen von Japan, St. Domingo, Paraguay, wo er als Missionär gewesen war, den Ruhm eines guten Beobachters erworben.

S. 292. Hamak — Hängebett.

S. 292. Maniok — Die Maniok- oder Kassabiwurzel ist ein Hauptgegenstand des Anbaues bei mehreren americanischen Stämmen, welche daraus ihr Brod und Getränke bereiten. Dieß Getränke ist von dreierlei Art, und zwei Arten davon sind berauschend. Die beste Nachricht hierüber gibt Quandt: Nachrichten von Surinam und seinen Einwohnern, Görl. 1807 im Auszug im Journale für die neuesten Land- und Seereisen. Bd. 4.

S. 294. Tiberius von der Elephantis entlehnte — Was hier nicht erklärt werden kann, erzählt Sueton im Leben des Tiberius Cap. 43.

S. 294. Aretin — Peter von Arezzo (der Aretiner), geb. 1492 und geſt. zu Venedig 1557, die Geißel der Fürſten und der Göttliche genannt, war ein Komiker und Satiriker, dem an Keckheit des Witzes, aber auch an Frechheit und Unverſchämtheit vielleicht kein Anderer irgend einer Nation gleichkommt. — Wieland hat in dieſem Gemälde einen ſtarken Zug weggelaſſen, weil er für deutſche Leſer zu anſtößig wäre, wiewohl ihn die Engländer ſogar auf der Schaubühne ertragen konnten. Mammon ſagt im Original:

— — — Then my Glasses
Cut in more subtil Angles, to disperse
And multiply the Figures, as I walk
Naked between my Succubae — —

W.

S. 294. In aufgelöſten Perlen geſotten — Ben Johnſon bringt hier, ſeiner Gewohnheit nach, ſeine Gelehrſamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerei der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muth willen eine Menge ſeltſamer Dinge zu Leckerbiſſen. Die Haſelmäuſe gehörten darunter, aus denen der berüchtigte Profeſſor der Kazianiſchen Philoſophie, Apicius, köſtliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Leckerbiſſen auf ſeiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Barben, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Faſanen, Salmen, Lampreten, Haſelhühner ſind gut genug für ſeine Lakeyen, ſagt er — W.

S. 296. Verrichtungen, wobei man nie nüchtern genug ſeyn kann — Dieß wurde um die Zeit der letzten Reichs-Kammergerichts-Viſitation geſchrieben und paßte vortrefflich. W.

4.

S. 301. Soweit ein Nutzen — — zu erwarten iſt — Um einer unbilligen Mißdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wiſſenſchaften und Künſte einſchränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der ſokratiſchen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon ſpricht, in wie weit ſich ein καλος και αγαθος auf jede Kunſt oder Wiſſenſchaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und ſo vielſchichtigen Sinne nehme, daß ſelbſt ſolchen gelehrten Beſchäftigungen, welche nur einen ſehr entfernten und unendlich

kleinen Einfluß in die Vervollkommnung des allgemeinen menſchlichen Syſtems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks Atlantica bis zu Altmanns gründlichem Beweiſe, daß die Lingua opica eine Sprache ſey, wovon weder er ſelbſt noch irgend ein andrer Menſch ein Wort verſtehe, — eine Art von Verdienſt übrig bleibt. W.

S. 301. Das richtige Mittel zwiſchen der Intoleranz u. ſ. w. — Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif et la petulante activité de notre amour propre, dut être l'époque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inégalité, p. 70. W.

5.

S. 303. Franz Moore — S. The Wonders of Nature and Art, Vol. III. Part. 3. chap. 3. pag. 360. seqq. und die allgemeine Hiſtorie der Reiſen, Th. 3. S. 178. u. f. Moore's Buch ſelbſt, wovon die letztere den Auszug liefert, iſt mir nicht zu Geſichte gekommen. W.

S. 305. Pater Labat — Seine nouvelle relation de l'Afrique occidentale (Par. 1728. 5 Bde. 8.), meiſt aus den Papieren des La Brue gezogen, iſt die beſte, die wir über die Weſtküſte von Africa haben.

S. 306. Lampeduſe — S. Bd. 15. der neue Amadis, Anm. 6. zu der 27. Str. des 11. Geſ.

S. 307. Marabu (Marabut, Marbuth) — Eine Art von muhamedaniſchen Heiligen, denen man alle Schandthaten nachſieht, weil man glaubt, daß ſie auf beſondern Antrieb Gottes handeln. Urſprünglich führte dieſen Namen ein arabiſcher Stamm, der zur Zeit des erſten Kalifen Abubekr's ſich in Syrien feſtſetzte, von da nach Aegypten zog und bis an das weſtliche Ende von Africa ausbreitete.

S. 308. Utopien und Severambenländern — Unter dem Titel Utopia gab der berühmte Thomas Morus, Staatscanzler von England unter Heinrich VIII., ſein Ideal einer Republik heraus. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts erſchien ein ähnliches Werk unter dem Titel Severambien, wovon Müller in Itzehoe eine neue Ueberſetzung gab. Beider Namen bedienen ſich ſeitdem öfters diejenigen, welche die Annäherung der Wirklichkeit an ſolch ein Ideal für unmöglich halten, wenn ſie höflich ſind, gleichbedeutend mit platoniſcher Republik und, wenn ſie unhöflich ſind, gleichbedeutend mit Schlaraffenland.

8.

S. 312. Manche noch Augenzeugen werden dürften — Dieß wurde vor fünf und zwanzig Jahren geſchrieben. Der Anfang zu

Erfüllung dieſer damals aus einer Art von Ahnung niedergeſchriebenen Worte iſt ſeit 1789 in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daß wir auch das glückliche Ende derſelben erleben! W.

10.

S. 317. Mezzetins — Der Mezzetino iſt eine der vielen komiſchen Perſonen des italieniſchen Luſtſpiels, ein Verwandter des Arlechino, ſeinem Charakter nach ein liſtiger Bedienter.

S. 317. Bernardons — Joſeph Felix von Kurz, ein geborener Wiener, wurde einſt in einer Stegreif-Rolle als Bernardon ſo wohl aufgenommen, daß er von dieſer Zeit an den Theaternamen Bernardon annahm. Sein Charakter als ſolcher war mit Spitzbüberei verbundene Dummheit, und er arbeitete für dieſen Charakter eine große Menge Stücke aus. — Sonnenfels war ſein obſiegender Gegner. S. Briefe deutſcher Gelehrten an Klotz, I. 45.

Ueber die vorgebliche Abnahme des menſchlichen Geſchlechts.

3.

S. 327. In den Zeiten der — — Ueberſpannung — Dieß Letzte war eigentlich der Fall der Römer: aber die Folgen von beiden ſind am Ende ziemlich ähnlich; nur daß Erſchlaffung aus Ueberſpannung bei Weitem ein ſchlimmerer Zuſtand iſt als Schwäche aus Verfeinerung. W.

S. 329. Gleichwohl, ſagt Plutarch, fanden ſich Leute — Er ſagt uns nicht, wer ſie waren; die Rede iſt aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewiſſen wirklich unedeln Verfahrens in dem Kriege mit den Seeräubern tadelten. Wahrſcheinlich waren es nicht weiſe Römer, wie Dacier meint, ſondern Graeculi, Moraliſten von Profeſſion, von den ſcharfſichtigen Herren, die den Wald vor den Bäumen nicht ſehen können. W.

S. 330. Pinto — Iſaak de Pinto, ein portugieſiſcher Jude, der erſt in Frankreich und dann in Holland ſich niederließ, wo er im Haag 1787 ſtarb, iſt durch mehrere Schriften nicht unrühmlich bekannt. Das Werk, worauf Wieland hier anſpielt, iſt gegen das berüchtigte Système de la Nature gerichtet: Précis des argumens contre les Matérialistes, avec des nouvelles réflexions sur la nature de nos connoissances etc. Ueberſ. Frankfurt und Leipzig 1776.

S. 330. Nervis alienis mobilia ligna, durch fremde Nerven bewegliches Holz.

S. 331. Schüler des Fohi — Fohi, nach der Meinung der Chinesen der Stifter ihrer Monarchie, wird hier, wie sehr oft, mit dem indischen Religionsstifter For oder Fo verwechselt. Sterbend offenbarte dieser seinen Schülern: es gebe kein anderes Grundwesen aller Dinge als das Leere und das Nichts, daraus sey Alles entstanden, dahin kehre Alles zurück, und darin endigen sich alle Hoffnungen. Dem Grundwesen gleich zu werden und zu diesem Ende nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken, wird von den strengen Anhängern dieser Lehre für des Menschen höchstes Ziel geachtet.

4.

S. 332. Alkoholisirte, durch den höchsten Grad von Weingeist erregte.

6.

S. 334. Eva — gestützt haben soll — Dictionnaire de Bayle, article Adam. W.

S. 336. Für den thebanischen Hercules — Der nach Freret's Berechnung (Memoir. de l'Acad. des Inscr. Tom. VII. p. 485) ungefähr zweihundert Jahre später ist als Moses. W.

S. 336. Nur wie Heuschrecken vorkamen — 4. B. Mose 13.

S. 337. Der Mönch Helinand — Ein Chronikschreiber aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, auf dessen Glaubwürdigkeit die schöne Erzählung beruht von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil besungenen Prinzen Pallas, Evanders Sohn, und wie man dessen Leichnam zweitausend dreihundert Jahre nach seiner Beerdigung noch unversehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf über die Mauer emporgeragt habe, und so weiter. Welches Alles ihm der ehrliche Alfons Tostat, Bischof von Avila, umständlich und getreulich nachsagt. Dieser Tostat ist der große Vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, daß er, um die sieben und zwanzig dicken Folianten, woraus seine Werke bestehen, bei Leibesleben zu Stande zu bringen, seine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigstens fünf Bogen schreiben mußte. Wer einen so dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freilich keine Zeit zum Denken übrig. W.

S. 337. Kircher — S. die Anmerk. zu den moralischen Briefen, 2. Br. Anm. 6. Bd. 25.

7.

S. 338. Frezier, Ingenieur, geb. zu Chambery 1682, geſt. zu Brest 1773, hat ſich durch ſeine Relation du voyage de la mer du Sud dans les années 1711 — 1714 (Amſt. 1717, überſ. Hamb. 1745 — eine Ausgabe von 1732 kenne ich nicht) einen Rang unter den beſten Reiſebeſchreibern erworben.

S. 339. Byron — S. deſſen Nachrichten in Hawkesworth's Account T. I. Byrons Reiſe um die Welt, Leipzig 1769, iſt nur eine kleine Nachricht, die, wie Zimmermann ſich ausdrückt, nur von einem Schiffschirurgus oder dergleichen verfaßt iſt und nie vom Commodore ſelbſt.

S. 339. Wiewohl ſie ihm noch immer groß genug vorkamen — Wie leicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen auch den verſtändigſten Mann zu unmäßigen Hyperbolen bringen können, davon kann uns Byron ſelbſt zum Beiſpiel dienen, da er ſagt: ſein Lieutenant, Cumming, der doch ſelbſt ſechs Fuß zwei Zoll maß, wäre dieſen Rieſen gegenüber ſo klein wie ein Zwerg geworden — und doch betrug der Unterſchied höchſtens nur drei bis vier Zoll! W.

9.

S. 342. Kachexie — Von verdorbenen Säften und Verſchleimung entſtehende, die Ernährung hindernde Krankheit.

Auszüge aus Forſters Reiſe um die Welt

Als dieſe Auszüge im Jahr 1778 im Mercur erſchienen, hatten ſie allen Reiz der Neuheit, ſind aber auch jetzt noch, zumal in dem Zuſammenhange, in welchen ſie hier geſtellt ſind, intereſſant. Des Originals Titel iſt: G. Forster, Voyage round the world. 2 Bde. Lond. 4. 1776, überſ. von G. Forſter ſelbſt. (Berlin 1779 u. 1783.) Aus Verſehen wird Georg Forſter, der Sohn, von Wieland hier Jakob genannt. Der Vater (Joh. Reinhold) ſchrieb Observations during a Voyage round the world. Lond. 1778. 4. (überſ. Berl. 1783. 8.). Die Reiſe unter dem Capitain Cook wurde von Vater und Sohn gemeinſchaftlich gemacht.

S. 370. Dusky: oder Dämmerungs-Bay — Capitain Cook hatte ihr dieſen Namen ſchon auf ſeiner erſten Reiſe um Neu-Seeland, wo er ſie nur geſehen, beigelegt. An der Stelle, wo das Schiff jetzt vor Anker lag, verurſachte das vom Ufer herabhängende Buſchwerk eine ſolche Dämmerung, daß es in den Kajüten, ſelbſt bei hellem Wetter, immer dunkel blieb, und man bei bewölktem Himmel oft am Mittage Licht anſtecken mußte W.

S. 374. Weißem Papier — Denn die weiße Farbe iſt auch in Neu-Seeland ein Friedenszeichen, wovon Herr Forſter verſchiedene Beiſpiele anführt. W.

S. 379. Quales apes etc. — Wie Bienen im neuen Frühling — Das Gleichniß thut hier unſtreitig das Beſte — und beweist am Ende doch, daß die Menſchen, um das Gemälde ihrer künſtlichen Geſchäftigkeit zu verſchönern, der Natur die Farben abborgen müſſen. W.

S. 383. Sie geben, um dieſes Gewinnes willen — Man vergeſſe gleichwohl nicht, daß ein paar große Nägel für eine Neu-Seeländerin wenigſtens eine eben ſo große Verſuchung ſind, als eine Riviere von Diamanten für eine hübſche Putzmacherin in Paris oder London. W.

S. 384. Pays de Cocagne — S. die Anm. zu Pervonte, 2. Theil, Bd. 12.

S. 385. Ein Morgen war's u. ſ. w. — Herr Forſter (damals noch ein ſehr junger Mann) war noch ganz voll von ſeinen Dichtern und bedachte wohl nicht, als er dieſe Zeile hinſchrieb, daß ſeine Dichter ſich glücklich geachtet haben würden, einen ſolchen Morgen, wie ihm hier zu Theil ward, wirklich zu ſehen — und daß die Einbildungskraft in ſolchen Dingen immer unter der Natur bleibt. W.

S. 395. Pillorisiren — An den Pranger (Pillori) ſtellen.

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Dreißigster Band.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göschen.

1840.

Vermiſchte Schriften

von

C. M. Wieland.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göſchen.

1840.

Inhalt.

Seite.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen . . 1
Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben 89
Euthanasia. In drei Gesprächen 105
Stilpon. Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara 247
Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit, oder über den Lehrsatz: „Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geschaffen sey". 283
Athenion, genannt Aristion, oder: das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen 305
Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor, veranlaßt durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorschlag dieses Namens 349
Sechs Antworten auf sechs Fragen 369
Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände 379
Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens. 395

Ueber den freien Gebrauch

der

Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beilage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des deutschen Mercurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er Einem, der alle Bewegung in der Welt leugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht sowohl, die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als, die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer blos die Partei der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, daß die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sey; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andere unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von Vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen, was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser

(denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann Jemand besser wissen, als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so Vielen so Vieles davon geschrieben worden, etwas Neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts Neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen und daher nie zu viel beherzigt, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache, woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält und, wiewohl er uns nichts Neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bei Allem dem, lieber Freund, gibt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur blos in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht

zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Ueberreste der alten Barbarei, wenigstens unter den cultivirtesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur ein Beispiel zu geben: Wer wird jemals etwas allgemeiner Gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beispiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie bewiesen wird, daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigstes von Allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben, sich ihnen entgegen zu setzen – allgemein anerkannt werden und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knitteln aus dem Schoß Abrahams heraus in den Schoß unserer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisitionstribunale errichtet! wird in einer der ersten deutschen Reichsstädte der Tag, an dem durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten," gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bei Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus blosen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen

Vermiſchte Schriften

von

C. M. Wieland.

Leipzig.

Verlag von Georg Joachim Göſchen.

1840.

Inhalt.

Seite.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen . . 1
Ueber den Hang der Menschen, an Magie und Geisterercheinungen zu glauben 89
Euthanasia. In drei Gesprächen 105
Stilpon. Ein patriotisches Gespräch über die Wahl eines Oberzunftmeisters von Megara 247
Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit, oder über den Lehrsatz: „Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geschaffen sey". 283
Athenion, genannt Aristion, oder: das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philosophen 305
Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor, veranlaßt durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorschlag dieses Namens 349
Sechs Antworten auf sechs Fragen 369
Ueber die Rechte und Pflichten der Schriftsteller, in Absicht ihrer Nachrichten und Urtheile über Nationen, Regierungen und andere öffentliche Gegenstände 379
Das Geheimniß des Kosmopoliten-Ordens. 395

Ueber den freien Gebrauch

der

Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beilage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des deutschen Mercurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er Einem, der alle Bewegung in der Welt leugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht sowohl, die Rechte der Vernunft in Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als, die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer blos die Partei der Wahrheit hält, kann es ſchwerlich irgend einer Partei in der Welt recht machen. Indeſſen glaubt der Verfaſſer, daß die Redlichkeit ſeiner Abſicht unverkennbar ſey; und da er nicht ſeine Sache, ſondern die Sache der Menſchheit behauptet, warum ſollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen und die Freiheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz und andere unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von Vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen, was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser

(denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann Jemand besser wissen, als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumal in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so Vielen so Vieles davon geschrieben worden, etwas Neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts Neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen und daher nie zu viel beherzigt, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungsart oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache, woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält und, wiewohl er uns nichts Neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bei Allem dem, lieber Freund, gibt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann, sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beizutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur blos in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht

zerarbeitet, um die schädlichen und schändlichen Ueberreste der alten Barbarei, wenigstens unter den cultivirtesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur ein Beispiel zu geben: Wer wird jemals etwas allgemeiner Gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch auffallendere und schrecklichere Beispiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie bewiesen wird, daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigstes von Allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben, sich ihnen entgegen zu setzen – allgemein anerkannt werden und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knitteln aus dem Schoß Abrahams heraus in den Schoß unserer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisitionstribunale errichtet! wird in einer der ersten deutschen Reichsstädte der Tag, an dem durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten," gleich als ob die Republik an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeiert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bei Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloßen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen

hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unserer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte, das große Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als ein Mal auf dem windigen Triumphwagen der Vana Gloria über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth, an die Räder desselben gefesselt, hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, solange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imagination, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders, als nach den gräulichsten Erschütterungen, und auch alsdann nur in einzelnen Stücken und selbst hierin nur eine Zeit lang ihr wahres Interesse einsehen lernen und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt, was jener gebaut hat. Schon keimen im Schoße der Zukunft neue Vandalen, neue Sarazenen und Türken, neue Gregore von Nazianz und Gregore von Rom, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten und die Welt in die finstre Barbarei zurück zu stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen, was da ist, um dem, was werden soll, Platz zu machen, gehört nun einmal zu der

großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen und ohne Ungeduld oder Lässigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerlei guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du säest nicht für dich selbst), was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Same zuerst fiel, — vielleicht erst lange, wenn du nicht mehr bist."

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Cirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, so laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiß, als Menschen von etwas gewiß seyn können) überzeugt halten, daß es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Pepromene vorher bestimmt hat!

Gedanken

über den freien Gebrauch der Vernunft in Gegenſtänden des Glaubens.

I.

Verſchiedene Aufſätze eines mir von Perſon unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung ſtehende philoſophiſche Probleme, die im Jahr 1787 in den deutſchen Mercur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaß, ſondern machen mir es gewiſſer Maßen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freiheit, über Glaubensſachen zu philoſophiren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daß die Ausübung dieſes Naturrechts gerade jetzt nöthiger ſey und heilſamer werden könne als jemals, Allen, die es mit dem menſchlichen Geſchlechte wohl meinen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich geſtehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorſtellungsart paſſen, daß ich Manches für ſehr problematiſch halte, was ihm ausgemacht iſt, und, aus Beſorgniß, mißverſtanden zu werden, Manches gar nicht geſagt hätte, worunter er vermuthlich nichts Arges hatte. Indeſſen glaubte ich, daß dieſe Aufſätze zu nützlichen

Erörterungen Gelegenheit geben und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber, solange das Uebel, dem sie entgegen wirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arznei, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verstärkter Gabe, beigebracht werden müssen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Menschenverstandes unter uns, wenn die Freiheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unphilosophische und knechtische Art zu philosophiren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich bei jedem Schritte scheuen müßte, eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das, was er ist, erkannt würde; oder wenn man bei Entwicklung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meinungen die Resultate immer voraussehen und auf einmal mit Denken einhalten müßte, sobald eines zum Vorschein käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit seinem Gedankenformular wohl nicht so ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, so viel unser sind, nichts als gras- und fleischfressende Yahoos und also unstreitig die armseligste, häßlichste und hassenswürdigste Gattung des ganzen Thierreiches wären — ist ihrer Natur nach in ihrem Geschäfte ganz unabhängig. Wir können durch äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unsre

Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schreckniß, keine Marter, wie unerträglich sie auch sey, kann uns zwingen, etwas gegen unsere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun blos durch unsre Vernunft Menschen sind, unsre Vernunft aber blos durch ihren freien Gebrauch Vernunft ist: so ist, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieser Freiheit und das Recht, den ganzen Proceß, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, Andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmal kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von seinem Verluste würde der Verlust der Gewissensfreiheit und aller bürgerlichen Freiheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sklaverei und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge seyn.

Wenn es wahr ist, daß dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: so ist nicht weniger wahr, daß wir sie lediglich der Freiheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des philosophischen Geistes und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche

Lobredner unſrer Zeiten von dieſen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter und in ihren Wirkungen wohlthätiger ſind, als der Augenſchein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bei Weitem nicht in allen Ländern unſers Welttheils anerkannt werden, und weil ſie auch da, wo noch das meiſte Licht iſt, in den Vorurtheilen, den Leidenſchaften und dem Privatintereſſe herrſchender Parteien, Stände und Orden noch ſo mächtigen und hartnäckigen Widerſtand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederholen: „Nichts, was Menſchen jemals öffentlich geſagt, geſchrieben und gethan haben, kann ſich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und beſcheidene Unterſuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen.“ Kein Monarch iſt ſo groß, und kein Hoherprieſter ſo heilig, daß er, kraft ſeiner Majeſtät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten ſagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre — ſollte es auch erſt nach ſeinem Tode geſchehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er geſagt oder gethan hat, Ungereimtheiten ſind. Und wenn dieß wahr iſt — wie doch wohl Niemand unverſchämt genug ſeyn wird, es leugnen zu wollen? — warum ſollten nur die unrichtigen Definitionen, nur die grundloſen Diſtinctionen, nur die Sophismen und Paralogismen, mit einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftſteller, Doctoren und Magiſter, wie illuminirt, reſolut, ſubtil, irrefragabel, angeliſch und ſeraphiſch die Herren auch ſeyn mögen, warum ſollten nur ſie allein ſich ſelbſt einen Freibrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieß kann (wenigſtens ſolang es noch ſo nöthig iſt wie dermalen) nicht oft und laut genug wiederholt

werden: „Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre Vorstellungen, Meinungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeinten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme sind der Gegenstand der speculativen Wissenschaften.“ Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Phänomenen, Ideen und Phantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniß uns zur Erfüllung unsrer Bestimmung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewißheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — solange sie Kinder sind — durch Autorität geleitet werden: aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zufolge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat Alles in sich, was es braucht, um zur Reife, zur Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen, und es ist unrecht, wenn seine Obern es aus selbstsüchtigen Absichten an seiner Entwicklung hindern. Ist also das, was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist), so muß auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt; es muß ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden, zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge (worunter in der That der eine oder andere dem alten

Amadis von Gallien den Namen des schönen Finsterlings streitig machen könnte), sondern sogar solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten seyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürchtet man vom Lichte? Was hofft man von der Finsterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun, so muß man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres Gleichen scheuen das Licht; und gerade diese muß es, um des allgemeinen Besten willen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falsche Lesart in einem alten Autor oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es gibt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis sie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs, den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unsers eigenen Bewußtseyns gleich ist.

Andere hingegen sind so beschaffen, daß sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens, keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, daß sie wahr seyn möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches, moralisches Bedürfniß, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint.

Diese Wahrheiten sind nicht sowohl Gegenstände der speculativen Vernunft, als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt so tief in der menschlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens (wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst seyn mag), sofern es des menschlichen Namens nur einiger Maßen werth ist, gefunden wird, bei welchem sich nicht wenigstens dunkle, unreife und mißgestaltete Gespenster und Schattenbilder dieser Wahrheiten festgesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Daseyn eines obersten Grundwesens von unbegränzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach müßten diese zwei Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigsten Einfluß auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daß sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daß auch der beste und

glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den eleusinischen Mysterien sagt: daß sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerei, dem scheuslichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das, was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderei, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles dieses Uebels weit außer uns zu suchen: sie liegt uns sehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon steckt in unsrer eignen Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich ist, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis in seine Wiege zu verfolgen: so ist doch nichts leichter, als die Entstehung desselben unter den Umständen,

worin uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, sich psychologisch klar zu machen.

Kinder und Unwissende staunen Alles an, was sie nicht begreifen können, und die Welt ist für sie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menschen dargestellte Erscheinung, wovon sie nicht begreifen, wie es damit zugehe, ist ein Wunder in ihren Augen. Die ältesten Zeiten der Welt und der Völker sind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieser Wahrheit gibt die Mythologie aller Nationen.

Da nun alle Menschen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen sind, Alles, was in ihre Sinne fällt, für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das ist einer Ursache, zu halten, von den besagten Wunderdingen aber keine Ursache in die Augen fiel, welcher man diese Wirkungen begreiflicher Weise zuschreiben konnte: so sahen sich die Menschen genöthigt, zu unsichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beistand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben so unwillkürlicher innerer Zwang nöthigt die menschliche Einbildungskraft, sich alle unsichtbare Dinge sichtbar zu machen; und so wurden aus jenen verborgenen Ursachen der Phänomene, die man sich nicht erklären konnte, Geister der Verstorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menschen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menschen konnten sie das nicht aus eigener Kraft; sie waren also Werkzeuge jener höhern Wesen, womit sich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weise entstand hieraus der Glaube, daß es Menschen gebe, welche sich — wodurch es nun sey — den Göttern,

Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüßten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bei dem unwissenden Haufen in einen solchen Credit zu setzen, als daß nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen Alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts Höheres und Mächtigeres kennt als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bei dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloses Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach und nach bekannter mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinne und glückliche Zufälle machten, daß gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerlei Eigenschaften entdeckten, woraus sie Andern ein Geheimniß machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Philosophie, die einen tiefen aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahnete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang blos angestaunt hatte. Man ahnete verborgene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyphen dieses geheimnißvollen Buches betrachtet: aber die große Kunst war, sie lesen zu

können. Wer dieß konnte, besaß natürlicher Weise den Schlüssel zum Innern der Natur, bemächtigte sich vermittelst desselben ihrer verborgensten Kräfte und hatte die Mittel in Händen, gute und böse Dämonen, Elementar- und Astralgeister, ja die obersten Götter selbst entweder zu seinen Freunden oder zu seinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menschen, die diese erhabene Wissenschaft zu besitzen vorgaben: und so entstand die Magie mit allen ihren Aesten und Zweigen; so füllte sich in den Händen verschmitzter Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken und dadurch, gleich den Gefährten des Ulysses, die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art stumpfsinniger Thiere verwandelt wurden, die sich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitschen, ja sogar füttern lassen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämone im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, der Berge und Flüsse derselben und so fort in den Gemüthern schon befestiget. Sie kamen daher sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem größern Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es

zu thun hatten, zu bändigen und an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und größere Feierlichkeit; sie stifteten die Mysterien; und bei den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delphi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der große politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott und die Amphiktyonen als sein höchstes Nationalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerliche Gesellschaften gewissermaßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Constitution aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äußerst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, sich bis zu dem vernunftmäßigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte Gott verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten sichtbare und handgreifliche Gegenstände ihrer

religiösen Verehrung. Die Götter bekamen also Bilder, die Bilder Tempel, die Tempel Priester. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern Vertraute, aus Vertrauten Günstlinge, aus Günstlingen Organe ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich ihnen bald in Träumen, bald durch Stimmen oder Erscheinungen. Sie wurden von diesen höheren Wesen in den Geheimnissen der Natur und des Schicksals unterrichtet. Daher waren die Priester in den älteren Zeiten auch die Weisen oder Gelehrten, die Weissager und die Aerzte des Volks und sind es noch jetzt bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Cultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen böser Dämonen oder erzürnter Gottheiten betrachteten, meist durch übernatürliche Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talismane. Ihre Arzneikunst war also größtentheils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinationskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde, das Künftige zu wissen, sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damals, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernste an alle

diese Thorheiten glaubten: die Meisten wußten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald hartháutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr Bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf Sinne knebeln und binden zu lassen, sobald sie etwas Uebernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der ägyptischen Priester bestand größtentheils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die Theosophie und Magie des Zoroaster und überhaupt Alles, was man Philosophie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls und war dieses Namens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Philosophie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bei dem edlern Theile der Nation in eben dem Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmal einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Collision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (δεισιδαιμονια, wie die Griechen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bei seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereien zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten philosophischen Secten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die pythagorische und platonische Philosophie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerei, aller Magie und Geisterseherei, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gaukleriſchen Operationen war, blieb, solange sie dauerte, der Priesterschaft äußerst verhaßt und wurde von ihr auch dem Volke so verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damals bekannten Asiens nebst Aegypten griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern und Aegyptern stattfinden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Philosophie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen

Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Philosophie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meinungen zusammen flossen, um alle mögliche Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerei und des Aberglaubens mehr als jemals zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuren Imperii Romani Alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bei denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar unter den Großen, nur auf Wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischrn Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit syrischen und ägyptischen Landstreichern überschwemmt, die, unter dem Namen ägyptischer Priester, Magier, Chaldäer und so weiter, diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wußten.

VIII.

Solchergestalt war denn Alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterei und Zauberei, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operationen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geisterercheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche und an tausend wahnsinnige Arten, die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz,

die ganze Menschenmasse war mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt: als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beispiel zu predigen und die echte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen und Ausübung aller moralischen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, das ist, mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterei und der Magie über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte seyn. Aber, was wir gewiß sagen und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte sattsam beurkunden können, ist: daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu, zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich nach dem Namen Christus nannten, gehemmet und (aufs gelindeste zu reden) wegen eines fortdauernden Zusammenflusses schädlicher Gegenwirkungen bis auf diesen Tag nur hier und da im Kleinen und auf eine sehr unvollständige und unvollkommene Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die

einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts Angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu seyn, — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit, und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und von seinem Beispiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das er angefangen hatte, wieder umzureißen und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Namen und Decorationen furchtbarer und der Menschheit verderblicher, als es jemals gewesen war, wieder herzustellen.

Freilich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieß bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu leugnen, daß der Geist der Zeiten Augusts und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes großen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denselben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Cultur und Verfeinerung

auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerei, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operationen, selbst unter den obersten Classen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern, Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als — das erste und zweite Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die siegreichen Kämpfe eines Lucian und Celsus mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele hier nicht zu entwickelnde Umstände und in der Folge vornehmlich durch die neuplatonische Philosophie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

XI.

Auch die Christen wurden von dieser schwärmerischen Philosophie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar den Schlüssel dazu zu enthalten schien.

Als endlich ihre Partei, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem sogenannten Heidenthume, die herrschende im römischen Reiche ward und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung und

unter andern Namen, wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach und nach fast gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker und bemächtigten sich, nach ihrem Beispiele, sogar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Namens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andere Reliquien der Märtyrer und so weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beistand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Chroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Constantin I. wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln und armen Seelen; Alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidnischen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums und brachten die monstroseſten Hirngespinnster hervor, welche ohne Untersuchung angenommen und von der Klerisei (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt und mit kräftigen Ernulphusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen und ist zu meiner dermaligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemälde fortzusetzen und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unparteiische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit jetzt, da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in Jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume, Robertson, Gibbon, Walch, Schmidt und Anderer mehr als zureichend, alles bisher Gesagte, überflüssig und zum Theil wohl über die Intention der Verfasser zu bestätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anschauenden Erkenntniß des Geistes dieser unseligen Zeiten gelangen wollte, müßte sich freilich zu der fürchterlichen Aufopferung entschließen, die Quellen selbst zu besuchen und unter andern sich in der Chronik und den Libris Miraculorum des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbischofs Jakob de Voragine, in den Actis Sanctorum und in den Geschichtsbüchern der Mönchsorden umzusehen, — wo er genug sehen würde, um vor Erstaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieser Zeiten beinahe selbst den Verstand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermaligen Hauptgegenstand noch bemerken muß, ist Folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrschende im ehemaligen römischen Reiche wurde, trat sie nicht nur in alle Rechte der alten ein und wurde die Religion des Staats, folglich von den Gesetzen geschützt und begünstigt, sondern maßte sich noch neuer, bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche, geduldet: die letztere oder vielmehr ihre Klerisei (die auch hierin, wie in so vielem Andern, den Geist des Stifters verleugnete, indem sie sich auf den Buchstaben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschließendes Recht und duldete in Kurzem keine andere mehr neben sich.

Aber sie ging noch weiter. Nicht zufrieden, jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeinungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige, was er für Wahrheit erkannte, entgegen zu setzen, wurde als ein vorsätzlich und halsstarrig Irrender zum ewigen und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denuntiationen, dem Despotismus der byzantinischen und abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Confiscationen, neue Mittel, eines Jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu

werden, und der Kleriſei ein neuer Weg eröffnet, ſich das furchtbarſte Anſehen und einen faſt grenzenloſen Einfluß zu verſchaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menſchen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Unterſuchung aushielten, erfand man eine ſubtile Art von Dialektik und Terminologie, bei der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendſten Abſurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widerſprüche in eine Art von Zuſammenhang zu bringen und dem Menſchenverſtande den Weg zur Wahrheit ſo mühſelig und unzugangbar zu machen, daß unter Zehntauſenden — ſelbſt aus jenen Menſchenclaſſen, deren Stand und Beſtimmung im gemeinen Weſen einen hohen Grad von Vernunftfertigkeit erfordert — kaum Einer ſeyn möchte, der nicht lieber Alles, was man wollte, blindlings glauben, als ſich auf einem ſo peinvollen Wege überzeugen laſſen wollte.

Im Grunde war es auch mit dieſem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf bloſe Täuſchung abgeſehen: denn nicht nur war er ſo beſchaffen, daß er bei wirklich denkenden Köpfen ſtatt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte und ſie wider ihren Willen auf neue, den herrſchenden widerſprechende Meinungen führte; ſondern es war auch ſchon vorher ausgemacht, „daß jede Unterſuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Reſultat, als dieſes Dogma geben würde, an ſich ſelbſt ſchon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementariſchen und

höllischen Feuers schuldig sey." Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkürlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtigt hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen, sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, sobald uns ihr freier Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisition und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu leugnen, wenn es kann, daß man auf diese Art und durch solche Mittel und Anstalten jede Religion, wie unsinnig, abscheulich oder lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des kanaanitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche in Abdera — für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Namen verdienen also wohl diejenigen, die sich anmaßen oder, wofern ihre Vorfahren einer solchen Anmaßung sich schuldig gemacht hätten, noch ferner darauf bestehen wollen, die einfachste, vernunftmäßigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen auf einem solchen Wege und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leser möge hier einen Augenblick still stehen und dann die Betrachtungen selbst fortsetzen, auf die ihn das Gesagte natürlicher Weise führen muß!

Meine Absicht ist nicht, irgend eine Partei oder Person zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, vernünftig denkenden und besser gesinnten jetzt Lebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbei; wenigstens kann sich Niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, Gott Lob, seit mehr als fünfzig Jahren laut genug gepredigt worden und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil gestanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum sollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Namens) zu seyn: warum sollten wir nicht wenigstens den Willen haben, Alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als echte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstößliche Grundwahrheiten; ist der freie Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meinung, jedes menschlichen

Glaubens ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns Niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur, zu begehen, rauben kann: wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäuscht werden etwas von unsrer Natur überhaupt Unzertrennliches; gibt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine Meinung oder seinen Widerspruch mit seinen Gründen bescheiden und gelassen vor, ohne einen Andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt, anders zu denken.

Ist die Ueberzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie als ein Verbrechen gestraft werden: so erkenne man doch endlich einmal, daß es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Namen, wodurch blos verschiedene Vorstellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeinungen und Ueberzeugungen von einander unterschieden werden, zu Schimpfnamen zu machen!

XVI.

Es ist etwas den gesunden Menschensinn Empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weiß) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne,

bei sich führe; da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren, Deisten zu seyn.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesetzt auch, ein jeder Deist müßte nach seiner Ueberzeugung alle besondere Dogmen der christlichen Parteien verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen Jeden zu werfen, der nicht Alles glaubt, was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem echten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteien auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daß er in seinem Bekenntniß aufrichtig und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiß unter derjenigen christlichen Partei zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen und von falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinschaft auszuschließen? Wenn sie wirklich überzeugt sind, daß der Glaube,

der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beispiel bei ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß Jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermalen ihr Glaubenssymbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er blos deßwegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft eben so physisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist, in der Luft zu gehen oder im Feuer zu leben?" — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn, um einer solchen Ursache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu seyn oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wohl, solange kein anderes Verhältniß und kein anderer Name sie von den Pflichten der Menschlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf

ſich unterſtehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorſchein kommt?

Iſt es aber nicht häßlich, das, was alle Menſchen einander als Menſchen ſchlechterdings ſchuldig ſind, — nämlich, einander ſo zu behandeln, wie jeder von den andern behandelt zu werden wünſcht — mit einem ſo elenden Wort, als dulden, zu verkleinern und beinahe auf nichts herab zu ſetzen?

Welche mehr als kindiſche Inconſequenz! Wir ſehen es für eine hohe Pflicht an, in tauſend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu ſeyn; und in Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewiſſen, Gemüthsruhe und Rechtſchaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über Andere zu tyranniſiren? Ich kann von einem Jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungeſtört meines Weges gehen laſſe: und ich ſoll es für eine Gnade halten, wenn ihr duldet, daß ich von überirdiſchen Dingen anders denke, wähne oder träume als ihr, ungeachtet ihr ſelbſt um nichts dadurch gebeſſert ſeyd, ob ich ſo oder anders über dieſe Dinge träume?

Narren und böſe Leute ſind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als ſie; dieſe möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen, zu thun und zu leiden, was ſie wollen. Hätten dieſe zwei Gattungen von Menſchen immer den Meiſter auf dem Erdboden geſpielt, ſo würde er ſchon lange eine ungeheure Wildniß und Wüſte ſeyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Beſondern das Anſehen hat) von den Klügern und Beſſern regiert; und der Weiſe duldet die Thoren, weil er weiſe, die Schwachen, weil er ſtark, die Böſen, weil er gut iſt.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Menschen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über Alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, solange sie nicht frei denken dürfen, oder, welches einerlei ist, solange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und Alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate, der einfachsten unleugbarsten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluß einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer großen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet und durch

ſo viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freiheit in Feſſeln ſchmachtet, ſo künſtlich verbunden worden, daß es beinahe ungereimt wäre, die Erlöſung dieſer gefangenen Prinzeſſinnen für möglich zu halten, geſchweige unternehmen zu wollen.

Das Schickſal kann freilich mit der Zeit große Revolutionen herbei führen, wodurch der gegenwärtige Zuſtand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde; aber, wenn die Weltverbeſſerung, auf die ein menſchenfreundlicher Träumer unſere Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröſtet, blos durch Aufklärung bewirkt werden ſollte, ſo iſt ſehr zu beſorgen, daß er ihre Epoche noch um einige Jahrhunderte zu früh geſtellt hat.

Möchte ich doch mit dieſer übel weisſagenden Ahnung ſchon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geſtändniß der Ovidiſchen Medea:

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird ſo lange wahr ſeyn, als Menſchen — Menſchen bleiben: und ſolange die Deteriora mit großen, glänzenden und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden ſind, wird es auch der rechte Schlüſſel zu tauſend Ereigniſſen und Handlungen ſeyn, die den Verſtand des einſamen, aus der wirklichen Welt in ſein idealiſches Dſchinniſtan zurückgezogenen Philoſophen überraſchen und ſeine übel berechneten Erwartungen täuſchen.

XIX.

Wie ſehr hätte ich gewünſcht, in dieſem traulichen Monolog über Gegenſtände, woran viel gelegen iſt, mit dem

ganzen edlern und beſſern Theile unſerer Nation, blos als Menſch zu Menſchen, Weltbürger zu Weltbürgern und deutſcher Mann zu deutſchen Männern, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der Religionsparteien ſprechen zu können! Und dieß um ſo mehr, da mein Widerwille gegen allen Sectengeiſt, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Intereſſe in Allem dieſem iſt), gegen jede Partei gerecht zu ſeyn, und meine Wohlgeſinntheit für das gemeine Beſte meines Volkes und der Menſchheit überhaupt, Vielen unter ihnen längſt bekannt und ohne Zweifel die Urſache iſt, warum mein wohlmeinendes Radotage über die pia desideria aller gut denkenden Menſchen mit ſo vieler Nachſicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas Unmögliches wünſchen zu wollen? Ich ſehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils ſchon geſagt, theils noch zu ſagen habe, bei beiden chriſtlichen Hauptparteien Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freier Wahl, als durch nöthigende Verhältniſſe) ſelbſt gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieß Wenige — weil doch dieſe gute Gelegenheit dazu da iſt und ſo bald nicht wieder kommen möchte — ſey mir erlaubt in Rückſicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Chriſten allgemein für nöthig erkannte Verbeſſerung laut — für mich zu ſagen.

XX.

Ich wünſche allen Menſchen, und alſo auch Sr. Päpſtlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn

er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters seyn sollte, noch immer für einen sehr respectabeln Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit oder für bösen Willen gegen die Gebeine der hh. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine physische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilica zu Sanct Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatican, dem Campidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bei irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloßen Schatten eines solchen Wunsches jemals in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber, gesetzt nun (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!), gesetzt, weil es doch physisch möglich ist, der schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicherweise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri und der magische Fischerring (der nach

dem weltbekannten Siegelring Salomons unstreitig der erste Ring in der Welt ist), die berühmten Schenkungen Constantins, Pipins und Karls des Großen, die Decretalen Isidors des Sünders, die dreifache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota und die Wollenweberei und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sanct-Agnes aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmal so wäre, sollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wohl große Ursache, ihre Kleider zu zerreißen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und müßten sie nun wohl nichts Angelegneres haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen und, Alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben und in die Freiheit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Name und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bei der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessirt ist: wem

wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner, als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bei einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nämlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann blos an den Hirten liegen sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine chimärische Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie blos auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulphusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen, das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert," ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit gibt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerei, fromme Geistermährchen und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und sie denken zu edel und gut, um sich jemals zu Erben der römischen Ablaßkrämerei, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem vorausgesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freiheit zu setzen und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es gibt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkür abhangen, daß sie sind oder nicht sind, sobald es uns beliebt, daß sie seyn oder nicht seyn sollen.

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beispiel zu erläutern.

Als Sanct Paul nach Ephesus kam, befand sich unter andern daselbst ein Tempel, der unter die Wunder der

Welt gerechnet wurde, und in diesem Tempel ein kleines, wohl beräuchertes Bildchen von Eben- oder Rebenholz, das man die große Diana der Epheſier nannte und weit und breit in ganz Aſien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sanct Paul — der ſich bekannter Maßen ſeiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freiheit zu bedienen pflegte, ohne ſich darum zu bekümmern, daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sanct Paul alſo nahm ſich die Freiheit, einigen Epheſiern zu ſagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten nicht Götter ſeyn," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieſes Raiſonnement ſehr einleuchtend vorkam.

Nun befand ſich aber ein gewiſſer Demetrius in dieſer Stadt, dem ſehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Epheſier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen ſilbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieſer Hauptſtadt Aſiens beſtändig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und dieſe Fabrik ging ſo ſtark, daß das ganze ehrſame Goldſchmieds-Handwerk zu Epheſus in Arbeit und Verdienſt dadurch geſetzt wurde.

Demetrius verſammelte alſo alle ſeine Arbeiter und ſtellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sanct Pauls Vernunftſchlüſſe gerathen wäre. „Es will, ſagte er, nicht allein mit unſerm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, ſondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majeſtät untergehen, welcher doch ganz Aſia und der Weltkreis Gottesdienſt erzeigt."

Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag, und Niemand wird sich darüber wundern, daß diese Goldschmieds-Synode sich damit endigte, daß sie Alle voll Zorns wurden und ausschrien: Groß ist die Diana der Epheser!

In Kurzem brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk stürmte dem Amphitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten, warum es zu thun sey, schrie der Pöbel zwei Stunden lang an einem fort, groß ist die Diana der Epheser: bis endlich der Canzler, durch eine sehr verständige und eines Erzcanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beispiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Epheser war eine Göttin oder war keine Göttin, jenachdem die Epheser wollten. Und warum dieß? Weil sie wirklich, Scherz bei Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüsteten Zigeunerin und also keine Göttin war. Indessen, solange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stücken eben so, als ob sie es wirklich gewesen wäre.

Wir wollen billig seyn. — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Ephesus, der Canzler und ihres Gleichen, wußten ohne Zweifel so gut als wir, was an der Sache war: indessen hatten sich die Epheser von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren der großen Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verschaffte der Stadt Ansehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; sie hatten also politische und cameralistische Gründe, als etwas Unwidersprechliches (wie sich der Herr Canzler von Ephesus ausdrückt)

anzunehmen, nicht, daß ihre Diana wirklich eine Göttin sey, aber, „daß die Stadt Ephesus die Pflegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes sey.“ —

Bei dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daß ihre Santa Casa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sey.

Aber die Goldschmiede hatten ein ganz anderes Interesse, Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu seyn; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können, als Cicero an sein Augurat, ohne daß sie, solange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammen geschrien hätten: Groß ist die Diana der Epheſier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Ephesus hätten einen sehr großen und dringenden Beweggrund (den sie freilich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sanct Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Philosophen, die Luciane und ihres Gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freie Erlaubniß erhalten, über die Sache zu raisonniren und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen, so viel ihnen beliebt hätte; und das Volk, das mit allen seinen Fehlern

und Unarten doch mehr Menschenverstand hat, als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daß es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daß gewisse Meinungen, die seit den Zeiten Papst Gregors des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jesuiten und andern Clienten des römischen Hofes ausgebrütet worden sind und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daß ein jeweiliger Papst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Gesetze sey, Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr sind — daß, sage ich, diese und ähnliche Meinungen, eben so wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben, sie zu glauben oder nicht zu glauben, abhangen.

Sanct Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn" — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des großen Problems, das von Vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der

Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daß der römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländischen Bischöfen, seinen Brüdern, seyn würde, sobald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Facta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz des Vaticans, der der Peterskirche, des Museum Clementinum, der Villa Borgheſe u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in Allem gerade so zu verfahren, als ob das Unglück geschehen wäre; so würde wahrscheinlicher Weise auch Alles so erfolgen und beinahe eben so leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freilich schneller wirken und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmal applaniren; so wie ehemals die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Epheſus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmal ein Ende machten: aber ich gestehe, daß ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daß eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als einer Rücksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius der Sechsundzwanzigste (oder wie er heißt) im Jahre 2440 seyn wird — wie so ganz und gar er der Gegenfüßer

eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweiundzwanzigsten, eines Clemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweiten, Leo des Zehnten u. s. w. — kurz, der größten Zahl seiner Vorfahrer ist — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst meines demüthigen Vorschlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie ersprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese wünschenswürdige Revolution zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nämlich: „daß dadurch die mannigfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sanct Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sünden der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bei mehr besagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bei einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten und die Peterskirche nebst den

übrigen sechs Basiliken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerlei Namen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarei und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurückwerfen sollten: — so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen und, so Gott will, auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wohl am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts Manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Namen — Träume eines radotirenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, heraus gekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr irre) nur zwei Dinge zu thun: „Man muß entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen," — und dieß wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas Anderes an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde; — oder „man muß so lange nachforschen, woran es liegt, daß sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfindig gemacht hat, und alsdann

dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen."

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses heraus gekommen ist, von solcher Art, daß es, erstens, nicht von uns abhängt, ob es da seyn oder nicht da seyn soll; ist, zweitens, die Sache so beschaffen, daß sich Jedermann durch bloses Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Uebel sey blos daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, das nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beimischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte;" und ist es endlich, drittens, eben so augenscheinlich, daß es völlig in unsrer Gewalt steht und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operation ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daß es schlechterdings nicht möglich ist, es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sey?" für Leute, die bei ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (Alles dieß vorausgesetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird: so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten Willen der moralischen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unserer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geſchichte in die älteſten Zeiten zurück ſehen läßt, ſehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachſen und dieſen, gleich einer üppig aufſchießenden paraſitiſchen Pflanze, jene umſchlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen und ſogar durch ſeine Einflüſſe den Früchten, wodurch ſie dem menſchlichen Geſchlechte wohlthätig ſeyn konnte, ſeine eigene giftige Beſchaffenheit mittheilen.

Da hier ſchlechterdings Alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von Allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Phantaſie, Leidenſchaften und Prieſterkünſte beigemiſcht haben, gereinigten Begriff zu machen: ſo kann ich mir unter dieſem Worte nichts Anders denken, als den Glauben an ein unerforſchliches Urweſen, durch welches alle Dinge beſtehen und nach unveränderlichen Geſetzen der vollkommenſten Gerechtigkeit oder (was eben daſſelbe ſagt) der vollkommenſten Güte und Weisheit in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unſers eigenen, uns nicht minder unerforſchlichen Grundweſens, mit Bewußtſeyn unſrer Perſönlichkeit und einem ſolchen Fortſchritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unſer Verhalten in dieſem Leben modificirt wird.

Von dieſem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moraliſches Bedürfniß der Menſchheit ſey;

2) daß ſeine Wurzel ſo tief in unſrer Natur liege und gleichſam mit allen Faſern derſelben ſo verſchlungen ſey, daß man, um ſie im Menſchen gänzlich auszurotten, den Menſchen ſelbſt zerſtören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterſtützt werde, um den Namen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, insofern er von Aberglauben oder Dämonisterei frei bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey.

XXV.

Unglücklicherweise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion — wenn wir auch annehmen, es sey eine Zeit gewesen, wo sie (soviel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zuließ) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten, was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmäler, Tempel, Statuen u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur

und der Zusammenhang der Dinge entweder freiwillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleißes schenkte, als willkürliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beinahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun: alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden sey. Dieß ging endlich so weit, daß bei vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bei den Griechen ist ein weltbekanntes Beispiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht lange ohne Priester, d. i. ohne Mittelspersonen, Procuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bei jenen höhern Wesen — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn.

Da die Vernunft nur sagen kann, was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth und

entweder ſtammelt oder verſtummet: ſo würde es eben keinen großen Künſtler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirſenkorn zu graviren.

Natürlicherweiſe konnten Prieſter ſich mit einer ſo compendiöſen Götterkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wiſſen als gemeine Menſchen; und woher hätte ihnen dieſe geheime Wiſſenſchaft kommen können, als von den Göttern ſelbſt? Dieſe offenbarten ſich ihnen in Träumen, durch Erſcheinungen oder auf andere Art; und bald ſah man aus dieſer übernatürlichen Quelle jene berühmten prieſterlichen und magiſchen Wiſſenſchaften entſpringen, auf welche die Philoſophie freilich nie gekommen wäre, wozu ſie aber doch wenigſtens den Schlüſſel hat: die Theorie der guten und böſen Geiſter, der himmliſchen, elementariſchen und hölliſchen Dämonen; die Wiſſenſchaft der Opfer, Ausſöhnungen und Initiationen; die Wiſſenſchaft, ſich die höchſten Götter gnädig, die guten Dämonen günſtig, die böſen unterwürfig zu machen; die Wiſſenſchaft, Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewiſſen Zeichen, wodurch die Götter ſie uns andeuten, vorher zu ſagen; die Wiſſenſchaft, durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen u. ſ. w.

So wurden die Prieſter nach und nach zu Wahrſagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; ſo kam das Schickſal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien und ſogar das Leben der Menſchen in ihre Gewalt; ſo bemächtigten ſie ſich der zwei ſtärkſten Triebfedern der menſchlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwiſſende Wilde und Barbaren unumſchränkt zu herrſchen; kurz, ſo wurde aus Religion Dämoniſterei, aus Prieſterthum Magie.

Beide walteten unter allerlei Namen und Modificationen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand und, durch eine beim ersten Anblick erstaunliche, bei unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revolution, der Vielgötterei in dem ganzen Umkreise des alten römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicherweise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus nie gewesen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bei den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in Anschlag, — wie mächtig

Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen ſind, über den gemeinen Menſchenverſtand tyranniſiren: und wie ſollten ſie — ſie, die uns fähig machen, gegen das Zeugniß unſrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben, unſre Vernunft zu feſſeln, und uns zum Beiſpiel in einem Buche, für deſſen Buchſtaben man uns ſchon die tiefſte Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geiſt desſelben zu faſſen, ja nur zu ahnen fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben laſſen, die einem jeden ganz unbefangenen Menſchen beim erſten Leſen desſelben in die Augen ſpringen?

Es ſoll mich alſo nicht wundern, wenn das, was ich jetzt ſagen werde, vielen meiner Leſer anſtößig wäre, wiewohl es darum (wenigſtens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr iſt — und das iſt: daß zwiſchen dem Geiſt und Zweck Jeſu, — ſo wie er ſich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darſtellt, in welchen Alles, was wir von ſeiner Perſon und Geſchichte wiſſen, enthalten iſt, — und zwiſchen einigen Dingen, die er geſagt und gethan haben ſoll, eine ſo auffallende Disharmonie, ein ſo ſtarker Widerſpruch obwaltet, daß es beinahe unmöglich, wenigſtens gegen alle Regeln der Kritik iſt, zu glauben, daß er dieſe letztern Dinge wirklich geſagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieſes Phänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgeſetzt; ich ſage alſo zu meiner dermaligen Abſicht nur ſo viel und hoffe, daß wenigſtens Mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken geleſen hat (denn gewöhnlich werden ſie ohne alles Nachdenken geleſen), darin mit mir einſtimmig ſeyn werde: daß Chriſtus zwar die Religion ſeines Volkes habe reinigen und verbeſſern, aber keine eigentliche neue,

noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Name der christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut, das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern, gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung Alles dessen, was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war echte Theosophie im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu Alle berufen, aber Wenige auserwählt

ſind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menſchen ſo einfältigen Sinnes und guten Willens ſind, um mit ganzer Seele in dieſe ſeine Vorſtellungsart und Geſinnungen einzugehen und ihm in Allem dieſem — das iſt in Allem, was er mit den weiſeſten und beſten Menſchen, die jemals lebten, gemein, und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden und alſo den Namen ſeiner Jünger im eigentlichen Verſtande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit ſich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm eines Sinnes und Geiſtes waren, nur eine kleine Geſellſchaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieſer kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin ſie, als Kinder eines Vaters, unter einander lebten oder leben ſollten.

XXVIII.

Indem ich mir dieſe Vorſtellung von der Religion Jeſu und der erſten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu leugnen, daß es in der Folge nicht möglich ſollte geweſen ſeyn, eine mit den Grundſätzen und der Moral desſelben übereinſtimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämoniſtiſchen und magiſchen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja, ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich ſage, daß ſich ſogar eine auf jene Grundſätze gebaute hierarchiſche Religionsverfaſſung denken (nur nicht ſo leicht ins Werk ſtellen) laſſe, die von allen Prieſterkünſten, aller tyranniſchen Prieſtergewalt,

Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen, die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und so weiter, mit einem Worte, von der ganzen Litanei der Mißbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der so genannten Christenheit im Schwange gingen, frei wäre; — wie denn etwas diesem von fern Aehnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist.

Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte, welches man auf diese Möglichkeit bauen könnte, — dieß wenigstens ist unwidersprechlich: daß von des ersten Constantins Zeiten an (ja, schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beinahe in Allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte seyn sollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand mehr als einer Kirchenversammlung und der sehnliche Wunsch aller Laien, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus wurde.

XXIX.

Diese Kirchenverbesserung, — die schon so lange für nöthig gehalten, mehrmals angefangen, von Rom aus immer wieder hintertrieben, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüsse der wieder erweckten griechischen und lateinischen Literatur, vorbereitet worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge, wiewohl unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen

Widerstande der herrschenden Partei und so vielen wilden Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preise, den sie gekostet haben, in gar keiner Proportion ständen, wofern die Verbesserung auf halbem Wege stehen bleiben, und nicht mehr wahrer Gewinn für die Menschheit davon heraus kommen sollte, als woran sich diejenigen genügen lassen, die alle fernere Verbesserung unnöthig finden, ja wohl gar die bloße Meinung, daß das angefangene Werk noch weit von seiner Vollendung sey, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, selbst in den scheuslichen Zeiten der Kreuzzüge, der Waldenser-Verfolgung und der Ausrottung der Tempelherren, sind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet worden, als in diesem. Kein anderes bietet reichhaltigern Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menschen dar!

Können wir, beim Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in diesen schrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchische Tyrannei, fanatischen Neuerungs- und Empörungsgeist, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grausamkeit der alten Partei, theils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden ist, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der bloßen Möglichkeit zuvorzukommen, das wir oder unsere Nachkommen solche Gräuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleien um Gottes Willen wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist und selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art, mit den Glaubensdissidenten zu verfahren, sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür.“

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloser Name schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorübergehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung ist? wenn sie blos von der Denkart oder Laune oder Bonhommie oder Gleichgültigkeit der Regenten und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tiger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreißbaren Ketten gefesselt zu seyn?

Gegen eine Partei, bei welcher die Intoleranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, solange sie bei dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsere innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte

Terminologie und Formulare, gegen den fanatischen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. s. w. in unserm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverlässige, von dem leichtesten Anstoß zusammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgültig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartuffe, sobald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluß hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unserer eigenen Zeit könnte und sollte uns belehren, daß diese Gleichgültigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloß, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen. Vielleicht braucht es nicht mehr, als noch fünfzig Jahre wie die letztverflossnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freiheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisition den Einwohnern von Goa. Solange der Gebrauch dieser Freiheit blos zufällige Duldung ist; solange das Recht der Protestanten „an unbeschränkte Gewissensfreiheit und unbeschränkte Untersuchung aller menschlichen Meinungen, Auslegungen und Entscheidungen in Glaubenssachen" nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, sondern den Einen noch ein Problem, den Andern sogar Ketzerei ist: so lange haben wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann (sollte man billig fragen), wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematisch seyn? Wo ist die Urkunde, durch welche diejenigen, die sich selbst in Freiheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkürlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine solche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte sie für uns haben? Wer kann im Namen seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine so unnatürliche Enterbung jemals Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es hatten, mußten sie auch uns hinterlassen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts."

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des Propheten, „seyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind," und fingen an zu merken, daß die sehr reellen Uebel, von denen sie zu Boden gedrückt wurden, bloße Folgen einer Art von Bezauberung seyen, welche in dem Augenblick vernichtet ist, da man aufhört, sich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch Alles, was man sah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloßen Gedanken, sie zu bezweifeln, so lange gesichert gewesen waren, — wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen, in Untersuchung genommen und so, wie sie für das, was sie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe, erkannt wurden, verworfen.

Tradition, Beſitz von undenklichen Zeiten her, Entſcheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meinungen der heiligen Kirchenväter und Doctoren, ja ſogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der erſten Synode zu Jeruſalem — „es gefällt dem heiligen Geiſt und uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenverſammlungen wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, ſobald ſie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf ſie beruhete, entgegen ſtanden.

XXXII.

Alles dieß aber erfolgte nach und nach. Man wußte anfangs ſelbſt nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeſchlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damaligen Umſtänden nicht wohl anders ſeyn konnte) weit entfernt, auf einmal alle Autorität des römiſchen Stuhls, der Kirchenväter, der Concilien und der Tradition verwerfen zu wollen. Man empörte ſich anfangs gegen bloſe Mißbräuche, welche die ſogenannte Diſciplin der Kirche betrafen; aber bald ſah man ſich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche ſich jene verſchanzten. Jeder falſch befundene Satz zog natürlicher Weiſe die Unterſuchung anderer nach ſich, mit denen er zuſammenhing: und ſo konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes ſo wurmſtichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief ſich auf den Papſt, ſolange man ſich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erſte Angriff gerichtet war, abhelfen würde; aber, ſobald er gegen das, was Luther und ſeine Anhänger für unumſtößlich erwieſene Wahrheit hielten, entſcheiden hatte,

sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu beleuchten, und fand am Ende, daß er ein so fehlbarer Mensch sey, als ein anderer, und daß es mit seiner Statthalterschaft Christi nicht besser stehe, als mit seiner Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaisern angehörten.

Eben so mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradition, die Entscheidungen der Concilien so viel möglich auf seine Seite zu ziehen; aber, sobald sie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt und von ihrer Autorität an eine höhere appellirt.

Auch die so oft wiederholte Appellation an eine zu veranstaltende allgemeine Kirchenversammlung, wenn sie etwas mehr als ein durch die Noth der Umstände abgedrungener Behelf war, setzte ein Vertrauen auf die Majorität einer solchen Versammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn, gesetzt, das Concilium würde gegen sie entscheiden, — welches denn auch das tridentinische zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen Anderes übrig, als die ganze versammelte Hierarchie für Menschen zu erklären, die zusammen genommen eben so wenig unfehlbar, dem Irrthum eben so unterworfen seyen, als einzeln.

XXXIII.

Man sah sich also bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entscheidenden Richter in Glaubenssachen und

für die einzige Quelle, woraus die christliche Glaubenslehre geschöpft werden müsse, zu erklären und alle übrige Autoritäten nur in so fern, als sie mit derselben vollkommen übereinstimmten, gelten zu lassen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die römische Kirche gewonnen wurde, und was diese mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte, gehört nicht hierher: genug, es konnte bei dem allmählich zunehmenden Tage nicht fehlen, daß man früher oder später gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens seyn möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daß alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerlei dabei dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meinung zu seyn.

Ob ein solches Buch möglich sey, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaße, als sie zu meinem Zwecke gehört; aber dieß wird doch wohl Niemand zu leugnen begehren, daß die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muß man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, chronologischer, geographischer, physikalischer und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und dessen ungeachtet enthält es, selbst für Leser, die mit allen diesen Kenntnissen versehen sind, beinahe auf allen Blättern solche

Stellen, die von verschiedenen Personen verschieden verstanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu sagen, die mit einer so unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet sind, daß alle angestrengte Bemühungen, den Glaubenspunkten, die dessen ungeachtet daraus gezogen wurden, nur so viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig ist (d. i. nur so viel Licht, um zu wissen, was man glaube), zu geben, bis auf diesen Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

Bei dieser unleugbaren und weltbekannten Beschaffenheit der Sache bleibt also — soviel ich wenigstens begreifen kann — in Ansehung Alles dessen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerspruch mit allgemeinen Vernunft- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel selbst, mit einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verständlich ist, — nichts übrig, als diese Alternative:

„Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen,"

Oder „Allen, die darin mit uns übereinstimmen, daß sie sich zur Religion Christi halten und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerlei ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint (wie verschieden sie auch von der unsrigen seyn mag), einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen und, durch diese dem Geiste Christi höchst gemäße Sinnesart, allen

gehäſſigen Zänkereien, Verketzerungen und Verfolgungen ſammt allem in der bürgerlichen und chriſtlichen Geſellſchaft daraus entſtehenden Unheil auf einmal und auf ewig ein Ende zu machen."

Wollen wir die erſte Partei ergreifen, ſo ſehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreimal geſegneten Vaters in dem dreifach gekrönten Heiligthum" zu werfen, uns mit unſrer guten alten Mutter, der katholiſchen Kirche, ausſöhnen zu laſſen und zu glauben, was ſie uns zu glauben befiehlt, wie übel ſich auch unſre arme murrende Vernunft an der Kette dieſes blinden Glaubens und leidenden Gehorſams befinden mag.

Oder welchem Doctor der Theologie aus unſerm eigenen Mittel ſollten wir das Recht zugeſtehen, uns vorzuſchreiben, was und wie wir glauben ſollen? die Linie auszuſtecken, über die wir im Forſchen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Verſuch, unſern Verſtand von verworrenen, materiellen, unſchicklichen und mit den erſten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorſtellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf ſo dreiſt ſeyn, ſeinen Verſtand, ſeine Einſichten nicht nur zum Maßſtabe, ſondern ſogar zur Regel und zum Geſetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwei oder drei hundert Jahren erlaubt war, ſich in Glaubensſachen gegen Autorität und Machtſprüche, gegen Papſt, Kirchenlehrer und Concilien aufzulehnen: ſeit wann iſt es unerlaubt worden, eben dasſelbe gegen die Autorität und Machtſprüche einer noch ſo großen Anzahl proteſtantiſcher Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wiſſens) kein echteres Creditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweiſen haben?

Durften unsre Vorfahren prüfen und das Bessere (d. i., was ihrer damaligen Einsicht und innern Ueberzeugung nach das Bessere war) behalten: warum nicht auch wir? Warum sollen wir nicht fortsetzen dürfen, was sie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyranniſiren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," sagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bei euch, zu glauben, was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht euch in den Sandwüsten von Africa oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten philosophiren, glauben und hungern könnt, so viel euch beliebt; nur verlangt nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchristen erkennen und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, solange ihr selbst gesteht, daß ihr, als Dissidenten, nicht dazu berechtigt seyd."

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden oder doch zu handeln fähig ist, als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine ſolche Art, mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewiſſe Doctoren des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, oder als die nicäniſche oder irgend eine andere Kirchenverſammlung, ob eine ſolche Art zu verfahren dem Geiſte des Proteſtantismus gemäß ſey?

Unſere Vorfahren konnten zu der Zeit, da ſie die Feſſeln des blinden Glaubens und Gehorſams abſchüttelten, durch politiſche Verhältniſſe und Erforderniſſe der Zeit genöthigt ſeyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenſchaft zu geben: aber weder ſie noch irgend eine menſchliche Gewalt konnte berechtigt ſeyn, eine ſolche Confeſſion zu einer abſoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht, ſelbſt zu denken, ſelbſt zu unterſuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, deſſen ſie ſich bedienten, weil ſie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich ſage noch mehr: weder die allererſte chriſtliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu beſtimmen, wie ihre Mitchriſten die dunkeln und verſchiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Chriſti und der Schriften ſeiner Apoſtel zu verſtehen hätten oder Formeln feſtzuſetzen, wie ſie ſich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit iſt, auszudrücken ſchuldig wären. Chriſtus ſelbſt hat kein Glaubensformular feſtgeſetzt. Auch das apoſtoliſch genannte Symbolum iſt, ſeines reſpectabeln Alters ungeachtet, bekannter Maßen kein Werk der Apoſtel.

Wenn alſo die immer zunehmende Menge der Bekenner des chriſtlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin ſie alle übereinſtimmten, in einen kurzen und faßlichen

Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: so mußte doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene Vorstellungsarten zuläßt, frei bleiben; — oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen Alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkürliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen.“ — Eine abscheuliche Behauptung, deren Niemand fähig seyn kann, in dessen Seele jemals auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht, über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meinungen eine ausschließliche Sanction zu geben: so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meinungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen; aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis Andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorstehern der Gemeinen oder vielmehr der Obrigkeit kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern; aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt oder können sie jemals berechtigt seyn, irgend eine Meinung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und

Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres Gleichen nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner und, sobald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partei zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Constantin, zur Schmach des christlichen Namens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabei benahm, zu unterhalten und selbst in die Flamme zu blasen: Alles dieß, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabei entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was Anderes als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bei so unendlich veränderten Umständen und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Constantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreiheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens diejenigen, die den Uebrigen zu Lehrern und Regenten geſetzt ſind, ſich überzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes iſt.

„Daß ſie nicht darin beſteht, daß wir über das göttliche Weſen grübeln und ſtreiten, ſondern, daß wir uns beſtreben, den Willen Gottes zu thun.

„Daß (nach dem klaren Ausſpruch Chriſti und ſeines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menſchen, die wir ſehen, das untrüglichſte Kennzeichen unſerer Liebe zu Gott, den wir nicht ſehen, iſt; und daß wir unſern Glauben nicht durch Bekenntniſſe und Formulare, ſondern durch unſere Werke zu zeigen angewieſen ſind.

„Daß Gott an unſerm Geſchwätz und Gezänke, was er ſey oder nicht ſey, an unſerm kindiſchen Lallen über ſein Weſen, ſeine Eigenſchaften, ſeine Wirkungen, ſeine Oekonomie, ſeine Abſichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. ſ. w., in der heiligen Schrift nirgends ſein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm ſey und recht thue, der ſey ihm angenehm; und

„Daß, mit einem Worte, nicht Uebereinſtimmung in religiöſen Meinungen und Formeln — ſondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigſten Zwecken auf die Welt geſandten Chriſtus, thätige Liebe der Menſchheit und lebendige Hoffnung eines beſſern Lebens für diejenigen, die ſich deſſen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Chriſten und, jene Geſinnungen

in dieſen zu bewirken, das Ziel desjenigen ſeyn müſſe, der des ehrwürdigen Namens eines Lehrers der unverfälſchten Chriſtusreligion würdig ſeyn will."

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unſre gegenwärtige Zeit ſehr leicht zu machen iſt, ſo überlaſſe ich ſie dem eigenen Nachdenken meiner Leſer und ſetze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverſtandes, nur noch dieſes hinzu:

Meine Meinung iſt keinesweges, irgend einem proteſtantiſchen Regenten zu rathen, daß er, durch ein öffentliches Proclama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Neſtorianern, Manichäern, Gnoſtikern, mit allen andern Anern, Aern und Iſten, die es vom Jahre Chriſti 34 an bis auf dieſen Tag in der lieben Chriſtenheit gegeben hat, in ſeine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer beſolden und ſich recht herzlich angelegen ſeyn laſſen ſolle, die möglichſte Verſchiedenheit in Religionsmeinungen unter ſeinem Volke zu veranlaſſen und ſorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde blos dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, beſonders unter denen, die zum Lehramte öffentlich berufen ſind, eine durch keine willkürliche oder alte nicht mehr paſſende Geſetze eingeſchränkte Freiheit zu laſſen, die Religionslehren ihrer Einſicht und Ueberzeugung gemäß vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernamen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bei ſchwerer Strafe zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daß irgend ein ſo genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen ſeiner Abweichung von dem, was in Kirchenverſammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens feſtgeſetzt worden, auf Lehrſtühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erkläret oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem chriſtlichen Volke die Meinung erwecken müſſen, als ob es Sünde und Verbrechen ſey, ſich in Religionsſachen zu irren oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daß man von den mehr beſagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, ſich aller Erklärung und ſpitzfindigen Speculationen über dieſe Dinge enthalte und ſie überhaupt nur in ſo fern, als ſie dem moraliſchen Zwecke der Religion förderlich ſeyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über ſpeculative Sätze, Auslegung dieſer oder jener Schriftſtellen u. ſ. w. entſtehen mögen, nicht einzumiſchen, keine öffentliche Partei darin zu nehmen und nur dahin zu ſehen, daß die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanſtändigkeit hinaus gerathen, und aus einer beſcheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu ſorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibſeln der alten Barbarei gereinigt und in Allem dem großen Endzweck der innerlichen moraliſchen Beſſerung der Menſchen (welcher offenbar der Zweck Jeſu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freiheit nehmen, ſie, wo möglich, zu überzeugen: daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine beſondere

Frömmigkeit und eine eigene, aus Allem, was in der Bibel am unverständlichsten ist, zusammen gesetzte Sprache affectiren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer grisgramen, über die Gefahr des christlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre stöhnen und den weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafstall Christi drohen sollen, auffordern, entweder übel organisirte Köpfe oder arme kranke Leute sind, die mit ihrem Arzt von der Sache sprechen sollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein Andrer, der nicht so höflich wäre als ich, Heuchler, Pharisäer, Baalspriester und Tartuffen nennen würde; Leute, die, wenn sie vor tausend sieben hundert sieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten, im hochwürdigen Synedrium zu Jerusalem zu sitzen, aus wirklichem oder affectirtem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleißnerei, vermuthlich so laut als Kaiphas und Klopstocks Philo geschrien haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinstimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XI.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Philosophen, für deren Freiheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Philosophie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definiren, möchte ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen

machen können, und die Kritik aller Begriffe, die ſie ſich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Chriſtus oder an der Unſterblichkeit der Seele oder an Himmel und Hölle, an den guten oder böſen Geiſtern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer iſt) verſündigen, wenn ich die Vorſtellungen, Meinungen, Einbildungen, die ſich dieſe oder jene Menſchenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Capelle bringe und nach den Geſetzen des vernünftigen Denkens unterſuche, was davon wahr oder falſch ſeyn, was in die Luft verfliegen oder als Schaum und Schlacken oben ſchwimmen, oder als Caput mortuum zu Boden ſinken möchte.

Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt iſt ſo heilig, daß es ſich dem Richterſtuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht unterſucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es ſind nicht die Sachen, ſondern die Begriffe und Meinungen der Menſchen von den Sachen, die wir in Unterſuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewiſſem Sinne Alles dürfen, ſo frommet doch nicht Alles.

Halt Maß in Allem, denn in Allem gibt's
Ein Mittel, deſſen Linie, was recht iſt,
Bezeichnet: dies- und jenſeits wird gefehlt!

ſagt Horaz. Ein weiſer Mann unterſagt ſich alle Speculationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weiſe viel ſchaden können.

In einem chriſtlichen Staate die Frage: ob ein Gott ſey? aufwerfen oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daſeyn Gottes als einem Problem ſprechen, weil die Beweiſe desſelben keine mathematiſche oder apodiktiſche Demonſtrationen ſind, iſt etwas eben ſo Weiſes, als wenn Einer

zu Rom die Frage: was ist der Papst? aufwerfen oder zu Frankfurt am Main öffentlich disputiren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen, ist eines der würdigsten und nützlichsten Geschäfte der Philosophie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

Die Philosophie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Philosoph ist kaum dieses Namens werth, der nicht bedenkt, daß gegen *einen* Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen gibt, unglücklicher seyn würden, als sie sind.

Beilagen

zu der vorgehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Dr**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreiheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor Kurzem bei einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken und das Gedachte Andern mitzutheilen, so gut man Beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre, ein Mensch zu seyn, nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand, Ihnen freimüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz Bestimmtes dabei gedacht und einen ganz guten Zweck dabei gehabt haben oder zu haben vermeinen konnte (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft), und daß es eben daher schwerlich seine Meinung war, sie jemals gegen die Freiheit der Presse geltend zu machen. Cajus oder Titius könnte ja wohl (wie uns

Allen im Eifer etwas Menschliches begegnen kann) in einem an sich gerechten, aber zu leidenschaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und also für Sache der Menschheit erkannte, — in einer zu raschen Bewegung der Lebensgeister und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftsteller, der mit beiden reichlich versehen ist und über eine äußerst interessante Sache schreibt, sich nicht immer genug hüten kann, — ich sage, dieser Cajus, oder wie er heißt, könnte ja wohl in einer solchen Stimmung hier und da, gegen seinen Vorsatz, ein wenig über die aristotelische Linie der Höflichkeit und des Respects hinüber gekommen seyn, ein wenig hyperbolisirt und mehr gesagt haben, als etwa ein seine Ruhe liebender Römer einem Augustus oder Titus — geschweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weise mit Beleidigungen immer schärfer nehmen als die Auguste selbst) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewohl man jenen Cäsaren mitunter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte. Cajus könnte es also einem Asinius Pollio oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüber stellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser Minister Augusts solche leidenschaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravasationen, insofern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freiheit merklich hinaus gehen, mit einem Namen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche sowohl die Gefahr unbesonnener Weise verachten, als die Gesetze des Wohlstandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Cajus würde selbst nicht leugnen können, daß es Fälle gibt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freilich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen; aber man würde ihm

antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen; aber auf alle Fälle bleibt es eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöse zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir arme Menschlein, bei Gelegenheiten, wo unser Eifer gar zu stark gereizt wird, uns mehr erhitzen, als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemal, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln, und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bei einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabei bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelassnen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders Denkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird Niemand dadurch beleidigen; oder, falls Jemand eigensinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidigt zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art, sie zu behaupten, geschadet wird. Schadeten

wir blos uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen Tu si hic esses aliter sentias zurückzugeben pflegt.

Sie sehen, mein Herr, daß ich die besagte Unterscheidung, welche Vielen so anstößig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann, welches sie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nämlich, als ob es darauf abgesehen sey, um deßwillen, weil dieser oder jener sich der Freiheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisition zu unterwerfen und der Preßfreiheit, unter dem Vorwande, die Preßfrechheit zu verhindern, willkürliche Fesseln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so Arges in ihrem Herzen zu denken; aber das bin ich gewiß, daß Augustus oder Titus es sehr übel genommen haben würden, wenn ihnen Jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freiheit zu reden und zu schreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er seinen Athenern täglich bei Unzen und Scrupeln hätte vorwägen lassen wollen, wie viel sie essen sollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der Eine oder der Andere zuweilen mehr ißt, als recht ist? Und glauben Sie, daß Solon selbst (falls er die Vorsicht so weit zu treiben fähig

gewesen wäre) mit der Distinction zwischen Eßfreiheit und Freßfreiheit bei den Großvätern der Sokraten und Kriſophanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe, Sie durch diese kleine Betrachtung völlig beruhigt zu haben. Wer die Eßfreiheit zur Freſſerei gemißbraucht hat, muß ſich gefallen laſſen, ein Digeſtivpulver oder ein Brechmittel zu ſchlucken; wer die Preßfreiheit zur Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beſchaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung: aber die Preßfreiheit bleibt deſſen ungeachtet, ſo gut wie die Eßfreiheit, uneingeſchränkt als zuvor — oder — — deſto ſchlimmer!

An Ebendenſelben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis fünfzig Jahren um ſich her hat, wie Ihr gehorſamſter Diener, findet ſich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt gibt, als das berühmte Ne quid nimis des weiſen Chilon. Mich dünkt, alle praktiſche Weisheit der ganzen Welt ſey in dieſen drei Wörtchen, „nichts zu viel,“ oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig“ enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenſchaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminiſter oder der größte Dichter, Maler, Tonkünſtler oder der erſte aller Schneider und Schuſter, um in jedem Fach und jeder Profeſſion der Erſte zu ſeyn — in jedem Fach und jeder Profeſſion nur ein Pfuſcher iſt, wenn man ſich den tiefen Sinn dieſes mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht und ſich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo

uns dieses Unglück begegnet, ist hinlänglich, das schönste Leben, so wie das schönste Werk, zu verunstalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daß so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daß nicht Jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann als der alte Chilon und seine fünfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteien sein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß sie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache sey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beste Sache durch Unbescheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperirten kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung gesagt, den Gegner, wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber, in Leidenschaften noch gar philosophiren wollen, ist eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Ueberhaupt gibt es, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr, als declamiren wie ein Cicero, und immer unendliche Mal mehr, als sich erhitzen und in dem Feuer, in welches man sich selbst hinein geschrieben hat, Wahres und Falsches unter einander mengen und, um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen, als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm selbst kosteten sie seinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partei ein für alle Mal genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können, ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten; oder, wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt, daß die Galle rege wird. Und auch bei dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat oder mit Leuten, die sich nur durch Sophismen und Sykophantenstreiche retten können. Denn gegen die Einen und gegen die Andern hilft kein Raisonniren. Zudem spielt der größere Theil des Publicums bei solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bei einer Execution. Dieses läuft herbei, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber, sobald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel, so hört auf einmal alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meinung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsätzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen, die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

Ueber den Hang der Menſchen,

an

Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben.

Geſpenſter, Elementargeiſter, Mittelweſen zwiſchen Engeln und Menſchen, Feuer- und Luftgeiſter, Kobolde, Bergmännchen und Waſſernixen, Schutzgeiſter oder Plagegeiſter einzelner Menſchen, — mit einem Worte, alle Arten von angeblichen Erſcheinungen und wunderbaren Einwirkungen unſichtbarer Weſen, werden — aller Einwendung einer geſunden Philoſophie und aller durch ſie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und ſelbſt in dem Herzen der Menſchen immer einen Fürſprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieſer Art, Alles, was einer Anekdote aus der Geiſterwelt ähnlich ſieht und die Wirklichkeit dieſer phantaſtiſchen Weſen zu beſtätigen oder die Gründe, womit die Vernunft ſie beſtreitet, zu entkräften ſcheint, wird den Meiſten immer willkommen ſeyn. Selbſt der aufgeklärtere Theil der Menſchen — Perſonen, die es auf keine Weiſe von ſich geſagt wiſſen möchten, daß ſie Geſpenſter, Geſpenſter-Erſcheinungen, und was in dieſes Fach gehört, im Ernſte zu glauben fähig wären — unterhalten ſich doch gern mit Geſprächen oder Lecturen dieſer Art. Ja, ſogar der Philoſoph, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geiſterſeher ihren Glauben gründen, leugnet, fühlt ſich unvermerkt von ſeiner eignen Phantaſie überſchlichen und iſt oft ſelten von ſeinen Vernunftſchlüſſen überzeugt genug, daß nicht die inſtinctmäßige

Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrteſten gemein hat, den leiſen Wunſch, des Gegentheils durch unleugbare Thatſachen überführt zu werden, in ihm erregen ſollte.

Eine Tradition, die ſo alt als das Menſchengeſchlecht oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Philoſophie iſt, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einſtimmigkeit aller Völker über dieſe Dinge hervorgebracht. Von Kindheit wird unſre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen und angeblichen Geſchichten angefüllt, welche ſich auf dieſen Glauben gründen und ihre anſteckende Kraft an uns beweiſen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges verſehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unſre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüſtet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichſte Quelle von Erfindung und Intereſſe genommen würde, nähren dieſe Anlage auf eine ſo verführeriſche Art, daß, wenn wir gleich Verſtand genug haben, zu ſehen, daß ſie uns täuſchen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, ſo angenehm getäuſcht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maſchinerie ihrer Götter- und Geiſter-Erſcheinungen, Zaubereien und Feereien aus bloſen Geſchöpfen ihrer Einbildungskraft zuſammen geſetzt ſey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch dieſe Wunderdinge wahr ſeyn möchten; und je empfänglicher unſre Seele für die Einwirkungen dieſer Art von Dichtungen iſt, deſto geneigter ſind wir, uns durch Erzählungen, die ſich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatſache gründen, von der Wahrheit deſſen, was wir wahr zu finden wünſchen, überreden zu laſſen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beigetragen habe, diese Disposition in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ist's Wunder, wenn Priester (welche hierbei ein eben so begründetes und in verschiedenem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Philosophen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des populären Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu philosophiren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menschen und ihrer Begierde nach erhabenen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen, sich in eine desto größere Achtung zu setzen, da sie sich, gleich den alten Mysterien (deren Stelle sie unvermerkt einnahm), in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem Jeden einzudringen erlaubt war. Aber, je größer und abschreckender die Schwierigkeiten, in diesen Geheimnissen eingeweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Philosophie, deren vorgebliche Meister sich des Namens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaßten (wie sie noch bis auf diesen Tag thun), versprach nichts Geringeres als die größte Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich, den Schlüssel zu besitzen zu den Pforten einer unsichtbaren

geiſtigen Welt, gegen welche die ſichtbare ſich verhalte, wie die Buchſtaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloſe Zeichen ſie ſind, oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menſchen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geiſtern nach ihren verſchiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreiſen, Eigenſchaften und Verhältniſſen; ſie beſaß auch die Mittel, mit dieſen unkörperlichen Weſen in Verbindung zu treten, die Freundſchaft der guten unter ihnen zu erwerben, ſich die böſen zu unterwerfen und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarſten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und ſubtile Lehrbegriff und die wenig verſtändlichen Schriften eines Plotinus verloren ſich während der langwierigen Finſterniß, welche nach Zerſtörung des alten römiſchen Reichs über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeiſtern und Zauberkräften, womit der Norden, ſo wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten ſich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weiſe genährt, überhob die Adepten dieſer Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweiſen oder mit der Vernunft in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Was Wunder, daß ſelbſt während der Dämmerung, welche im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherſtellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wiſſenſchaften vorbereitete, jene Afterphiloſophie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Namen eines Hermes Trismegiſtus, Zoroaſter, Orpheus, Pythagoras, Platon u. ſ. w. ſich nicht nur in Anſehen erhielt, ſondern ſogar wieder eine wiſſenſchaftliche Form gewann, von welcher ſich einige der beſten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nahmen alle mögliche Gestalten an und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmals waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher gewesen; nun waren's Philosophen, Aerzte, Naturforscher, Chymisten, die den populären Glauben an Geister-Erscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbenen, Elementargeister, Kobolde, prophetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorphasen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weißen und schwarzen Magie in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daß man kaum einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Philosophie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmals Jedem entgegenstanden, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel, sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über

ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer Unerklärbares und Unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imagination in ihre alte Lage zurückzuwerfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen Alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Philosophie gefunden hatte, glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten, und fühlen uns also um so geneigter, Jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bei jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geisterseehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die Grenzen unsrer

Kenntniſſe hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen, deſto weiter dehnt ſich auch der Kreis des Möglichen vor unſern Augen aus; und vielleicht iſt es gerade der größte Naturforſcher, der ſich am wenigſten unterſteht, irgend etwas, das nicht augenſcheinlich in die Claſſe der viereckigen Dreiecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unerſättliche Wißbegierde mit geſchärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen iſt; ſeitdem uns die Vergrößerungsgläſer einen Abgrund von phyſiſchen Wundern, wovon Niemand zuvor die mindeſte Vorſtellung hatte, aufgeſchloſſen haben; ſeitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Ariſtoteles nur geahneter Eigenſchaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forſcher faſt täglich in dem Falle iſt, auf Entdeckungen zu ſtoßen, welche die Hälfte deſſen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umſtoßen oder zweifelhaft machen: ſeit dem haben auch unſre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen eine merkliche Veränderung erleiden müſſen. Mitten zwiſchen den grenzenloſen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenſtaub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenſtaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz iſt, zu deſſen Durchſchauung das Leben eines Menſchen nicht zureichte, lernt der Menſch beſcheidner von ſeinen Einſichten denken und wird immer furchtſamer, zu entſcheiden, was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er ſchon in ſeinen zu raſchen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beſchämt worden iſt. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beinahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unſrer

Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beinahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse für sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen, ihre Unmöglichkeit zu beweisen, Alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält, zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey, weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können, wie es möglich sey — etwas blos darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen, wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das Gewisseste, wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so Unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr gibt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin blose Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern

Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemals; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen eben so natürlich, eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben, daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerlei Grunde.

Lassen wir aber einen Philosophen auftreten und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historisch wahr ausgegebene Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen; und daß diese Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht blos Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Phantome in unsern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne sie darum für etwas Allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermalen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne: daß sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bei Gelegenheit in einer Gesellschaft circuliren, entgegen setzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partei der Geister gegen einen Jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der

Hoffnung (die dem Menschen eben so natürlich ist als jene), nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Phantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Daseyn auf der Tradition beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schicksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder philosophischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher Weise nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reizend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleifarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab: er weiß, was er zurücklassen und verlieren wird; aber, was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmal nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: so ist ihm Alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weise Niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich Jeder, der sich als einen außerordentlichen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger bei jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificirt worden seyn mag. Der Philosoph mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (Spiritus familiares) und Wasserniren, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nämlich in das Fach der Ammenmährchen, gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous mag noch so laut und bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Philosophen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie Andere, und (einen Jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen Allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer gibt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist Jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmal in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. Ein Rückfall, der Vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde,

wenn ſie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der ſchwachen Seite des Menſchen gegründeten Urſachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerei unter dem größten Theile der Menſchen mit der Aufklärung unter dem kleinſten Theile immer gleichen Schritt hält; ſondern, daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus und der ungezähmteſten Liederlichkeit von jeher immer diejenigen geweſen ſind, wo die ſchelmiſchen Schlauköpfe, die von Allem dieſem zu Erreichung ihrer geheimen Abſichten Vortheil zu ziehen wiſſen, das beſte Spiel haben.

Ich berühre dieſe unangenehm ſchnarrende Saite blos darum, weil es ſehr gegen meine Abſicht wäre, wenn Jemand meine bisherigen Betrachtungen ſo ausdeuten wollte, als ob ich dem groben und, wofern er minder ſchädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unſern Tagen von dem Hang der Menſchen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine ſchwache Seite haben müſſen; wenn es ſogar wahr iſt, daß dieſe ſchwache Seite mit gewiſſen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unſrer Glückſeligkeit ausmachen, unmittelbar zuſammen hängt: ſo bleibt darum nicht weniger wahr, daß unſer angelegenſtes Intereſſe erfordert, gegen die gefährlichen Täuſchungen, denen ſie uns blos ſtellt, auf unſrer Hut zu ſeyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Myſterien der Natur ohne langwieriges und anſtrengendes Studium initiirt zu werden, der Glaube an geiſtige Beweger der Natur und an eine unſichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünſchen, die Deiſidämonie oder die Furcht vor den unſichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können, weil ſie unſichtbar ſind,

der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixir der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freilich lauter Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschlossenen Augen und gebundnen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten nord- und südländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären und der Wunsch, mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von jeher allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch – die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein paar Abende allein bei einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreier Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet, und was für beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemals oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen; Blandinen, Wilibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bei ihrem Bruder lebt und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt; es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine active Rolle dabei zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor Kurzem erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern

Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß beſitzt, konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, es Tags darauf, ohne Vorwiſſen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuſchreiben. Eine Freundin, der ſie es zu leſen gab, konnte ſich eben ſo wenig enthalten, es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und ſo gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abſchrieb und, da er ſelbſt ein Schriftſteller iſt, die üble Gewohnheit hat, von Allem, was ihm leſenswürdig däucht, gedruckte Abſchriften in die Welt zu ſchicken.

Selmar fand, bei einer seiner nächtlichen Zusammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult seines Freundes liegen. Er nahm es auf und fand mit einem sichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchstaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Psychologen zu unparteiischer Prüfung dargestellte Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode" war.

Ich habe dich doch nicht im Lesen gestört, lieber Wilibald? sagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte, wie es gelegen hatte.

Wilibald. Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar. Findest du es nicht auch sonderbar, daß eine so merkwürdige Geschichtserzählung wie diese so wenig Aufmerksamkeit bei den Psychologen und im großen Publico überhaupt zu erregen scheint?

Wilibald. Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar. Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald. Das solltest du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W**ls gelesen hast.

Selmar. Ich habe sie gelesen und wiederhole eben darum meine vorige Frage.

Wilibald. Nun dann, so ist meine Antwort: weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich Jemand lebt, der sich

weiß machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erſchienen ſey.

Selmar. So beweiſe wenigſtens ich mit meiner Perſon gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben Keiner von den Leichtgläubigſten und habe bei Weitem den größten Theil der Geſpenſtergeſchichten, deren ich eine unzählige Menge in meinem Leben gehört und geleſen, immer mit den Mährchen meiner Mutter Gans in einerlei Rubrik geſtellt; aber unter jenen allen iſt auch vielleicht nicht eine, an welcher ich ſo auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte, als an dieſer.

Wilibald. Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, ſo begehre ich nicht zu leugnen, daß Herr D. W**l ſich wirklich einbilden mag, Erſcheinungen von ſeiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben: aber, ob ihm ſeine Einbildung keinen Streich geſpielt, daß iſt ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus ſeiner Erzählung noch aus ſeiner Hypotheſe von der feinern Körperhülle der Verſtorbenen auf keine Weiſe überzeugen.

Selmar. Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannſt du, um der Erzählung einer geſchehenen Sache Glauben beizumeſſen, mehr verlangen, als Alles, was du bei dieſer vereinigt findeſt? Der Erzähler iſt — wie er ſelbſt mit einer Freimüthigkeit verſichert, die das Bewußtſeyn vorausſetzt, daß Niemand, der ihn kennt, das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, ſage ich, „iſt ein Gelehrter, der ſich durch Schriften über beinahe alle philoſophiſche Diſciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (ſagt er) müſſen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen bemächtigten Unglauben an Hexen, Geſpenſter, Geiſter u. ſ. w. geäußert und, ſo oft ſich etwas dieſer Art

ereignet haben sollte, nichts angelegener gehabt, als die Sache mit der größten Unerschrockenheit selbst zu untersuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und sich und Andere von der Nichtigkeit solcher Hirngespinster zu überzeugen; und wiewohl der Uebermuth, womit er dabei verfahren zu seyn gesteht, sich in seinen männlichen Jahren allmählich gemildert, so habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen, besonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundlosen Unglauben auf der andern Seite, bei jeder Gelegenheit eifrigst entgegen zu wirken." Diesem Charakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erscheinungsgeschichte, die er uns bis auf die kleinsten Umstände darzustellen beflissen ist, einen in solchen Fällen vielleicht beispiellosen Grad von Muth, Besonnenheit und Vorsichtigkeit gegen alle mögliche Täuschung. Er blieb immer so ganz Herr über seine Einbildungskraft, hütete sich so sorgfältig vor jeder Ueberraschung, jedem voreiligen Trugschluß, leistete so treulich Alles, was von einem zuverlässigen Beobachter gefordert werden kann, daß mir wenigstens keine angebliche Begebenheit dieser Art bekannt ist, wobei derjenige, dem sie begegnet seyn soll, nur halb so viel Behutsamkeit angewandt hätte, um weder von sich selbst noch von Anderen betrogen zu werden. Wenn mich nun ein solcher Mann in ganzem Ernst versichert, daß seine verstorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Versprechen zufolge, ihm bei völligem Bewußtseyn, daß er mit allen seinen Sinnen wache, bei Nacht und sogar bei hellem Tag erschienen sey und ihn vernehmlich angeredet habe: so muß ich bekennen, ich sehe nicht, wie ich ihm meinen Glauben versagen könnte. —

Wilibald. Nämlich, daß er sich's wachend oder träumend eingebildet, ja! diesen Glauben können wir ihm ohne

Beleidigung nicht versagen: aber, zu glauben, daß die Verstorbene selbst sich ihm in eigner Person wirklich dargestellt habe, dazu finde ich, wie gesagt, in seinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht Niemand lebhafter wünschen mag, als ich, sich von der Realität einer solchen Erscheinung überzeugen zu können.

Selmar. Ich bin sehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannst.

Wilibald. So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du nöthigest mich, in eine Untersuchung einzugehen, womit wir vor der Geisterstunde schwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine. Da könnte ja Madame W**l dir, Bruder, und uns Andern einen großen Dienst erweisen, wenn sie so artig wäre, selbst zu kommen und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er sie wirklich gesehen habe. Das würde uns ohne weitere Untersuchung auf einmal aus dem Wunder helfen —

Wilibald. — oder uns noch zehnmal tiefer hinein werfen.

Selmar. Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, sich eine solche Erscheinung zu wünschen, und getrauten sich, sie auszuhalten?

Blandine. Warum nicht? Was sollte ich von einem guten Geiste zu befürchten haben? Zumal in so guter Gesellschaft —

Wilibald. — und da die Geister der Verstorbenen, wie der größte aller Geisterseher Swedenborg bezeugt, sich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar. Ich denke doch, wir würden alle drei große Augen machen, Blandine, wenn wir einen solchen Besuch

bekämen; ihr ungläubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber, weil sich doch wohl auf eine solche Gefälligkeit gegen unsre Sinnen von Seiten der seligen Frau Doctorin keine Rechnung machen läßt, so würdest du mich sehr verbinden, Freund Wilibald, wenn du einsweilen meinem Verstande zu Hülfe kommen und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wolltest, die du gegen die Erscheinung der W**lschen Gattin zu machen hast. Alles, was ich mir dabei ausbedinge, ist, daß du dich, da ich kein Philosoph von Profession bin, so viel möglich zu mir herablassest und nichts vorbringest, wozu mehr als Menschenverstand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald. Du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Also ohne Weiteres zur Sache oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Factum selbst nennt. Die Dame, die dieses sonderbare Duodrama mit ihm spielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenschaften schildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen schleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entschiedene Wassersucht herbeiführte, wie der Herr Doctor als Physiolog vermuthet hatte, ungeachtet sein damaliger Arzt diese Vermuthung lächerlich fand und behauptete, „daß eine so starke, große, robuste und junge Frau in ihren besten Jahren eher alles Andere in der Welt bekommen könne als die Wassersucht.“ Gleichwohl traf die Vorhersehung des scharfsichtigern Gemahls nur zu bald ein, und wiewohl ein anderer geschickterer Arzt die Wassersucht dreimal hob, so mußte doch, da sie zum vierten Mal wieder kam, auch dieser gestehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunst an dieser hartnäckigen Krankheit scheitern werde. Nun begab sich's, „da der Tod in den beiden letzten Monaten

ſchon ganz unvermeidlich ſchien," daß Herr D. W**l (deſſen philoſophiſcher Apathie und jovialiſcher Fröhlichkeit auch eine ſo traurige Ausſicht nichts anhaben konnte) ſeine todtkranke Gemahlin „mehr im Scherz als im Ernſte bat, ihm (wenn es ihr anders möglich ſeyn ſollte) auf irgend eine für ihn ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu erſcheinen; damit er, wiewohl von der Unſterblichkeit der menſchlichen Seele als Menſch und als Chriſt überzeugt, auch als Philoſoph von der lebendigen Fortdauer des menſchlichen Geiſtes nach dieſem Leben auf immer außer allen Zweifel geſetzt werden möchte." — Die gefällige Frau, wiewohl ſie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines ſolchen Verſprechens möglich ſeyn würde," gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feierlichem Ernſt ihr Wort, daß ſie ihm wo möglich nach ihrem Tod erſcheinen wolle; nahm aber ihr Verſprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Philoſophen, der ihr ſo etwas zumuthete, billig hätten beſchämen ſollen) wieder zurück und bat ihn ſehr ernſtlich, ſie desſelben zu entlaſſen: entweder weil ſie in Geheim befürchtete, daß ſie durch ihr gegebenes Wort gezwungen ſeyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erſcheinen; oder weil ſie die Erfüllung desſelben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein ſie loszählen könne." Dieſer entließ ſie alſo ihres Verſprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Juli, erhielt Herr Dr. W**l einen Beſuch von ſeiner alten Mutter und der älteſten Tochter ſeines Bruders. Abends, da ſie in der Hinterſtube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doctorin geſtorben war, in traulichem Geſpräche beiſammen ſaßen, ſagte die Mutter auf einmal: Ich begreife nicht, was

mit dem Lichte vorgeht; der Wind scheint es beinahe auszulöschen, und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenster ist auch zugemacht, und es ist kein Zug auf dem Tische möglich. Ei, sagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafcabinet braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß also doch gehen. — Um sich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doctor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brausenden Wind im Schlafcabinet etwas gemerkt zu haben scheint) das Fenster, „konnte aber nicht den geringsten Luftzug oder auch nur ein sanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr schien die ganze Natur zu schlummern und vom höchsten Grade der Hitze ermattet dahingesunken zu seyn." — Nun, Blandine, was sagst du zu diesem Wunder?

Blandine. Es ist offenbar, sollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuscht wurden, oder das Wehen und Brausen eine Ursache gehabt haben muß.

Selmar. Eine Ursache allerdings; aber was für eine natürliche Ursache läßt sich hier denken?

Blandine. Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Ursache, wenn ich sie gleich nicht immer bestimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etwas sehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Ursache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen seyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beschaffenheit seiner Wohnung aufs genaueste zu beschreiben.

Selmar. So viel wenigstens sagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafcabinet oder Alkoven ein kleines Fenster in die Stube, worin sie sich befanden, gehe —

Wilibald. Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine. Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald. Bravo, Schwester! Auch unser Philosoph war nicht weniger unglaubig als du und suchte (wie er versichert) den beiden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabei im mindesten an etwas Anderes zu denken." Die Sache mußte ihm also als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Ueberdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksamkeit der drei anwesenden Personen im Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) noch weniger auf sich zog als Abends zuvor; wiewohl auch an diesem ersten August kein wehendes Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren war." — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerksamkeit auf ein so außerordentliches, zum zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doctor selbst sehr natürlich scheint) ging er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafcabinet, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen ständen und den Zug beförderten.

Aber Alles war zu, und nicht der geringste Zug vorhanden.“ — Nun erklärte der Herr Doctor dieses ganze Wehen theils für sinnliche Täuschung, theils für etwas sehr Natürliches, weil doch wenigstens die Thür offen stehe, „ohne daß er auch jetzt sich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er sagt) sich einfallen lassen konnte.“ Ich gestehe, daß ich diese Unmöglichkeit nicht einsehe; im Gegentheil, jeder Andere in seiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchst natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses genöthigt worden seyn, an das ehemalige Versprechen der kürzlich Verstorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit seiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß sie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, ist es denn etwas so Undenkbares, daß der mehrbesagte unerklärbare Wind eine Art von schonender Anmeldung seyn konnte, wodurch sie ihren Gemahl zu einer künftigen Erscheinung vorbereiten wollte? —

Blandine. Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit diesem anscheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen seyn könnte.

Selmar. Lassen Sie hören!

Blandine. Man hat Beispiele, daß es muthwillige Spaßvögel gibt, die sich kein Gewissen daraus machen, mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doctor zu seyn scheint, bei Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattin, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung auf diese oder jene Art einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen seyn? — Bei nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine

Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenſter, die der großen Hitze wegen offen ſtanden, anlegen. Braucht es ſodann mehr als einen tüchtigen Blaſebalg, um in dem Schlafcabinet ſo viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anſtoßenden Zimmer durch die offenſtehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald. Deine Hypotheſe läßt ſich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen ſehen, unſre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieſer in ihrer Art einzigen Geſpenſtergeſchichte. Am Abend desſelben Tages legt ſich der Herr Doctor zur Ruhe, kann aber ſo wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten ſchlafen und ſieht ſich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an ſeine gelehrten Arbeiten, Beſchäftigungen und Plane (kurz, eher an alles Andere als an ſeine ſelige Frau) zu denken.“ — Auf dieſe Weiſe „war es bei ſtiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher Sturmwind ſich erhob und zuerſt zu dem kleinen, offenſtehenden, oben an der Decke befindlichen Alkovenfenſterchen, von dem vorderſten Saal an der Treppe aus dem Hofe herein, ſo ſtark zu blaſen ſchien — “

Blandine (zu Selmar leiſe). Merken Sie ſich den Sturmwind, der zu blaſen ſcheint —

Wilibald. — daß ſein Deckbette wirklich in eine ſtarke Bewegung gerieth. „Sein erſter Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;“ aber, dieſes frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er ſein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Geſicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch

denſelben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es nicht anders war, als ob ihm Jemand ſein Deckbette mit Gewalt entreißen wolle.“ — Deſſenungeachtet ließ ſich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas Anderes als ein wirklicher Sturmwind ſo unhöflich ſeyn könne. Ich will doch aufſtehen, dacht' er weislich, und die Fenſter zumachen. Geſagt, gethan! Aber, als er zu den Fenſtern auf die Straße hinaus ſah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenſter auf der hintern Etage zu und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verſpüren. Das ſcheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu ſeyn, und dennoch machte es auf den hartgläubigen Mann „nicht den mindeſten Eindruck.“ Er ging ruhig in ſein Bette zurück; freilich nicht, um zu ſchlafen, ſondern blos, „um ſeine unterbrochnen Meditationen weiter fortzuſetzen, ohne ſich vor der Hand um dieſen Zufall weiter zu bekümmern.“

Was für eine Vorſtellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen ſollen? Er hört mitten in der windſtillſten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufſteht, um ſich genauer zu erkundigen, überzeugt er ſich, daß nicht das leiſeſte Lüftchen gebt, und doch fällt ihm nur nicht ein, ſich darüber zu verwundern und der Urſache eines ſo unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikuräiſche Nil admirari weit getrieben!

Selmar. Ich auch; indeſſen beweiſet es mir die erſtaunliche Unbefangenheit des Mannes bei dieſer Geſchichte, und wie wenig dieſe unerklärbaren Ereigniſſe auf ſeine Einbildung wirkten, wie völlig er alſo in der Verfaſſung war,

die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiste zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Philosophus diese Meinung von sich zu erwecken befliſſen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich, nach so vielem Präambuliren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kälteſten Kopf erhitzen, die derbſten Fibern schlaff, und die stärkſten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war, keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ und, sobald er sich von der

Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen.“

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte), an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doctors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doctor beim Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (dessen Imagination so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar,“ daß der Mignon, der sonst bei jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte er zum Scherz, falls es ja möglich seyn sollte, daß etwa deine selige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: Wer da? Bist du's, Hannchen?“ — Und so that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald. Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus an die Treppe kletterte,

ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsaal, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde."

Ich muß gestehen, sagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das, was er gestehen wollte.

Diandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte," lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche leibhafte Katze

gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von Allem diesem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn, daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges blos deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der unglaubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich

verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch schon durch die bloße so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unleugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen

Dinge begegnet waren, ſchrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tiſch, um ſich früh Morgens deſto feſter davon überzeugen zu können, daß es keine Täuſchung ſeiner Phanthaſie geweſen. Sein Eifer, hinter die wahre Urſache jener ihm unerklärbaren Ereigniſſe zu kommen, war ſo groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Verſuch mit dem Alkovenfenſterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben ſo wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er ſich ſelbſt zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja ſogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel ſeyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber, da er nicht einſah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm ſelbſt geſehen zu werden: ſo gibt er dieſe Hypotheſe wieder auf; zumal da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm und ihm von der Wandſeite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Beſten haben wolle, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Menſch im Hauſe etwas von der Sache wußte, theils weil er in ſeinem Schlafcabinet jede Katze, alſo noch mehr jeden Menſchen draußen auf der Treppe hätte ſchleichen hören.“ Da er ſich alſo dieſe Dinge ſchlechterdings nicht aus natürlichen Urſachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß ſeine Verſtorbene vielleicht daran Theil habe, ſich ihm wider ſeinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar dieſem Gedanken ohne die vollſtändigſte Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer ſolchen Erſcheinung keinen entſchiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten ſollen,

bei dieſer Gelegenheit einen Verſuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald. Wenn ich mich nicht ſchämte, daß verſtändige Leute, wie wir zu ſeyn glauben, ſich länger bei ſolchen Armſeligkeiten aufhalten ſollten, ſo hätte ich noch Manches gegen die Abneigung unſers Philoſophen, ſich die Abenteuer dieſer Nacht aus natürlichen Urſachen zu erklären, einzuwenden. So beweiſen z. B. alle vergebliche Verſuche, die er angeſtellt, um noch einmal einen ſo hellklingenden Ton aus dem Alkovenfenſterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Urſache zufälliger Weiſe eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunſt nicht wieder zu bewirken iſt, kommen ſo häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre, mehr davon zu ſagen. Eben ſo iſt es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienſtmagd oder auch eine andre Perſon im Hauſe ein eben ſo leiſes Gehör gehabt haben könnte, als der Herr Doctor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er ſich etwa mit ſeiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Juli und 1. Auguſt beſprochen; ſo daß Herr W**l leicht zu raſch urtheilen könnte, da er die Dazwiſchenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber, wenn wir auch ſo gefällig ſeyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das ſel. Hannchen ſey ſelbſt der Spaßvogel geweſen und habe ſich wirklich eine kleine, zwar unſchuldige, aber etwas kindiſche Kurzweile mit ihrem ehemaligen Eheconſorten gemacht; ſie ſey es geweſen, die den übernatürlichen Windſtoß in ſeiner Stube und Schlafkammer erregt und ihm, wie er ſich im Bette von

der Wand wegkehrte, eiskalt in den — Rücken geblasen habe; sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Charakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr Dr. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drei Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge blos unerklärbar, und, wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabei geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinen Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Facta, wie er sie aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald. Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich starken Geist gelten möchte, der durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist und sich nur auf handgreifliche Beweise ergibt: so scheint er wohl selbst gefühlt zu haben, wie übel es sich schicken würde, wenn es das Ansehen hätte, als ob er sich durch so zweideutige Anscheinungen von seinem Unglauben bekehren ließe. Aber gibt er denn nicht durch die feierliche Anrede an sein Hannchen — selbst indem er sie versichert, noch immer der alte Thomas zu seyn — unleugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereien jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar. In der That scheint dieß, wenigstens in der Nacht zwischen dem 2. und 3. August, der Fall gewesen zu seyn. Aber schon am folgenden Nachmittag hatte er diese kleine Anwandlung von menschlicher Schwachheit so völlig wieder überwunden, daß er seinen vertrauten Freund, den Advocaten K., aufs positivste versicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anwesenheit seiner Gemahlin halten: nur unzweideutigere, untrüglichere, ganz sichere könnten ihn davon überzeugen; sie müßte ihm NB. in eigner Person erscheinen und mit ihm reden.

Wilibald. Gleichwohl ist aus dem unmittelbar Folgenden klar, daß er selbst in diesem Augenblicke nicht recht wußte, was er wollte. Er versichert den Advocaten K. (dessen kindische Gespensterfurcht mit der prahlerischen Herzhaftigkeit unsers Philosophen sehr komisch contrastirt), „daß er zwar, wie bisher so auch künftig, in allen Fällen vorsichtig und behutsam, aber auch unerschrocken, muthig und entschlossen seyn werde und daher diesen Abend in derselben Kammer und in

die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiste zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Philosophus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich, nach so vielem Präambuliren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff, und die stärksten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese [illegible] Spuk machte, gar wohl Mittel und Wege finden [illegible] Mann, der so fest entschlossen war, keine Geis[illegible] haben, um so leichter zu täuschen, je weniger [illegible] hier in sich selbst setzte. Daß der Sturm [illegible] arg nicht erwehren [illegible] sich auch [illegible] schließen, daß [illegible] daran [illegible] in seiner [illegible] ein [illegible] seiten [illegible] der

Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen."

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte), an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doctors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doctor beim Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (dessen Imagination so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar," daß der Mignon, der sonst bei jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte er zum Scherz, falls es ja möglich seyn sollte, daß etwa deine selige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: [illegible] da? Bist du's, Hannchen?" — Und so that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehe[illegible]

Wi[illegible]lder keine Sylbe! Aber es war nicht anders [illegible] B**l, als ob etwas durch das Alkovenfenster [illegible] Vorsaal hinaus an die Treppe kletterte,

ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsaal, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde."

Ich muß gestehen, sagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das, was er gestehen wollte.

Blandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte," lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche leibhafte Katze

gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von Allem diesem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn, daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges blos deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der unglaubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich

verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch schon durch die bloße so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unleugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der unglaubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbartest oder erschienest."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich

verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch schon durch die bloße so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unleugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen

schon ganz unvermeidlich schien," daß Herr D. W**l (dessen philosophischer Apathie und jovialischer Fröhlichkeit auch eine so traurige Aussicht nichts anhaben konnte) seine todtkranke Gemahlin „mehr im Scherz als im Ernste bat, ihm (wenn es ihr anders möglich seyn sollte) auf irgend eine für ihn ganz untrügliche, völlig überzeugende und befriedigende Art bald nach ihrem Tode wieder zu erscheinen; damit er, wiewohl von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele als Mensch und als Christ überzeugt, auch als Philosoph von der lebendigen Fortdauer des menschlichen Geistes nach diesem Leben auf immer außer allen Zweifel gesetzt werden möchte." — Die gefällige Frau, wiewohl sie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines solchen Versprechens möglich seyn würde," gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feierlichem Ernst ihr Wort, daß sie ihm wo möglich nach ihrem Tod erscheinen wolle; nahm aber ihr Versprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Philosophen, der ihr so etwas zumuthete, billig hätten beschämen sollen) wieder zurück und bat ihn sehr ernstlich, sie desselben zu entlassen: entweder weil sie in Geheim befürchtete, daß sie durch ihr gegebenes Wort gezwungen seyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erscheinen; oder weil sie die Erfüllung desselben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein sie loszählen könne." Dieser entließ sie also ihres Versprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Juli, erhielt Herr Dr. W**l einen Besuch von seiner alten Mutter und der ältesten Tochter seines Bruders. Abends, da sie in der Hinterstube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doctorin gestorben war, in traulichem Gespräche beisammen saßen, sagte die Mutter auf einmal: Ich begreife nicht, was

mit dem Lichte vorgeht; der Wind scheint es beinahe auszulöschen, und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenster ist auch zugemacht, und es ist kein Zug auf dem Tische möglich. Ei, sagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafcabinet braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß also doch gehen. — Um sich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doctor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brausenden Wind im Schlafcabinet etwas gemerkt zu haben scheint) das Fenster, „konnte aber nicht den geringsten Luftzug oder auch nur ein sanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr schien die ganze Natur zu schlummern und vom höchsten Grade der Hitze ermattet dahingesunken zu seyn.“ — Nun, Blandine, was sagst du zu diesem Wunder?

Blandine. Es ist offenbar, sollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuscht wurden, oder das Wehen und Brausen eine Ursache gehabt haben muß.

Selmar. Eine Ursache allerdings; aber was für eine natürliche Ursache läßt sich hier denken?

Blandine. Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Ursache, wenn ich sie gleich nicht immer bestimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumal bei Nacht, etwas sehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Ursache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen seyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beschaffenheit seiner Wohnung aufs genaueste zu beschreiben.

Selmar. So viel wenigstens sagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafcabinet oder Alkoven ein kleines Fenster in die Stube, worin sie sich befanden, gehe —

Wilibald. Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine. Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald. Bravo, Schwester! Auch unser Philosoph war nicht weniger unglaubig als du und suchte (wie er versichert) den beiden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabei im mindesten an etwas Anderes zu denken." Die Sache mußte ihm also als etwas ganz Natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Ueberdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksamkeit der drei anwesenden Personen im Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) noch weniger auf sich zog als Abends zuvor; wiewohl auch an diesem ersten August kein wehendes Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren war." — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerksamkeit auf ein so außerordentliches, zum zweiten Mal wiederkommendes Ereigniß (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doctor selbst sehr natürlich scheint) ging er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafcabinet, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen ständen und den Zug beförderten.

Aber Alles war zu, und nicht der geringste Zug vorhanden.“ — Nun erklärte der Herr Doctor dieses ganze Wehen theils für sinnliche Täuschung, theils für etwas sehr Natürliches, weil doch wenigstens die Thür offen stehe, „ohne daß er auch jetzt sich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er sagt) sich einfallen lassen konnte.“ Ich gestehe, daß ich diese Unmöglichkeit nicht einsehe; im Gegentheil, jeder Andere in seiner Lage würde durch eine unfreiwillige, aber höchst natürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses genöthigt worden seyn, an das ehemalige Versprechen der kürzlich Verstorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit seiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß sie ihren Sinn zum zweiten Male geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, ist es denn etwas so Undenkbares, daß der mehrbesagte unerklärbare Wind eine Art von schonender Anmeldung seyn konnte, wodurch sie ihren Gemahl zu einer künftigen Erscheinung vorbereiten wollte? —

Blandine. Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit diesem anscheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen seyn könnte.

Selmar. Lassen Sie hören!

Blandine. Man hat Beispiele, daß es muthwillige Spaßvögel gibt, die sich kein Gewissen daraus machen, mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doctor zu seyn scheint, bei Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattin, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung auf diese oder jene Art einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen seyn? — Bei nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine

Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen standen, anlegen. Braucht es sodann mehr als einen tüchtigen Blasebalg, um in dem Schlafcabinet so viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anstoßenden Zimmer durch die offenstehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald. Deine Hypothese läßt sich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen sehen, unsre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Gespenstergeschichte. Am Abend desselben Tages legt sich der Herr Doctor zur Ruhe, kann aber so wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten schlafen und sieht sich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an seine gelehrten Arbeiten, Beschäftigungen und Plane (kurz, eher an alles Andere als an seine selige Frau) zu denken." — Auf diese Weise „war es bei stiller mondheller Nacht über halb Eins geworden, als auf einmal, wie es ihm vorkam, ein plötzlicher Sturmwind sich erhob und zuerst zu dem kleinen, offenstehenden, oben an der Decke befindlichen Alkovenfensterchen, von dem vordersten Saal an der Treppe aus dem Hofe herein, so stark zu blasen schien — "

Blandine (zu Selmar leise). Merken Sie sich den Sturmwind, der zu blasen scheint —

Wilibald. — daß sein Deckbette wirklich in eine starke Bewegung gerieth. „Sein erster Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmal ein kühles Lüftchen wehe;" aber, dieses frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er sein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Gesicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskalter Wind ihm unter der durch

denſelben aufgehobenen Decke auf den Rücken blies, und es nicht anders war, als ob ihm Jemand ſein Deckbette mit Gewalt entreißen wolle." — Deſſenungeachtet ließ ſich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas Anderes als ein wirklicher Sturmwind ſo unhöflich ſeyn könne. Ich will doch aufſtehen, dacht' er weislich, und die Fenſter zumachen. Geſagt, gethan! Aber, als er zu den Fenſtern auf die Straße hinaus ſah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenſter auf der hintern Etage zu und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verſpüren. Das ſcheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu ſeyn, und dennoch machte es auf den hartgläubigen Mann „nicht den mindeſten Eindruck." Er ging ruhig in ſein Bette zurück; freilich nicht, um zu ſchlafen, ſondern blos, „um ſeine unterbrochnen Meditationen weiter fortzuſetzen, ohne ſich vor der Hand um dieſen Zufall weiter zu bekümmern."

Was für eine Vorſtellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen ſollen? Er hört mitten in der windſtillſten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufſteht, um ſich genauer zu erkundigen, überzeugt er ſich, daß nicht das leiſeſte Lüftchen gebt, und doch fällt ihm nur nicht ein, ſich darüber zu verwundern und der Urſache eines ſo unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikuräiſche Nil admirari weit getrieben!

Selmar. Ich auch; indeſſen beweiſet es mir die erſtaunliche Unbefangenheit des Mannes bei dieſer Geſchichte, und wie wenig dieſe unerklärbaren Ereigniſſe auf ſeine Einbildung wirkten, wie völlig er alſo in der Verfaſſung war,

die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freiem Geiste zu beobachten.

Wilibald. Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Philosophus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen, wenn er endlich, nach so vielem Präambuliren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bei ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff, und die stärksten Nerven allzu reizbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doctors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war, keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ und, sobald er sich von der

Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen.“

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmal eine andere Richtung gab. Wie er in seinen Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte), an, da er doch, kurz zuvor, bei dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doctors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doctor beim Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen blos vollends aus dem Schlaf kratzte und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doctor (dessen Imagination so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonderbar,“ daß der Mignon, der sonst bei jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte er zum Scherz, falls es ja möglich seyn sollte, daß etwa deine selige Gattin ein Späßchen mit dir machen wollte und könnte, laut fragen: Wer da? Bist du's, Hannchen?“ — Und so that er!

Blandine. Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald. Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus an die Treppe kletterte,

ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn Jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Saalthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsaal, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber Alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich gleich auf Alles genau gemerkt und jede Bewegung wahrgenommen haben würde."

Ich muß gestehen, sagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das, was er gestehen wollte.

Blandine. Nicht wahr, daß Hannchen, wenn sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsaal hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald. Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle und, „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte," lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bei nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hinankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche leibhafte Katze

gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von Allem diesem das Wie und Warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr Doctor keine Thür auf- und zugehen hörte und Alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn, daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts Befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf darüber zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig röchen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges blos deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doctors war nun einmal aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel

seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es wirklich seyn, theures Hannchen, sagte er mit leiser Stimme, so gib mir deine Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, ganz unzweideutige Art zu erkennen. Bis jetzt muß ich noch der unglaubige Thomas bleiben u. s. w. Offenbare dich mir also, wenn es dir wirklich möglich und gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zuverlässige Art, wo möglich auf eine handgreifliche; mit dieser jetzigen, wofern es eine seyn sollte, könnte ich mich unmöglich begnügen, wofern du nicht stärker, völlig untrüglich gewiß dich mir offenbarteſt oder erschieneſt."

Blandine. Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Philosophen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald. Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulirter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bei der Hand war und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doctor bei dieser Apostrophe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bei dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald. „Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb Alles so still wie vorher."

Blandine. Dacht' ich's doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich

verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald. — und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestirt hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possirlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doctors zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar. Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doctor, der euch schon durch die bloße so naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt preisgibt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doctor hier um ein Experiment zu thun ist, wobei es auf nichts Geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unleugbar, daß er bei diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen

Dinge begegnet waren, ſchrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tiſch, um ſich früh Morgens deſto feſter davon überzeugen zu können, daß es keine Täuſchung ſeiner Phanthaſie geweſen. Sein Eifer, hinter die wahre Urſache jener ihm unerklärbaren Ereigniſſe zu kommen, war ſo groß, daß er ebenfalls noch in der nämlichen Nacht einen Verſuch mit dem Alkovenfenſterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben ſo wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er ſich ſelbſt zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja ſogar der Gedanke, daß irgend ein Spaßvogel im Spiel ſeyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber, da er nicht einſah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm ſelbſt geſehen zu werden: ſo gibt er dieſe Hypotheſe wieder auf; zumal da der wunderbare Sturmwind, der ihm beinahe die Bettdecke nahm und ihm von der Wandſeite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Beſten haben wolle, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Menſch im Hauſe etwas von der Sache wußte, theils weil er in ſeinem Schlafcabinet jede Katze, alſo noch mehr jeden Menſchen draußen auf der Treppe hätte ſchleichen hören.“ Da er ſich alſo dieſe Dinge ſchlechterdings nicht aus natürlichen Urſachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß ſeine Verſtorbene vielleicht daran Theil habe, ſich ihm wider ſeinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar dieſem Gedanken ohne die vollſtändigſte Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer ſolchen Erſcheinung keinen entſchiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten ſollen,

bei dieser Gelegenheit einen Versuch zu machen, wobei, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald. Wenn ich mich nicht schämte, daß verständige Leute, wie wir zu seyn glauben, sich länger bei solchen Armseligkeiten aufhalten sollten, so hätte ich noch Manches gegen die Abneigung unsers Philosophen, sich die Abenteuer dieser Nacht aus natürlichen Ursachen zu erklären, einzuwenden. So beweisen z. B. alle vergebliche Versuche, die er angestellt, um noch einmal einen so hellklingenden Ton aus dem Alkovenfensterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Ursache zufälliger Weise eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunst nicht wieder zu bewirken ist, kommen so häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre, mehr davon zu sagen. Eben so ist es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienstmagd oder auch eine andre Person im Hause ein eben so leises Gehör gehabt haben könnte, als der Herr Doctor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er sich etwa mit seiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. Juli und 1. August besprochen; so daß Herr W**l leicht zu rasch urtheilen könnte, da er die Dazwischenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber, wenn wir auch so gefällig seyn wollten, als er nur immer verlangen kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das sel. Hannchen sey selbst der Spaßvogel gewesen und habe sich wirklich eine kleine, zwar unschuldige, aber etwas kindische Kurzweile mit ihrem ehemaligen Eheconsorten gemacht; sie sey es gewesen, die den übernatürlichen Windstoß in seiner Stube und Schlafkammer erregt und ihm, wie er sich im Bette von

der Wand wegkehrte, eiskalt in den — Rücken geblasen habe; sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerei auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Charakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar. Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr Dr. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drei Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge blos unerklärbar, und, wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabei geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinen Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Facta, wie er sie aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald. Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich starken Geist gelten möchte, der durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist und sich nur auf handgreifliche Beweise ergibt: so scheint er wohl selbst gefühlt zu haben, wie übel es sich schicken würde, wenn es das Ansehen hätte, als ob er sich durch so zweideutige Anscheinungen von seinem Unglauben bekehren ließe. Aber gibt er denn nicht durch die feierliche Anrede an sein Hannchen — selbst indem er sie versichert, noch immer der alte Thomas zu seyn — unleugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereien jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar. In der That scheint dieß, wenigstens in der Nacht zwischen dem 2. und 3. August, der Fall gewesen zu seyn. Aber schon am folgenden Nachmittag hatte er diese kleine Anwandlung von menschlicher Schwachheit so völlig wieder überwunden, daß er seinen vertrauten Freund, den Advocaten K., aufs positivste versicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anwesenheit seiner Gemahlin halten: nur unzweideutigere, untrüglichere, ganz sichere könnten ihn davon überzeugen; sie müßte ihm NB. in eigner Person erscheinen und mit ihm reden.

Wilibald. Gleichwohl ist aus dem unmittelbar Folgenden klar, daß er selbst in diesem Augenblicke nicht recht wußte, was er wollte. Er versichert den Advocaten K. (dessen kindische Gespensterfurcht mit der prahlerischen Herzhaftigkeit unsers Philosophen sehr komisch contrastirt), „daß er zwar, wie bisher so auch künftig, in allen Fällen vorsichtig und behutsam, aber auch unerschrocken, muthig und entschlossen seyn werde und daher diesen Abend in derselben Kammer und in

demſelben Bette, worin ſeine Frau geſtorben, ganz ruhig zu ſchlafen gedenke, indem er verſichert ſey, daß ihr Geiſt die Erde verlaſſen habe, um dieſelbe niemals wieder zu begrüßen. Indeſſen ſollte ihm doch ihre Erſcheinung das größte Vergnügen machen, weil dadurch ſein Wunſch erfüllt würde, ſich auch als Philoſoph auf immer von der perſönlichen Fortdauer unſers Geiſtes nach dem Tode völlig zu überzeugen. Zu fürchten ſey da ohnehin nichts, weil ſie ihm, ſelbſt bei einer handgreiflichen Erſcheinung, gewiß nichts zu Leide thun würde, es auch nicht vermöchte, daß ſie (wie er glaubte) ihm in keiner andern als in Geſtalt eines körperloſen Schattens und blos luftigen Weſens erſcheinen könnte. „Doch ich werde (ſetzt er ſogleich hinzu) nichts von dem Allen ſehen, empfinden, erfahren, ſondern vortrefflich ſchlafen und blos im Traume mich ſehr angenehm mit der Verblichenen kindlich unterhalten, nur im Traume ſie erblicken und vielleicht gar umarmen; nur auf dieſe Art wird ſie mir erſcheinen; ſonſt glaube ich an keine andere Wiedererſcheinung, auf die ich gewiß ewig vergeblich warten müßte.“ Die Erfahrung rechtfertigte ſeine Vorausſehung: er ſchlief in Hannchens Sterbebette ſo gut, wie er ſeit langer Zeit nicht geſchlafen hatte; auch erſchien ſie ihm im Traume (was ſie ſeit ihrem Tode faſt alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er ſich ausdrückt) durch freundſchaftlichen Umgang ihre liebevolle Geſinnung gegen ihn. Eben dasſelbe widerfuhr ihm auch in der folgenden Nacht; er ſchlief, blos im lieblichen Traume mit der „Verſtorbenen auf die angenehmſte Art beſchäftigt,“ ungeſtört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meinen, Herr W**l, ſo überzeugt, als er iſt, daß ſeine Frau ihm auf keine andre Art als im Traume erſcheinen könne und bei ſeiner mehrmaligen Entſchließung, ruhig abzuwarten,

bis sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreiflichen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man, sage ich, nicht meinen, er werde sich nun mit der außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich so viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinne schlagen, sich den Kopf nicht vergebens „auf seinem Sopha mit ernsthaftem Nachdenken darüber" zerbrechen und sich dadurch recht geflissentlich in dem ewigen Schwanken zwischen einem Glauben und einem Unglauben, die einander immer wechselweise ein dementi geben, zu erhalten suchen? Aber theils sein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, sein tägliches Brod (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, sich zu erkundigen, was in der letzten Nacht vorgegangen, und ihm mit seinem unermüdlichen Deraisonniren den Kopf zu verwüsten, lassen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drei Nächte hinter einander in Hannchens Bette vortrefflich geschlafen, ohne (außer den bloßen Traumbildern von der angenehmsten Art) durch irgend etwas gestört worden zu seyn," es endlich mit ihm zu neuen Erscheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloßes Kinderspiel sind?

Blandine. Wirklich? Du erregst meine ganze Neugier, Bruder. Ich gestehe meine Schwachheit; nächst einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübsche Gespenstergeschichte, zumal wenn sie mir die Haare ein wenig zu Berge stehen macht.

Wilibald. So gut wird es dir hier schwerlich werden, liebe Blandine. Indessen behandelt doch Herr W**l die Sache ernsthaft genug, um uns zu reizen, ein wenig genauer nachzusehen, was an der Sache gewesen seyn könnte. Nachdem der Herr Doctor (wie gesagt) in drei Nächten nichts

Außerordentliches erfahren noch bemerkt hatte, apoſtrophirt er ſeine Verſtorbene abermals in einer Anrede, welche drei Seiten ſeines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig iſt. Man ſieht daraus (das gute Hannchen wenigſtens müßte gar zu treuherzig geweſen ſeyn, wenn ſie ſich durch ſeine glatten Reden hätten verleiten laſſen, es nicht zu merken), daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er verſichert ſie zwar, als ein Mann, der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdauernden Leben ihres Geiſtes nicht zweifeln wolle, da ſie ſelbſt auf ihrem Sterbebette ſo feſt davon überzeugt geweſen ſey; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Menſch, noch als Chriſt, aber, leider! „als Philoſoph bisweilen noch manche Zweifel dagegen unwillkürlich bemerke u. ſ. w.“ Gleichwohl „wolle er ſich mit dem erlebten (zu ſeiner Ueberzeugung freilich nicht zureichenden) Facto, wenn es anders von ihr herrühren ſollte, lieber begnügen, als ihren Geiſt durch Bitten und Wünſche beunruhigen, ihm leibhaft und ſinnlich wahrnehmbar zu erſcheinen. Er glaube nun auch die Unmöglichkeit der Gewährung eines ſolchen Wunſches um ſo gewiſſer einzuſehen, da er ſich verſichert halte, ſie würde, wenn es in ihrer Macht ſtände, ſolchen aus Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfüllen und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer unausſprechlichen Ergebenheit geben; zumal da er nun bereits drei Nächte in ihrem Sterbebette gelegen, ohne das Geringſte außer ihrer Erſcheinung in ſeinen Träumen bemerkt zu haben.“ — In dieſer Gemüthsverfaſſung nahm er dann gleichſam auf immer Abſchied von ihr mit der wiederholten Verſicherung, ſie auch nicht durch

den leiſeſten Wunſch wieder in ihrer Seligkeit zu ſtören. „Jeder Gedanke daran“ (ſo beſchloß er ſeine lange und zärtliche Apoſtrophe an die ſanfte, gute, theure Seele) „ſoll von jetzt an aus meiner Seele ganz und mit männlichem Nachdruck auf immer verbannt ſeyn!“ Um dieſem löblichen Vorſatz deſto getreuer bleiben zu können, beſchloß er weislich, dieſe Nacht wieder in ſeinem eigenen Bette vorn im Alkoven zu ſchlafen und alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieſer Veränderung ſeiner Schlafſtätte merken, und nicht etwa irgend ein liſtiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich ſpielen könne.

Blandine. Er ſcheint alſo doch ſelbſt auf den Gedanken der Möglichkeit einer ſolchen leichtfertigen Spukerei gefallen zu ſeyn?

Wilibald. Auch ſchmeichelte er ſich, ſeine Maßregeln ſo gut genommen zu haben, daß er von dieſer Seite ganz ſicher ſeyn könne. Er ſchlich ſich gegen Mitternacht nach ſeiner gewöhnlichen Schlafſtätte und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringſte Geräuſch, Schleichen und dergleichen bemerken zu können.“

Blandine. Begreift ihr etwas von dieſem ſeltſamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende dieſe Vorſichtsmaßregeln, dieſes ſtundenlange Lauſchen, wenn er nicht die mindeſte nähere Aufforderung erhalten? Drei Nächte hatte er ruhig und ungeſtört in ſeines Hannchens Sterbebette geſchlafen; er durfte alſo hoffen, daß es auch in den folgenden ſo ſeyn würde; warum denn verändert er ſeine Schlafſtätte? Und da er der Verewigten ſo feierlich verſprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine ſinnliche Offenbarung ihres Daſeyns ganz und gar zu verbannen: wozu braucht er denn eine Glockenſtunde lang ganz Ohr zu ſeyn und zu lauſchen, wo nicht das Geringſte zu erlauſchen war?

Wilibald. Du siehst, Blandine, daß der gute Doctor, trotz seinem männlich nachdrücklichen Entschluß und Versprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen Lauschens überdrüssig und (wie natürlich) verlassen vom wohlthätigen Schlaf, sich NB. ohne dabei unaufmerksam auf irgend etwas vor seinem Saale zu seyn, seinen gelehrten Meditationen überließ: siehe! da kam es ihm, als er gerade eine höchst interessante Idee gefaßt hatte, vor, als öffnete sich ganz leise sein Alkovenfensterchen, welches er (wohl zu merken!) vorher fest zugeschoben hatte." Sogleich war er leise auf den Füßen, horchte, schlich sich hinaus und öffnete pfeilschnell die Saalthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöffnet, im Hause aber Alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarrten. „Wenn also auch," setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein schlauer Fuchs herumgeschlichen wäre (der aber in diesem Hause gar nicht anzutreffen war), so hätte ich denselben gewiß auf den knarrenden Treppenstufen bemerken müssen und können."

Blandine. Da wird also der Verdacht wohl wieder auf dem seligen Hannchen sitzen bleiben?

Wilibald. Keinesweges! Wenigstens war unser Mann von einem solchen Argwohn weit entfernt. Ich schob, sagt er, mein Fensterchen wieder fest zu, verwahrte es bestens und dachte: es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß du denselben bemerkt hast, noch jetzt gewahr werden kannst.

Blandine. Hat man wohl jemals erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein fest zugeschobenes Fenster aufgeschoben hätte? Was sagen Sie dazu, Selmar?

Selmar. Ich muß gestehen, mir kommt es unmöglich vor, daß sogar ein heftiger Wind das fest zugeschobene Alkovenfensterchen hätte aufschieben können.

Blandine. Also Hannchens Geist?

Selmar. Das begreif' ich eben so wenig als der Doctor — aber —

Wilibald. So werden wir das Wunder entweder unerklärt lassen oder unsre Zuflucht, wo nicht zu einem herumschleichenden schlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müssen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hause (worin alle Thüren und Treppen knarren) besser kannte als unser Doctor. Wenigstens wundert's mich, wie der letztere, der sich selbst weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind sey vermögend gewesen, das Fensterchen aufzuschieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter gewesen seyn könnte? Wer mit dem angestrengtesten Lauschen und Horchen einen so starken Wind überhören kann, sollte der nicht eben so leicht einen leisen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können?

Blandine. Man sollt' es meinen.

Wilibald. Wenn es die Verstorbene war, die das Fensterchen aufschob, so ist (wie Selmar selbst gesteht) schlechterdings nicht abzusehen, was sie damit wollte? Hatte er sich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweideutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr ist, hatte

er nicht auf alle Anſprüche an dergleichen Erſcheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn ſie ſich ihm alſo gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte ſie ein ſo zweckwidriges Mittel?

Blandine. Es müßte nur ſeyn, weil ſie ſich vielleicht durch dieſen neuen Verſuch, der ſchon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erforderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erſcheinung vorbereiten wollte. Ich ſtelle mir vor, daß es den Verſtorbenen mit den neuen ätheriſchen Leibern, die ſich ihnen anbilden ſollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherlei Verſuche und Uebungen braucht, bis ſie ſich desſelben nach Willkür zu bedienen wiſſen.

Selmar. Das läßt ſich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch ſeine eigne Theorie von dem ſubtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdiſchen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit ſich nimmt, auf dieſe oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald. Die Theorie, die du im Sinne haſt, und die er uns im Verfolg mit ſeiner gewohnten Redſeligkeit vorträgt, ſcheint damals nur noch als ein ungebildeter Embryo in ſeinem Kopfe gelegen zu haben; ſonſt würde er doch wohl das leiſe Aufſchieben des Fenſterchens eher ſeinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeſchrieben haben. Wie dem aber auch ſeyn möchte, genug, er ſetzte ſich vor, den fatalen Vorfall möglichſt zu vergeſſen, verſchwieg ihn ſogar ſeinem Freunde K. abſichtlich und „marquirte auch an dieſem Abend den Umſtand, daß er ſein Nachtlager abermals vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgeſuchteſte Art," ungeachtet er ſich aufs vollkommenſte von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend

Jemand in oder außer dem Hause ein muthwilliger Streich gespielt werden könne.

Blandine. Wozu also eine so außerordentliche Vorsicht?

Wilibald. Vermuthlich glaubte er, man könne in einem solchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte sich wenigstens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauischer Vorsicht und Wachsamkeit habe fehlen lassen, auf alle Weise sicher stellen. Aber Alles vergeblich! In der nächstfolgenden Nacht, als er sich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete sich das Fensterchen abermals ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringste zu bemerken war."

Blandine. Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald. Und was würdest du nun an seinem Platze gethan haben, Schwester?

Blandine. Vorausgesetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerschrockenheit und Besonnenheit des Herrn Doctors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelassen zugesehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald. Man sollte denken, das wäre, was jeder gesetzte Mann an seiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weise besitzt Herr Dr. W**l zu aller der Vorsicht und Wachsamkeit, kühnen Entschlossenheit und unerschütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in seinem Buch nicht oft und stark genug anpreisen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewissen Umständen, seinem eigenen Geständnisse nach, wie ein Bergstrom unaufhaltsam losbricht. Es ist zu beklagen, daß dieses ungestüme Temperament gerade in diesem Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerksamkeit dem Beobachter so nothwendig gewesen wäre. Anstatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er Halt! und dieß so laut, daß sein Mignon es hinten hörte und

anschlag." — Ich war (sind seine eignen Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit sogleich mit Allem versehen (womit, sagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bei der Hand hatte) und zur Saalthür hinaus, untersuchte Alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand nichts.

Selmar. Aus diesem Benehmen ist, däucht mich, klar, daß Herr W**l, trotz seiner Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, daß ihm von irgend einem schlauen Fuchs ein loser Streich gespielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fensterchen könnte doch wohl von einem mit Fleisch und Bein bekleideten Gespenste geöffnet worden seyn.

Wilibald. Aber auch in diesem Fall würde er besser gethan haben, anstatt so laut aufzuschreien, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an sich zu halten und zu lauschen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeschobenen Fensterchens seyn möchten. Jetzt war es Zeit zum Lauschen, und da hätte ihm seine gespannte Aufmerksamkeit gute Dienste thun können. Denn, wenn der Spuk von einer Person herrührte, die den Herrn Doctor zum Besten haben wollte, so war vorauszusetzen, diese werde ihre Maßregeln so genommen haben, daß sie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um sich den Nachforschungen des geäfften Doctors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette sprang, in seinen Schlafrock schlüpfte, sich mit allem Nöthigen versah und die Saalthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die gespannte Aufmerksamkeit kam nun zu spät, nachdem er durch den Lärm, den er machte, den behutsamen und behenden Schleicher zu einem schleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine. Es ist wirklich zu bedauern, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm gespielten künstlichen Betrug zu erklären seyen oder nicht. Denn seine Versicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und sein fester Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner reichen nicht zu, einem ungläubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem seine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermals vergeblich gewesen war?

Wilibald. „Verdrießlich (sagt er) ging ich zur Ruhe, mit dem festen Vorsatz, nun vollends an nichts mehr zu denken, auf nichts mehr draußen zu merken und in meinem Alkoven übrigens Alles ruhig abzuwarten, wenn ja irgend einmal etwas sich ereignen sollte, welches doch unmöglich von außen herrühren konnte, wenigstens von keinem Menschen."

Blandine. Diesen festen Vorsatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er schon mehr als einmal gefaßt und immer schlecht gehalten. Mir ist unbegreiflich, wie ein so besonnener Mann nicht wenigstens nach diesem neuesten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrscheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieser Art gesichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfensterchen. Er hatte es zwar allemal wieder zugeschoben, so oft es von der unsichtbaren Hand aufgeschoben worden war: aber was hatte das geholfen? An seiner Stelle würde ich den Schieber mit drei oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette, was man

will, das Fenſterchen würde nicht wieder aufgeſchoben worden ſeyn.

Wilibald. Sehr wahrſcheinlich; es ſey nun, daß ein loſer Schelm oder das wohlſelige Hannchen dabei im Spiele war. Wenigſtens zeigte ſich's, daß auch die letztere, da ſie ihm, in der zweiten Nacht auf dieſe, ſichtbar erſchien, nicht anders als durch das aufgeſchobene Fenſterchen herein kommen konnte.

Blandine. Sie machte alſo doch endlich Ernſt aus der Sache? Das freut mich. Ich bin ſehr begierig zu hören, wie die liebe Dame ſich dabei benahm, ſie, die ihm bisher ſchon in Traumbildern von der angenehmſten Art ihre unausſprechliche Ergebenheit ſo oft bewieſen hatte.

Wilibald. Vermuthlich brauchte ſie zu einer ſichtbaren Erſcheinung etwas mehr Anſtalten. Sie ließ ihn alſo in der nächſtfolgenden Nacht ungeſtört, ſogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag ſchlafen. Unſer Mann war darüber ſo vergnügt, „daß er, um ſich auf alle Art zu zerſtreuen, ſich von ſeinem Freunde K. in Geſellſchaft führen ließ.“ Das Mittel ſchlug an. „Heiter, vergnügt und zerſtreut (ſind die eigenen Worte des Herrn Doctors), Sorgen und Kummer vergeſſen, aber nicht im Geringſten von hitzigen Getränken (die ich nie liebte) berauſcht, ſondern ſeelenvergnügt und bei vollem Verſtande kehrte ich Abends nach Hauſe und ſang mir zum Zeitvertreibe Hölty's Aufruf zur Freude: Roſen auf den Weg geſtreut und des Harms vergeſſen, u. ſ. w. Nach einem Stündchen begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe, ohne an die Vergangenheit zu denken und mich um irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine. Hannchen war alſo damals, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, ſchon rein aus ſeiner Erinnerung

weggewischt. Das konnte ihr freilich nicht sehr angenehm seyn. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihn deßwegen ein wenig bei den Ohren gezupft hätte.

Wilibald. So rachsüchtig war die gute anspruchlose Seele nicht. Höre also, was geschah, und erröthe über deine Vorschnelligkeit! Der sorgenfreie Doctor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermals gelauscht und vergeblich einzuschlafen gestrebt —

Blandine. Gelauscht? Wozu gelauscht, da er sich um nichts bekümmerte und nicht an die Vergangenheit, also auch nicht an das schon zweimal wunderbarer Weise geöffnete Alkovenfensterchen dachte, noch an irgend einen im Hause herumschleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerei aufgemacht haben könnte? Was war also hier zu lauschen?

Wilibald. Wer wird auch einem Philosophen wie Herrn W**l so streng auf jedes Wort lauern und bei Allem immer nach dem Warum fragen? Genug, da er nicht einschlafen konnte, weil er einzuschlafen strebte und sich also in einer mit dem Einschlafen unverträglichen Thätigkeit erhielt, so lauschte er vermuthlich zum Zeitvertreib; und, siehe da, „bei völliger Stille der schweigenden Nacht öffnete sich auf einmal sein Fensterchen deutlich, ein schwacher Strahl erhellte seinen Alkoven etwas, und mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit erblickte er wirklich eine weißliche Figur in Lebensgröße seiner verewigten Gattin, die mit sanfter, aber ihm vernehmbarer Stimme sagte: Karl, ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder!“

Blandine. Bald glaube ich, Herr W**l hat wieder eine Ahnung gehabt. Hätte er sein Fensterchen vernagelt, so wäre ihm diese tröstliche Erscheinung nicht geworden.

Wilibald. In Vergleichung mit den vorigen Aeußerungen der Gegenwart ſeiner Verſtorbenen konnte dieſe allerdings für ſehr bedeutend gelten. Aber unſer Mann, dem vielleicht (wiewohl er ſich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen ſeyn mochte, begnügte ſich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betaſtung von der Wirklichkeit dieſer Geſtalt ſeiner Gattin überzeugt ſeyn und „ſprang pfeilſchnell auf ſie zu: aber noch ſchneller verſchwand ſie wie leichter Nebel, als er ſie eben umfaſſen wollte.“

Blandine. Das hätt' ich ihm vorher ſagen können.

Selmar. Gleichwohl begreife ich nicht, wie der Schalk, welchen Herr W**l ſelbſt im Verdacht gehabt zu haben ſcheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, ſeine Zauberlaterne ins Spiel zu ſetzen.

Wilibald. Ich muß geſtehen, der raſche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach ſchon wieder wie ein Bergſtrom los. Ein kaltblütiger beſonnener Mann, dem es darum zu thun geweſen wäre, bei dieſer Gelegenheit ein Experiment anzuſtellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Geſtalt ſcharf betrachtet und, da ſie ſprechen konnte, einige Fragen an ſie gethan haben, um zu erfahren, ob ſie auch hören könne. Er würde, anſtatt Lärm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leiſeſten Bewegungen geſpitzt und beſonders auch die Art ihres Verſchwindens genau beobachtet haben. Von Allem dieſem thut unſer Philoſoph nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymphe, fällt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher ſchon wiſſen konnte, und ergreift — nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit vorausſetzen, daß die lebensgroße Geſtalt einer

so ansehnlichen und robusten Frau, wie er uns die seinige durch den Advocaten K. beschreiben ließ, wenn sie durch das kleine Fensterchen hereingeschlüpft kam, weder Fleisch und Bein haben, noch aus irgend einem andern tastbaren Stoffe bestehen konnte. Dieses pfeilschnelle Losspringen auf die Gestalt war also in jeder Hinsicht zweckwidrig und unverständig, auch überdieß seinem so festen Vorsatz, sich, wenn ihm wieder etwas Sonderbares begegnen sollte, ganz ruhig zu verhalten, schnurstracks entgegen. Uebrigens ist aus seinem weitern Benehmen offenbar, daß, sobald er durch das plötzliche Verschwinden der Gestalt wieder zu einiger Besonnenheit kam, sein erster Gedanke war, der Spuk könnte doch wohl von irgend einem Geiste mit Fleisch und Bein herrühren. Um sich hievon zu überzeugen und den leichtfertigen Kobold, wo möglich, auf der That zu ertappen, „war er sogleich mit der auf dem Kamin versteckten brennenden Laterne und mit den Geräthschaften zur Saalthür hinaus und untersuchte in Begleitung des Mignons Alles genau, mit dem festen Entschluß, das Aeußerste zu wagen und den vorwitzigen Fuchs seinen Spaß theuer bezahlen zu lassen.“ Aber glücklicher Weise konnte er nicht das Geringste entdecken; Alles war und blieb im Hause ruhig.

Blandine. Das will ich gern glauben. Der Herr Doctor hatte auch dem vorwitzigen Fuchse Zeit genug gelassen, sich zurückzuziehen. Wenn ein solcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigstens setzt Herr W**l durch die vorgenommene Visitation voraus), so müssen wir auch als etwas sich von selbst Verstehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden seyn mußten. Keinen sehr weiten Weg mußte also der Fuchs nicht zu schleichen haben, um sich wieder aus dem Staube

zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt, einen so unerschrockenen und hitzigen Mann, wie unsern Doctor, zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doctors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Secunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur eine Secunde; aber —

Wilibald. Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen, den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doctor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüttert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte."

Blandine. Desto besser für meine Rechnung! Denn du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder

ein Paar Secunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Secunde erfordert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, sich mit seiner auf dem Kamin versteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen versehen und die verschlossene Saalthür aufgemacht hatte: so wird man es schwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich diese Erscheinung zuzuschreiben geneigt bin, sicherlich 20 bis 24 Secunden Zeit hatte, sich so unbemerkt, als sie gekommen war wieder zurückzuziehen.

Wilibald. Du merkst an dem sanften Kopfschütteln unsers Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt sich ohne genauere Localkenntnisse nicht wohl etwas Bestimmtes über die hypothetische Möglichkeit oder Unmöglichkeit, einen solchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Mensch, der mit einem so handfesten und entschlossenen Manne, wie Dr. W**l, ein so gefährliches Spiel hätte treiben wollen, ein Wagehals von der ersten Größe gewesen seyn. Eine einzige Secunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen seyn. „Er wäre zuverlässig ein Kind des Todes," sagt der Herr Doctor zu seinem Freunde K. „Entwischen sollt' er mir und meinem Hunde bei Gott! nicht! Wenigstens würde ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchtigen, festhalten und (er möchte auch seyn, wer er nur immer wollte, selbst wenn Sie es wären) ihn der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß überliefern."

Blandine. Wie hart wohl die gebührende Strafe seyn dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menschen, der sich gegen die Majestät der Philosophie unsers Doctors so schwer versündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigstens würde

sie gegen die Todesstrafe, womit ihm dieser in der ersten Hitze drohte, vermuthlich sehr gelinde ausfallen. Dieß wußte denn auch der Magiker (falls ein solcher im Spiele war) ohne Zweifel sehr wohl, und gegen die Fäuste des Philosophen verließ er sich, denk' ich, auf seine eigenen. Doch ich bin von Herzen bereitwillig, meine Hypothese aufzugeben, weil Ihr Herren doch so viele Schwierigkeiten dabei findet. Aber was bleibt uns dann zur Erklärung der wunderbaren Erscheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doctors, wenn man ihr auch alles Uebrige aufbürden wollte, kann doch wenigstens das Alkovenfensterchen nicht aufgeschoben haben.

Selmar. Da erwartete ich Sie, Blandine! Es ist klar, daß wir gern oder ungern bekennen müssen, der abgeschiedene Geist der Frau Doctorin selbst sey der Urheber dieser Erscheinung gewesen. Kein Viertes gibt es nicht; wir müßten denn nur den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Willibald. Das sey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geist des seligen Hannchens —

Blandine. Das Schlimme ist nur, daß ich dabei noch viel größere Schwierigkeiten sehe, als bei der magischen Laterne. Wenn Hannchens Geist in eigner Person erscheint, so wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabei zugehen, als wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausschlüpft. Ich will sagen: der Geist muß nicht nur in seinem dermaligen Zustande ohne Wunder unter dieser Gestalt erscheinen können, sondern dieß muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geschehen. Ich gestehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die selige Frau das Alkovenfensterchen aufschieben mußte, um ihrem ungläubigen Karl einen Besuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß sie, wenn sie ihm sichtbar werden wollte, einen

Körper haben mußte; aber, von welcher Composition der Körper gewesen seyn kann, in welchem sie sich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätherischer war es nicht, sonst hätte er eben so ungehindert durch die Glasscheiben gehen können als das Licht. War er aus bloßen Düften zusammen geblasen (wie man aus dem Umstand schließen sollte, daß er dem über ihn her stürzenden Doctor wie ein leichter Nebel entschwand), woher kam ihm so viel Kraft, ein wohl verschlossnes Fenster aufzuschieben? Dazu gehört doch schon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; besaß er aber diese, so hätte ihn der Doctor auch betasten können. Wenn er hingegen ein bloses Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine so lockere Scheingestalt vernehmlich reden konnte? Unser Doctor scheint sich in diesem Augenblick nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verschiedensten Art zusammen spielen müssen, um nur die vier Worte: „Karl, ich bin unsterblich," vernehmlich auszusprechen. Dieß ist indessen noch nicht Alles, was diese Erscheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehemalige Muttersprache noch nicht vergessen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutschen Patrioten sogar zum Verdienst angerechnet werden; aber, wenn sie denn noch immer deutsch sprechen will, so sollte sie es wenigstens ohne allzuderbe Sprachfehler sprechen. Was für eine barbarische Mundart mag das seyn, worin man sagt: „Erst einst werden wir uns wiedersehen." Und wie kann sie das sagen, da sie sich ja in diesem nämlichen Augenblick wiedersehen?

Selmar. Die Frau Doctorin scheint eine Liebhaberin dieses „erst einst" gewesen zu seyn; denn sie versicherte ihren Gemahl schon auf dem Sterbebette zu zweien Malen, daß sie

sich erst einst wiedersehen würden. Wofern übrigens diese Redensart auch undeutsch wäre, so scheint sie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn, wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt gebliebener Schäker das Schattenbild der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart; deren die Selige sich zweimal auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen seyn sollte.

Blandine. Bei meiner Art, die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sey nichts Undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde, gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefordert gefühlt haben könnte, ihm bei Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist eben so wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doctor wohnt, Zutritt hatte und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doctorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterin, so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doctor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in Allem diesem nichts Unmögliches sehen kann, so mag ich mir lieber einbilden, die Sache sey auf diese Weise natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald. Wie dem auch sey, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bei der Sache. Nachdem er von der

vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivetät auf sechs ganzen Octavseiten mittheilt. „Gott! (dachte er) sollte es möglich seyn, daß du, ewigtheure Gattin, wirklich mir erschienen wärst, aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an mich gedacht, dich vielleicht in dem reinsten Genusse der Seligkeit freiwillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmals dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste Art, die dir vielleicht möglich gewesen wäre, erschienen wärest: o, wie unaussprechlich müßte deine Liebe gegen mich noch jetzt, und wie gränzenlos müßte sie einst gewesen seyn! wie hoch müßtest du (um menschlicher Weise zu reden) bei Gott angeschrieben stehen, damit dir vielleicht von ihm oder durch ihn auf eine unbegreifliche Art dieß vergönnt worden wäre!“ — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrophe im Mund eines Philosophen noch viel unbegreiflicher, als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine. In meinen Augen ist sie das beste Portrait von unserm Doctor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen, wie er leibt und lebt.

Wilibald. Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden), dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bei mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen?“ —

Blandine. Wirklich? [illegible] er das so gar sehr? Und wer, um alles Wun[illegible] Schuld daran, daß sie so schnell w[illegible] denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wilibald. Wahrscheinlich würde jeder Andere sich selbst dieser unbesonnenen Uebereilung wegen angeklagt und die bitterste Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, sagt und handelt nicht leicht wie andere Leute. Immer völlig mit sich selbst zufrieden, expostulirt er lieber mit seiner Ewigtheuren, daß sie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an sie zu thun so sehr gewünscht hätte.

Blandine. Die wünschte ich doch selbst zu hören!

Wilibald. „Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu fragen gehabt! sagt er: z. B. wie es dir ginge? Auf welchem Planeten, in welcher Sphäre vielleicht dein Geist schwebt? Ob du wohl auch gar deine beiden, dir vorangegangenen Lieblingshündchen, Diane und den ersten schönen Mignon, wiedergefunden hättest oder noch finden würdest, von denen du so oft in deiner Krankheit träumtest, sie wären auf deinem Bette herumgehüpft, um dich zu holen, worüber du so sehr erfreut warst? Ob sie also auch wohl fortlebten?"

Blandine. Das sagt' er wirklich? —

Wilibald. Und in vollem Ernst, wie es scheint. Aber das Beste ist der Schluß, worauf er seine Hoffnung, daß die holden Geschöpfe wohl noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Solltest du mir jetzt wirklich erschienen seyn, dann wäre es wohl möglich anzunehmen, daß unsre ehemaligen Lieblinge ebenfalls fortlebten."

Blandine. Die Leute müssen keine Kinder gehabt haben, daß sie eine so zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald. So scheint es aus allen Umständen. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieser Art — und mache euch nur auf die häufigen Vielleicht aufmerksam und auf

den ewigen Zweikampf zwiſchen Glauben und Unglauben oder vielmehr die ſeltſame Parallele, worin beide nebeneinander fortlaufen, bis ſie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am Ende iſt vielleicht dieß Alles bloſe Täuſchung meiner Einbildungskraft?“ zuſammen fließen.

Selmar. Wir wollen billig ſeyn, liebe Freunde. Es iſt aus dem ganzen Buche und beſonders aus den Unterredungen des Doctors mit ſeinem Freunde K. erſichtlich, daß er (außer jedem Vorwurf von Uebereilung und Schwäche), nichts ſo ſehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geiſter- und Geſpenſterſehers zu erſcheinen und für einen leichtglaubigen, mit altvetteliſchen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorſtellungsart befangenen Philiſter angeſehen zu werden. Offenbar iſt die Furcht vor einem ſolchen Verdacht die wahre Urſache, warum er ſich das Anſehen zu geben ſucht, er ſelbſt glaube nicht an die Realität der gehabten Erſcheinungen, wiewohl er ſein Möglichſtes thut, die Leſer von derſelben zu überzeugen. Ueberdieß iſt es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzuſtellen, wobei er gegen Täuſchung, Uebereilung und Trugſchlüſſe nie zu viel auf ſeiner Hut ſeyn kann. Aus dieſer zweifachen Urſache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn ſogar da nicht verlaſſen, wo das Zeugniß ſeiner eignen Sinne, bei vollem Bewußtſeyn, daß er wache, und bei der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich geweſen ſey, ihn, wie es ſcheint, zum Glauben zwingen ſollte.

Wilibald. Das iſt es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unſer vermeinter Philoſoph in einer ſeltſamen Selbſttäuſchung befangen ſeyn muß. Eines von Beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er iſt gewiß, daß keine Täuſchung weder von innen noch außen bei

der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben, und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweiten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blösen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn, so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am Ende ist dieß Alles bloße Täuschung meiner Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder: „Aber, bei Gott! das konnt' es nicht seyn; ich war vor jener Erscheinung so munter und wach, als jetzt, und so kummerlos und freudenvoll, daß ich auch mit keiner Sylbe an so etwas dachte, noch denken konnte; auch hatte ich die vergangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder selbst täuschen noch auf irgend eine Art täuschen lassen. Und, gesetzt, es hätte Jemand seinen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und Lichte, mit Phosphorus und dergleichen, diese meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähnliche Gestalt in leichtem Schimmer, noch weniger aber gerade diese vernehmlichen Worte hervorbringen und so ganz die Stimme meiner Gattin dabei nachahmen, am wenigsten aber von mir unbemerkt bleiben können, da ich ganz Ohr war, Alles sogleich aufs genaueste untersuchte, ohne daß hiebei abermals der Mignon gebellt hätte. Also

vor Selbsttäuschung bin ich eben so fest gesichert, als vor fremder Hintergehung.“ — Und was ist nun das Resultat dieser Ueberzeugung bei unserm Philosophen? „Doch wollt' ich, sagt er, lieber Eines von Beiden, als so etwas mir ganz Unbegreifliches annehmen.“ — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie Vieles ist in der Natur, oder, richtiger zu reden, ist denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das Unbegreiflichste indessen dürfte doch seyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine sehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgesetzt, daß eine sogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfensterchen habe angebracht werden können, und daß der Zauberer in einem geheimen Verständniß mit der mehrbesagten Krankenwärterin gestanden, ist in der ganzen Erscheinung kein Umstand, der sich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz natürlich erklären ließe. Denn, daß die Einbildungskraft des Doctors in dem Augenblick, da sich ihm eine der Verstorbenen ähnliche Gestalt so unvermuthet darstellte und ihn mit leiser, aber vernehmlicher, der Stimme seiner Gattin ähnlicher Stimme anfrrach, so ganz müßig geblieben und dem Künstler, der Beides hervorbrachte, nicht ein wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der sich auf seine Psychologie so viel zu gute thut, weder sich selbst noch Andern weiß machen wollen; zumal da die ganze Erscheinung so schnell wieder verschwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Aehnlichkeit und das, was seine Einbildung unwillkürlich dazu beitrug, so genau abzumessen. Daß aber jene Voraussetzungen bei dem vorliegenden Fall schlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l seinen Lesern ausführlich und (wie er zu sagen pflegt) handgreiflich,

ſo daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweiſen müſſen. Uebrigens iſt noch bemerkenswürdig, daß unſer Philoſoph ſeiner Beſonnenheit bei dieſem ganzen Ereigniß ſo wenig traute, daß er ſich ſelbſt ſagte: „Schliefe ich jetzt ein, ſo würde ich Alles nach einigen Stunden ſicherlich für Täuſchung irgend einer Art halten. Um alſo recht ſicher zu gehen, iſt nun das beſte Mittel, munter zu bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wiſſenſchaftliches Werk zu leſen, deſſen anziehlicher Inhalt mich nicht zum Einſchlummern kommen läßt. Noch ſicherer iſt es aber, ich ſchreibe auch dieſen Vorfall mit Kreide ſogleich auf dieſen Tiſch.“

Blandine. Federn, Dinte und Papier müſſen ſehr rar bei dem guten Manne ſeyn, daß er immer mit Kreide auf den Tiſch ſchreibt.

Wilibald. Er zog nun ſogleich am folgenden Morgen bei der Haushälterin ſeines Wirthes und den übrigen Perſonen im Hauſe Erkundigung ein, ob ſie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und Alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringſte Spur entdecken, daß Jemand im Hauſe von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wiſſe. Was kann er aus dieſem Umſtand ſchließen? Würde dieß nicht auch der Fall geweſen ſeyn, wenn eine von den Perſonen im Hauſe wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er ſchließt alſo nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder Täuſchung war ich alſo eben ſo ſicher als vor Selbſttäuſchung.“ Indem er aber hinzuſetzt: „ohne gleichwohl der Wahrheit ſelbſt um einen Schritt näher zu kommen,“ — ſo weiß man vollends nicht, was man von ihm denken ſoll. Von welcher Wahrheit iſt denn hier die Rede, kann hier die Rede ſeyn? Doch wohl von keiner

andern als der Thatsache, daß sein verstorbenes Hannchen ihm ihr fortdauerndes Leben durch eine förmliche Erscheinung zu wissen gemacht? Vor Selbsttäuschung war er, wie er sagt, so sicher dabei als vor fremder Täuschung; was bleibt also übrig als die Wahrheit der gehabten Erscheinung? Wie will er ihr näher kommen, als er's schon ist? Er hat die Gestalt der Verstorbenen gesehen; er hat ihre Stimme gehört; sie hat ihn vertraulich bei seinem Namen genannt und ihn versichert, daß sie unsterblich sey, und daß sie sich einst wieder sehen würden. Was will er mehr? — Ach! ja, freilich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angestellt habe, um ihm diesen Besuch zu machen. Das ist gar zu viel gefordert — Und doch, wer weiß, was für Aufschlüsse er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelassen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigstens nicht, wenn sie ihn von ihrer Unsterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewundernswürdiger Behutsamkeit und Artigkeit zu Werke, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ohne ihn zu erschrecken. Anfangs machte sie blos Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie sie sah, daß er nichts darauf gab und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer blosen Vermuthung, daß der Wind von ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte sie ihm schon näher auf den Leib: sie versuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: seine selige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anstatt ihm auf sein grobes Wer da? und die lose Frage: Hannchen, bist du's? zu antworten, fuhr sie durch das silberhell klirrende

Alkovenfensterchen nach dem Vorsaal hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseyns des nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes K. ungeachtet nichts bei ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormals offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie schob es ganz leise wieder auf und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der unglaubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein paar Nächte vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermals auf und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weiße Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes auf sie Losspringen augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeinte Absicht bei dem Unglaubigen erreicht habe; aber nichts weniger. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine Art von Täuschung dabei habe vorgehen können, beharrte er doch hartnäckig auf der Meinung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht um einen Schritt näher gekommen sey. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt; aber diese treue Gattin trieb ihre beispiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bei hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studirstube auf den Sopha, „an eben der

Stelle, wo seine verewigte Gattin in den letzten Tagen ihres irdischen Daseyns, bevor sie völlig bettlägrig wurde, zu sitzen pflegte, hingelegt." Hier ruhete er neben seinem Hunde erst seit einigen Minuten mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sophas und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmal öffnete sich die Thür leise, und die Verewigte erschien ihm in eben der Gestalt, wie ehedem in der Nacht, und wie sie im Sarge aussah, mit demselben weißen Anzug und freundlichen Blick, und sagte ihm leise, doch vernehmlich: „Karl, beruhige dich! Ich bin unsterblich. Mehr vermag ich nicht dir zu offenbaren. Bis auf einstiges Wiedersehen lebe wohl!" Mit diesem Worte verschwand sie vor seinen Augen, als er sich eben aufrichten und sich ihr nähern wollte, und während dieser Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiedersehen seiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte.

Blandine. Ich muß gestehen, daß sich das ganze Drama der Erscheinungen der Frau Doctorin mit dieser Schlußscene auf eine sehr anständige Art endigt. Aber, wenn ich sagen soll, was ich denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er diese letzte Erscheinung — einem Traume zu danken hatte.

Selmar. Der Doctor versichert ausdrücklich, daß sie ihm in völlig wachendem Zustande widerfahren sey —

Wilibald. Und beruft sich, zum Beweis, daß sie unmöglich bloße Täuschung seiner Phantasie habe seyn können, auf seinen Hund, der sich sonst auch getäuscht haben müßte.

Blandine. Schade, daß wir den Hund nicht constituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuschung hier vorwaltet, so bestand sie blos darin: daß der Herr Doctor zu wachen

vermeinte, da er doch träumte. Im Traum erschien ihm seine Gattin; im Traum sah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder sollten die Naturkündiger wirklich beweisen können, es sey unmöglich, zu träumen, daß man wache und mit offenen Augen sehe und höre, was man blos im Traum sieht und hört?

Wilibald. Diese Unmöglichkeit ist keineswegs zu beweisen, und die Erfahrung streitet für das Gegentheil. Es mag wohl wenige Menschen geben, die diese Erfahrung nicht mehr als einmal in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts ist natürlicher, als daß Herr W**l, indem er auf seinem Sopha die Sieste hielt, unvermerkt einschlummerte und Alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine. Auf alle Fälle däucht mir diese Art, die letzte Erscheinung der Dame W**l zu erklären, viel natürlicher, als zu glauben, daß sie solche in eigner Person bewerkstelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte sie nöthig gehabt, zur Thür hereinzukommen, da sie wieder unsichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geist, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erscheinen will, verliert sogleich allen Respect bei mir. Und warum sollte sie nicht vermögen ihm mehr zu offenbaren, als daß sie unsterblich sey? Das sieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freilich sehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter sey als der Zustand der Seelen nach dem Tode, und die also ihre Unwissenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verstecken sucht. Auch möchte ich wohl wissen, warum die selige Frau gerade die Leichengestalt, die sie im Sarge hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukünden? Ich gestehe,

daß ich mir kaum etwas Grauſenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder ſollen wir glauben, dieſe Geſtalt ſey dermalen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht geſtanden, ſich ihm in einer tröſtlichern darzuſtellen?

Willbald. Ich bin deiner Meinung, Blandine; wäre ich an des Doctors Platz geweſen, ſo würde mich eine ſolche Erſcheinung, wenn ich ſie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um ſo ſonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß er, der ſich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge geſträubt hatte, gerade bei dieſer Erſcheinung, die ihn am meiſten hätte befremden ſollen, nicht den mindeſten Zweifel äußert. Es wird aber ſogleich begreiflich, ſobald man weiß, daß er inzwiſchen ſeine Hypotheſe über den ſubtilen Körper, der mit dem Geiſte als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt iſt, ſo weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er ſich nun die Sache vor der Hand (wie er ſagt) recht gut erklären kann. Freilich gewinnt das Factum ſelbſt dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß und, aufs gelindeſte zu urtheilen, höchſt unwahrſcheinlich, daß die ſelige Frau ihrem geweſenen Ehegemahl wirklich erſchienen ſey, oder (beſtimmter zu reden) daß ſie alle die ſeltſamen Ereigniſſe (von dem Sturmwind bei ruhiger Luft bis zu der Erſcheinung bei hellem Tage) in ſelbſteigner Perſon gewirkt habe: aber Herr W**l wenigſtens ſcheint hierüber, ſeitdem er ſich vermittelſt ſeiner Hypotheſe alles Geſchehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünſcht aber nun deſto eifriger, daß dieſe ihm äußerſt wichtig ſcheinende Sache auch von der ganzen

Menschheit dafür anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Psychologen und Anthropologen, Metaphysiker, Philosophen, Welt- und Menschenkenner, Denker und wahrheitliebende Menschen, ihm nicht allein ihr ganz unparteiisches, reiflich überlegtes, auf sichere Gründe gestütztes Urtheil über dieses sonderbare Factum, sondern auch möglichste Aufklärung und freundschaftliche Belehrung darüber unumwunden mitzutheilen." — Er geht noch weiter: er hofft und erwartet sogar, daß „der Menschheit wohlwollende Fürsten und Regenten aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, vorzüglich den Professoren, die Anstellung ähnlicher Experimente gewiß zur Pflicht machen werden," und zweifelt um so weniger, daß diese zu Erfüllung derselben sich um so williger finden lassen werden, da hiedurch die Richtigkeit seiner Erzählung am ersten, besten, strengsten und zweckmäßigsten geprüft und erkannt werden könne.

Blaudine. Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wohl unter der Anstellung ähnlicher Experimente versteht?

Wilibald. Da fragst du mich mehr, als ich selbst weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verstehe noch begreife, was der gute Mann damit sagen will. Soviel ich einsehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode hält, noch das, was er selbst dabei gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen. Verdiente es aber auch diese Benennung, so sehe ich nicht, wie in einer Sache dieser Art durch die von Andern dazu geschickten Personen angestellten Experimente die Richtigkeit seiner Erzählung am besten und strengsten geprüft und erkannt werden könnte. Gesetzt, hundert, ja tausend Psychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten oder Freunden

eine ſolche Abrede getroffen, wie Herr W**l mit ſeinem Hannchen, und die Zuſage derſelben, ihren beſagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erſcheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: ſo würde und könnte kein vernünftiger Menſch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit ſeiner Erzählung herleiten. Denn, was zehntauſend Andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet ſeyn. Auch kann Herr D. W**l ſicher darauf rechnen, daß ihm alle Philoſophen, denen er ein ähnliches Experiment anſinnen will, ins Geſicht lachen und ihn fragen werden: wie er habe vergeſſen können, daß zu Anſtellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desſelben allein möglich iſt, völlig in unſerer Gewalt ſey? Wie ſollten es aber die Philoſophen anfangen, um einen Geiſt zum Erſcheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine. Herr W**l muß ſich aber doch etwas dabei gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er ſo ernſtlich dringt, die Wahrheit ſeiner Erzählung geprüft werden könne?

Wilibald. Wenigſtens müßte er in dem Augenblick, da ihm dieſe ſeltſame Behauptung entfuhr, ſchon wieder vergeſſen haben, daß er unmittelbar vorher geſagt hatte: „Nur ein Thor oder Unwiſſender oder —“ (was dieſer Strich bedeute, iſt leicht zu errathen) „könnte die Reinheit meiner Abſicht und die aufrichtige Wahrheitsliebe, die Zuverläſſigkeit meiner Erzählung des erlebten und hier dargeſtellten Factums verkennen, bezweifeln, ſich in Vermuthungen, Andichtungen und Anſchwärzungen verlieren.“

Blandine. Ei, ei! wie würde es uns beiden ergehen, Bruder, wenn dieſer Mann, der einen ſo handfeſten Glauben

an sich selbst hat, jemals erfahren sollte, was für profane Gedanken das Factum, das ihm in einem so hohen Licht erscheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch seyn, der die bloße unschuldige Vermuthung, daß er ohne seine Schuld getäuscht worden seyn könnte, mit Anschwärzungen in dieselbe Reihe stellt?

Wilibald. Unglücklicher Weise glaubt der Mann, seine Ehre sey so stark bei dieser Sache interessirt, daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbsttäuschung auf ihm ersitzen bliebe, „vor aller Welt beschimpft und mit hoher Indignation von allen Wahrheit liebenden und rechtschaffnen Menschen belegt werden müßte."

Selmar. Dieß könnte höchstens der Fall seyn, wenn ihm bewiesen werden könnte, daß er, aus welcher Absicht es auch seyn möchte, die ganze Erscheinungsgeschichte erdichtet habe. Aber vor dieser Gefahr ist er, dünkt mich, sicher. Möchte er vor der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von seiner eigenen Phantasie getäuscht worden, eben so sicher seyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieser Wunderdinge meinen ehemaligen Glauben sehr geschwächt hat.

Wilibald. Wie sollte sie auch nicht, da der gute Doctor selbst seiner Sache so wenig gewiß ist, daß er — sogar, nachdem er von der Bewahrheitung dieser Gespenstergeschichte als von einer dem ganzen menschlichen Geschlecht äußerst wichtigen Angelegenheit gesprochen und alle Regenten aufgefordert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite seines Buchs noch immer als einen möglichen Fall voraussetzt, das Ganze könnte als Täuschung verworfen werden müssen. Dieß sagt er ausdrücklich und spricht gleichwohl noch auf dem nämlichen

Blatte von mehrmaligen Warnungen, die er von seiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen stattgefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Phantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonistischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Daseyn und der Nähe seiner Gattin erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder, wofern er seine Ursachen hat, damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmalen er erkannt habe, daß sie wirklich von ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommnung er sich so interessirt, auf alle Fälle mehr dabei gewonnen, als bei seinen mühsamen Experimenten mit dem Alkovenfensterchen.

Blandine. Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Gespensterstunde beinahe vorüber ist?

Wilibald. Wir haben also dem guten Doctor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht sehr langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr, als ich von dem größern Theile seines Buches rühmen kann.

Selmar. Indessen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bei dir bedanken oder über dich beklagen soll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt und mich aus dem

Vortheil gesetzt hast, wenigstens eine Geistererscheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entschiedensten Gegner aller Geister- und Gespenstergeschichtchen nach dem hartnäckigsten Widerstand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald. Wenn dieser Verlust dein größter Kummer ist, lieber Selmar, so habe ich dir zwei oder drei wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**lsche mitzutheilen, die dich reichlich dafür entschädigen werden. Sie sollen dir auf unsre nächste Zusammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute ist genug.

Euthanasia.

Zweites Gespräch.

Das nächste Mal, da die beiden Freunde wieder zusammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. Ich berge nicht, sagte er, daß ich noch stark an der Meinung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor Kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beigebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig zu hören, wie du die Erwartung, in welche dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend seyn wirst.

Wilibald. Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir vor jetzt noch dahin gestellt seyn lassen wollen. Ich versprach dir nur ein paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode seyn sollten, als die W**lsche; und ich denke dir Wort zu halten. In beiden Geschichten spielt der bekannte schwedische Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreißig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen, da mir die nähern

Umſtände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen namentlich hätte berufen können, würde ich ihrer ſchwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in dieſen Tagen ganz unverhofft auf einen Gewährsmann geſtoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigſtens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es iſt kein geringerer als der Verfaſſer der Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin u. ſ. w., der dieſe Anekdoten, ſo wie er ſie unmittelbar aus dem Munde der zunächſt dabei betroffenen Perſonen erhalten hatte, dem zweiten Bande des beſagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suede, einverleibt hat. Herr Thiébault hatte, ſo wie mehrere damalige Gelehrte ſeiner Nation, während des Aufenthalts dieſer Königin zu Berlin öfters die Ehre, von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreien Abendgeſellſchaften gezogen zu werden. Bei einer ſolchen Gelegenheit begab ſich's, daß die Rede auf den damals vielbeſprochenen Geiſterſeher Swedenborg fiel. Thiébault und ſein Collège Merian wünſchten zu wiſſen, was die Königin von dieſem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiébault folgende Anekdote, die er von dem damals noch lebenden preußiſchen Kammerherrn und geweſenen Miniſter in Holland und Frankreich, Baron v. Ammon (der franzöſiſche Autor nennt ihn d'Hamon), unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieſes Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als holländiſcher Geſandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schweſter des beſagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche ſie an ihren verſtorbenen Gemahl noch zu fordern hätte.

Die Dame glaubte gewiß zu seyn, daß diese Rechnung bei Lebzeiten ihres Mannes schon bezahlt worden, konnte aber unglücklicher Weise die Quittung nirgends finden und würde sich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt gesehen haben, noch einmal zu zahlen. In dieser Verlegenheit rieth man ihr, sich an Swedenborg zu wenden, der, vermittelst seines freien Umgangs mit den Verstorbenen, Gelegenheit finden würde, sich bei ihrem Gemahl selbst nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg versprach, sein Bestes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verstorbene Gesandte habe die Quittung wirklich an dem und dem Tage, zu der und der Stunde in seinem Cabinet empfangen, als er eben den und den Artikel in Bayle's Wörterbuche gelesen; und da er gleich darauf durch ein anderes Geschäft unterbrochen worden, habe er die Quittung, zum Zeichen, wie weit er im Lesen gekommen, in dem Buche liegen lassen." Und hier fand sie sich denn auch wirklich, in dem angegebenen Theil und auf der angegebenen Seite. Die Königin (so fährt Herr Thiébault in seiner Erzählung fort) sagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiébault so eben erwähnt habe, sey eine von denen, die auch ihr erzählt worden, und die ihr am meisten aufgefallen, ohne daß sie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen gesucht hätte, da sie wenig geneigt sey, an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indessen habe sie doch den Bergrath Swedenborg, den sie von Person kenne, auf eine Probe stellen wollen. Wie er sich also eines Abends bei ihrer Cour eingefunden, habe sie ihn auf die Seite genommen und ihn ersucht, er möchte ihren verstorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo sie ihn

vor ihrer Abreiſe nach Stockholm geſehen, geſagt habe? — Der Gegenſtand dieſer Frage ſey ſo beſchaffen, daß der Prinz unmöglich das, was er ihr geſagt, irgend einer andern Perſon habe wiederſagen können; und eben ſo wenig habe es ihr ſelbſt einfallen können, mit irgend Jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da ſie eben beim Spiel geſeſſen, und habe ſie um eine beſondere Audienz gebeten, worauf ſie ihm zur Antwort gegeben: er könne ihr vor Jedermann ſagen, was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er ihr wiederzuſagen gekommen ſey, laſſe keine Zeugen zu. Dieſe Antwort habe ſie gleich ſehr unruhig gemacht; ſie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben und den hier gegenwärtigen ſchwediſchen Reichsrath von Schwerin erſucht, mit ihr zu kommen. Sie habe ſich darauf in ein anderes Zimmer, wo ſonſt Niemand geweſen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür geſtellt und ſey mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann geſagt habe: „Gnädigſte Königin, Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem hochſeligen Prinzen von Preußen das letzte Lebewohl zu Charlottenburg geſagt an dem und dem Tag, in der und der Stunde Nachmittags; wie Sie darauf über die lange Galerie des Schloſſes gingen, begegneten Sie ihm wieder, und da nahm er Sie bei der Hand, führte Sie an dieſes und dieſes Fenſter, wo er von Niemand als von Ihnen gehört werden konnte und ſagte Ihnen folgende Worte: —“ — „Die Königin (fährt Herr Thiébault in ſeiner Erzählung fort) theilte uns dieſe Worte nicht mit, verſicherte aber, es wären eben dieſelben geweſen, die ihr Bruder zu ihr geſprochen, und die ſie ſicherlich nicht vergeſſen habe; ſie ſetzte hinzu, es wäre ihr in ſelbem Augenblick beinahe übel geworden;

auch forderte sie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der sich begnügte, in seinem gewöhnlichen lakonischen Styl zu sagen: Madame, das Alles ist wahr, wenigstens in dem, was mich betrifft." — Hier, lieber Selmar, hast du nun meine Anekdote aus der Geisterwelt, und ich hoffe, du wirst gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame, wie die ehemalige Königin Ulrike, welche die Sache als ihr selbst begegnet bezeugt, und eines Mannes wie Thiébault, der sie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar. Bei Gott! das ist eine erstaunliche Geschichte —

Claudine. In der That etwas ganz Unglaubliches, wenn es nicht von so unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald. Das Schönste an der Sache ist, daß, wenn auch an allen den Geister- und Gespenster-Historien, wovon alle Lande und alle Spinnstuben der Welt voll sind, sammt und sonders kein wahres Wort wäre, nur diese einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren wesentlichsten Umständen auf einer wirklich geschehenen Thatsache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdauernden Persönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben und alle Experimente, wozu Herr D. W. die gesammte philosophische Innung auffordert, überflüssig zu machen. Swedenborg, ein angesehener und begüterter schwedischer Edelmann, ein Mathematiker, Naturforscher und Mineralog von Profession, der sich in diesen Fächern einen Namen gemacht und in den ersten fünfzig Jahren seines Lebens immer für einen sehr vernünftigen Mann gehalten worden war, versichert, daß ihm durch Gottes besondere Vergünstigung die unsichtbare Welt aufgethan worden sey, und daß er unter Anderem auch die

verſtorbenen Menſchen, in derſelben Geſtalt, worin ſie ſich bei Leibesleben gezeigt, im Reich der Geiſter auffinden und ſich von Angeſicht zu Angeſicht mit ihnen beſprechen könne. Dieſem Manne trägt ſeine Königin (um ihn auf eine Probe, bei welcher ihr kein Betrug möglich ſchien, zu ſtellen) auf, ihren verſtorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr ſelbſt und dem Verſtorbenen keine Seele wiſſen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und ſagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umſtände des Orts und der Zeit, was ſie zu wiſſen verlangte. Er mußte es alſo nothwendig von dem Verſtorbenen ſelbſt vernommen haben: er hatte ihn folglich geſehen und geſprochen: der Verſtorbene lebte alſo noch in einer für uns Andern unſichtbaren Welt fort, erinnerte ſich noch genau der beſonderſten Umſtände ſeines vorigen Lebens und hatte folglich ſeine ganze Perſönlichkeit behalten. Alles dieß iſt gewiß und unleugbar, wofern es die Erzählung der Königin iſt. Was können wir, billiger Weiſe, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wiſſen verlangen?

Blandine. Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmal ſo viel davon weiß, noch gar viel mehr wiſſen möchte.

Selmar. Dazu könnten alſo doch wohl die von D. W**l anempfohlenen Experimente dienlich ſeyn?

Wilibald. Es ging einmal (ich erinnere mich nicht, vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachſen ſey. Gelehrte aller Arten, Theologen, Philologen, Naturforſcher, Aerzte und Chemiker beeiferten ſich in die Wette, dieſes Wunder zu erklären; es wurde viel darüber geſprochen, geſchrieben und geſtritten; eine Hypotheſe verdrängte die andere, und der Knoten wurde immer

verwickelter, je mehr Hände sich mit seiner Auflösung beschäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer schlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Philolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohlgethan gewesen wäre, bevor man sich mit Erklärung des goldenen Zahns so viele Mühe gegeben, dem wirklichen Daseyn desselben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand sich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachsen seyn sollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Ursach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein so natürlicher Zahn war, als alle übrige. — Wäre es nicht auch von uns wohl gethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nordwest-Einfahrt in die Geisterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwähnung nähmen, ob es mit der Anekdote selbst richtig sey?

Helmar. Könnte eine so respectable Garantie noch einen Zweifel zulassen?

Wilibald. Wenigstens scheint die Königin selbst, welche dieses wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu seyn. „Tausend Dinge, sagte sie zu den Herren Thiébault und Merian, scheinen übernatürlich und sind uns unerklärbar, weil wir nur die Resultate derselben kennen; und Personen von Verstand, die das Wunderbare lieben, profitiren davon, um sich in einen außerordentlichen Ruf zu setzen. Herr Swedenborg war ein gelehrter und in seinem Fache sehr geschickter Mann; auch hat er immer für einen rechtschaffenen Mann gegolten; ich begreife nicht, wie er dazu gekommen ist, etwas zu wissen, was Niemand hätte wissen sollen; aber dessenungeachtet glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit meinem verstorbenen Bruder

gehabt habe." — Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben so wenig als die Königin.

Blandine. Was sagt denn Herr Thiébault dazu?

Wilibald. Kein Wort.

Blandine. Das ist der kürzeste Weg, aus der Sache zu kommen.

Wilibald. Vermuthlich denkt er eben so davon wie die Königin.

Blandine. Am Ende könnten Ihre Majestät leicht eine sehr gute Ursache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn sie die ganze Anekdote aus dem Stegreif blos darum erdichtet hätte, um die beiden Philosophen, die sich so ernstlich nach ihrer Meinung von einem Geisterseher erkundigten, zum Besten zu haben.

Selmar. Welch ein Einfall! Fast sollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle fähig gewesen, der Philosophie einen solchen Streich zu spielen.

Blandine. Ich würde, wie es scheint, wenig damit über sie gewonnen haben.

Wilibald. So wenig als über den gemeinen Menschenverstand, der, ungeachtet des unauslöschlichen Hangs der Menschheit zum Wunderbaren und trotz der Millionen Zauber- und Geister-Mährchen, die seit Jahrtausenden aus einem Mund in den andern übergegangen sind, dennoch immer unverrückt seinem Glauben an die Natur treu geblieben ist. Bei allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen unseres Lebens erwarten wir immer, daß Alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Thessalier so sicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am

Himmel zu sehen seyn werde, und seit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palast oder Tempel oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen blosen Schlag mit seinem Stab oder mit einem einzigen Wort alle sieben Wunder der Welt aus nichts hervorgehen lassen kann; sondern man stellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. an, wiewohl sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im persischen Mährchen in wenigen Minuten. Eben so ist es auch mit den Erzählungen von Spukereien und Erscheinungen verstorbener Menschen. Es gibt keine Stadt, kein Dorf, kein ehemaliges Mönchs- oder Nonnen-Kloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt, von den höchsten Classen bis zu den niedrigsten, *eine* Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ist's, diejenigen, die in selbsteigener Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bei Weitem die kleinste Zahl aus; hingegen betheuern alle Uebrige, ihr Mährchen von vollkommen glaubwürdigen Augen- oder Ohrenzeugen empfangen zu haben; und wäre dieß, so müßte die Zahl derer, welchen solche Dinge begegnet wären, unendlich groß seyn. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich unzweideutiger auszudrücken, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten: müßte nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns wohnen und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns

nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt seyn und einen sehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer seyn, als ob unsere Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber schwerlich thun würden, wenn wir sie unter ihren Augen zu thun glaubten? Dieß ist aber lange noch nicht Alles. Wenn es wahr wäre, daß schon so viele Millionen Menschen sich nach ihrem Tode hätten sehen lassen: so müßte das, was Swedenborg für ein besonderes, ihm allein von Gott verliehenes Vorrecht hielt (die Gabe, die Verstorbenen zu sehen, mit ihnen zu reden und, nach ihrem und unserm Belieben, Umgang mit ihnen zu pflegen), allen Menschen gemein seyn. Denn, da uns kein Verstorbener sichtbar werden kann, wofern er nicht einen organischen Körper hat, der, wie fein auch der Grundstoff seyn mag, dicht genug ist, um von menschlichen Augen deutlich gesehen zu werden: so ist klar, daß z. B. der verstorbene Cajus, wofern er z. B. von mir gesehen werden kann, allen Andern, welche Augen zu sehen haben, eben so sichtbar seyn muß als mir. Und da er mir nur vermittelst eines organischen Körpers, der der seinige, d. i. ein mit seiner Seele innigst vereinigtes Organ derselben, ist, sichtbar werden könnte: so ist nicht weniger klar, daß er immer mit diesem seinem Körper vereinigt bleiben, und also immer in dem Falle seyn muß von Jedermann gesehen werden zu können.

Blandine. Es wäre denn, daß er sich vorsätzlich verstecken wollte.

Wilibald. Das mag er thun! Alle die Milliarden Verstorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt sind,

können oder werden sich doch nicht immer, wie die Maulwürfe, in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter tausend vorgeblichen Geistererscheinungen auch nur eine wahr wäre, noch immer eine ansehnliche Zahl von Verstorbenen herauskäme, welche vermittelst ihres Körpers sichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder fünfzig oder noch weniger, so ist nicht abzusehen, warum sie allein ausschließlich mit Patentkörpern, so zu sagen, begabt seyn sollten, die zur Sichtbarkeit besonders privilegirt wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur seit den nächsten 6000 Jahren verstorbene Menschen mit sichtbaren Körpern versehen sind, so muß unser Planet, außer den tausend Millionen lebender Menschen, die (nach den Regeln der politischen Rechenkunst) sich dermalen auf seiner Oberfläche befinden, wenigstens noch mit zwei- bis dreihunderttausend Millionen sichtbarer Verstorbener bevölkert seyn, so daß auf einen sichtbaren Lebenden wenigstens zweihundertundfünfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch, wahrlich! beinahe so viel, als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht Alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nicht ohne eine seiner Natur angemessene Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiednen Luft- und Gasarten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fortleben, läßt sich dieß noch weniger bestimmen: aber

so viel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Aufwand, welchen 200,000,000,000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000,000,000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigsten Subsistenz erforderlich ist.

Blandine. Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß, ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben, besonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menschen hinsterben wie die Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob nicht die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer so ungeheuren Masse von Verstorbenen zu theilen, der wahre Grund ist, warum die Dauer des menschlichen Lebens von einem Jahrtausend zum andern so sehr abgenommen hat; da hingegen die Menschen in den ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald. Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems nicht unwillkommen seyn.

Blandine. Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß ich doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in einem so fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchst Widerliches für mich hat und, wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre, mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber sollte denn kein Mittel seyn, uns wenigstens die große Masse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt' es dieses in allem Andern so sinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin sie ihren Tartarus und ihr Elysium setzten,

Raum genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermalen zählt; wenigstens in der Voraussetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald. Genug, Blandine, und schon zu viel in diesem Ton über etwas, worüber so Wenige Scherz verstehen; wiewohl es unbefangenen Menschen wirklich schwer wird, ernsthaft über einen Gegenstand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten so viele Blößen gibt. Ich sage also in ganzem Ernst: Wäre die Wahrheit auch nur einer einzigen Erscheinung oder Unterredung eines Verstorbenen mit einem Lebenden unwidersprechlich zu erweisen, so daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach dessen Tode gesprochen und von ihm erfahren hätte, was dieser Prinz mit der Königin Ulrike ingeheim geredet habe; so würde aus dieser Thatsache folgen: daß der besagte Prinz nach seinem Tode als eben dieselbe Person, die er vor demselben war, im Geisterreich fortgelebt und in seinem neuen Leben das Vermögen beibehalten habe, sich mit einem noch in diesem Erdeleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und diese beiden Resultate würden, trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen scheinen mögen, eben so gewiß seyn, als die Thatsache selbst, wovon sie unmittelbare Folgen sind. Daß aber diese vorgebliche Thatsache oder irgend eine andere dieser Art jemals zu einer solchen historischen Gewißheit zu bringen sey, daß kein Vernünftiger ihr seinen Glauben versagen könnte: dieß ist, was ich schlechterdings leugne.

Selmar. Wie erklärst du dir denn das, was die Königin Ulrike, als etwas zwischen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald. Ich befinde mich gänzlich in demselben Fall wie diese Majestät selbst; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verstorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verstorbenen wirklich gesprochen habe.

Selmar. Die Königin müßte also (wie Blandine schon vermuthete) die ganze Geschichte geradezu er — dichtet haben? —

Wilibald. Oder Swedenborg hätte auf irgend einem natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenster der Galerie zu Charlottenburg zu ihr gesprochen, erfahren und hätte das Vorgeben, sie erst nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu haben, blos erdichtet oder, deutsch zu reden, erlogen, um sich dadurch in den Credit eines außerordentlichen Mannes zu setzen und sein vorgeblich erhaltenes Vorrecht, zugleich in dieser und in der unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Factum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieses Letztere scheint auch die Meinung der Königin gewesen zu seyn, und es muß ihr also die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen seyn könnte, wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben sey. In der That ist auch das Unwahrscheinlichste und Unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben, als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in offenbarem Widerspruch steht.

Selmar. Es müßte also auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nämliche Bewandtniß gehabt haben?

Wilibald. Ich sehe nicht, warum ich nicht sollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weise gerade derjenige, der den holländischen Gesandten beim Lesen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, gewesen sey und also auch habe bemerken können, daß der Gesandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Lesen stehen geblieben. Um auf den ersten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen und, des Bemerkten sich bei Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächtniß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der ersten noch in der andern Anekdote ausdrücklich sagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Gesandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verstorbenen habe: er begnügt sich, beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen selbst, sich die Frage, wie er dazu gekommen sey, zu beantworten. Da die Meinung von seinem Umgang mit den Geistern damals in Stockholm bereits Credit zu gewinnen anfing, so konnte er sich darauf verlassen, daß man diesen Ereignissen die wunderbarste Ursache unterlegen würde.

Selmar. Du hältst also, wie ich sehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald. Ich spreche nicht gern über außerordentliche Menschen ab. Wer kann sagen, was eine sehr starke Anlage zur Schwärmerei, mit der Begierde, etwas Außerordentliches zu seyn und zu scheinen, vereinigt, bei dieser oder jener einzelnen Person für seltsame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beitreten zu können.

Selmar. Und so wären wir denn mit diesen Swedenborgischen Anekdoten, wovon du mich so viel erwarten ließest, noch gerade da, wo uns die Erscheinungen der Frau Doctorin W. gelassen haben?

Willibald. Mir ist leid, daß ich Ja sagen muß. Indessen tröste ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geschichte, die in dieses Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn, kurz und gut, es ist unmöglich, daß ein Mensch, der seiner Vernunft mächtig ist, wenn er selbst etwas dieser Art erfahren zu haben vermeint, sich von der objectiven Realität einer solchen Vision so völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht entweder von seinen Sinnen oder von seiner Phantasie oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zustandes seines Nervensystems oder durch fremden künstlichen Betrug oder auf irgend eine andere ihm unerforschliche Weise getäuscht worden sey. Ist nicht Herr D. W. selbst, wiewohl er ein Buch über die wirkliche Erscheinung seiner Frau geschrieben hat, ein auffallendes Beispiel hievon? — Und wie könnt' es anders seyn? Wenn wir uns auch in dem Augenblick selbst, da wir von einem solchen Gesichte überrascht würden, nicht erwehren könnten, unsern Sinnen zu glauben: so ist doch der Eindruck, den eine plötzlich erscheinende und eben so schnell wieder verschwindende, unbetastbare Nebelgestalt auf die Sinne machen kann, nicht stark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine solche Erscheinung ist eine isolirte Begebenheit, von einer unbekannten Ursache in den natürlichen Zusammenhang unsers Lebens eingeschoben, welcher dadurch zwar auf einen Augenblick unterbrochen, aber im geringsten nicht

verändert wird. So wie sie aus nichts entstand, zerfließt sie wieder in nichts und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme seiner Farben; und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endlich selbst an der objectiven Realität der gehabten Erscheinung zweifeln und wenigstens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des Letztern deutlich bewußt zu seyn glaubten, dennoch nie mit uns selbst einig werden können, welcher unbekannten Ursache wir das, was wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, beizumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu seyn, daß eine verstorbene Person mir bei völlig wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart erschienen sey, würde ich darum bei andern verständigen und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Mährchen anhören; und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte, meine Aussage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so würde ich bei den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissentlich zu betrügen, frei sprächen; den Glauben, daß ich selbst getäuscht sey, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar. Leider scheinen mir die Gründe deiner Meinung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist doch, wie bei so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von

Geister- und Gespenster-Geschichten sich über den Erdboden verbreiten und sogar in Ländern, die sich schon seit Jahrhunderten einer immer steigenden Cultur rühmen, bis auf diesen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein so unverdränglicher und allgemeiner Volksglaube kann doch schwerlich einen schwachen, zufälligen, auf bloßen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menschlichen Natur selbst tief gewurzelt seyn. Ist es vielleicht eine allen Menschen angeborne dunkle Ahnung der Unsterblichkeit unsers Wesens, was den Erscheinungen verstorbener Personen den Ursprung gab, und was uns den Erzählungen dieser Art, wenn sie nur einigen Schein von Wahrheit von sich werfen, so gernglaubig entgegenkommen macht?

Wilibald. Mir ist's nicht unwahrscheinlich, daß ein solches Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch viel zu wenig gekannten und erforschten Theil unsrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, schlummere und vielleicht im Wachen sowohl als im Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sey. Indessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben so Dunkelm. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüssel zu diesem Geheimniß näher, als wir vermuthen. — Es ist eine alte, unzählige Mal gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Armes oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtseyn, das verlorne Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewohl er beinahe alle Augenblicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der innern Oekonomie unsrer Natur, auch der Fall seyn, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden.

Ein Beispiel, das ich anführen könnte, — überzeugt mich, daß tausend andere — oder vielmehr, daß alle nicht ganz gefühllose Menschen in diesem Falle mehr oder weniger — das Nämliche erfahren müssen —

Erlaube mir, lieber Bruder, sagte Blandine, da sie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fallen würde, fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für dich reden lasse. Unsrr. Freund weiß, wie herzlich die Freundschaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drei Jahren verewigten Schwester verband. Ohne den Umstand, daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte und endlich eine sehr beschwerliche und aller Hülfe der Heilkunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wechselnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde es denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich gewesen seyn, sie zu überleben —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen. Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten strebte, erstickten auf einmal ihre Stimme, und die wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, sagte Willbald, indem er ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — schäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet bist, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewegung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtigsten Epoche meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar. Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Menschen zu finden vermeinst.

Wildbald. Glücklicher Weise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner Seele in jenem — Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicher Weise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer, wo nicht unmöglich, ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkürlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Phantasie und der Urtheilskraft darzustellen; theils, weil Alles, was sich auf das besondere und in seiner Art, wo nicht einzige, doch gewiß höchst seltene Verhältniß, worin ich sechsunddreißig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas Heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich, ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanation, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damaligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich selbst gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten, wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft

vermissen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den literarischen Arbeiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäftigten, wurde sie so oft apostrophirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister und stärkte meinen Kopf nicht weniger als mein Herz kräftiger als das beste Cordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, sondern das Daseyn selbst schwerlich hätte ertragen können.

Selmar. Was mich am meisten wundert, ist, daß bei einer solchen Gemüthsstimmung deine Phantasie immer so unthätig blieb, als du sagst, und dir die Freundin, die dir unsichtbar immer so nahe war und so stark auf dich wirkte, nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald. Ich würde mich selbst darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft

(die überhaupt nie sehr feurig war) gehörte, daß sie mir die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen, die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bei ihr, die ich inniger als je eine Andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich sie so selten in Träumen sah. Denn, wiewohl mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; so daß ich sie nicht selten mit dringenden Bitten bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit, sie wiederzusehen, sey.

Selmar. Hoffentlich ließ sie dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald. Ich kann nicht sagen, daß sie mir diese Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwiesen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt, keine andere als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses

Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken ihrer Eingebung und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Grenzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als, daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor und sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles Individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nämlich etwas, demjenigen sehr ähnlich, was jeder Mensch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewohl dieses Verlustes sich vollkommen bewußt, eine Zeit lang das verlorne Glied noch immer zu besitzen wähnt und seines Irrthums meistens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes Gefühl, wie dieses, sich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären lasse, davon soll jetzt nicht die Rede seyn. Aber dünkt es dich nicht auch, Selmar, daß es eine eben so natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit so gemein gewordenen Glaubens an

Geisterercheinungen habe werden können? Dieses Gefühl oder, wenn du willst, dieser gefühlähnliche Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sey, leiht natürlicher Weise allen Erinnerungen an dieselbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; Beides spannt — und bei schwerblütigen oder nervenkranken Personen überspannt es auch wohl — die Einbildungskraft. Bei manchen, zumal zum Träumen ohnehin geneigten Personen bringt es öftere Träume hervor, worin die verstorbene Person lebt und handelt; und so wie (nach Agathodämons Meinung) Träume dieser Art im Kindesalter des menschlichen Geschlechts und bei allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Bildung stehen, den Glauben an das fortdauernde Leben der Verstorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben scheinen, so könnten sie auch gar wohl den ersten Gespenstergeschichten das Daseyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, so bedurfte es, um den Glauben an Geisterercheinungen zu begründen, schwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzustand bei Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren setzten dann solche vermeinte Ereignisse gar bald in Umlauf, und sie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der sie weiter beförderte, irgend einen Zusatz, der sie geschickter machte, Erstaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten sich Schamanen, Priester und religiöse Gaukler aller Arten dieser reichhaltigen Fundgrube und wußten sie auf mancherlei Weise zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverstand und die Leidenschaften roher Menschen zu benutzen. Die Geisterercheinungen wurden nun immer gemeiner; viele

brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte Selbsttäuschung hervor; tausende gewannen ihre Gestalt blos dadurch, daß sie von Mund zu Mund fortrollend, unvermerkt zu Volksmährchen wurden; viele, vielleicht die meisten, waren und sind noch jetzt blose Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wohl nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen phantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bei Nacht und Nebel sehen lassen, meistens auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und wirklich der Philosoph Eukrates in Lucians Lügenfreund und der Philosoph W**l in unseren Tagen sind, soviel ich weiß, die einzigen ihren Zunft, denen ihre verstorbenen Gattinnen bei hellem Tag erschienen sind.

Selmar. Wie wenig ich auch meine Rechnung dabei finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mal aufgeben müssen. Aber, daß du mir, wie ich besorgen muß, auch den Glauben, „dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe deiner verewigten Freundin, das dir selbst ein so tröstliches Pfand ihres fortdauernden Daseyns seyn mußte, sey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen," daß du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beinahe mehr, als ich dir verzeihen kann.

Wilibald. Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem

Glauben erhöhen könnteſt, was würden dich alle meine Vernünfteleien kümmern?

Selmar. Du ſelbſt haſt ja geſtanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald. Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigſtens weiß ich ihm keinen andern Namen zu geben, wiewohl mir jetzt nur allzu wahrſcheinlich iſt, daß etwas Täuſchendes darin war; ich will ſagen, daß die Urſache davon blos in mir ſelbſt, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu ſuchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere ſtattgefunden hätte, mit der Zeit immer ſchwächer geworden ſeyn? und würde es nicht, wenigſtens zuweilen, in ſeiner ganzen ehmaligen Stärke wiederkehren?

Selmar. Warum dieß nicht geſchieht, davon ließe ſich eine ſehr natürliche Urſache angeben. Könnte ſie dir nicht anfangs noch nahe geblieben ſeyn und erſt eine geraume Zeit nachher eine Beſtimmung, die ſie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald. Ich kann freilich nicht beweiſen, daß dieß ſchlechterdings unmöglich ſey; aber ich habe meine Urſachen, es nicht zu glauben.

Selmar. Zum Beiſpiel?

Wilibald. Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt, daß der Tod aller Gemeinſchaft und allen Verhältniſſen zwiſchen den Verſtorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine. Der Himmel bewahre mich vor einer ſo troſtloſen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören ſollten! Vor zwei Jahren, Bruder, hatteſt du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald. Auch war es glücklich für mich, daß ich ihn hatte. Leider! beruhte er auf einer bloßen Täuschung; aber ohne diese Täuschung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar. Mir geht es wie den Eifersüchtigen, die nichts so sehr fürchten, als die Zweifel, so man ihnen gegen die Treue ihrer Geliebten beigebracht hat, bestätiget zu sehen, und dennoch nicht aufhören, zu fragen und zu forschen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt.

Wilibald. Dieß ist, denke ich, ein Zug, den du mit allen Sterblichen gemein hast. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben, auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegen steht. Irrthum kann uns angenehm seyn, aber nie befriedigen. Ich sagte dir, ich sey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinschaft zwischen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt seyn, und warum sollte dieß nicht auch der Fall mit mir seyn können? Höre also meine Gründe und urtheile dann selbst! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, sondern von irgend einem Cajus oder Titius sey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweser des ganzen männlichen Geschlechts seyn kann. Denke dir also einen solchen Cajus, der mit tausend Anderen das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte sie einst (wie wir voraussetzen wollen) beim ersten Anblick für die Einzige zu erkennen geglaubt, die ganz nach seinem Herzen sey; und so hatte er sie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie besaß alle Tugenden ihres Geschlechts und war von allen Gebrechen, Unarten und

Schwächen desselben frei. Mit der treuesten Anhänglichkeit lebte sie allein für ihn, ertrug seine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels und fand keine Aufopferung zu schwer, wenn sie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick ersparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand, ihre sich selbst immer gleich heitere, sanfte und angenehme Sinnesart, ihre anspruchlosen Tugenden und ihre unendlichen Verdienste um ihn hatten sie ihm so unentbehrlich gemacht, daß er sich kein größeres Elend denken konnte, als sie zu verlieren. Ich setze Alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem solchen Weibe nothwendig die schönsten und zartesten Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich schließt; gerade solche, von welchen man am sichersten hoffen sollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Gesinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich sehr, diese Fannia — die hier blos für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten soll — sie, die ihrem Manne so viel war, konnt' es doch blos dadurch seyn, daß sie ein Weib war. Alle jene schönen Verhältnisse entsprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minnesänger gestempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieser mußten sie also auch verschwinden. Wäre sie ein Engel, ein zehnfacher Engel gewesen, es half nichts; um Fannia zu seyn, mußte der Engel ein Weib, aber freilich gerade dieses individuelle Weib seyn, das sie war; durch Alles, was sie mehr oder weniger gewesen wäre, hätte sie aufgehört, Fannia zu seyn, und alle ihre individuellen Verhältnisse gegen Cajus, die das Glück seines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß ist Natur der Sache und kann, trotz Allem, was von und über die platonische Liebe je geschwärmt worden ist, nicht anders seyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was

hätte sie ihm ohne diese seyn können? — aber er liebte Fanniens Seele, und diese, um Alles für ihn zu seyn, was sie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt seyn.

Selmar. Alles dieß dünkt mich so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf noch fähig ist.

Wilibald. Gut, lieber Selmar. Es ist dir also ohne Zweifel auch klar, daß, wenn der große Zauberer Merlin sie in irgend eine andere Person ihres Geschlechts oder in den vollkommensten aller Männer oder in irgend ein anderes Wesen verwandelt hätte, eben dasselbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältnisse zu Cajus verschwunden wären.

Selmar. Nun sehe ich, wo du hinaus willst. Der Tod ist dieser leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerstörte, sie selbst und Alles, was sie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen sagen, was sie wollen, Fanniens Seele ist nicht Fannia; das Sichtbare und das Unsichtbare gehören zusammen: die Person ist nicht mehr, sobald das Band zerschnitten ist, das Leib und Seele zu einem harmonischen Ganzen zusammenschlang; und an dieses Ganze waren ja alle die schönen Verhältnisse gebunden, die zwischen ihr und Cajus bestanden. Nicht wahr, dieß ist, was du meinst?

Wilibald. Du scheinst mich sehr wohl begriffen zu haben.

Selmar. Aber können und müssen dann nicht nach der Auflösung jenes Bandes andere ähnliche Verhältnisse eintreten? Muß denn der Geist, der Fannien beseelte, weil er seinen ehemaligen Leib verlassen hat, darum aufhören, diejenigen zu lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in

seinem vorigen Leben am meisten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beschäftigt hatte?

Wilibald. Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was ist der Geist im Menschen? gegen dich geltend machen; denn diese würde allem Philosophiren über den Gegenstand, womit wir uns unterhalten, auf einmal ein Ende machen. Wir wollen thun, als wüßten wir so gut, was Geist ist, als alle andere Menschen in der Welt, und so antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm ohne ihren Geist nichts mehr seyn und muß unter die Erde. Ihren Geist kann er weder sehen noch hören; aber das Uebel ist gegenseitig, ihr Geist kann auch ihn weder sehen, noch hören, noch ansprechen, denn er hat weder Augen, noch Ohren, noch Sprachorgane mehr. Dessenungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ und mit diesem alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren hätte.

Selmar. Das ist erbärmlich!

Blandine. Geben Sie sich zufrieden, guter Selmar — Es ist kein wahres Wort an Allem, was er da sagt — Es kann unmöglich so seyn, und ich wette, er glaubt es selbst nicht.

Wilibald. Ruhig, Blandine!

Blandine (zu Selmar). Denken Sie nur an D. W**ls ätherisches Organ, das die Seele mit sich nimmt, indem sie sich von ihrer irdischen Schale ablöst.

Selmar. Beinahe hätt' ich es in der ersten Angst vergessen. Wenn ich recht berichtet bin, so haben die berühmtesten Philosophen aller Zeiten der Seele einen solchen un-

sichtbaren Leib zugeschrieben, den sie nie verläßt, und mittelst dessen sie immer im Zusammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald. Alle jene scharfsinnigen Herren wußten so wenig als du und ich, was Geist und Materie ist, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätherischen Leibe nie für mehr als eine Vermuthung ausgegeben. Aber, es sey, wie du willst! was gewinnen wir dabei? Fürs Erste kann dieses unter keinen unserer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unserer Sinne wirken und ist also schlechterdings ungeschickt, den Geist, dem es zugehört, in Gemeinschaft mit uns zu bringen. Aber, auch dieses physische Unvermögen bei Seite gesetzt, wie sollte Fanniens Geist sich noch immer mit ihren vormaligen häuslichen, ehelichen und mütterlichen Verhältnissen beschäftigen können, da durch die Trennung von seinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerrissen sind, wodurch er in ihrem irdischen Leben an diesen Verhältnissen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben seyn, so müssen sich diese doch in dem neuen geistigen Leben, das er begonnen hat, sehr bald verwischen, und höchstens mag er sich ihrer noch eine Zeit lang, so wie erwachsene Personen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle diese schönen Verhältnisse, die einst zwischen Fannia und ihrem Gatten bestanden und die Quellen ihrer reinsten Glückseligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er selbst aufhören wird, zu seyn, was er jetzt ist.

Blandine (mit Wärme). Kannst du diesen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald. Ich muß.

Blandine. Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftſchlüſſe. Es ſagt mir, daß ſie nicht wahr ſind, wiewohl ich ſie nicht zu widerlegen vermag. Mit einem Wort, ich fühl' es, daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald. Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen; — aber ich weiß, leider! daß es bloſe Täuſchung iſt. Wir ſahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend und nur wenige Augenblicke todt: der Eindruck, der uns von ihrem Leben blieb, iſt alſo hundert Millionen Mal ſtärker als der von ihrem Tode; und ſo geht es ganz natürlich zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke, wie Millionen einzelner Dünſte in einem Regentropfen, zuſammenfließen (das Gefühl, das uns ſagt, ſie lebe), ein ſo mächtiges Uebergewicht für unſer Herz hat.

Blandine. Du biſt ein grauſamer Menſch!

Wilibald. Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir ſelbſt eine tröſtliche Vorſtellung zu rauben, wenn es in meiner Willkür ſtände, anders zu denken? Aber gib dich zufrieden, Liebe! Was dir das Reſultat meiner Schlüſſe ſo verhaßt macht, iſt bloſer Wahn; und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, ſondern aus einem ſehr eigennützigen Gefühl entſpringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinſt, noch lebt und glücklicher iſt als wir, obgleich das Wie von Beiden außerhalb der Gränzen unſeres Wiſſens liegt? Warum willſt du ihr noch immer wichtig genug ſeyn, daß ſie ſich mit dir beſchäftige?

Blandine. Dafür könnt' ich einen ſehr guten Grund angeben — aber ich ſchweige.

Wilibald. O, ich weiß recht gut, was du verschweigst, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede ist jetzt nicht von dem, was wir wünschen oder unserm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moralisches Bedürfniß für uns ist.

Selmar. Du behauptest also, wie ich höre, daß unser Geist mit dem Körper, den er beseelte, auch des Bewußtseyns dessen, was er im Leben war, erfuhr und that, durch den Tod verlustig werde? daß kein ihm selbst deutlicher Zusammenhang zwischen seinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit einem Wort, daß er aufhöre, die Person zu seyn, die er war, und, wofern anders ein neues Daseyn für ihn beginnt, eine ganz neue Person zu seyn anfange?

Wilibald. Ich kenne die Geisterwelt zu wenig, als daß ich so ganz positiv über diese Dinge absprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen seyn; und wie weit sind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unseres Geistes ergründet zu haben? Indessen leugne ich nicht, daß mir der Verlust der Erinnerung unseres vorigen Lebens ein nothwendiges Resultat meiner Behauptungen zu seyn scheint.

Selmar. Ein gräßliches Resultat, Freund Wilibald! Denn, wofern es so ist, wie du sagst, so ist mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verschwindet auf ewig vor mir; Ich bin nicht mehr, denn das Wesen, das nun statt meiner zu leben beginnt, ist nicht Ich; es ist ein ganz neues Individuum, und es mag sich in seinem neuen Zustande noch so wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas Trostloseres seyn, als dieser Glaube?

Blandine. Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entsagen, als dem Gedanken, daß der Tod mich mit denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald. Wer sagt, daß dieß nicht geschehen könne?

Blandine. Keine Sophistereien, Wilibald! Was hälfe mir's, meine Schwester wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald. Liebe Kinder, ich sehe, daß ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt, oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns Allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer, so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unseres Innern bedeckt? Wird dieser anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unserer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unseres Bewußtseyns der übrigbleibenden im hohen Alter allmählich so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben und in einem Zustand, der nicht einmal den

Namen des Vegetirens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode seyn werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgibt, und das Letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Capital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unserer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es gibt auch überdieß gewisse Epochen im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmal gesetzt sehen, von Allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Daseyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien, als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren Schicksal es war, in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das Nämliche erfahren haben müssen. Aufs wenigste eine Epoche dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nämlich die drei oder vier ersten Jahre der Kindheit, deren wohl Niemand in seinem fünfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn, wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wohl blos Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern

und andern mit unserer Kindheit beschäftigten Personen davon erzählt wurde.

Selmar. Verzeihe, wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Ursache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtseyn unserer Kindheit verlieren, schwerlich eine andere ist, als weil der Mensch in diesem Alter nur sehr uneigentlich eine Person genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über sich selbst, bei dem schwachen Schein einer nur langsam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von sinnlichen Gefühlen und Trieben schwimmt und sich von andern thierischen Wesen blos durch höhere, aber noch unentwickelte Anlagen unterscheidet. In diesem Allem ist der Abstand des Kindes vom erwachsenen vollständigen Menschen so groß, daß meines Erachtens von dem Verlust des Bewußtseyns unserer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald. Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger, als du dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nämlich aufs wenigste alle Kinder, die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest: läßt sich denn etwa leugnen, daß bei Weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inconsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben, worein uns der Tod versetzt,

wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemälde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwärtigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unseres Menschenlebens nicht einmal als eines Traums erinnern, da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsere Vorstellungen schöpfen, und auf welche wir alle unsere Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmal rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns und dessen, was es zu Erzeugung unserer sinnlichen Vorstellungen beiträgt, sich unseren Forschungen entzieht, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmaliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen, was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserem gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar. Alles, was du mit diesem Raisonnement von mir erhalten kannst, ist, daß ich mich in meinem Glauben

befeſtigt fühle, daß unſere Seele im Tode ein unſichtbares Organ mit ſich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch dasſelbe mit dem ganzen Nervenſyſtem in der engſten Verbindung ſtand. Angenommen, daß dieſes ätheriſche Organ das wahre Senſorium der Seele ſey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmaligen Vorſtellungen in ſich enthalte, ſo dünkt mich, ich begreife einigermaßen, wie es möglich ſey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zuſammenhang ihrer Vorſtellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtſeyn deſſen, was ſie in ihrem vorigen Leben geweſen, gedacht und gethan, beibehalten könne.

Wilibald. Du beweiſeſt alſo das Daſeyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Perſönlichkeit ohne dasſelbe beweiſen zu können; und du beweiſeſt die Fortdauer der Perſönlichkeit aus dem Daſeyn dieſes Organs. Dieß ſcheint, mit deiner Erlaubniß, ein Cirkel zu ſeyn, wodurch Keines von Beiden bewieſen wird. Wenn ich aber auch ſo gefällig ſeyn wollte, dir das Daſeyn eines ſolchen Organs zuzugeben, ſo gewänneſt du damit wenig oder nichts für die Meinung, die dir und Blandinen ſo ſehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßteſt du außer Zweifel ſetzen können, daß dieſer ätheriſche Leib durch den Tod nicht paralyſirt und zu den Dienſten der Seele ungeſchickt gemacht worden ſey, was doch ſchon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten iſt; denn man hat Beiſpiele von Perſonen beides Geſchlechts, die auf dieſe Weiſe die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und alſo mit ihr einen Theil ihrer Perſönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar. Vorausgeſetzt, daß der Seele ein unzerſtörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt

auf immer zugegeben ist, läßt sich nicht zweifeln, daß es seiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geschickt sey, seine Bestimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beispielen, deren du erwähnst, andere von bewährter Gewißheit entgegen setzen, wo in einer gewissen Art von Verzückung die Seele sich zum Anschauen überirdischer Gegenstände erhoben und von unbeschreiblichen Wonnegefühlen überströmt fühlte, während eine todtähnliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußere Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte. Ich selbst habe eine Person, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche diese Art von Ekstasen öfters erfuhr und, sowie sie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, sich dessen, was sie in jenem außerordentlichen Zustande gesehen und empfunden, noch innigst bewußt zu seyn versicherte, wiewohl sie keine Worte fand, es zu beschreiben. Durch solche Beispiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu seyn, daß der Körper paralysirt und außer aller Thätigkeit gesetzt seyn könne, ohne daß das innerste unmittelbare Organ der Seele deßwegen in seinen Verrichtungen gestört wird.

Wilibald. Ich, lieber Selmar, schließe aus solchen außerordentlichen Erscheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerste Organisation unseres Körpers, die Natur unseres Gehirns und Nervensystems, das Band zwischen Seele und Leib, das Wesen des Geistes und der Materie, Alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Isis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätherischen Leibe der Seele ist nicht einmal das Daseyn bekannt. Was für Resultate sollen also mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beschaffenheit und Ursache (wenn es auch mit der Wahrheit des Factums

seine Richtigkeit hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beispiel, worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsere Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmaliges Leben oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergalerie beschauen: Alles, was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunkenen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff steht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe" einzuschlürfen, und das nicht natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer so unübertrefflich ausgedrückte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O, flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in deinem Herzen,
Dieß ist sein Alles! O, entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft, die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine blos idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart

und Nähe derselben; man möchte gern von seinen Verstorbenen noch immer gesehen, noch gehört werden und von dem Antheil, den sie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten, daß Alles noch so wäre, als ob sie nicht gestorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätherischer Leib nicht verhelfen. Er ist zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und stufenweise sich vergröbernden Organe, durch welche er mit den sichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unsrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht gespürt, seine Stimme nicht gehört, seine Gestalt nicht gesehen, kurz, er ist für uns eben so viel, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bei dieser Bewandtniß bleibt freilich Jedem die Freiheit unbenommen, sich zum Behuf der Bedürfnisse seines Herzens mit so angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu behelfen, als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermalen zwischen uns) die Rede von dem ist, was wir vernünftiger Weise als wahr oder wenigstens als das Wahrscheinlichste anzunehmen genöthigt sind, so sehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieselbe Person zu bleiben, die ich im Leben war, und folglich die Verhältnisse und Verbindungen, die einst das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzusetzen. Das Weiseste dürfte also wohl seyn, uns in das gemeinschaftliche Los aller Sterblichen zu ergeben und etwa die Gründe aufzusuchen, die uns über diesen Verlust trösten können.

Selmar. Mich dünkt, ich werde mich nie mit dem Gedanken aussöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu seyn. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung dessen, was ich im Leben war,

und das Bewußtſeyn, daß ich noch dieſelbe Perſon ſey, verlieren ſollte. Ich ſehe ganz und gar keinen wahren Unterſchied zwiſchen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Perſönlichkeit. Was geht mich das neue Leben an, das nun für eine mir gänzlich fremde Perſon beginnen mag?

Wilibald. Ich will nicht ſchlechterdings behaupten, daß der Geiſt unmittelbar nach der Trennung vom Körper ſich nicht ſeiner ſelbſt bewußt ſey und einige Erinnerung aus ſeinem vorigen Zuſtande mit ſich nehme. Aber, was mir gewiß ſcheint, iſt, daß dieſe Erinnerung ſich ſehr bald in ſeiner neuen Art zu ſeyn verlieren müſſe, weil alle die Fäden, worin ſie hing, abgeſchnitten ſind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, ſo ſehr verſchieden iſt, ſich natürlicher Weiſe ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit bemächtigt.

Selmar. Nur allzu wahrſcheinlich! Aber das iſt es eben, was ich beklage.

Wilibald. Und ich, lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen iſt. Ich müßte mich ſehr irren, oder der wahre Grund, warum man ſich den Verluſt der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas ſo Schreckliches vorſtellt, liegt in einem Trugſchluſſe, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts Unglücklicheres widerfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Beſinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Blos darum, weil dieſer Verluſt uns auf einmal aus allen unſeren Verhältniſſen, aus unſerem ganzen Wirkungskreiſe, aus allen unſeren Verbindungen, Entwürfen, Beſtrebungen und Erwartungen herauswirft, unſerem Leben alles Intereſſe benimmt und uns mit einem Wort in den Zuſtand der erſten

Kindheit zurücksetzt. Wahr ist's, Alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen sind nicht eben dieselben. Der Mensch hat aufgehört; aber der Geist, der sich in einen neuen, seiner Natur angemessenen Zustand versetzt findet, verliert dabei nichts, was von einiger Bedeutung für ihn seyn könnte. Alle seine vormaligen Verhältnisse, Verbindungen, Entwürfe, kurz, seine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog sich auf sein Menschenleben; sowie dieses aufhört, kann das Vergessen derselben nicht die mindesten schlimmen Folgen für ihn haben und ist in mancher Rücksicht eher Gewinn als Verlust. Denn, da es nicht länger in seiner Gewalt ist, denen, die er einst liebte, Beweise seiner Theilnahme zu geben, so würde die Erinnerung an sie eher seine Ruhe stören, als sein Glück erhöhen. Ueberhaupt was sollte dem entfesselten Geist das Andenken an sein Menschenleben helfen? Dessen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth seyn möchte, ist so wenig; dessen, was wir schon in diesem zu vergessen wünschen, so viel! Das Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenschaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns selbst versündigten, kann in diesem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein sehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückseligkeit eines Geistes seyn, dessen Wahrheitssinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenschaften gereinigt, nun hell und lauter genug ist, Alles nach innerem Werthe zu würdigen und folglich einzusehen, wie wenig Gutes selbst der beste Mensch zu wirken vermag, wie wenig auch von diesem Wenigen auf seine eigene

Rechnung kommt, wie viel falſcher Schein und Gleißnerei ſelbſt in ſeinen Tugenden iſt, und wie oft er Böſes gewirkt hat, wenn er Gutes zu ſchaffen wähnte.

Selmar. Wenn wir denn auch von dieſer Seite nichts verlören, wer kann ſich an den troſtloſen Gedanken gewöhnen, ſeine Geliebten in jenem Leben nicht wieder zu finden? Wer kann der ſüßen Hoffnung entſagen, ſie wieder zu erkennen und ſich an ihnen und mit ihnen eines ſchönern vollkommnern Daſeyns zu erfreuen?

Blandine. Ich bekenne rund heraus, daß ohne dieſe Hoffnung der Tod für mich aller ſchrecklichen Dinge ſchrecklichſtes wäre.

Wilibald. Das Uebel, meine Lieben, iſt nicht halb ſo groß, als es euch vorkommt. Setzen wir einmal den Fall, zwei liebenswürdige Perſonen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen und hätten ſich in dieſer Zeit ſo herzlich geliebt und ſo viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieſes Alters nur immer fähig ſind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären ſie getrennt worden und würden erſt nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zuſammen gebracht. Ohne Zweifel hätten ſich binnen dieſer langen Zeit alle Bilder der erſten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwiſcht, und ſie würden ſich ſo wenig erinnern, einander je gekannt zu haben, als ob ſie ſich nie geſehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß ſie einander jetzt, vielleicht ſchon auf den erſten Blick oder doch nach ſehr kurzer Bekanntſchaft, tauſendmal inniger lieb gewännen als ehmals in ihrer Kindheit? Würden ſie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben und ſich in ihrer Freundſchaft weniger glücklich fühlen, weil ſie vergeſſen hätten, daß ſie ſchon als kleine Kinder

mit einander gegessen, gespielt, Wiesenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zusammengebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrentwegen einander bei den Köpfen gekriegt hätten und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermaligen gemeinschaftlichen Glücke dadurch zuwüchse, wenn sie sich dieser Kindereien noch erinnerten? Ihr seht, daß dieß gerade der Fall mit Allen, die durch Freundschaft und Liebe in diesem Leben vereinigt waren, seyn wird, wenn sie im künftigen wieder zusammen gebracht werden, woran ich nicht zweifle, und was wenigstens nichts Unmögliches ist.

Blandine. Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar. Weil es denn einmal nicht anders seyn kann, so gestehe ich, daß mich diese Vorstellung mit dem Verlust der Freude, meine Geliebten dereinst wieder zu erkennen, so ziemlich aussöhnt. Diese Freude, die in unserem Erdeleben oft so unaussprechlich süß ist, ist es doch wohl im Grunde blos darum, weil wir noch Menschen sind und durchs Wiedersehen in den Genuß aller der schönen und zarten menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, worin wir uns ehmals glücklich fühlten. Dieß ist z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elysium ins Menschenleben zurück versetzten Alceste, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er sie zu ihrem Admet sagen läßt:

> Ich hab' Elysiums Glück empfunden,
> Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
> Ist keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders gewesen, wenn sie sich in der unsichtbaren Welt als Geister wieder gefunden hätten.

Wilibald. Wenig Andere haben wohl jene Wonne, von welcher Alceste singt, in einem höheren Grad empfunden, als

ich selbst: denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja sogar das überschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wiewohl leider nur im Traum, so lebendig erfahren, als Admet in dem Singspiel, dessen du dich bei dieser Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen nach Fanniens Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch stille Theilnahme als unzeitige Tröstungen zu lindern gesucht hätten; auf einmal wäre die Thür aufgegangen, und sie, die wir Alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reise, frisch und gesund zurückgekommen und mit ihrem eigensten schönen Ausdruck der reinsten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieses Augenblicks zu schildern. — Aber die wahre Quelle desselben hast du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuschende Verwirrung reinmenschlicher Verhältnisse mit reingeistigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nämliche könnte beim Wiedersehen in der Geisterwelt stattfinden.

Blandine. Dieser Zusatz ist nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnsucht nach der Versetzung unter die Geister einzuflößen.

Wilibald. Auch war er nicht zu diesem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar. Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerksamkeit nicht entging, wiewohl es dir nur im Vorbeigehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest du, uns vielleicht schon mehrmal in dem

Falle befunden haben, die Erinnerung unſers vergangenen Zuſtandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen, was du damit meinteſt?

Wilibald. Bald hätte ich vergeſſen, dieſes Punktes wieder zu erwähnen; nicht, als ob ich die Sache ſelbſt für zweifelhaft hielte, ſondern, weil ſie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich iſt. Du biſt doch auch der Meinung, Selmar, daß unſre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper ſchon da geweſen iſt?

Selmar. Ich geſtehe, daß ich mich über dieſen Punkt immer mit dichteriſchen Phantaſieſpielen beholfen und nie ernſthaft darüber nachgedacht habe. Indeſſen, da ich mir nicht vorſtellen kann, daß Nichts zu Etwas werden, oder das blos idealiſche Daſeyn im Reich der Möglichkeiten ein wahres Daſeyn genannt werden könne: ſo ſehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unſre Seele ſchon vor unſerm gegenwärtigen Leben exiſtirt haben müſſe.

Wilibald. Wenn dieß iſt, ſo entſteht natürlicher Weiſe die Frage, wie ſie exiſtirt habe?

Selmar. Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organiſchen Leibe. Denn, hätte ſie jemals als reiner Geiſt exiſtirt, ſo wäre unbegreiflich, was ſie geſündigt haben könnte, um eine ſo harte Strafe zu verdienen, wie die Einſperrung in einen irdiſchen Leib für einen ſolchen Geiſt ſeyn müßte; zumal da es offenbar ſcheint, daß alles phyſiſche und moraliſche Elend der Menſchheit eine natürliche Folge derſelben iſt.

Wilibald. Die Unterſuchung des letztern Punktes würde uns zu weit aus unſerm Wege führen. Aber vielleicht gibt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geiſter, d. i. ſolche, für welche keine materielle Welt vorhanden

wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organischen Körper außer sich wirken könnten? — Wie dem aber auch sey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustand unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen seyn mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichem Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen seyn.

Selmar. Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu setzen, da Alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben seyn wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben seyn könnten, die deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs Erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Bösewicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Willibald. Mir fällt hier der Apolog von einem frommen muselmännischen Derwisch bei, der in einem Gesicht

eine majestätische Frau von kolossalischer Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Wassers in der andern aus den Wolken herabsteigen sah. Der Derwisch erkühnte sich, sie zu fragen, was sie vorhabe? Ich gehe, sagte sie, mit dieser Fackel das Paradies in den Brand zu stecken und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auszulöschen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige sey, was die Menschen zum Guten antreibe und vom Bösen zurückhalte. Diese Frau hatte ein sehr gutes Werk vor, und desto besser, wenn es ihr gelungen wäre, Hölle und Paradies aus der Phantasie der Menschen zu vertilgen. Denn die Furcht, in jene, und das Verlangen, in dieses zu kommen, verändern nichts an der innern Beschaffenheit des Gemüths, und nur der ist gut, der es aus Liebe des Guten oder (was ganz dasselbe sagt) aus reiner Liebe Gottes ist. Unschuld, Güte des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer, das wir der Pflicht bringen, jede Besiegung einer unedeln Leidenschaft belohnt sich selbst und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar. Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald. Gibt Jedem, was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar. Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald. Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar. Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch gibt es Bösewichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der

Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald. Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir blos gerecht zu seyn wähnen. So ist es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen, der große Abscheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber, der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst seyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige, als vorsätzliche Böse-wichter. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein echter Patriot zu seyn wähnte, der, um der vermeinten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so, wie er verfuhr, verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger Hunderttausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibliche Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen ungerecht. Aber bei Weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genannt werden: sie sind Beides, aber weder das Eine noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden

moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechanischer Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stroms fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich, das Uebel zu vergüten und den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen. — Was die Guten betrifft, so ist nur zu wahr, daß viele in diesem Leben ohne ihre Schuld leiden und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um, bei einem Erdbeben von der Erde verschlungen oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bei einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunst mit ihrem Säugling, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausend Beispiele dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fordern — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber, wie groß diese Vergütung auch seyn möchte, kann sie machen, daß ich nicht gelitten habe, was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeigehen, daß man auch bei der gemeinen Vorstellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von

dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen. Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung schuldig zu seyn, welche freiwillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den ihrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr, als er schuldig, noch mehr, als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu seyn, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jeder Zeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtseyn derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung; und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Seyn und Nichtseyn erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, kraft dessen er mit dem Tode entweder Sokrates zu seyn aufhören oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art, wie er es in dieser war — durch sich selbst und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich seyn werde.

Selmar. Bei Allem dem läßt sich schwerlich leugnen, daß der Glaube, vom Bewußtseyn unsrer Gesinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirksames Mittel seyn kann, zum Guten aufzumuntern

oder vom Bösen zurückzuhalten; und sollte uns nicht jedes, auch noch so gering scheinende Mittel, das der Schwäche unsrer moralischen Natur zu Hülfe kommt, heilig seyn?

Wilibald. Ich möchte dieß nicht ohne viele Einschränkung behaupten; denn es würde sonst allen Arten von frommen Täuschungen und Gaukeleien, deren man sich zur Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig, diesen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wohl der moralische Einfluß, den du jenem Glauben beilegst, etwas unendlich Kleines seyn. Es liegt nun einmal in der menschlichen Natur oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das, was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen nur sehr selten und auch alsdann meistens nur sehr flüchtig denkt und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt und strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Reimar. So wirst du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigstens guten Menschen, keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald. Ich hoffe, du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irre machen zu wollen. Wenn du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Vernunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu setzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten, als man

ſie gelten laſſen will. Ich bin weit entfernt, das ewige Leben unſers Geiſtes zu leugnen: aber, da wir uns, unverſehens und auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt, in ziemlich ſtarke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Perſönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas ſehr Menſchenfreundliches zu thun, wenn ich euch zu überzeugen ſuchte, der Verluſt, womit wir uns bedroht ſehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verluſt für die Menſchheit ſeyn. Daß unſer eigentliches, den Tod überlebendes Ich dadurch, daß es aufhört, der individuelle Menſch zu ſeyn, den es im vorigen Leben vorſtellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unſerm gegenwärtigen Menſchenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß ſehr viel gewinnen würden, wenn der ſadducäiſche Glaube, daß der Tod allen unſern jetzigen Verhältniſſen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine. Ich will im voraus von ganzem Herzen auf dieſen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer ſeyn mag; aber ich bin doch begierig zu hören, worin er beſtehen kann.

Wilibald. Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollſtändigen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die Zeit iſt. Ich will mich alſo blos auf zwei oder drei Stücke einſchränken, die in meinen Augen alle moraliſche Vortheile, welche der entgegenſtehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar. Laß hören, lieber Wilibald! Du ſpannſt meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald. Und wenn ich euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mir's damit gehen, wie dem Columbus

mit ſeinem auf die Spitze geſtellten Ei. Sey es darum! die Sache bleibt, was ſie iſt. Aber Eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißverſtändniſſen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage iſt, wie viel oder wenig moraliſchen Nutzen irgend ein Glaube haben könne, kommen alle eigentlich böſe, d. i. von Grund aus verdorbene Menſchen in gar keine Betrachtung. Denn für dieſe kann nichts gleichgültiger ſeyn, als ob dieſes oder jenes Syſtem das wahre, dieſer oder jener Glaube der rechte iſt. Ihnen iſt Alles wahr, was ihren Leidenſchaften ſchmeichelt, Alles recht und gut, was ein Mittel iſt, ihrem Egoism die möglichſte Befriedigung zu verſchaffen; ſie ſind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube ſie weder beſſer noch ſchlimmer machen kann. Dieſe aber und die noch ganz rohe Menſchenclaſſe, die wie alle andere Thiere blos im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich, daß meine folgenden Behauptungen ſo ziemlich auf alle Menſchen paſſen, wenn ſie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edleren und gebildeteren Claſſen anwendbar ſeyn ſollten. Ich ſage alſo, wenn die Menſchen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menſchenlebens ſey, ſo würde dieſer Glaube alle Bande der Liebe und Freundſchaft, beſonders alle die engern und zärtlichern Verhältniſſe zwiſchen Mann und Weib, Eltern, Kindern und Geſchwiſtern ſtärker zuſammen gezogen haben. Zum Maßſtab kann uns hierin dienen, was wir erfahren, wenn wir im Begriff ſind, uns von einem ſehr theuren Freund ohne alle Hoffnung des Wiederſehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloſer Gewißheit vorausſehen, daß wir eine geliebte Perſon in Kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders

iſt uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Ausſicht ſchmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Intereſſe haben jetzt dieſe Perſonen und Alles, was ſie ſagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch ſo geringe Beweis, den wir ihnen von unſerer Liebe geben, jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie ſorgſam ſuchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth iſt, zu benutzen, um jeden leiſeſten Wunſch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unluſt zu erſparen, jede Beſchwerde zu erleichtern! Alles das würde, in dieſem Grade wenigſtens, nicht Statt finden, wenn unſere Einbildung noch den unabſehbaren Raum von zwanzig oder dreißig Lebensjahren vor ſich ausgedehnt zu ſehen wähnte, in welchen alle dieſe, jetzt in einen ſo engen Zeitraum zuſammengepreßten Aeußerungen unſerer Zärtlichkeit ſich vertheilen würden. Dieß Letztere iſt nun der Fall, da ein leiſes, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menſchen ewig leben werden, unſer Daſeyn, unſere Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachläſſig macht uns dieſes dumpfe Gefühl, welches uns um einen ſo großen Theil wahren Lebensgenuſſes betrügt, in Erſtattung von tauſend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geſelligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten, denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu ſeyn oder ſie mit unangenehmen Augenblicken zu verſchonen, laſſen wir entſchlüpfen, ohne uns ſonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unſer gegenwärtiges Daſeyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrſchende Gedanke, daß wir unſere Lieben wiederſehen und wenigſtens einen Theil der alten Verhältniſſe mit

ihnen in einem neuen Leben fortsetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir fest überzeugt, daß unsere zärtlichsten Verbindungen in die enge Dauer dieses Lebens eingeschränkt sind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod sich Beziehendes, was wir von Kindheit an hören und sehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunkeln Gefühle würde und als solches im Grund unserer Seele wirkte: alle unsere sympathetischen Empfindungen würden unendlich dabei gewinnen. Wir würden milder, menschlicher, mitleidiger und nachsichtiger gegen Andere und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserem Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. — Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die Meisten, die einer sehr geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unserer Absicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserem eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte: so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserem Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsere Einbildungskraft vereinigt sich mit unserem Gewissen, uns an unzählige besondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen

Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bei der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein anderes in unserer Gewalt haben, ich meine die Zeit, mit welcher wir jetzt so verschwenderisch umgehen? Was für ein ganz anderes Maß für unsere Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von jeher herrschend gewesen wäre, in unsere gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in unsern Augen erhalten, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unserer so enge beschränkten und überdieß noch ungewissen Existenz betrachteten? Was aber der wichtigste von allen Vortheilen ist, die jener Glaube schaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieses kurze Daseyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen und in Allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu streben, müßte die Gewißheit seyn, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gebe, als im Andenken unserer Freunde und Zeitgenossen — und, da auch diese so vergänglich sind, wie wir selbst — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fort zu leben, noch geliebt zu seyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr sind, und durch das, was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unserm Tode noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, unter ihnen fortzuwirken. Wer mit den Schriften

der Griechen und Römer vertraut ist, weiß, wie mächtig dieser herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeisterte, weil sie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unsterblichkeit hielten, die wir in unserer Gewalt haben, und deren wir uns also mit Gewißheit versichern können.

Dieß mag genug seyn, lieber Selmar, dich vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieses Capitel zu veranlassen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Gesagten so durchdrungen, daß ich wenig angelegenere Wünsche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menschheit so wohlthätiger Glaube die Sanction der Gesetzgebung und Religion erhielte und so mächtig genug würde, alle ihm entgegenstehende chimärische Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die süßen Täuschungen, welche sie einigen zarten und schwärmerischen Seelen verschaffen, nur sehr schwach vergütet wird.

Selmar. Wie kannst du hoffen, daß dieser Glaube jemals von der Religion werde unterstützt werden, da du unter allen, die jemals auf dem Erdboden geherrscht haben, schwerlich eine einzige nennen kannst, welche den Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben nicht sogar zu ihrer Selbsterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald. Führe mich nicht in Versuchung, Freund Selmar! — Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegenen Stufe zu einer höhern erheben und auf jeder sich irgend eines ihr noch

anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindseligen Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. Sowie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasia.

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine. Siehst du mir's nicht an, Wilibald, daß unser gestriges Gespräch mich eine schlaflose Nacht gekostet hat?

Wilibald. Das bedaure ich, liebe Schwester. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verschwinden eines süßen Wahns so zu Gemüthe ziehen würdest?

Blandine. Es ist mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchschlüpfen läßt. Mir ist kein Wort von Allem, was du gestern sagtest, entfallen; ich konnte mir deine Sophistereien (denn das sind sie doch, so Gott will!) nicht aus dem Kopfe schaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachsinnen zu, ob sie nicht zu widerlegen oder wenigstens zu entkräften wären.

Wilibald. Nichts soll mir angenehmer seyn, als wenn es dir gelungen ist. Ich hange, wie du weißt, nicht so fest an meinen Meinungen, daß ich nicht immer bereit wäre, sie gegen bessere zu vertauschen.

Blandine. Aufrichtig zu seyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich ist, sie zu widerlegen. Aber kaum, hab' ich sie mir aus dem Sinne geschlagen, so kehrt mein alter Glaube

wieder zurück; mir iſt, als habeſt du mir meine Zuſtimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört ſich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und ſolle nicht ſeyn, wie du ſagſt. Nun ſinne ich von Neuem auf Gründe, meinen Glauben zu unterſtützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um ſich wirft, aber wie ein Blitz wieder verſchwindet, ſobald ich ihn durch Worte feſthalten will. Indeſſen finde ich das Gefühl, das ſich dir entgegenſtemmt, immer wieder in meinem innerſten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft ſie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten zu wünſchen, daß ſich ein Mittel finden möchte, auch meinen Verſtand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geſchähe, wenn wir deinen Schlüſſen etwas entgegen zu ſtellen hätten, das dem Glauben an die Fortdauer der Perſönlichkeit wenigſtens einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gäbe.

Wilibald. Suchet, ſo werdet ihr finden, liebe Blandine. Vielleicht, wenn wir uns recht ernſtlich dazu halten, findet ſich noch dieß und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich beſtritt. Am Ende ſtützten ſie ſich blos auf die Vorausſetzung, daß unſre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieſelben Bedingungen gebunden ſeyn werde, von welchen ſie in dieſem Leben gefeſſelt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieſer Vorausſetzung? Oder wer kann ſie beweiſen? Daraus z. B., daß die Verletzung oder gänzliche Zerſtörung gewiſſer Organe unſers Körpers den Verluſt des Gedächtniſſes nach ſich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod ſie von den Feſſeln des irdiſchen Lebens befreit hat,

seiner Vermittlung zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmaligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Eben so kann die Erfahrung, die wir so häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß eben dasselbe nothwendig stattfinden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermaligen Körper nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Daseyn eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinn-Organs zwar nicht beweisen; aber es ist eben so wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sey.

Blandine. Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfindig machen könnten, uns das Daseyn eines solchen Seelen-Wagens (wie ihn Plato genennt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald. Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgebliche Thatsachen, die in dieses Capitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine. Du meinst, wenn wir nur gewiß wissen könnten, daß sie wahr wären?

Wilibald. Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine. Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen, wie Doctor W**l!

Wilibald. Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel

iſt, da ich ſie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine. O, ich bitte dich, erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald. Es werden nahezu fünfzig Jahre ſeyn, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben ſo ſonderbaren als achtungswürdigen Perſonen beſtand. Ich werde dich vielleicht ein Andermal mit der ganzen Sippſchaft bekannt machen; jetzt mag es, um mich nicht zu weit von unſerm Gegenſtande zu verlieren, genug ſeyn, wenn ich dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle ſpielt, ſo viel Vorläufiges ſage, als mir zu beſſerm Verſtändniß des Folgenden nöthig ſcheint. Ich bin zwar nicht ſo glücklich geweſen, ſie von Perſon zu kennen, denn ſie ſtarb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältniſſe kam; aber ich habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den reinſten Quellen. Ueberhaupt war ſie eine der außerordentlichſten Perſonen ihres Geſchlechts und ihrer Zeit; was mit dem Umſtand, daß ſie der Welt immer unbekannt blieb, ſehr wohl beſtehen kann. Etwas Excentriſches in ihrer Natur, ein ſtarkes Uebergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Leſen myſtiſcher Schriften und eine Kette von beſondern, ſelten zuſammen treffenden äußern Umſtänden vereinigten ſich, eine ganz eigne Art von ſchöner und ehrwürdiger Schwärmerei zum Grundton ihres Charakters zu machen. Ich bezeichne die weſentlichſten Züge deſſelben mit zwei Worten, wenn ich dir ſage, daß ſie eine Geiſtesverwandtin der berühmten Madame Guyon war, deren Schickſale und myſtiſche Liebe zu Gott und dem Erzbiſchof von Cambray Fenelon dir nicht unbekannt ſind. Wäre ſie ein Glied

der katholischen Kirche gewesen, so würde sie im Geruch der Heiligkeit gestorben und jetzt vielleicht schon kanonisirt seyn.

Wie bei allen reinen Seelen dieser Classe, war auch bei ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumal von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, kurz mit dem, was die Mystiker Selbstverleugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Müßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Trieb, allen Nothleidenden zu helfen, ein so unbeschränktes Genüge zu thun, als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneien, deren diese Menschenclasse am meisten bedarf, und, da sie Alles unentgeltlich gab, rettete sie Manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz war der Glaube an ihre beinahe wunderthätige Hand bei dem dürftigsten Theil des Landvolks eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde sie in der strengsten Jahrszeit und bei dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette geholt, um einer verlassenen und an Allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende Alles dessen, was in solchen Fällen das Nöthigste

ist, und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von Allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt und von den Armen beinahe angebetet wurde, war bei dem Allem seit mehrern Jahren mancherlei zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht, schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschlossenen Augen im Hause herum, verrichtete allerlei Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem, was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit sitzend, auf einmal in eine Verzuckung gerieth, worin sie, kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxysmus außerordentliche, aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine. Vermuthlich ist dieß eben die Dame, deren du gestern schon im Vorbeigehen Erwähnung thatest?

Wilibald. Eben dieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt

ziemlich gewohnt wurden und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumal da Alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voranschicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem Wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, sie selbst das Allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürstlichen Stift **** abhängiges Kloster von Benedictiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater domus, aus der Zahl seiner Conventualen mit einem Probst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehreren Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Name entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln niederländischen Familie stammte und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie seines unsträflichen Lebens wegen in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K., der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren Vortheil für sie machte.

Kurz, Pater Cajetan ward der Freund vom Hauſe und, des Unterſchieds der Religion ungeachtet, von Allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie geweſen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von ſeinem Fürſten nach Bellinzona verſetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus ſeinem Stifte verſehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da dieſe Trennung dem wackern Benedictiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich ſchmerzlich war, ſo verſprachen ſie einander, ihre Freundſchaft wenigſtens durch einen traulichen Briefwechſel warm zu erhalten, der denn auch zwiſchen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen ſich keine ſorgliche Gedanken machten, weil ſie die nämliche Krankheit mit eben denſelben Zufällen ſchon mehrere Mal glücklich überſtanden hatte. Sie allein dachte anders davon und ſagte ihrer einzigen Tochter, die damals ſiebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wann ſie ſterben würde, ganz beſtimmt voraus, doch mit dem ernſtlichſten Verbot, Niemanden, ſelbſt den Vater, nichts davon merken zu laſſen. Dieſer blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte ſo wenig an der baldigen Geneſung ſeiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, ſeinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indeſſen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorherſagung zufolge) ſterben ſollte. Sie ſchien ſich um Vieles beſſer zu befinden, war ſehr heiter und ſprach mit ihrer Tochter (der einzigen Perſon, die ſie an dieſem Tage um ſich haben wollte) von ihrem bevorſtehenden Tode ſo gelaſſen, als ob von einer

kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Brust, womit die vermeinte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die gelassene Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf und sagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: Nun ist's Zeit, daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bei einer Studirlampe, mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument, das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht

und verſchwindet. Er faßt ſich wieder, iſt ſich aufs deutlichſte bewußt, daß er wacht und die Geſtalt ſeiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin geſehen hat; er unterſucht die Pandore und findet den Reſonanzboden geſprungen. Er weiß ſich eine ſo ſonderbare Erſcheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihm vielleicht den Tod der Frau von K. angekündigt habe. Er ſchreibt mit der nächſten Poſt an ihren Gemahl, erkundigt ſich mit einer Unruhe, deren Urſache er jedoch verſchweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß ſie in eben derſelben Stunde, da er die Erſcheinung hatte, geſtorben ſey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war. — Was ſagſt du nun zu dieſer Anekdote, Schweſter?

Blandine. Geſtehe mir's aufrichtig, biſt du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald. Du mußt nicht mehr von mir verlangen, als ich gewähren kann. Ich habe ſie unmittelbar aus dem Munde des damaligen Fräuleins von K. Dieſe war zu der Zeit, da ſie mir bekannt und (wie ich nicht berge) ſehr intereſſant wurde, eine gute unverfälſchte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher ſie wie eine Frucht am Zweige hing, eine ſtarke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerei geerbt und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichteriſchen und myſtiſchen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl bin ich völlig überzeugt, daß ſie mir nichts als die reine Wahrheit ſagen wollte, d. i. kein Wort mehr, als was ſie ſelbſt für wirkliche Thatſache hielt und, allen Umſtänden nach, halten mußte. Nicht weniger Urſache habe ich, an die zuverläſſige Wahrhaftigkeit

des wackern Benedictiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf ſtand, als daß ſeine Verſicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringſte gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumal da ſich ſchlechterdings nicht abſehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über dieſen Punkt hätte ziehen können. Dieß iſt aber auch Alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuſchte ſich die ſterbende Frau von K., da ſie ihrer Tochter ſagte: ſie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abſchied nehmen? Täuſchte ſich dieſer, da er plötzlich die Geſtalt ſeiner Freundin vor ſich zu ſehen glaubte? War es bloſer Zufall, daß die Stunde der Erſcheinung mit derjenigen, worin die Sterbende ihm erſcheinen wollte, zuſammentraf? Auf alle dieſe Fragen habe ich keine andere Antwort zu geben, als den ewigen Refrain der Zweifler: Es iſt mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine. Ich dächte doch, es ließe ſich noch etwas Beſſeres darauf antworten. Wenn ich dieſen Abend zu Louiſen ſagte: Morgen um fünf Uhr ſoll dein Vater einen friſchen Strauß von Maiblümchen auf deinem Schreibtiſche finden, und du fändeſt um dieſe Zeit wirklich einen ſolchen Strauß auf deinem Tiſche, wirſt du glauben, er ſey durch einen bloſen Zufall dahin gerathen? Iſt es mit der Erſcheinung der Frau von K. nicht derſelbe Fall? Sie ſagt, ſie wolle gehen, um von einem abweſenden Freund Abſchied zu nehmen; und einige Augenblicke darauf erblickt dieſer ihre Geſtalt in ſeinem Zimmer, und dieß zu einer Zeit, da ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf eine mathematiſche Ausrechnung geheftet iſt, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt und kein Wort von ihrem Krankſeyn weiß. Wenn ein ſolches Zuſammentreffen Zufall iſt, ſo möchte ich wohl wiſſen, was man abſichtliche Urſache und Wirkung nennen kann. Wie

hätte Pater Cafetan unter dieſen Umſtänden ſich ſelbſt täuſchen oder getäuſcht werden können? — Nimm dazu noch das Zerſpringen der Pandore, wodurch er aufgeſchreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Geſtalt ſeiner Freundin ſichtbar war, hinzuſchauen. Ein Inſtrument kann ja wohl aus irgend einer zufälligen Urſache einen Riß bekommen und einen Knall thun; aber, daß dieß gerade in dem Augenblick geſchah, wo die Erſcheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wollte, das ſcheint mir ein ziemlich handgreifliches Zeichen, daß hier ein abſichtliches Verhältniß von Urſache und Wirkung Statt fand.

Wilibald. Gut! Angenommen alſo, daß dieſe Erſcheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine wirkliche Thatſache ſey, was für Folgerungen glaubſt du daraus ziehen zu können?

Blandine. Erſtens: es ſey alſo möglich, daß unſere Seele, wenigſtens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demſelben herausgehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; zweitens: daß die Erſcheinung der eigenſten Geſtalt der Frau von K., da ſie ſich ſchwerlich auf eine andere Weiſe erklären läßt, für einen Beweis gelten müſſe, daß ſie es ſelbſt geweſen ſey, die ihm in dieſer Geſtalt erſchien; drittens: daß ſie alſo entweder die Gabe gehabt haben müßte, ſich in aller Geſchwindigkeit aus einem ſichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdiſchen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden, oder, daß es mit dem ätheriſchen Körper, von welchem geſtern die Rede war, ſeine Richtigkeit habe, und daß dieſer das Vermögen beſitze, nach dem Willen der Seele in wenigen Minuten ſo viel gröbern Stoff aus der Luft an ſich zu ziehen, als nöthig iſt,

um Schatten zu werden. Nun scheint mir jenes ungleich weniger natürlich und begreiflich zu seyn, als dieses; ich halte mich also an das Letztere und glaube, durch diese Erscheinung der Frau von K. für die Existenz des ätherischen Seelen-Organs ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald. So rasch geht es bei mir nicht, liebe Blandine; ich sehe in deinen Resultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So bestehen z. B. alle unsere gestrigen Einwürfe gegen das ätherische Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft, und, es sey nun, daß du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der Geschwindigkeit angebildet haben soll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunstgebilde erklären wolltest, so bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele selbst zu dem Naturvermögen oder zu der Kunstfertigkeit gekommen seyn sollte, sich in wenigen Minuten mit einem solchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist, wie und warum die Seele der Frau von K. das sonderbare Vorrecht besessen haben sollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn, daß dieß keine Eigenschaft aller menschlichen Seelen sey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweises? Bei uns Andern ist die Seele so lange, bis der wirkliche Tod erfolgt, durch so starke, wiewohl unendlich feine Faden mit unserem Leibe verwebt, daß es ihr, wie stark und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein anderes zu versetzen. Ich finde also das willkürliche Herausgehen der Seele unserer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner Erlaubniß!) an die Feenmährchen der Dame

d'Aunoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribini glaubtest.

Blandine (lachend). Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und das ist nicht sehr artig von dir. Könnte denn nicht die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leibe so weit losgewunden haben, daß sie, so zu sagen, nur noch an einem einzigen, freilich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem sie, gleichsam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald. Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine. Allerdings! Denn, wenn sie selbst ihn zerrissen hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord gewesen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald. Daß sie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbegreifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatsache ist und folglich, wie wahr sie auch seyn mag, keine Resultate geben kann.

Blandine. Das ist recht ärgerlich! Ich möchte so gern was daraus schließen können.

Wilibald. Es ließe sich ja wohl noch Ein und Anderes zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geist, unter gewissen besondern Umständen, ohne an Raum und Zeit gebunden zu seyn, auf einen andern Geist wirken könne, und daß unsre Dame in dieser Weise auf das Innerste ihres Freundes gewirkt und ihre Gestalt seiner Phantasie vorgespiegelt habe.

Blandine. Aber konnte ihr Geist auch eben so unmittelbar auf den Resonanzboden seiner Pandore wirken?

Wilibald. So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Auguſtinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, ſagt er irgendwo, iſt da, wo ſie liebt.

Blandine. Wenn dieß buchſtäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir beide, du und ich, wohl auch etwas davon wiſſen. In einem gewiſſen Sinn iſt die Seele freilich nicht nur da, wo ſie liebt, ſondern auch da, wohin ſie ſich denkt. Wenn ich in Voſſens Homer leſe, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bei den Phäaken und in Ithaka. Aber dieſe Erklärungsart löſet das Räthſel deiner Erſcheinungs-Geſchichte nicht auf.

Wilibald. Wir thun alſo wohl am beſten, liebe Blandine, wenn wir uns unſere Unwiſſenheit in dämoniſchen Dingen aufrichtig geſtehen und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wiſſen können, uns vernünftiger Weiſe eben ſo wenig kümmern ſollte, als was der Mann im Mond (wenn einer iſt, und wenn er was zu eſſen braucht und hat) heute zu Mittag gegeſſen habe.

Blandine. Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wiſſen, wie es mit denen, die wir lieben, und mit uns ſelbſt nach dem Tode ſtehen werde, nur nicht ſo natürlich wäre.

Wilibald. Natürlich! Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menſchen gar nicht natürlich iſt, an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünſtelten Begierden, die uns durch die Erziehung und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Geſellſchaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und doch denken wir, dieſes fremden Einfluſſes

ungeachtet, ſelten ernſtlich und anhaltend an den Tod und werden meiſtens von ihm überſchlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine. Wenn wir aber an ihn denken müſſen — und dazu gibt es doch genug Veranlaſſungen — ſo wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald. Und wer in der Welt ſollte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein ſo unſchuldiges und gutes Weſen wie du? Denn ich wenigſtens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtſeyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unſere Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegen ſah! Das Bewußtſeyn, daß man nie Böſes, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, ſetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verſpricht, nennen möchte. Wer ſich in dieſen Augenblicken Gutes bewußt iſt, traut der ganzen Natur Gutes zu, iſt ohne Furcht und Sorge für die Zukunft und erwartet gelaſſen und getroſt was da kommen wird. Eine ſolche Seele ſenkt ſich, wie ein Kind in den Buſen der Mutter, mit voller Zuverſicht in den Schoß des Unendlichen und ſchlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin ſie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, iſt, nach meiner Ueberzeugung, im reinſten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanaſia nannten, die ſchönſte und beſte Art zu ſterben; und da ſie von einer Bedingung abhängt, die immer in unſrer Gewalt iſt, warum ſollten wir

uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßen Träumereien des Herzens und der Phantasie nachzuhängen oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen; aber von Allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung und gleichsam mit geschlossenen Augen bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine. Mein Herz sagt mir, daß du Recht hast, Bruder, — und dabei soll es für immer bleiben.

Stilpon.

Ein patriotiſches Geſpräch über die Wahl eines Oberzunftmeiſters von Megara.

Allen ariſtokratiſchen Staaten, die ihre Regenten ſelbſt erwählen, wohlmeinend zugeeignet. 1774.

Einleitung.

Jedermann wird uns eingestehen, daß der erste Minister des berühmten Königreichs Lilliput, um die Lilliputer und ihre Nachkommenschaft glücklich zu machen, ein Mann von eben so großen Talenten, Kenntnissen und Tugenden seyn mußte, als ob er Frankreich oder Spanien zu verwalten gehabt hätte. Vorausgesetzt, daß diese Lilliputer eine Art von Menschen sind, möchten sie, mit uns gemessen, so klein als die Käsemilben seyn, es würde immer ein Cecil oder Sully oder Colbert oder eine Vereinigung mehrerer Männer von diesem Werth erfordert, um Lilliput wohl zu regieren; und insofern nur in diesen Ministern der Geist eines Cecils, Sully's oder Colberts wirkte, möchten sie immerhin nur fünf oder sechs Daumen hoch seyn; dieß hätte nichts zu bedeuten.

Wenn dieß in Absicht der Minister von Lilliput richtig ist, warum sollte nicht das Nämliche von den Vorstehern eines jeden kleinen Staates gelten? — Gleichwohl ist das gemeine Vorurtheil wider die kleinen Staaten. Man pflegt sie gewöhnlich mit Verachtung anzusehen, blos weil sie klein sind; und wer z. B. zu Wien, Berlin oder Hannover im Ernste von einem Aristides, Cato oder Cicero der Reichsstadt Pfullendorf spräche, würde gewiß von den meisten seiner Zuhörer so angesehen werden, als ob er etwas sehr Ungereimtes gesagt hätte.

Ich will damit weder bejaht noch verneint haben, daß es in Pfullendorf oder irgend einer andern Reichsſtadt jemals einen Ariſtides, Cato oder Cicero gegeben habe. Ich behaupte nur, daß es ein möglicher Fall ſey, und daß die kleinſte aller Republiken eben ſo gut Männer von dieſem Schlage in ihrem Schoße hegen könne, als es möglich iſt und ſich vermuthlich ſchon oft zugetragen hat, daß der Herr von einem Paar Dörfern ein Titus oder Antonius geweſen wäre, wenn der Himmel für gut befunden hätte, ihn über Viel zu ſetzen.

Wenn Männer von großem Geiſt und Herzen in kleinen Staaten, z. B. in Abdera oder Megara, verhältnißweiſe ſeltner ſind, als in großen — denn ſelten ſind ſie überall und zu allen Zeiten — ſo laſſen ſich davon ein paar ſehr gute Urſachen angeben. Eine davon liegt in den Schwierigkeiten, in einem Megara ein großer Mann zu werden, und die andere in den Schwierigkeiten, es zu ſeyn.

Ordentlicher Weiſe wird man nur dann ein großer Mann, wenn man durch die Erziehung dazu gebildet, durch Beiſpiele aufgefordert, durch Ruhmbegierde oder Hoffnung glänzender Belohnungen angefeuert wird. Keine von dieſen Urſachen hat gewöhnlich in ſehr kleinen Staaten Platz. Wenn wir Sparta (welches freilich nur eine kleine Republik war, aber einen großen Mann zum Geſetzgeber gehabt hatte) und das alte Rom (welches ſchon in ſeinen erſten Anfängen die ganze Anlage ſeiner künftigen Größe enthielt) ausnehmen, ſo iſt vielleicht keine kleine Republik zu nennen, in welcher Erziehung und Beiſpiel vortreffliche Bürger hervorgebracht hätten. Und wie ſollten Belohnungen dieſe Wirkung thun können in einem Staate, deſſen Armuth kaum für ſeine dringendſten Bedürfniſſe hinreicht? Gewiß eben ſo wenig

als die Hoffnung des Nachruhms oder wenigstens der Hochachtung seiner Zeitgenossen. Denn was für Hoffnung könnte sich der obbesagte Cato oder Aristides der Reichsstadt Pfullendorf machen, in den Jahrbüchern der Menschheit zu glänzen? Er, der im mindesten nicht darauf rechnen kann, nur wenige Meilen außerhalb der Ringmauern seiner Vaterstadt für den Mann, der er ist, bekannt zu werden? Ihm gilt es also ganz eigentlich, was Cicero den alten Scipio zu seinem Enkel sagen läßt: Durch ihren eigenen Reiz muß dich die Tugend zu edeln Thaten ziehen! Das Bewußtseyn seines Verdienstes ist die einzige gewisse und würdige Belohnung, auf die er zählen kann. Aber was für feinen Thon muß die Natur nehmen, um solche Herzen zu bilden! und wie selten thut sie das!

Noch größer sind in kleinen Republiken gewöhnlich die Hindernisse, die ein Mann überwinden muß, um wirklich große Dienste zu leisten. Nirgends findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgends mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgends hartnäckigere Vorurtheile; nirgends mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnutzen versprechen; nirgends mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.

O Abderiten, Abderiten! — pflegte Demokritus seinen geliebten Landsleuten zuzurufen: sträubt euch doch nicht so gegen Neuerungen! Alles Alte bei euch taugt nichts; Alles muß neu zu Abdera werden, wenn es gut werden soll!

Aber wie sollte diese Denkungsart in kleinen Republiken nicht Ketzerei seyn? Jeder Schritt, den man darin zum Bessern thun will, geht über ehrwürdige oder verjährte

Mißbräuche; und bei jedem Mißbrauch, auf den man tritt, ſchreien etliche — wackere Leute, denen es wehe thut. Daher der Haß, der in ſolchen Gemeinheiten das wahre Verdienſt zu drücken pflegt. Daher, daß es als eine Art von Hochverrath angeſehen wird, wenn ein Menſch von geſundem Kopfe ſich die Freiheit nimmt, die Gebrechen der Staatsverwaltung wahrzunehmen. Wie dem güten Ovid, wird es hier oft einem armen Schelme zum Verbrechen gemacht, mit ſeinen Augen geſehen zu haben, was die Herren nicht wollen daß man ſehen ſoll. In dieſem Stücke konnte der Deſpotismus unter den alten Cäſarn ſelbſt nicht ſtrenger ſeyn, als er es oft in dem kleinſten Städtchen oder an dem kleinſten Höfchen iſt.

Die große Schwierigkeit, einen kleinen Staat wohl zu regieren, liegt nicht in ſeiner Kleinheit; denn, wahrlich, nur tauſend Männer, die mit zuſammen geſetzten Kräften auf einen Punkt los arbeiten, können ſchon Wunder thun. Die Schwierigkeit liegt blos darin, „tauſend Leute zu — Männern zu machen, und dann, in dieſe Männer einen gemeinſchaftlichen Geiſt zu hauchen, der alle ihre Bewegungen nach einem gemeinſchaftlichen Endzweck richte.“ — In kleinen Staaten iſt dieß oft ſo ſchwer, als die gefabelten Wunder des Orpheus und Amphion.

Dieſe Betrachtungen haben mich öfters bewogen, einen Bürgermeiſter einer unbedeutenden Reichsſtadt oder einen Vorſteher einer kleinen helvetiſchen Republik mit eben der Ehrfurcht anzuſehen, womit man die Bilder der großen Männer des alten Griechenlandes und Roms anzuſehen pflegt. Ich könnte mehr als Einen nennen, auf deſſen Grab ein ſchlechter, von Reiſenden unbeſuchter Stein liegt — deſſen Bild auf Münzen und Cameen die Cabinete der Kenner

zieren und die Alterthumsforscher beschäftigen würde, wenn er das in Rom gethan hätte, was er in seinem kleinen Vaterlande that.

Aber wozu dieser Eingang? — Blos dazu, damit sich nicht manche unserer Leser abschrecken lassen, wenn sie sehen, daß es in dem folgenden Gespräche nur darum zu thun ist, ob Lampus oder Gorgias oder Megillus Oberzunftmeister in der kleinen Republik Megara werden soll? — einer Republik, die schon längst nichts mehr ist, und die in der That, als sie noch etwas war, wenig mehr als nichts war.

Den Megarern war an der Auflösung dieses Problems sehr viel gelegen; und wer weiß, ob nicht an der Art, wie es in des Philosophen Stilpon kleinem Gartensaal aufgelöst wurde, mancher kleinen und großen Republik um ein Merkliches mehr gelegen seyn möchte, als an der Frage:

Ob Scaramuz, ob Scapin besser tanze?

Stilpon befand ſich eines Abends in ſeinem Garten und half ſeinem kleinen Knaben Schmetterlinge fangen; — denn, wiewohl der Knabe ſchon ſechs volle Jahre alt war, wußte er doch noch nichts von Metaphyſik, Geographie, Aſtronomie, Weltgeſchichte, Moral, Statiſtik, Grammatik und Dialektik; und Stilpon, wiewohl er ein Philoſoph war, ſchämte ſich nicht, eines ſo unwiſſenden Knaben Vater zu ſeyn, ſondern half ihm, wie geſagt, Schmetterlinge fangen — als man ihm ſagte, daß die Rathsherren Kleon und Eukrates in ſeinem Gartenſaale wären.

Dieſe Herren waren ſeine Freunde, ſo gut als Rathsherren Freunde eines Philoſophen, der kein Rathsherr iſt, ſeyn können; ſie ſchätzten ihn hoch, fragten ihn öfters um Rath, wiewohl gemeiniglich erſt, wenn es zu ſpät war, und, wenn es auch nicht zu ſpät war, folgten ſie ihm doch ſelten. Denn (ſagten ſie) ſein Rath iſt zwar gut; es iſt klar, daß man es ſo machen müßte, wenn man's recht machen wollte: aber — es läßt ſich nicht thun; Stilpon würde das eben ſo gut einſehen als wir, wenn er ein Rathsherr wäre.

Der Philoſoph vermuthete die Urſache ihres Beſuchs und vernahm bald, daß er ſich nicht geirret hatte. Die guten Männer waren in großer Verlegenheit; denn in der Lage, worin ſich ihre Republik damals befand, war dem gemeinen Weſen an der Wahl eines Oberzunftmeiſters unendlich viel

gelegen; und sie beide meinten es gut mit ihrem Vaterlande, zumal wenn sie wohl verdauten, gut schliefen und keine besondre Ursache hatten, fünf für gerade gelten zu lassen.

Rathen Sie uns, Stilpon, sagten sie: helfen Sie uns, wenn Sie können; nie hat sich Megara in einem gefährlichern Augenblicke befunden. Der Tod des rechtschaffnen Demokles hat alles Gute, was er angefangen hatte, unvollendet gelassen. Die Redlichen haben ihren Beschützer verloren; die Uebelgesinnten schöpfen Hoffnung, und diejenigen, in deren Dummheit oder bösem Willen Alles, was zum gemeinen Besten unternommen wurde, immer den entschlossensten Widerstand fand, stehen an der Spitze aller Dummköpfe und bösen Buben bereit, die Republik zu überrumpeln. Die Wackelköpfe — wackeln, und die Schiefdenker, die überall Gefahr sahen, wo keine war, wissen sich jetzt viel mit ihrer Scharfsichtigkeit — das Schwert nicht zu sehen, das an einem Pferdehaar über uns hängt. Alle, die durch Abstellung der alten Mißbräuche verloren haben (und Sie wissen, Stilpon, wie groß ihre Anzahl ist), glauben ihre Wiederherstellung als ein Recht fordern zu können und arbeiten mit Eifer für denjenigen, dessen Schwäche oder verkehrte Denkungsart ihnen die meiste Hoffnung gibt, zu ihrem Zwecke zu kommen. Was wird das kleine Häufchen der Wohlgesinnten gegen sie vermögen? zumal da wir nichts weniger als zusammen stimmen. Denn Einige haben den Muth nicht, etwas zu wagen; Andre sind schwach genug, Masken für Gesichter anzusehen; Einige sind es so sehr, daß sie sich einbilden können, ein Mann, den sie in hundert Fällen ungerecht, boshaft, falsch, rachgierig handeln gesehen haben, werde doch wohl kein so schlimmer Mensch seyn und — zum hundert und ersten Male auch so handeln. Kurz, guter Stilpon, wir sind in

unmittelbarer Gefahr, in die Hände eines Lampus oder eines Megillus zu fallen.

Das ist, sagte Stilpon, ungefähr so viel, als entweder an Scylla zu stranden oder von Charybdis verschlungen zu werden. Die Wahl ist nicht die angenehmste. Lampus ist schwach, Megillus boshaft; und die Megarer, wenn sie ihre Wohlfahrt von dem Einen oder dem Andern abhangen machten, was wären die?

Kleon. Sie kennen die Welt, Stilpon, und Ihnen sollte fremd vorkommen, was beinahe täglich geschieht? Wie oft befinden sich die ehrlichsten Leute in dem traurigen Falle, aus zweien Uebeln eines wählen zu müssen!

Stilpon. Da bedaure ich diese ehrlichen Leute!

Kleon. So bedauern sie uns beide. Sie kennen unsre Lage. Lampus oder Megillus — Scylla oder Charybdis, wie Sie sagten! — Es steht nicht in unsrer Macht, zu verhindern, daß nicht Einer von diesen Beiden erwählt werde: aber wir haben wenigstens so viel Einfluß, daß wir die Wahl auf den Einen oder den Andern lenken können. Und eben dieß ist, was uns verlegen macht.

Stilpon. Aber was haben denn die armen Megarer gethan, daß sie nun schlechterdings einem Lampus oder Megillus aufgeopfert werden sollen? Bedenken Sie, meine guten Herren, daß eine einzige große Thorheit oder Uebelthat, die ein solcher Mann begehen wird, dem es an den Fähigkeiten oder an der Tugend, die sein Platz erfordert, mangelt, Folgen haben wird, deren Schädlichkeit noch die Kinder ihrer Enkel fühlen müssen! Fehlt es denn so gänzlich an rechtschaffenen Männern in Megara? Könnte die Wahl nicht für Einen von Ihnen Beiden entschieden werden? Warum soll der Mann, der uns regieren soll, nun eben

ſchlechterdings einen ſchwachen Kopf oder ein ſchlechtes Herz haben?

Eukrates. In der gegenwärtigen Lage der Sachen werden wir uns vielleicht noch glücklich ſchätzen müſſen, wenn es uns nicht noch ſchlimmer geht. Wiſſen Sie denn nicht, daß Gorgias Himmel und Erde bewegt, um ſeine beiden Mitbewerber zu verdrängen, und daß er, wenn keiner von dieſen obſiegt, die größte Hoffnung hat?

Stilpon. Dieß wäre in der That noch ſchlimmer als ſchlimm. Ein verſchobenes Gehirn und ein verkehrtes Herz in einem Menſchen vereiniget — an der Spitze der Republik, wäre gerade, was wir nöthig hätten, um unfehlbar verloren zu gehen. — Daß es nur möglich ſeyn ſoll, ſo etwas beſorgen zu müſſen! — Der bloſe Gedanke empört meine Seele gegen alle eure Republiken und policirten Staaten, in welchen — und in welchen allein — ſolcher Unſinn möglich iſt! — O ihr glücklichen Baktrianer und Korasmier! wer wollte nicht lieber mit euch unter Zelten oder in Grotten, Laubhütten und hohlen Bäumen wohnen? Ihr ſeyd frei, und wenn ihr einen Anführer braucht, ſo iſt es der beſte Mann unter euch! — Und wir — vergeben Sie, meine Herren! — der Gedanke, daß Sie der armen Republik wohl gar einen Gorgias zum Vorſteher geben könnten, hat mich einen Augenblick umgeworfen, wie Sie ſehen. Sie wiſſen, daß es mir für meine Perſon gleich viel ſeyn kann, wer uns regiert. Aber ich kann und will es nicht dahin bringen, für das Glück oder Unglück meiner Nebenmenſchen gleichgültig zu werden.

Eukrates. Wir eben ſo wenig, guter Stilpon; und blos darum, weil wir überzeugt ſind, daß der Republik kein größeres Unglück begegnen könnte, als die Beute eines Gorgias zu werden, ſind wir zu Allem entſchloſſen,

was ein Mittel, dieses Aergste von ihr abzuwenden, werden kann.

Kleon. Es ist wahr, Gorgias hat wenig Freunde. Wer sollte den Mann lieben, von dem auch der schamloseste, feileste Lobredner keine einzige edle Neigung, keine einzige gute That anzuführen wußte, um die Schwärze seines Charakters nur durch *eine* lichte Stelle zu mildern? Den Mann, den irgend ein feindseliger Dämon mit einer so unglücklichen Sinnesart gestraft hat, daß man nur alle diejenigen, die er haßt und verfolgt, zu zählen braucht, um die verdienstvollsten und liebenswürdigsten Personen von Megara herzuzählen!

Eukrates. Dessen ungeachtet hat er sich einen Anhang zu machen gewußt. Ja, die Meisten sind ihm gerade darum ergeben, weil sie ihn als einen übelthätigen und unversöhnlichen Mann kennen. Die Furcht thut bei vielen Menschen die Wirkung der Liebe. Darauf verläßt sich Gorgias: sie mögen mich immer hassen, denkt er, wenn sie mich nur fürchten! — Die Uebrigen halten zu ihm, weil sie selbst so dumm und unwissend sind, daß er ein Mann von Einsicht und Geschicklichkeit in ihren Augen ist, ungeachtet ein paar Duzend Kunstwörter, etliche wohl oder übel angebrachte Sprüche, die er aus irgend einer Sammlung gestohlen hat, und einige subalterne Talente, die ihn allenfalls fähig machten, ein mittelmäßiger Sykophant oder ein erträglicher Schreiber zu seyn, sein ganzes Verdienst ausmachen. Wie dem auch sey, genug, er hat seinen Anhang; er wird unter der Hand von den Athenern unterstützt; er ist reich und hat vermittelst einer Freigebigkeit, die durch ihren Beweggrund vielleicht zu seinem größten Verbrechen wird, einen ansehnlichen Theil des Volkes so sehr bethört, daß sie ihn heute

noch zum Oberzunftmeiſter machen würden, wenn die Wahl vom Volk abhinge. Gorgias iſt alſo furchtbar. Wenn wir nicht vorſichtig ſind, wird er ſich zwiſchen Lampus und Megillus hinein drängen, und o der glücklichen Zeiten, die wir dann erleben werden!

Stilpon. Ich wüßte wohl einen Rath, aber er iſt nur für unſre Urältervåter gemacht. Leute wie wir müſſen ſich Alles gefallen laſſen.

Kleon. Das wäre hart, guter Stilpon! So ſehr wollen wir uns ſelbſt nicht verlaſſen. Da wir keine Hoffnung haben, der Republik ſo viel Gutes thun zu können, als wir wünſchten, ſo muß es nun unſere Sorge ſeyn, ihr ſo wenig Böſes zufügen zu laſſen als möglich. Wenn man einmal in der unſeligen Nothwendigkeit iſt, aus zwei oder drei Uebeln eines zu erwählen, ſo iſt da weiter nichts zu thun, als ſo genau als möglich abzuwägen, welches das leichteſte ſey, und dann herzhaft zuzugreifen.

Eukrates. Dieß iſt es auch eigentlich, was uns zu Ihnen führt, Stilpon. Wir wollten Sie um Ihren Rath bitten. Unglücklicher Weiſe können wir, Kleon und ich, uns nicht vergleichen, ob Lampus oder Megillus das kleinere Uebel ſey. Lampus iſt ein Schwachkopf, Megillus böſe, Gorgias Beides. Die beiden Erſten zuſammen genommen ſind ungefähr ſo ſchlimm, als der Letzte allein; aber daraus folgt nicht, daß Einer von ihnen gerade ſo viel wiegt, als der Andre. Megillus, ſo ſchlimm er iſt, hat Verſtand, ſage ich; Lampus iſt arm an Geiſt, aber er hat ein gutes Herz, ſagt Kleon. Kleon iſt für das Herz, ich für den Verſtand: welcher von uns Beiden hat Recht? Was iſt Ihre Meinung, Stilpon?

Stilpon. Die Frage iſt ungefähr wie dieſe: Wir brauchen zu einer Reiſe nach Syrakus einen Steuermann;

wer taugt beſſer dazu, ein Tauber oder ein Blinder? Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, ich habe einige Zweifel gegen das gute Herz Ihrer Dummköpfe und gegen den Verſtand Ihrer Schurken. — Sie erlauben mir doch, den Dingen ihren rechten Namen zu geben? Es iſt eine böſe Gewohnheit, die mir noch von dem ehrlichen Diogenes anklebt, den ich, wie Sie wiſſen, ſolang er lebte, als meinen Meiſter ehrte — Aber ich bin ein Mann, der ſich berichten läßt. Laſſen Sie hören!

Kleon. Wenn Sie mir zugeben, daß es am Ende doch immer das Herz iſt, was den Menſchen regiert, und daß ein Menſch, deſſen Herz redlich und gut iſt, ſo ſchwach er auch übrigens ſeyn mag, doch immer wenigſtens den Willen hat, gut zu handeln: ſo hoffe ich meine Sache noch wohl gewinnen zu können. Ein Mann von Verſtand, deſſen Herz ſchlimm iſt, wird deſto mehr Böſes thun, je mehr er Verſtand hat. Den Willen dazu hat er ohnehin; aber der Verſtand vermehrt ſeine Macht, gibt ihm mehr Mittel an die Hand, lehrt ihn ſeine Abſichten geſchickter verbergen, ſeine übelthätigen Leidenſchaften beſſer bemänteln, ſetzt ihn in den Stand, ſich der Schwachheiten andrer Leute zu bedienen und ſogar redliche, wohl geſinnte Perſonen zu Werkzeugen ſeiner böſen Anſchläge zu machen. Ein guter Menſch von ſehr eingeſchränkten Fähigkeiten wird aus Unvermögen weniger Gutes thun, als er zu thun wünſcht; aber er wird doch gewiß alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit und Mittel zeigt. Da er ſelbſt gut iſt, ſo wird er auch die Guten lieben; und wenn unter dieſen Leute von Verſtand ſind, ſo wird es ihnen nicht ſchwer ſeyn, ihn dahin zu bringen, daß er alles das Gute thue, was ſie ſelbſt an ſeinem Platze thun würden; zumal wenn ſie (nach unſrer Vorausſetzung) klug

genug sind, ihn ihre Stärke und Ueberlegenheit so wenig als möglich fühlen zu lassen. Der gute schwache Mann wird also (im glücklichen Falle wenigstens) nicht nur selbst so viel Gutes thun, als er kann und weiß; er wird auch alles oder doch einen großen Theil des Guten thun, was verständige Personen von rechtschaffnen Grundsätzen ihm an die Hand geben; und wissentlich wird er gewiß nichts Böses befördern. Denn dieß kann ihm nur alsdann begegnen, wenn er entweder von Uebelgesinnten falsch berichtet ist oder seinen eignen Vorurtheilen oder Leuten von unzuverlässigem Urtheil, die er vielleicht um angenehmer Eigenschaften willen liebt, zu viel Gehör gibt; ein Fall, der sich nur selten zutragen wird, wenn die Verständigen und Rechtschaffnen so wachsam und thätig sind, als man billig von ihnen erwarten sollte. Hingegen der böse Mann, der Verstand hat, wird nicht nur alles Böse thun, wozu ihn seine eigenen Leidenschaften und schlimmen Fertigkeiten treiben, und wozu ihm sein Kopf die Mittel zeigt; er wird auch alles Böse thun, was alle übrige Bösewichter in seinem Wirkungskreise mit seinen eigenen Anschlägen und Absichten zu verbinden wissen, und er wird mit unermüdeter Stetigkeit alles Gute hindern, was die Wohlgesinnten in Vorschlag bringen oder selbst thun wollen. Dieses Letztere ist ein sehr wichtiger Umstand, der, wie mich däucht, der Frage den überwiegendsten Ausschlag gibt. Derjenige, der alles Gute, wozu man ihm Gelegenheit gibt, aus Neigung thut und nur das Böse, wozu er unwissender Weise betrogen wird — wird unendliche Mal weniger Böses thun, als ein Anderer, der aus eigner Bewegung alles Böses thut, was er und seine Helfer thunlich finden, und alles Gute hindert, was ehrliche und verständige Leute thun wollen. Die Sache ist, wie Sie sehen, einer Art von Berechnung fähig.

Ich glaube also nicht fehlen zu können, wenn ich mich für den ehrlichen Lampus erkläre, der zwar, wie wir Alle wissen, leider! einen sehr schwachen und eng beschränkten Kopf, aber gewiß kein übelthätiges Herz hat und also, höchst wahrscheinlicher Weise, der Republik in den vorliegenden Umständen das wenigste Böse zufügen wird.

Eukrates. Hören Sie nun —

Stilpon. Um Vergebung! — Wie, wenn wir uns vor allen Dingen etwas deutlicher erklärten, was wir unter einem Manne von gutem und bösem Herzen verstehen? — Sie wissen, daß nichts zweideutiger ist, als ein gutes Herz, nach dem Gebrauche, den man im gemeinen Leben von dieser liebenswürdigen Benennung macht. Der Bettler hält den Ersten den Besten, der ihm ein paar Dreier gibt, für einen guten Mann; und die Nichtswürdigen, an die ein blöder Fürst seine Wohlthaten verschwendet, werden (wenigstens solange sie Hoffnung haben, noch mehr zu bekommen) vom Lobe seiner Großmuth und Gutherzigkeit überfließen. Der Pöbel, der die Großen nur von ferne sieht, urtheilt von ihrem Inwendigen nach ihrer Miene; ein freundliches Aussehen, eine muntere Laune, eine gewisse Popularität ist oft hinlänglich, dem schändlichsten Tyrannen eine Zeit lang Liebe zu erwerben. Ueberhaupt wird Schwachheit der Seele und gutes Gemüth täglich von den Meisten verwechselt. Wie Vielen schreibt man blos darum ein gutes Herz zu, weil es ihnen an Muth fehlt, so viel Böses zu thun, als sie wünschten; oder weil sie aus Trägheit, aus Furcht vor einem unangenehmen Augenblicke sich lieber Alles gefallen lassen, lieber Alles übersehen, als sich die Mühe geben mögen, Untersuchungen anzustellen; oder weil sie zu schwach sind, auch zu den unverschämtesten Bitten oder Forderungen Nein zu sagen! — Wie

manche Regenten haben den Ruf eines guten Herzens einzig und allein dem Umstande zu danken, daß man unter ihrer Regierung ungestraft ein so arger Bube seyn darf, als man will! Und fehlt es etwa an Beispielen von Heuchlern, die jenen Ruf blos dadurch erschlichen haben, daß sie vorsichtig genug waren, alles Böse, was sie thun wollten, durch Andere zu thun? — Lassen Sie uns also, ehe wir weiter gehen, übereinkommen, was wir für einen Begriff mit den Worten gutes Herz verknüpfen wollen.

Kleon. Ich glaube mich hierüber bereits deutlich genug erklärt zu haben. Vorausgesetzt, daß ein Mensch, der gar keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht fühlt, ein höchst ungewöhnliches Ungeheuer sey, verdient (däucht mich) derjenige den Namen eines guten Menschen, der alles Unrecht aufrichtig verabscheut und eben so aufrichtig wünscht, immer recht zu handeln. Die Unzulänglichkeit seiner Einsichten, eine gewisse Schwäche der Seele, die ihn dem Betrug oder der Verwegenheit anderer Menschen blos stellt oder ihn vielleicht unfähig macht, seine eigenen Begierden und Leidenschaften gehörig zu regieren — kann nur zu oft die Ursache großer Uebereilungen und Fehltritte werden; aber alles Böse, wozu er solcher Gestalt verleitet werden mag, kann ihm doch den Namen eines guten Menschen nicht rauben. Er verdient ihn, weil er gut zu seyn wünscht, und weil er es auch allezeit ist, so oft nicht äußere Einflüsse, die für ihn zu stark sind, ihn aus seiner gewöhnlichen Fassung setzen oder seinen Bewegungen eine falsche Richtung geben.

Stilpon. Was sagen Sie zu dieser Erklärung, Eukrates?

Eukrates. Ich denke, daß es unserm Freunde Kleon vielleicht große Mühe gemacht haben möchte, eine andere zu finden, wobei die blöden Seelen, die er nun einmal in seinen

Schutz genommen hat, beſſer davon gekommen wären. Aber, wie dem auch ſeyn mag, da dieſe Erklärung zu dem Zwecke, wozu wir ſie gebrauchen, ſo gut als eine andere iſt, ſo bin ich bereit, es dabei bewenden zu laſſen, und behaupte alſo, ohne weitere Vorrede, daß ein ſchwacher Menſch, mit dem beſten Herzen von der Welt, das unfähigſte unter allen Weſen ſey, ſich ſelbſt und Andere zu regieren. Und, da mir Kleon einwenden wird, daß ein ſolcher ſchwacher Menſch, weil er doch, um zu regieren, regiert werden müſſe, eben ſo wohl durch verſtändige und gute Menſchen als durch Narren und Böſewichter regiert werden könne und alſo (wenigſtens im glücklichen Falle) unendliche Mal weniger Böſes thun werde, als ein Mann von böſem Willen: ſo behaupte ich ferner, daß dieſe Art von Menſchenkindern, ihrer Natur nach, unfähig ſey, ſich von verſtändigen und guten Menſchen regieren zu laſſen. Ich glaube mir den Beweis dieſer Sätze und Ihnen die Mühe, ſolchen zu faſſen, nicht beſſer erleichtern zu können, als wenn ich Ihnen, nur mit flüchtiger Hand, das Bild eines ſchwachen Menſchen vorzeichne, ſo wahr und getreu nach dem Leben copirt, als ich nur immer copiren kann. Der Originale, die dazu geſeſſen haben könnten, gehen ſo viele in der Welt herum, daß nichts leichter ſeyn wird, als ſich zu überzeugen, daß ich kein Unding gemalt habe. Ein ſchwacher Menſch — laſſen Sie ſeinen Willen ſo gut ſeyn, als er kann — hat nicht Verſtand genug, Wahres und Falſches von einander zu unterſcheiden; und dieß iſt, wo nicht die einzige, doch gewiß die erſte und fruchtbarſte Urſache alles des Böſen, was ich von ihm zu ſagen gezwungen ſeyn werde. Seine Seele ſchwebt je und allezeit in einer betrüglichen Dämmerung, wo ihm beinahe alle Dinge anders vorkommen, als ſie ſind. Deſto ſchlimmer für ihn, wenn er deſſenungeachtet

richtig zu ſehen glaubt; denn deſto unmöglicher wird es, ihm den Dunſt von den Augen zu blaſen. Vermöge des guten Willens, womit wir ihn begabt vorausſetzen, wünſcht er in jedem vorkommenden Falle recht zu handeln. Aber zum Unglück für den gutherzigen Schwachkopf iſt es unmöglich, daß man in irgend einem Falle recht handle, wenn man nicht weiß, was ſich gebührt, nicht unterſcheiden kann, was im gegebenen Falle Recht iſt. Der ſchwache Menſch, der dieß nicht kann, möchte gar zu gern Alles ſeyn, was er ſeyn ſollte; aber die beſchwerlichen Fragen, wer, was, wie, wo, wann, warum und womit? — Fragen, die, zum Unglück für den blöden Kopf, alle Augenblicke wieder kommen — verderben ihm immer das Spiel. Denn entweder beantwortet er ſich dieſe Fragen falſch, oder — kürzer davon zu kommen — er fragt gar nicht. Daher kommt es denn, leider! daß er ſtandhaft iſt, wo er nachgeben ſollte, und nachgibt, wo ein weiſer Mann wie eine Mauer ſtände; daß er Herz hat, wo er zittern ſollte, und zittert, wo nichts zu fürchten iſt; daß er zurückhaltend iſt, wo ihm nützlich wäre, offen zu ſeyn; ſtreng, wo er gelinde, verſchwenderiſch, wo er ſparſam, und ſparſam, wo er freigebig ſeyn ſollte. Daher, daß er nie weder die Menſchen, mit denen er's zu thun hat, noch die Sachen, wovon die Rede iſt, noch die Umſtände, auf die immer Alles ankommt, zu unterſcheiden weiß; daher ſo viele Fehler, die durch ihre Folgen oft ſo ſchädlich ſind, daß er mit allem möglichen böſen Willen nichts Schlimmeres hätte thun können. Daher, daß er, weil er gehört hat, daß einige Spitzbuben Verſtand haben, alle Leute von Verſtand für Spitzbuben hält; daß er Kleinigkeiten mit Ernſt und als wichtige Dinge, die wirklich wichtigen Dinge hingegen obenhin behandelt; daß er ſich einbildet, was einmal gelungen oder mißlungen

iſt, werde immer gelingen oder mißlingen, oder eine Wirkung, die aus ihrer natürlichen Urſache ſehr natürlich erfolgte, werde auch ohne Urſache erfolgen. Daher endlich das geheime Mißtrauen, das er in ſich ſelbſt ſetzt, und welches (ſo widerſinnig dieß auch ſcheint) beinahe immer ſo groß iſt, daß es das allgemeine Mißtrauen, das er in die übrigen Menſchen ſetzt, überwiegt und daher die Urſache wird, warum er ſeinem eigenen Urtheil nur ſelten und dann gerade am wenigſten folgt, wenn ſich's zuträgt, daß er richtig urtheilt. Geſtehen wir, meine Freunde, daß der beſte Wille ohne Verſtand und (worauf hier Alles ankommt) ohne den Verſtand, den man gerade vonnöthen hat, ſeinem Beſitzer in den meiſten Fällen ungefähr ſo viel Dienſte thut, als ein Degen, der nicht aus der Scheide geht, einem Manne, der ſich wehren ſoll. Ich ſage, ohne den Verſtand, den man dazu, was man vorſtellen ſoll, vonnöthen hat. Denn was hilft dem ehrlichen Lampus, um Oberzunftmeiſter zu ſeyn, daß er ſich beſſer als irgend eine obrigkeitliche Perſon in Griechenland auf die Paſtetenbäckerei verſteht und in der Kunſt, Wachteln abzurichten, ſeines Gleichen ſucht?

„Aber (wird mein Freund Kleon ſagen) können nicht andere ehrliche Leute für den ſchwachen Lampus Verſtand haben?" — Ehrliche Leute? Die ehrlichen Leute, denen er ſich anvertrauen ſollte, müßten ſo ſchwach ſeyn, als er ſelbſt, und wozu würden ſie ihm alsdann helfen? Ein Blinder kann freilich eines andern Blinden Führer ſeyn, inſofern der Führer wieder ſeinen Führer hat; aber, wenn nun auch des Führers Führer blind wäre, ſo würden alle drei gelegentlich in die Grube fallen. Die Sache wird, wie ihr ſeht, nicht beſſer, wenn gleich dreihundert Blinde einander führen wollten. Und von Blinden, das iſt, von ihres Gleichen, müſſen

ſich die guten Schwachköpfe nun einmal führen laſſen. Sie müßten beſonders glücklich ſeyn, wenn ſie von ungefähr auf einen Einäugigen oder Schieler ſtießen. Man hat Beiſpiele davon, aber ſie ſind ſelten; und man trifft zehn Fälle gegen einen, wo die armen Blinden an einer langen Reihe, immer einer den andern am Aermel haltend, von irgend einem ſchlauen Spitzbuben daher geführt werden, ohne zu wiſſen, wohin. Denn, was die ehrlichen Leute, welche Verſtand haben, betrifft, ſo iſt erſtens ausgemacht, daß ſie ſich mit den ehrlichen Leuten, die keinen haben, von jeher nicht wohl haben vertragen können; und dann, geſetzt auch, daß ſie ſich aus Liebe zum gemeinen Beſten überwinden wollten, ſo könnte dieß zu nichts helfen. Denn, wie geſagt, die ehrlichen Leute, welche Verſtand haben, ſind zum Unglück gerade die einzigen Menſchen, denen der ſchwache Mann nicht traut, ja vor denen er ſich, als vor ſeinen ärgſten Feinden, hütet. Den Schelmen, die ihn umringen, iſt Alles daran gelegen, einen Jeden von ihm entfernt zu halten, der ihre Schliche beobachten und dem Betrogenen die Augen öffnen könnte. Sie haben alſo nichts Angelegeneres, als jedem ehrlichen Manne, der eben darum nicht von ihrer Rotte iſt, den Weg zu verrennen: und ſollte ein ſolcher zufälliger Weiſe dennoch Mittel finden, das Ohr des ſchwachen Mannes zu erreichen, ſo werden ſie ihr Haupt nicht eher ſanft legen, bis ſie ihm weiß gemacht haben, daß der ehrliche Mann ein übel geſinnter, gefährlicher Menſch iſt; ungefähr wie die Wölfe in der Fabel den Schafen durch Abgeordnete vorſtellen ließen, daß ſie eher auf keine glückliche Stunde rechnen dürften, bis ſie ihnen die geſchwornen Feinde ihrer beiderſeitigen Ruhe und Freundſchaft, den Hirten und ſeinen Hund, ausgeliefert haben würden.

Aber, geſetzt auch, der ſchwache Mann bliebe lediglich ſich ſelbſt überlaſſen, ſo kann man doch verſichert ſeyn, daß ordentlicher Weiſe diejenigen, die es am beſten mit ihm meinen, immer die ſind, die er am wenigſten leiden kann. Ein Mann von Verſtand kann ihm vielleicht eine Weile zum Zeitvertreibe dienen; aber, ſobald er ſich einfallen laſſen wollte, einen ernſthaftern Gebrauch von ſeinem Verſtande zu machen — ein Gedanke, der einem Manne von Verſtand ſehr leicht kommen kann — ſobald er bei Gelegenheit dem ſchwachen Manne zu verſtehen geben wollte, daß er in dieſer oder jener Sache Unrecht habe, ſich irre, ſich betrügen laſſe, ſeine Neigungen oder ſein Vertrauen übel anlege und dergleichen, ſo würde er das Geheimniß gefunden haben, zu mißfallen, gähnen zu machen und endlich unerträglich zu werden. Schwache Leute haſſen nichts ſo ſehr, als Vorſtellungen, die einem verſteckten Tadel oder einer indirecten Beſchuldigung von Schwachheit ähnlich ſehen. Der Mann von Verſtand, der ihnen aus guter Meinung die Wahrheit ſagt, wird ihnen überläſtig; ſie entledigen ſich ſeiner je eher je lieber und kehren zu ihren Schmeichlern zurück, bei denen ſie wieder frei athmen und der beſchwerlichen Zurückhaltung nicht bedürfen, durch welche ſie ſich dem beobachtenden Blick und dem gefürchteten Tadel des verſtändigen und ehrlichen Mannes zu entziehen ſuchen. Kurz, der ſchwache Mann müßte noch mehr als ſchwach, er müßte ein völliger Dummkopf ſeyn, wenn er Leute von Verdienſten zu ſeinen Freunden erwählen ſollte. Dem Dummkopfe könnte ſo etwas begegnen, weil er bei Allem, was er thut, blos in einen Glückstopf greift; aber ein Lampus hat gerade noch ſo viel Verſtand oder Inſtinct (wenn Sie es lieber ſo nennen wollen), daß er ſich zu ſeines Gleichen hält; und wenn er jemals, aus

Uebereilung oder Verführung, den Fehler begangen hätte, seine Neigung auf einen verdienstvollen Mann zu werfen, so kann man darauf zählen, daß er bald genug von seinem Irrthum zurückkommen und ohne Mühe über eine so unnatürliche Neigung triumphiren würde.

Es sind also nicht die Verständigen und Rechtschaffenen, nicht Männer von Genie, Tugend und Ehre, die dem schwachen Manne, den wir an die Spitze unserer Republik setzen wollen, zu Hülfe kommen werden. Alles, was diese für ihn thun könnten, geht in Verlust; es ist unmöglich, daß er sie für seine Freunde ansehe, daß er sich ihnen anvertraue. Sie werden ihm als Grillenfänger, seichte Köpfe und Schwärmer oder als eigensinnige, aufgeblasene, unruhige, auch wohl als übelgesinnte und gefährliche Leute abgemalt. Anstatt sich ihres Rathes zu bedienen, entfernt er sie so weit von sich, als er immer kann. Sie selbst, überzeugt, daß sie unter einer solchen Staatsverwaltung unnütz sind, ziehen sich zurück; und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn es noch dabei bleibt, wenn das Mißtrauen, der Kaltsinn, die Abneigung, womit man ihnen begegnet, nicht zuletzt in Haß und Verfolgung ausschlägt, und jede Bemühung, für die gute Sache wirksam zu seyn, jeder Widerstand, den der blöde Mann und seine Genossen in ihrer Vernunft und Redlichkeit finden, ihnen als ein Verbrechen angeschrieben wird, wofür sie mit dem Verlust ihrer Ruhe und vielleicht (eine Zeit lang wenigstens) selbst mit dem Verlust der öffentlichen Hochachtung bestraft werden. Denn sehr oft ist diese ein bloser Wiederhall. Der Mächtige, auch dann, wenn seine schlechte Art zu denken und zu verfahren eine kundbare Sache ist, hat immer den großen Haufen auf seiner Seite; und je mehr Vorzüge der Verfolgte hat, desto geneigter ist man, zu glauben, daß er Unrecht habe.

„Der ſchwache Mann von gutem Willen wird alles Gute thun, wozu man ihm Gelegenheit gibt, und nur das Böſe, wozu er betrogen wird," — ſpricht Kleon. Um Vergebung, guter Kleon! dieß iſt Alles, was ſich von dem weiſeſten und beſten Manne ſagen läßt. Denn auch dieſer bleibt doch ein Menſch, Bedürfniſſen, Leidenſchaften und Einflüſſen äußerer Urſachen ausgeſetzt, bleibt fehlbar und kann hintergangen oder überliſtet werden. Aber der ſchwache Mann wird immer betrogen — von Andern oder von ſich ſelbſt — und ſtiftet um ſo viel mehr Unheil an, weil er ſogar alsdann Böſes thut, wenn er es, ſeiner Meinung nach, recht gut machen will. Und da es ihm gewöhnlich eben ſo ſehr an guten Rathgebern als an Einſicht und Ueberlegung mangelt: ſo iſt es ein bloſer und in der That ſeltener Zufall, wenn es ihm etwa einmal begegnet, etwas Kluges zu thun und es mit einer guten Art zu thun.

Um uns aufs ſtärkſte davon zu überzeugen, werfen wir nur einen Blick auf die Staaten, die von einzelnen Beherrſchern regiert werden. Wenn man dem Augenſchein glauben darf, ſo werden die meiſten dieſer Staaten öfter übel regiert als gut; und forſchen wir der Urſache nach, ſo finden wir ſie meiſtens in der Schwäche ihrer Regenten. Vielleicht machen unter einem ſolchen blöden Fürſten die Rechtſchaffnen anfangs einen Verſuch, ſich ſeiner anzunehmen. Aber zum Unglück fürchten ſich blöde Fürſten vor nichts ſo ſehr, als vor dem Gedanken, von Andern regiert zu werden; und da ſie ſich die Ueberlegenheit eines Mannes von Verſtand nicht verbergen können, ſo iſt natürlich, daß ſie ihn als eine Art von Hofmeiſter anſehen, deſſen Obermacht ihnen deſto unerträglicher wird, weil ſie ſich auf das Anſehen der Vernunft gründet, gegen welches ſich, zu großem Verdruß der blöden

Herren, nichts Erhebliches einwenden läßt. Sie möchten immer in allen Dingen blos nach ihrem Belieben handeln; und der rechtschaffene Mann beweist ihnen immer, daß sie nach Grundsätzen, nach Beschaffenheit der Sache, nach einem Gesetz, das über den Fürsten ist, handeln müssen. Dieser Zwang der Vernunft, der die Freiheit des Weisen ausmacht, wird ihnen endlich unerträglich; und wer kann es ihnen verdenken? Alle Augenblicke sollen sie eine Neigung, einen Wunsch, eine Leidenschaft — der Gerechtigkeit, der Klugheit, ihrem Ruhme, dem gemeinen Besten aufopfern: wider die Gründe, die man ihnen vorlegt, ist nichts zu sagen; sie fühlen es und geben nach; aber sie fühlen auch, daß nichts unlustiger ist, als immer einen andern Weg gehen müssen, als den man gehen möchte. Verlassen wir uns also darauf, daß sie sich der beschwerlichen Leute, die immer Recht haben, so bald als möglich entledigen werden. Sie werden sich gefälligere Freunde wählen; die Weisen und Redlichen werden entfernt oder so lange geplagt, bis sie selbst davon gehen; und bald werden wir Vertrauen, Gunst und Gewalt in den unwürdigsten Händen sehen. Eine Zeit lang glaubt der schwache Fürst sich wohl dabei zu befinden; es ist so angenehm, immer getreue, ergebene Leute um sich zu sehen, die Alles schön und gut finden, was uns gefällt, Alles möglich, was wir wünschen, Alles preiswürdig, was wir thun! Aber gemeiniglich währt der süße Wahn nicht länger, als bis diese Nichtswürdigen sich tief genug eingegraben, sich so oft und fest um ihren Raub herum geschlungen haben, daß er sich nicht wieder von ihnen los winden kann. Alsdann geht es ihm gemeiniglich wie den Männern, die sich, aus thörichter Furcht vor den vermeinten Fesseln des Ehestandes, von einer wetterlaunischen und unersättlichen Buhlerin tyranniſiren

lassen. Sie seufzen unter einer unendliche Mal beschwerlichern Abhängigkeit; und in Augenblicken der Nüchternheit fühlen sie sich desto unglücklicher, weil sie in der Nothwendigkeit sind, ihre Plage, wie einen unheilbaren Schaden, mit sich herum zu tragen und zu nähren. Eine unvermeidliche Folge dieses Zustandes ist das allgemeine Mißtrauen, welches sich endlich solcher Großen bemächtigt und ihr Elend vollkommen macht. Denn wem sollen sie sich vertrauen? Bei wem sollen sie Rath oder Hülfe suchen? — Bei den Männern von Verstand und Rechtschaffenheit? Unmöglich! Es ist nicht in der menschlichen Natur, zu Jemand Vertrauen zu fassen, den man nicht lieben kann, Jemand zu lieben, vor dem man sich scheuet, und den nicht zu scheuen, von dem man Vorwürfe verdient zu haben sich bewußt ist. Und wenn auch dieß nicht wäre, so bleibt ihnen doch jeder Mann von überlegnen Fähigkeiten aus eben dem Grunde verdächtig, warum ein eifersüchtiger Thersites seine Frau nicht gern von einem Adonis oder Hercules besucht sieht. Sie können sich nicht entbrechen, ihn als einen Menschen zu fürchten, der auf die eine oder andere Art ihre Schwäche an den Tag bringen wird; und der Gedanke, ihm die Entdeckung davon selbst zu machen, beleidigt ihre Eigenliebe zu sehr, als daß sie sich jemals dazu entschließen könnten.

Doch ich bin vielleicht noch viel zu freigebig, wenn ich bei einem schwachen Regenten die Fähigkeit voraussetze, Männer von Genie und Verdiensten unterscheiden zu können. Die wenigsten, die zu jener Classe gehören, haben so viel Einsicht. Ihre Urtheile von dem Werthe der Menschen bestimmen sich gemeiniglich nach den zweideutigsten Gründen, und der schlechteste Erdensohn kann in ihren Augen ein großer Mann seyn. Das findet vornehmlich bei denjenigen Statt,

deren Charakter aus einer Vermischung von Gutherzigkeit und Indolenz besteht, die Alles gern von der gefälligsten Seite ansehen und aus herzlichem Widerwillen gegen alle Bemühung des Geistes lieber Jedermann für das, wofür er sich selbst gibt, gelten lassen, als sich die Mühe geben, zu untersuchen, ob der vermeinte ehrliche Mann nicht vielleicht ein Schurke sey. Daher sehen wir unter guten Fürsten von diesem Schlage die besten und die schlechtesten Leute ungefähr auf einerlei Fuße. Man kann ein verdienstloser Mensch, man kann sogar ein Bösewicht seyn, ohne zu fürchten, daß man darum weniger bei ihnen gelten werde. Sie beobachten eine genaue Neutralität zwischen den Männern von Verdienst und ihren Gegenfüßlern, lächeln die Einen so freundlich an als die Andern, begegnen ihnen mit gleich viel oder gleich wenig Achtung und können es unmöglich über ihr Herz bringen, einen schlechten Menschen so zu betrüben, um ihn merken zu lassen, daß er weniger werth ist als ein braver Mann. Nun ist es den Meisten, wenn sonst Alles gleich ist, viel bequemer, schlecht zu seyn, als sich mit Mühe und Aufopferungen um Verdienste zu bewerben, für die man ihnen keinen Dank weiß, und die bei Beförderungen oder andern Belohnungen gar nicht mit in Anschlag kommen. Die natürlichen Folgen hiervon sind, daß Gerechtigkeit, Vaterlandsliebe, Uneigennützigkeit, mit einem Worte, Tugend unter solchen Regierungen ein leerer Name ist; daß Ruhmbegierde und Nacheiferung erschlaffen und endlich gar nicht mehr stattfinden; daß Leute ohne Werth sich in Stellen einschmeicheln oder einbetteln oder einheucheln oder eindrängen, wo sie entweder durch Untüchtigkeit oder bösen Willen oder beides zugleich den größten Schaden thun; daß diese Leute sich's recht zur Pflicht machen, jedes hervor glänzende

Verdienst zu verdunkeln, jedes aufkeimende Talent zu ersticken, jede gemeinnützige Unternehmung abzuschrecken; — daß, wo die Tugend keine Ehre gibt, das Laster endlich aufhört sich zu schämen, und ausschweifende oder niederträchtige Menschen Alles wagen, weil sie merken, daß sie nichts dabei wagen; kurz, daß unter einer solchen nervenlosen Regierung just darüm, weil Jeder thut, was ihm beliebt, entweder gar nichts (welches oft besser ist als etwas) oder so viel Unverständiges, Widersinniges und Verderbliches geschieht, daß oft Menschenalter erfordert werden, die Sachen wieder in einen leidlichen Gang zu setzen.

Kleon. Ich weiß nicht, ob sich unser Freund Eukrates von seinem angebornen Haß gegen die armen Seelen, die er Schwachköpfe nennt, nicht verleiten ließ, uns ein Fratzenbild hinzumalen, wozu es ihm vielleicht schwer werden sollte, ein Original zu finden.

Eukrates. Nicht schwerer, lieber Kleon, als die Augen aufzuthun und —

Kleon. Allenfalls will ich zugeben, daß in Staaten, wo Alles von Einem abhängt, die Schwachheit dieses Einzigen einen großen Theil der schlimmen Folgen, die du uns vorgezählt, nach sich ziehen könnte. Aber in Republiken sehe ich nicht, wie ein schwacher Mann so großen Schaden sollte thun können.

Eukrates. Wir müssen nicht vergessen, daß die Rede von einem schwachen Manne ist, den man an die Spitze der Republik gestellt hat.

Kleon. Sehr wohl! Aber kommt denn Alles auf ihn allein an? Ist seine Macht nicht eingeschränkt? Werden die Verständigen und Wohlgesinnten unthätig bleiben? oder ist es in seiner Gewalt, sie unthätig zu machen?

Stilpon. Ich beſorge, guter Kleon, in einer Republik, wo man einen Mann, wie euer Lampus iſt, eben dadurch, daß man ihn an die Spitze ſetzt, öffentlich für den Beſten erklärt, möchten die Verſtändigen und Wohlgeſinnten ſchwerlich ſtark genug ſeyn, die Thoren und Uebelgeſinnten, die ihm den Staat verwirren helfen werden, an der Ausführung ihres Werkes zu verhindern. Eine ſolche Wahl ſetzt ſchon einen Grad von Verderbniß in der Republik voraus, der wenig Hoffnung zur Geneſung übrig läßt.

Eukrates. Sehr richtig! Eine ſolche Wahl kann nur in einer Republik zu Stande kommen, die ſchon lange aufgehört hat zu empfinden, was Tugend iſt. In dieſer machen die Schlimmen gewiß die ungleich größere Zahl aus; und würden dieſe einen Mann wie Lampus (wenn man anders ſo ein Geſchöpf einen Mann nennen kann) erwählen helfen, wenn ſie nicht unter ihm Alles zu vermögen hofften? Was werden die wenigen Biedermänner, von denen wir drei vielleicht ſchon einen großen Theil ausmachen, gegen ein Bündniß zwiſchen Dummheit und Bosheit ausrichten? Das Anſehen, wodurch wir ihren Unternehmungen Schranken ſetzen könnten, müßten uns die Geſetze geben; und ſind nicht dieſe immer auf der überlegenen Seite? Wahrlich, die Form des Staats macht hierin keinen weſentlichen Unterſchied. Lampus am erſten Platze der Republik ſchadet ſchon genug, wenn er ihr nichts nützt; wenn er den Verſtand nicht hat, weder das Böſe zu verhindern, das die Uebelgeſinnten thun werden, noch die Partei der Wohldenkenden zu unterſtützen und ihrer Wirkſamkeit die beſte Richtung zu geben. Ich geſtehe gern, daß er an einem der unterſten Plätze im gemeinen Weſen unſchädlich ſeyn würde. Auch hab' ich, wie ihr wißt, nichts gegen den Mann an ſich ſelbſt. Nur will ich nicht, daß ihr

den guten Menſchen, wider ſeinen Willen, zum Werkzeug unſers Unglücks und vermuthlich auch ſeines eigenen machen ſollt, indem ihr ihn an einen Platz ſtellt, wo er durch ſeine Unfähigkeit nothwendig ſchädlich werden muß.

„Aber, ſagt Kleon, wie können wir uns entſchließen, eben dieſen Platz einem Manne anzuvertrauen, von dem wir Alle wiſſen, daß er ein Böſewicht iſt?“ — Freilich iſt es eine traurige Nothwendigkeit, die uns dazu bringt. Aber, geſetzt, wir hätten einen Steuermann vonnöthen, der uns über das ägeiſche Meer nach Kreta führen ſollte, und wir könnten in der Eile keinen andern geſchickten Steuermann kriegen als einen, der ſonſt in jedem andern Verhältniß ein böſer Bube wäre: würden wir uns und unſer Schiff lieber einem guten, frommen Menſchen anvertrauen, der von der Schifffahrt gar nichts verſtände? Ich denke, nein. Unſer ſind Viele, würden wir denken. Wir wollen des böſen Menſchen wohl Meiſter werden, wenn er es uns zu grob machen wollte. So ein arger Bube er ſonſt ſeyn mag, ſo iſt er doch ein guter Schiffer; und da er mit uns einerlei Schickſal zu gewarten hätte, wenn wir zu Grunde gingen, ſo können wir uns darauf verlaſſen, daß er ſein Möglichſtes thun wird, uns zu erhalten. Dieß, däucht mich, iſt nun gerade unſer gegenwärtiger Fall. Megillus hat Verſtand und Thätigkeit. Wahr iſt's, ſein Herz taugt nichts; das Glück oder Unglück anderer Menſchen iſt ihm fremd; er iſt ſtolz, herrſchſüchtig, geizig, hart und grauſam; niemals hat er ſich über die Sittlichkeit der Mittel zu ſeinen Abſichten ein Bedenken gemacht; ein nützliches Bubenſtück hat nichts Abſchreckendes für ihn, ſobald er es ungeſtraft thun kann. Sein eigner Privatvortheil wird immer der letzte Zweck aller ſeiner Handlungen ſeyn. Er wird, wenn es ihm zugelaſſen würde, die Republik als

sein Eigenthum behandeln und die Gesetze nicht als Fesseln, die er tragen, sondern als Schlingen, denen er ausweichen muß, ansehen. Er wird Alles anwenden, sich einen Anhang zu machen, durch den er Alles vermöge; und ein jeder Freund seines Vaterlandes, der ihm entgegen arbeitet, wird einen unversöhnlichen Feind in ihm finden. Dieß ist Alles wahr! Aber Megillus hat Verstand, und dieser ist uns Bürge dafür, daß er mit Bedacht und Vorsicht handeln und nie mehr, als zu seinem Zweck schlechterdings nöthig ist, Böses thun wird. Er wird sogar, theils um sich das öffentliche Vertrauen zu erwerben, theils um sein Spiel desto besser zu verbergen, zu allem Guten mitwirken oder wenigstens durch die Finger sehen, was er, ohne Nachtheil seiner besondern Absichten, thun oder zulassen kann. Sein Ehrgeiz ist die schwache Seite, auf welcher ihn die Redlichgesinnten nicht selten mit gutem Erfolge werden angreifen können. Ein Mann, der Verstand hat, mag ein so schlimmes Herz haben, als er will, so sieht er doch immer ein, wie nothwendig es ist, daß er ein Mann von Ehre, ein Beförderer der öffentlichen Wohlfahrt, ein Freund der Männer von Talenten und Verdiensten zu seyn scheine; und dieß macht, daß er oft gerade so handeln muß, als ob er's wäre. Außerdem haben wir bei einem Manne von diesem Schlage noch den Vortheil, daß wir, weil er mit Ueberlegung und Klugheit zu Werke geht, beinahe in jedem vorkommenden Falle ziemlich zuverlässig wissen können, was er thun wird; ein Vortheil, auf den wir bei einem Lampus, der es selbst niemals weiß, wenig Rechnung machen können. Mit einem Worte, in einem Staate, wo ein Mann von Verstand und Thätigkeit an der Spitze steht, werden andere Männer, die diese Eigenschaften auch besitzen, so sehr sie in Grundsätzen und Absichten seine

Gegenfüßler seyn mögen, nie ohne Einfluß seyn und jenem ziemlich das Gleichgewicht halten. Die Gewißheit, daß er bei jedem Schritt aufs schärfste beobachtet wird, macht ihn behutsam; das Ansehen, worin die Patrioten ihres Charakters oder Platzes wegen stehen, nöthigt ihn, sie zu schonen und, da er doch zuweilen ihres Beistandes vonnöthen hat, sie dadurch zu gewinnen, daß auch er zuweilen etwas Gutes, das sie unternehmen, befördern hilft. Ich gebe zu, daß er, auch wenn er etwas Gutes thut, aus unlautern Beweggründen handelt; aber was bekümmert uns dieß? Genug für uns, die wir es mit dem gemeinen Wesen wohl meinen, daß ihn sein Eigennutz selbst oft auf unsere Seite ziehen, und sein Verstand ihn nöthigen wird, manches Böse, wozu er Lust hätte, zu unterlassen, weil es ihm selbst schädlich wäre oder werden könnte, und manches Gute, wider seine Neigung, zu befördern, nicht, weil es gut, sondern, weil es ihm selbst nützlich ist.

So reich der Gegenstand, wovon wir reden, ist, so unnöthig ist es, Alles zu sagen, was sich von einer Sache sagen läßt, sobald man mit Verständigen spricht. Kleon meinte, die Frage, über die wir verschieden dachten, wäre einer Art von Berechnung fähig. Ich glaub' es selbst und überlass' es nun unserem Freunde Stilpon, den Ausspruch zu thun, auf welcher Seite am wenigsten zu verlieren ist.

Stilpon. Soll ich Ihnen meine Meinung unverhohlen sagen? Jeder, däucht mich, hat das Beste für die seinige gesagt, was sich sagen ließ, und, sofern es hier auf eine ungefähre Berechnung der Wahrscheinlichkeiten ankäme, hat Eukrates unstreitig den Vortheil: wiewohl nicht zu leugnen ist, daß es in solchen Fällen immer die zufälligen Umstände sind, die am Ende den Ausschlag geben; und diese können

eben so wohl für die eine als für die andere Meinung fallen. Aber legen wir die Hand aufs Herz und fragen uns: Was müssen die Megarer seyn, und was verdienen sie zu leiden, wenn sie ohne Noth (denn noch ist es so weit mit uns nicht gekommen, daß wir keinen andern Ausweg hätten) die Wohlfahrt ihres gemeinen Wesens auf eine so gefährliche Spitze setzen? Welch ein Einfall, nur einen Augenblick in ernstliche Ueberlegung zu nehmen, ob es besser sey, die Republik einem guten Manne ohne Kopf oder einem Schlaukopf ohne Herz preiszugeben! Unglücks genug für die Staaten, die ihre Regenten aus der Hand des Glücks empfangen, wenn der Zufall sie mit einem Unwürdigen betrügt. Sie haben keine Wahl! — Aber ein Volk, das offene Augen und freie Stimmen hat, dem sogar Gesetze und Eid die Ausübung seines kostbarsten Rechtes zur Pflicht machen, ein solches Volk muß den Menschenverstand verloren haben, wenn es sich jemals einen andern als seinen weisesten und besten Mann zum Regenten gibt. Verzeihen Sie meine Freimüthigkeit —

Eukrates. Hier ist nichts zu verzeihen, guter Stilpon! Sie haben Recht. Aber, wenn nun der größere Theil sich, wie es oft zu gehen pflegt, in seinem Urtheile betrügt und gerade den Unwürdigsten für den Besten ansieht? Wie dann?

Stilpon. Wie dann? Für diesen Fall haben die Gesetze von Megara gesorgt, dächte ich. Eben darum, weil das Volk so leicht einen Mißgriff thun könnte, haben sie das Wahlrecht in die Hände des Senats gestellt; und von den Vormündern des Staats darf und soll man doch voraussetzen können, daß sie Verstand genug haben, in jedem gegebenen Falle — Weiß von Schwarz zu unterscheiden.

Eukrates und Kleon bedankten sich lächelnd für das Compliment, das der Philosoph ihrem ehrwürdigen Orden

zu machen beliebt hatte, und gingen ihres Weges. Zwei oder drei Tage darauf war der Wahltag. Die Rathsherren von Megara sahen so gut als irgend ein Philosoph in der Welt, daß es sich nicht schicke, der Republik einen so blöden Mann wie Lampus oder einen so schlimmen Mann wie Megillus zum Vorsteher zu geben. Sie verglichen sich also und erwählten einmüthig — den Gorgias, den einzigen Mann in Megara, von dem man gestehen mußte, daß er zugleich so unverständig und so bösartig sey, als ein und eben derselbe Mensch beides zugleich seyn kann.

Der Mann rechtfertigte ihre Wahl auf die außerordentlichste Weise; denn er gab gleich in den ersten vier Wochen seiner Staatsverwaltung so viel tolles und heilloses Zeug an, als zwanzig weise Männer in eben so viel Olympiaden nicht wieder hätten gut machen können.

Bravo! rief der Philosoph Stilpon, wenn er wieder von einem neuen Bubenstück oder albernen Streiche hörte, womit der Oberzunftmeister Gorgias seine Regierung verherrlichte.

Nichts war unschuldiger, als Bravo zu rufen. Gleichwohl fanden sich Leute, die in dem Tone, womit er es aussprach, etwas sehr Strafbares bemerkt haben wollten und dem Oberzunftmeister einen Bericht davon erstatteten, der nicht zum Vortheil des Philosophen war.

Wer ist dieser Stilpon? fragte Gorgias. — „Ein Philosoph.“ — Ich habe die Philosophen nie leiden können, und ich denke, wir haben sogar ein Gesetz wider sie, versetzte Gorgias. Wirklich war ein altes Gesetz gegen Müßiggänger, Sterngucker, Marktschreier und Leute, die mit Murmelthieren im Lande herumzogen, vorhanden. Fort mit allem diesem Geschmeißel sagte Gorgias.

Der Philoſoph Stilpon erhielt Befehl, binnen Tag und Nacht Megara zu räumen.

Braviſſimo! rief der Philoſoph Stilpon und zog nach Athen, wo die Philoſophen (ausgenommen daß man ihnen zuweilen für ihr Geld einen Becher voll Schierlingsſaft zu trinken gab) überhaupt ſo wohl gelitten waren, als an irgend einem Ort in der Welt.

Ueber das

göttliche Recht der Obrigkeit,

oder

über den Lehrſatz:

„Daß die höchste Gewalt in einem Staate durch das Volk geſchaffen ſey.“

An Herrn Profeſſor Dohm in Caſſel.

Geſchrieben im Jahre 1777.

Schon lange, mein lieber Freund, hab' ich es bei tausend Gelegenheiten erfahren, daß ich für den Herausgeber eines Journals ein viel zu zartes Gewissen habe. Daher allein kommen die kleinen Anmerkungen, die ich mich zuweilen verbunden glaube unter den Text der Aufsätze, die mir von bekannten oder unbekannten Gelehrten eingeschickt werden, zu setzen. Der Augenschein lehrt zwar, daß ich mich seit geraumer Zeit über diesen Punkt mit großer Bescheidenheit und Selbstverleugnung betragen. Indessen begegnet es doch zuweilen, daß ich — wenn ein Verfasser sich entweder auf eine angebliche Thatsache stützt, von deren Ungrund ich gewiß bin, oder einen Lehrsatz für eine geheiligte Wahrheit ausgibt, der nach meiner Ueberzeugung entweder geradezu falsch oder wenigstens eines von diesen unauflöslichen Problemen ist, über die man ewig Pro und Contra streiten kann, ohne jemals ans Ende zu kommen — in beiderlei es nicht leicht von mir erhalten kann, eine solche Stelle ohne einen kleinen Avis au Lecteur passiren zu lassen.

So ging's mir neulich bei der Stelle Ihrer lesenswürdigen Nachrichten von Portugal (Deutscher Mercur, Sept. 1777), wo Sie (Seite 265 u. 266), nachdem Sie eine Art von herzlichem kosmopolitischen Jubel darüber angestimmt: daß die portugiesischen Reichsstände in ihrem Manifest vom Jahr 1641 so viel Gefühl vom Menschenrecht geäußert und

unter Anderem darin ausdrücklich behauptet: „das Volk habe ein Recht, durch seine Repräsentanten über die Aufführung seines Königs zu erkennen und sich von dessen Herrschaft los zu machen, wofern er sich durch eine schlimme Staatsverwaltung des königlichen Amtes unwürdig mache" — endlich in folgende Nutzanwendung ausbrechen: „sollte man sich nicht schämen, noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemal von unten herauf durch das Volk (dem sie nützen und frommen soll) geschaffen sey — Wahrheiten, die schon im vorigen Jahrhundert und (sogar) in Portugal anerkannt worden."

Ich konnte diese Stelle, die mir gleich beim ersten Lesen wider die Stirne fuhr, aus zwei Ursachen unmöglich, ohne meines Orts Salvanda zu salviren, vorbeigehen lassen — erstens, weil ich den Satz, den Sie (mit der Gewißheit eines Mathematikers, der von einem demonstrirten geometrischen Lehrsatz spricht) für eine große Wahrheit geben, für keine Wahrheit halte; und zweitens, weil Sie sich so auszudrücken scheinen, als ob er mit dem vorgehenden: „daß das Volk nicht um des Monarchen willen da sey," völlig von einem Schlage sey, da doch, meiner Ueberzeugung nach, zwischen diesen beiden Sätzen ganz und gar keine nothwendige Verbindung ist. — Weil ich aber damals weder Raum noch Zeit hatte, den Grund meines von dem Ihrigen (vielleicht nur dem Scheine nach) so verschiedenen politischen Glaubens anzugeben, und Sie den Ihrigen mit einer so heroischen Zuversicht für Wahrheit gaben: so hielt ich's für anständig und bescheiden, mir den Namen selbst zu geben, den Sie mir als

einem (nach Ihrem Syſtem) vom wahren politiſchen Glauben Abweichenden geben mußten und mich einſtweilen bis zum Austrag der Sache demüthiglich für den Ketzer zu erklären; wiewohl ich, nach der Schärfe zu reden, mich ſelbſt für den Rechtgläubigen und Sie — mit Ihrer Erlaubniß — für den Ketzer hielt. Schon damals war ich entſchloſſen, mich nächſtens über die Gründe meiner Meinung zu erklären: und nun, nachdem Sie mich in Ihrem letzten Briefe ſo ernſtlich dazu auffordern, will ich ohne weitere Vorrede zur Sache ſchreiten. — „Im Ernſte (ſagen Sie), ich wüßte nicht, wie man die große Wahrheit, ſo wie ich ſie ausgedrückt habe, verkennen könnte, und ich wäre ſehr begierig zu ſehen, wie der Verfaſſer des goldnen Spiegels, der Lehrer der Könige, das göttliche Recht ſeiner Schüler vertheidigen könnte u. ſ. w.“

Die Könige bedürfen weder meines Unterrichts (denn die Starken bedürfen des Arztes nicht), noch meiner Vertheidigung — oder es ſtände übel um ihre Sicherheit. Aber, da ich ein Menſch bin und nichts Menſchliches als fremd anſehe, iſt mir's ja wohl auch erlaubt, über menſchliche — und, ſoweit meine Divinationskraft reicht — auch über göttliche Dinge zu ſagen, was mich recht dünkt. Und ſo laſſen Sie uns dann, wofern Sie juſt nichts Nöthigeres oder Angenehmeres zu thun haben, hören, wie ich das göttliche Recht — nicht der Könige oder Monarchen ausſchließungsweiſe, ſondern der Obrigkeit überhaupt oder derjenigen, die (nach St. Pauls weiſem Ausdruck) Gewalt über uns haben — für den erſten Anlauf behaupten werde.

Das göttliche Recht der Obrigkeit? — Winke mir nicht so furchtbar, ehrwürdiger Schatten Algernon Sidney's! Ich verkenne das göttliche Recht der Menschheit nicht. Beide Rechte in meinem Sinn, auf gleiche Weise heilig, auf gleiche Weise in dem höhern Rechte der Natur der Dinge und der Nothwendigkeit (dem wahren göttlichen Rechte) gegründet.

Ich werde schreckliche Wahrheiten sagen — wiewohl sich deren nicht eine sagen läßt, die nicht schon lange vor uns gesagt worden wäre. Denn welche Frage ist von Alten und Neuern mehr untersucht, mehr in alle Arten von Licht gestellt, mehr unter allen möglichen Gesichtspunkten betrachtet, mehr mit allem möglichen Eifer und Interesse für und wider debattirt worden, als die Frage: ob die obrigkeitliche Gewalt Gottes Ordnung oder bloße Menschensatzung sey?

Mir ist, denke ich, Alles wohl bekannt, was die Verfechter der wirklichen und vermeinten Rechte der Menschheit für ihre Behauptung:

„daß alle rechtmäßige obrigkeitliche Gewalt vom Volk herrühre,"

jemals vorgebracht haben. Ich zweifle sehr, ob Algernon Sidney, in seinem ausführlichen und vortrefflichen Werke Discourses concerning Government, irgend einem, der bisher auf ihn gefolgt und künftig folgen wird, etwas wirklich Neues zur Befestigung dieses Grundsteins seines ganzen Systems aufzubringen übrig gelassen habe. Sein Buch enthält, neben viel goldenen Wahrheiten, viele höchst verwickelte Probleme, an denen, so wie er sie behauptet, eben so viel falsch als wahr ist. Diese nach der Schärfe zu prüfen und das Wahre darin vom Falschen zu scheiden, würde ein ewiges Werk seyn; und wozu könnte es helfen? — Wir werden,

hoff' ich, einen kürzern Weg finden, um aus dieſem Labyrinth ins Freie zu kommen.

Fürs Erſte etliche Präliminar-Fragen:

1) Was würde ohne Regierung und bürgerliche Verfaſſung aus dem Menſchengeſchlechte werden oder vielmehr längſt geworden ſeyn?

„Barbaren?" — Nein, denn alle Völker, die man ſo zu nennen pflegt, leben unter einer Art von Regierung.

„Wilde?" — Auch dieſe haben ihre Oberhäupter.

Wir wollen alſo weiter fragen. Das einzige Volk, das, ſoviel man weiß, mit völliger Freiheit lebt, ſind die liebenswürdigen, gefühlvollen, geiſtreichen, glücklichen Einwohner von Terra del Fungo; im Ernſte, eine Art von menſchenähnlichen Weſen, die ſo elend iſt, daß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach in weniger als fünfzig Jahren zur Ehre der Natur völlig erloſchen ſeyn wird.

2) Wie lange gab es (allen Urkunden aus den ältern Zeiten unſers Planeten ſeit ſeiner letzten Umſchaffung zufolge) Völkerſchaften und große und kleine Staaten, die von Königen und einzelnen Oberhäuptern regiert wurden, bis ſich endlich das Volk in etlichen kleinen griechiſchen Städten einfallen ließ, anſtatt eines einzelnen Regulus ſich von ihrer vielen unter einem andern Namen und zuletzt (ſo kurze Zeit es auch dauern konnte) ſich gar nicht mehr regieren zu laſſen?

3) Wo iſt der Beweis, daß die erſten Könige und Obrigkeiten unter den Menſchen erwählt worden?

4) Wie ſollt' es wohl ein Volk anfangen, um ſich ſelbſt zu regieren? — Und wenn es, von Natur und Nothwendigkeits wegen, unvermögend iſt, ſich ſelbſt zu regieren, wie kann

man ſagen: es habe ein natürliches Recht zu etwas, wozu es von Natur unvermögend iſt? Und wenn es alſo kein ſolches Recht hat, wie kann es ein Recht, das es nicht hat, einem Andern übertragen?

Ich denke, wir haben uns bereits durchs Dickſte und Gröbſte durchgehauen — Es fängt ſchon an, in dieſer Sylva Sylvarum heller vor uns zu werden — Setzen wir uns denn zuſammen hin und ſehen in aller Gelaſſenheit, ob die Wahrheit, von der uns die Begierde, ſie zu ſuchen, oft zu weit wegführt, nicht vielleicht dicht neben uns ſteht?

Eine Menge Volks iſt — eine Menge großer Kinder — eben ſo unfähig, ohne Obrigkeit ſich ſelbſt in einem leidlichen Zuſtande zu erhalten, als unſere kleinen Kinder leben und gedeihen könnten, wenn man ſie der lieben natürlichen Freiheit überlaſſen wollte. Und warum hat die Natur dieſe letztern ſo lange, bis ſie ſich ſelbſt regieren können, der elterlichen Gewalt unterworfen? — Als weil ſie ſich eine Zeit lang nicht ſelbſt regieren können. Und hier zeigt ſich ein ſehr weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Kind und einem jeden großen Haufen Menſchen, die ſich zuſammen halten und (es ſey nun aus bloſem Zufalle und Inſtinct, nur auf kürze Zeit oder mit Vorſatz und Ueberlegung auf immer) für einen Mann zu ſtehen geſonnen ſind — und die man, in beiden Fällen, Volk nennt. Für das Kind kommt eine Zeit, wo es ſich ſelbſt regieren kann, und ſofort hört die

väterliche Gewalt auf. Für ein Volk gibt's keine solche Zeit in der Natur; je größer, je älter, je aufgeklärter es wird, je unfähiger wird es, sich selbst zu regieren. Ich berufe mich über diesen und alle andere Sätze, die ich blos ihrer Evidenz wegen nicht beweise, auf die allgemeine und besondere Geschichte der ganzen menschlichen Gattung von so viel Jahrtausenden, als man zurückzählen will, bis auf diesen heutigen 31. October 1777. Der Urheber der Natur hat also durch eben den Act, durch den er Menschen machte, das ewige Gesetz der Nothwendigkeit promulgirt: daß sie regiert werden müssen; und — so ist alle obrigkeitliche Gewalt an sich betarchtet göttlichen Rechts.

Wenn sich ein Auflauf unter dem Volk einer Stadt begibt — wird der Erste der Beste, der Muth oder Verwegenheit genug hat, sich an ihre Spitze stellen, ihr Anführer, dem sie blindlings folgen. Erinnern Sie sich nur der Geschichte des Masaniello — sie ist, nach ihren Grundzügen, die Geschichte aller andern Aufrührer, Empörungen und Bürgerkriege. Wenn ein Volk in Gährung geräth und zu schwärmen anfängt, so muß es — diese Nothwendigkeit fühlt gar bald ein jedes einzelnes Glied desselben — einen Anführer haben. Und diesen Anführer hat immer die Natur gemacht. Es ist der, der die meiste Kraft hat, der die Uebrigen in seinen Wirbel hineinziehn und mit sich fortreißen kann, der den meisten Muth, die festeste Entschlossenheit, den feurigsten und anhaltendsten Enthusiasmus äußert. — Unter gewissen Umständen ist's auch wohl der, der am besten schwatzen kann; aber allemal, wo gegenwärtige Noth oder Gefahr gefühlt wird, ist's sicherlich der, der am entschlossensten handelt. Also — sobald ein vermischter Haufen Menschen, so klein oder groß er sey, sich durch irgend einen Zufall in dem wilden,

ordnungslosen Zustande, den man vulgo den Stand der Natur nennt, befindet oder mit Gewalt sich selbst hineinwirft: so wird der Stärkste das Oberhaupt der Uebrigen — nicht durch eine freie Wahl, sondern in Kraft der Natur selbst — weil er den Muth hat, sich dazu aufzuwerfen, und die Kraft in sich fühlt, seinen Platz zu behaupten. — Indem ich der Stärkste sage, ist, wie Sie sehen, die Rede nicht vom Stärksten an Knochen und Sehnen (wiewohl es Fälle gibt, wo ein Sänftenträger mehr zu bedeuten hat, als ein Julius Cäsar), sondern am stärksten an Sinn, Einbildung, Verstand und Muth — von dem, dessen Genius die Uebrigen im Zwang hält und wie Wasserbäche leitet — und um dieser Stärke willen wurde Julius Cäsar am Ende doch Meister von allen Sänftenträgern in Rom, so gut, als von allen Rednern und Schwätzern und kleinen raubsüchtigen Patriciern, parfumirten Cinäden, aimables Débauchés, wovon es im Lager des alten Pompejus wimmelte — und er hätte entweder zuvor das Leben verlieren müssen, oder er mußte, von natürlichen Zwangrechts wegen, Herr über sie werden. Denn was kann der Obergewalt der Natur widerstehen? Zehntausend Mal tausend schwache Menschen sind zusammengezählt nicht stärker gegen einen überwiegend Starken, als es jeder von ihnen einzeln ist.

Ich dächte nach diesen so unmittelbar auf die Constitution der menschlichen Natur und (eben darum!) auf die Geschichte aller Völker von Anbeginn der Welt sich stützenden Prämissen sollt' es nun nicht mehr so schrecklich in Ihren Ohren klingen, wenn ich gerade herausſage: das Recht des Stärkern sey Jure Divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt. Es versteht sich, daß ich mir bei einem Satze, der, so wahr er auch ist, doch ersten Anblicks so gefährlich

aussieht, alle Mißdeutungen, Sophismen und verhaßte Folgerungen verbitten muß. Die Rede ist nicht vom Mißbrauch der Stärke und Gewalt — wiewohl die Natur auch dafür schon gesorgt hat, daß gemißbrauchte und tyrannische Gewalt sich selbst zerstören muß. Ich betrachte für jetzt Alles blos in der Ordnung der Natur — und vermöge dieser ist der Stärkste überall im ganzen All der Schöpfung Meister und Herr; und die Schwächern beugen sich vor ihm, lassen sich von ihm anziehen, bewegen sich um ihn her, vertrauen ihm und erfreuen und trösten sich seines Schutzes: — um so mehr, da, gewöhnlicher Weise, die größte Stärke der wirkenden Kräfte mit verhältnißmäßiger Großmuth, Aufrichtigkeit, Treue, Gutherzigkeit gesellet zu seyn pflegt.

Es ist also dem Wesen der Sache gemäß, es ist Facti, ist immer so gewesen und wird immer so bleiben: unter einem Volk von Jägern ist der kühnste, unverdrossenste, scharfäugigste, duldsamste und dauerhafteste, mit einem Wort, der beste Jäger König; unter einem Volke von Hirten ist's der, der den furchtbarsten Wolf erlegt hat; unter einem wilden Volke, das von Krieg und Raub lebt, ist's der, der die meisten Feinde erschlagen hat — und so sind, ohne allen Zweifel, die ersten Könige entstanden. Die Natur gibt dem Schwächern im Stärkern einen Beschützer, einen Vater. Dieß ist ihr großes Gesetz. Sie hat es nirgends unter Trompetenschall ausrufen oder durch ihren Canzler niederschreiben lassen, denn sie hat keine Trompeter und keinen Canzler und braucht auch keine — sie spricht durch Wirkung und That. Sie sagt nicht: „Ihr Planeten sollt die Sonne für euren König erkennen!" sondern setzt die Sonne mitten unter sie hin; und nun entziehe sich einer ihrer Herrschaft, wenn er kann!

So stellte sie zu verschiedenen Zeiten einen Sesostris — einen Cyrus — einen Alexander — einen Cäsar — einen Attila — einen Karl den Franken — einen Muhammed — einen Timurbeg — einen Gustav Vasa — einen Cromwell auf — —

„Wie? Was? einen Cromwell?" — Ja, mein Freund, einen Cromwell! — und ich fechte dadurch nicht gegen mich selbst: denn der Plan der Natur ist so unermeßlich groß, daß sie oft und alle Augenblicke uns Kurzsichtigen nach widersprechenden Gesetzen und Zwecken zu handeln scheint. — Ja, dieser Cromwell, der Zerstörer der Staatsverfassung seines Vaterlandes, der Mörder seines Königs, der tapferste, der tugendhafteste, devoteste Bösewicht, der vielleicht jemals gelebt hat — war zu seiner Zeit der Stärkste unter seinem Volke, und so folgte daraus, was unter damaligen Umständen folgen mußte. Und — was brauchen wir weitern Zeugnisses? — Die ehrwürdigsten Mächte erkannten laut oder stillschweigend sein Recht; Könige neigten sich vor dem Manne, der ihren Bruder öffentlich durch Nachrichters Hand zum Tode gebracht hatte, schickten ihre Gesandten, nahmen die seinigen an, schlossen Bündnisse mit ihm und suchten seine Freundschaft. — Wenn Könige nicht wissen sollten, was in ihrer eignen Sache Recht ist, wer sollt's wissen?

Doch dieß im Vorbeigehn — denn auf diesem Seitenwege würden wir uns zu weit von unserer Hauptfrage verirren.

Alles, was ich bisher gesagt habe, zweckt dahin ab, als einen Grundsatz aufzustellen: es liege in der menschlichen Natur ein angeborner Instinct, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns

willig von ihm leiten und meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen, und dieß sey die erste Quelle der obrigkeitlichen Gewalt unter den Menschen gewesen.

Und nun behaupte ich, eben dieser Instinct sey auch in der Folge auf Seiten der Völker die Haupturſache gewesen, warum sie sich bei allen den mannigfaltigen Veränderungen beruhiget haben, die nach und nach

per varios casus et tot discrimina rerum

mit der politischen Form und Verfassung der Staaten vorgegangen. Immer verhielt sich das Volk, d. i. der größte Theil der Nation, leidend dabei. Denn auch dann, wenn es anmaßliche oder erwählte Repräsentanten hatte, waren gemeiniglich die Rechte des Volks nur der Schild und Deckmantel, unter welchem die Mächtigsten unter dem Adel und der Klerisei und die Ehrgeizigsten, Verschmitztesten und Beredtesten unter dem Volke ihre Privatabsichten desto sicherer durchzusetzen wußten. — Wenn etwa noch Jemand wäre, der nicht wüßte, was Repräsentanten einer Nation sind: so kann er sich aus der neuern und neuesten Geschichte einer gewissen Ile flottante so trefflich davon belehren, daß es ihm, Alles zusammengerechnet, (wenigstens) eben so sicher dünken wird, seine Menschheitsrechte in unsers lieben Herrn Gottes unmittelbarem Schutz zu wissen, als in den Händen solcher Repräsentanten, die alle Augenblicke die Rolle vergessen, die man ihnen zu spielen gegeben hat, und auch, wenn sie's am besten zu machen scheinen, doch immer nur sich selbst repräsentiren.

Man durchgehe die Geschichte aller Wahlreiche und aller erwählten Regenten und sehe — wie viel die Nation dabei gewinnt, daß Etliche aus ihrem Mittel das Recht haben, denjenigen zum König zu setzen, der ihrem besondern Interesse

am zuträglichsten ist! — Und eben weil in einem Wahlreiche der gemeine Mann, der doch den zahlreichsten und wichtigsten Theil der Nation ausmacht, gar wohl fühlt, wie wenig es ihm verschlägt, wer ihn beherrsche, indem sein Schicksal im Ganzen genommen das nämliche bleiben wird; so sehen wir ihn so ruhig und gleichgültig abwarten, was die Götter dießfalls beschließen: oder, wenn er sich ja für einen Candidaten mehr als für den andern interessirt, so ist es entweder aus irgend einer dumpfsinnigen Parteilichkeit für dessen Haus oder Person oder aus vermeintem Religionsinteresse, oder weil er unter dem einen mehr in Ruhe und Frieden zu leben hofft, als unter dem andern. Allein, da auf seine Theilnehmung so ganz und gar nichts ankömmt — so ist's im Grunde für ihn auch einerlei, ob der Oberherr, der ihm gegeben wird, dazu geboren oder erwählt sey. Sobald er nur einen Reiter auf seinem Rücken fühlt, der seiner mächtig ist, so gibt er sich zufrieden, folgt dem Zügel und duldet den Sporn.

Ueberhaupt sehen wir, daß die Völker sich gern unter eine erbliche Regierung schmiegen, gern einem gewissen Hause, einer festgesetzten Folge von Prinzen unterthan sind, sich gar bald angewöhnen, diese ihre Herren für eine höhere Art von Wesen anzusehen, und vor einem neugebornen Kron- oder Erbprinzen kaum mit weniger Andacht, Glauben, Liebe und Hoffnung die Kniee beugen, als die heiligen drei Könige vor dem Christkindlein. All dieß, lieber Herr und Freund, ist in der menschlichen Natur; und wohl dem gemeinen Manne, dem kein Stephanus Junius Brutus, kein Milton, kein Algernon Sidney, keine Cato's Briefe dieß treuherzige Gefühl wegphilosophirt haben! Er nimmt seine Regenten, gut oder schlimm, als ihm von Gott gegeben an, und ein böser

Herr müßte beinah der Dedschial selbst seyn, bis dem Volk einfiele, die Frage aufzuwerfen: ob es auch wohl schuldig sey, Alles von ihm zu leiden? — So tief sitzt im Menschen das Gefühl, daß die bürgerliche Gesellschaft eben so, wie die ganze Natur, von einer höhern, Alles umfassenden, unabhängigen und unwiderstehlichen Macht zusammengedrückt und dadurch in ihrer Form erhalten werden müsse: [1] — und sofern ihm nur erlaubt ist, über die eine oder die andere dieser regierenden Mächte zu murren, wenn sie's ihm nicht nach seinem Sinn und Bedürfniß machen; so fällt ihm nicht ein, sich gegen sie aufzulehnen, und ein einziger Sonnenblick ist wieder hinlänglich, ihn zufrieden und gutes Muths zu machen.

In ältern Zeiten hatten die Menschen einen großen Glauben an das Los, oder was wir den ungefähren Zufall nennen. Sie sahen es als eine Art von Orakel an, als einen unmittelbaren Ausspruch der Götter, auf den sie mehr Vertrauen setzten, als auf ihre eigne Klugheit. Und so wurde auch zuweilen, bei Erledigungsfällen, die Ernennung des neuen Regenten dem Los oder Zufall überlassen — wie in vielen Republiken noch heutiges Tages geschieht. Die Erbfolge ist eine Art von Los, die in den Augen der Völker eben dadurch eine ganz eigne Heiligkeit erhält, daß man (und dieß mit bestem Grunde) den Prinzen, der vermöge des Erbfolgerechts zum Thron geboren wird, gerade so ansieht und aufnimmt, als ob ihn ein Engel Gottes sichtbarlich aus den Wolken herabgebracht und mit einer durchs ganze Land hinschallenden Stimme gerufen hätte: Sehet, daß ist euer Herr! Und man braucht nur die Menschen, anstatt sie in

[1] Die Instanzen, die ich hievon aus den sogenannten Freistaaten selbst herholen könnte, würden diese Wahrheit auf die frappanteste Weise bestätigen.

abſtracten Theorien ſtudirt zu haben, aus dem gemeinen Leben kennen gelernt und ihre Art, zu empfinden und ſich die Sachen vorzuſtellen, in vielen beſondern Fällen beobachtet zu haben, ſo wird man (glaube ich) ſo überzeugt ſeyn, als ich es bin: daß ein Volk zu einem Prinzen, der ihm ſolchergeſtalt aus dem Himmel in den Schoß gefallen iſt, mehr Vertrauen hat, als zu einem, den es ſelbſt erwählt hätte. Daß freilich die Herren Philoſophen und Staatsgelehrten und all das ehrſüchtige Völklein, das auch gern am Ruder ſitzen und die Welt regieren helfen möchte, anders geſinnt iſt, wollen wir ihnen nicht verdenken; es iſt ſehr natürlich: nur ſollen ſie auch bedenken, daß ſie nicht das Volk, vielleicht nicht der zehentauſendſte Theil des Volks ſind, zu deſſen ungebetenen Vertretern ſie ſich aufwerfen.

Die Natur hat jedem ihrer Geſchöpfe die Triebe und innern Anlagen gegeben, ohne die es nicht das werden könnte, was es ſeyn ſoll. Da die menſchliche Gattung ohne Regierung nicht glücklich ſeyn, nicht einmal erhalten werden konnte: ſo iſt der Menſch von Natur das gelehrigſte und lenkſamſte aller Weſen — man müßte ihn denn nun gar nicht zu behandeln wiſſen. Was ihn aber am meiſten geſchickt macht, ſich regieren zu laſſen — und ſo regieren zu laſſen, wie es gewöhnlich geſchieht — ſind drei oder vier charakteriſtiſche Züge, um derentwillen er ſich von ſeines Gleichen ſchon oft hat den Görgen ſingen laſſen müſſen. — Zum Exempel, daß tauſend Menſchen, die man einzeln nicht vom Flecke bringen könnte, alle zuſammen hinter drein ziehn werden, ſollt' es auch durch die Pforte der Höllen ſeyn, ſobald einer vorangeht und ruft: Ein braver Kerl geht mit! — ſodann: daß ſie es einem Jeden herzlich Dank wiſſen, der ihnen die Mühe erſpart, ſich über eine Sache, die gleichwohl

besorgt werden muß, den Kopf zu zerbrechen; ferner: daß sie sich sehr leicht an etwas gewöhnen, daß nichts so albern, widersinnisch, unlustig, mühselig und beschwerlich ist, das ihnen die Gewohnheit nicht erträglich und zum Theil so leicht macht, daß sie es zuletzt gar nicht mehr fühlen — und endlich: daß sie größtentheils und in den meisten Augenblicken ihres Lebens in einem Nebel wandeln, der sie nicht viel weiter, als vor ihre Füße hinsehen läßt; so daß sie sich um alles Gegenwärtige, was ein wenig weit von ihnen liegt, wenig und um die Zukunft oder die entferntern Folgen des Gegenwärtigen gar nicht bekümmern —: vier Qualitäten, die (unter uns gesagt) der weltberühmten menschlichen Vernunft eben nicht die größte Ehre machen. Aber — ohne sie, wie sollten auch Menschen von ihres Gleichen regiert werden können? — Denn, nachdem die Regierung und bürgerliche Ordnung einmal bei den verschiedenen Völkern Platz genommen und Wurzeln geschlagen, so wird freilich der Fall, daß die Regenten wirklich auch die Besten unter ihrem Volke sind, immer seltner. Aber es bedarf auch dessen nicht schlechterdings. Denn, wenn das Werk nur einmal eingerichtet und im Gange ist, so braucht es eben keiner so starken Hand, um es darin zu erhalten; die Gewalt und Kraft, die den Staat zusammenhält, liegt dann in der ganzen politischen Maschinerie; und es ist zur Noth genug, wenn derjenige, der dafür angesehen wird, als ob er den Olympus trage, nur unten steht und repräsentirt. Wäre das nicht, so müßte von zweien der größten Reiche in Europa schon längst keine Fuge mehr in die andere passen. — Freilich kommen dann auch Fälle — aber darum gibt's auch keine Maschine und keinen Staat, der ewig dauert.

Ich habe behauptet: daß die Völker aus eben dem Grunde natürlicher Nothwendigkeit der obrigkeitlichen Gewalt unterworfen sind, um dessenwillen die Kinder natürliche Unterthanen ihrer Eltern sind. Es wäre leicht, die Aehnlichkeit zwischen einem Volke und einem Kinde ausführlich darzuthun, wenn es, nach dem, was ich eben über die Ursachen der sonderbaren Lenksamkeit der menschlichen Gattung gesagt habe, noch nöthig wäre. Das bekannte: Ihr Griechen bleibt ewig Kinder! ist ein Compliment, das man, ohne sich an ihrer angeblichen Majestät zu versündigen, allen Nationen in der Welt machen kann. Und wie sollt' es auch anders seyn können, da jedes Volk, statt der täglich abgehenden, täglich wieder mit Kindern recrutirt wird, und das eigentliche Alter der Vernunft bei jedem Menschen nur ein schmaler Isthmus zwischen einer zwiefachen Kindheit ist! — Ja selbst in diesem Alter der Vernunft, welch ein Unterschied zwischen tausend Menschen, jeder einzeln und für sich in seinem eignen Wirkungskreise genommen, und eben diesen tausend Menschen, wenn sie in einem Haufen versammelt sind? Ist's nicht uralte, millionenmal bestätigte Wahrheit, daß die Menschen, sobald sie sich in eine Masse zusammendrängen, einzeln den größten Theil ihrer Kraft verlieren? Wie oft hat man gesehen, daß die gescheidtesten Leute einer oder vieler Nationen, sobald sie in großer Anzahl feierlich und in Ceremonien-Röcken versammelt sind, um über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit in Corpore zu deliberiren — sich just in Corpore so albern betragen, so wenig wissen, was sie wollen, einander so wenig verstehen, so viel Zeit mit Nebendingen verderben, über die klarsten Dinge so viel schwatzen, punctiren, grübeln, zanken und sophistisiren, als ob sie die ausgemachtesten — Abderiten wären; und

endlich: — nach, Gott weiß! wie viel Sessionen — zuletzt doch entweder gar nichts zu Stande bringen oder von einem Einzigen, der durch List oder Gewalt Meister über sie wird, sich bemaulkorben und (gern oder ungern) ganz anders wohin führen lassen müssen, als wohin sie anfangs gehen wollten!

Und wenn es denn eine so große Wahrheit ist und bleibt, daß Kinder und Völker aus dem nämlichen Grunde regiert werden müssen: wie auffallend ist nicht das Widersinnische in der Meinung derjenigen, die zu einem Menschheitsrechte machen: „das Volk habe ein unverlierbares Recht, über die Regierung seiner Obrigkeit zu urtheilen und sich, zum Exempel, der Herrschaft seines Königs zu entziehen, wenn er durch eine schlimme Regierung sich der Krone unwürdig gemacht." Wie? Kinder — die eben darum, weil sie sich nicht selbst regieren können, unter väterlicher Gewalt stehen — sollen ein Recht haben, ihren Vater zu controliren? entscheidend zu urtheilen, ob seine Befehle vernünftig und zu ihrem Besten zweckmäßig seyen? ob er ihnen nicht mehr Spielzeug und Naschwerk geben sollte? ob er ihnen in diesem oder jenem Falle die Ruthe auch wohl mit Recht oder nicht zu stark oder keinen Streich zu viel gegeben habe? ob er auch Weisheit und Tugend genug habe, so liebe, artige, gescheidte und im Grunde doch wohl Alles besser wissende Kinder, wie sie sind, zu regieren? ob er nicht zuweilen selbst thue, was er ihnen verbeut? und ob sie also nicht gar wohl befugt seyen, sich mit gesammter Hand über ihn her zu machen und ihm die Ruthe auch zu geben, die er sie so oft unbilliger Weise empfinden lassen u. s. w.? Feine, weise, wohl überlegte Grundsätze — deren Einführung in die Kinderzucht und in die bürgerliche Regierung herrliche Folgen haben würde! — Es mag, wenn Sie wollen, eine ganz

löbliche Beſchäftigung der Herren Philoſophen ſeyn, immer und ewig darüber zu raffiniren, wie den Gebrechen und Schäden der Menſchheit und ihren Einrichtungen geholfen werden könnte: nur müſſen die Mittel, die ſie uns dazu anpreiſen, nicht (wie, leider! faſt immer der Fall iſt) ärger ſeyn, als das Uebel ſelbſt, wovon ſie uns heilen, oder dem ſie zuvorkommen wollen.

Ich ſehe wohl, daß ich noch gar viel zu ſagen hätte, wenn ich ins Detail gehen, die Verbindung meines Grundſatzes mit den echten und allgemein anerkannten Grundmaximen einer jeden guten bürgerlichen Regierung zeigen und auf alle Einwürfe, die ich vorausſehe, auch voraus antworten wollte. — Aber μηδεν αγαν! — Nur dieß laſſen Sie mich jetzt noch ſagen: Wenn wir die Weltgeſchichte von Jahrhundert zu Jahrhundert und die beſonderen Völkergeſchichten von Generation zu Generation überſehen und vergleichen, und ſehen dann, wie wunderbar die unermeßliche Kette von Urſachen und Wirkungen ſich fortſchlingt; wie immer ganz andere Effecte herauskommen, als man von den vermeinten Urſachen erwartet hätte; wie ein Reich, dem von ſeinen eignen Staatsärzten der gewiſſe Untergang als eine Folge jeder angeblichen Sottiſe, ſo die Regierung gemacht, zwanzig und mehr Jahre hinter einander angedroht worden, deſſen ungeachtet ſich in ſeinem Stand und Weſen erhält und die Weisſagungen ſeiner Propheten zu Schanden macht; wie oft die klügſten Maßregeln nichts, und dagegen ein dummer Streich wider Wiſſen und Hoffen deſſen, der ihn gemacht, den beſten Effect hervorgebracht; wie mitten unter allen

anscheinenden Ursachen einer allgemeinen Zerrüttung sich das Ganze doch immer im Gleichgewichte und jede Nation wenigstens in einem leidlichen Zustande erhält — kurz — wenn wir sehen, durch was für ein Minimum von Weisheit die Welt regiert und wahrlich wenigstens so regiert wird, daß es schwerlich einer von uns besser machen würde: so däucht mich, es leuchte stark in die Augen, daß es blos die in allen Regierungen hinter der Scene spielende Theokratie sey, welche macht, daß es, trotz unsern eiteln Besorgnissen — nicht schlimmer und oft gegen alle unsere Deductionen, Theorien und Demonstrationen so viel besser in der Welt geht, als es unsrer einfältigen Meinung nach gehen sollte.

Uebrigens hoffe ich, Sie werden mit mir überzeugt seyn, daß die Auflösung des politischen Problems, worüber ich Ihnen hier meine geringe Meinung en gros mitgetheilt, auf welche Weise sie auch geschehe, in die Praxin wenig oder gar keinen Einfluß habe. Dergleichen Dinge sind gut per la predica. Im Leben selbst aber bleibt's doch immer beim Alten. Es gab eine Zeit, wo die Monarchenfresser — gefährlich waren; dermalen braucht Claus Zettel seinen Kopf nicht aus der Löwenhaut herauszustecken, um uns zu sagen, daß er kein Löwe im Ernste sey. Der Cynismus, der je länger je mehr Mode zu werden scheint, und unter dessen mancherlei komischen Symtomen auch dieß ist, daß wir so stolze Blicke aus unsern Tonnen hervor auf die Könige werfen — wird, wie alle unsre Moden, vorübergehn und schwerlich mehr Spur hinter sich lassen, als die ellenlangen Haaraufsätze und die dreifingerbreiten Haarbeutel. Und so lassen Sie mich mit einer Wahrheit schließen, die gewiß von uns Beiden, so verschieden wir auch über den Grund der obrigkeitlichen Macht denken mögen, mit gleich starker Ueberzeugung für

eine große Wahrheit anerkannt wird — und die ich nicht beſſer noch kürzer auszudrücken weiß, als wie ſie auf dem Grabmal der berühmten Miſtriß Macaulay eingegraben ſteht:

Government
is a Power
delegated for the
Happiness of Mankind
when conducted by
Wisdom, Justice
and Mercy.

Und — um dieſer theoretiſchen Wahrheit auch noch eine Nutzanwendung beizufügen — möchten Obrigkeiten und Unterthanen der Ermahnung Pauls des Apoſtels — der auch blos als Menſch einer der Weiſeſten und Größten war, die je geweſen ſind — ewig treu bleiben:

Ihr Kinder,
ſeyd gehorſam den Eltern
in allen Dingen,
denn dieß iſt dem Herrn gefällig!
Ihr Väter,
erbittert eure Kinder nicht,
auf daß ſie nicht ſcheu werden!

Athenion,

genannt Ariſtion,

oder:

das Glück der Athener unter der Regierung eines vorgeblichen Philoſophen.

1781.

1.

Unter die gelehrten Weidsprüche, die auf das Wort irgend eines großen Mannes, der sie zuerst gesagt hat, und um des blendenden Scheins willen, den sie beim ersten Anblick von sich werfen, ohne weitere Untersuchung für gut angenommen werden, gehört auch das bekannte: Felix Respublica ubi aut Philosophi imperant aut Imperantes philosophantur; das ist, „glücklich sind die Staaten, wo entweder die Philosophen regieren, oder die Regenten philosophiren."

Friede sey mit der Asche des Weisen, aus dessen Munde oder Feder dieser Spruch zum Ersten hervorgegangen! Ich bin gewiß, er hätte mit gutem Gewissen schwören können, daß er eine große Wahrheit zu sagen glaubte; und ich selbst wollte darauf schwören, daß er ein Philosoph war, und daß sein gnädiger Herr oder seine gnädigen Herren — nicht philosophirten.

Ich denke nicht, daß hier erst zu fragen sey, was er unter einem Philosophen verstanden habe. Hätte er nichts weiter mit seinem Spruche sagen wollen, als: ein Volk sey glücklich, das von einem weisen Manne weislich regiert werde: so hätte er eben so wohl gethan, nichts zu sagen. Denn wer wird mit einer Miene, als ob er eine gar wichtige neue Wahrheit zu Tage gefördert habe, sagen: Weisheit ist besser als Unweisheit. Aber ganz gewiß war das auch seine

Meinung nicht. Er verstand unter einem Philosophen keinen Weisen, sondern was man von jeher unter einem Philosophen verstanden hat, einen Mann, der sich auf Philosophie gelegt hat und Philosophie treibt: so wie man unter einem Arzt nicht einen Mann meint, der selbst gesund ist und alle Kranken gesund macht, sondern einen, der die Arzneikunst gelernt hat und treibt, so gut er kann und weiß; oder wie man nicht denjenigen einen Schiffer nennt, der sein Schiff glücklich und wohl behalten an Ort und Stelle führt, sondern den, der die Kunst versteht, ein Schiff zu führen. Vorausgesetzt also, daß in vorbesagtem Weidspruch das Wort Philosoph weder mehr noch weniger bezeichnet, als einen Mann, der, nach Cicero's Erklärung, die Wissenschaft aller göttlichen und menschlichen Dinge, oder nach Wolfens, die Wissenschaft aller möglichen Dinge, insofern sie möglich sind, zu seiner Profession gemacht hat: so sehe ich eben nicht ein, warum ein Staat unter dem Scepter eines Philosophen glücklicher seyn sollte als unter irgend einem andern Ehrenmann, der so viel Verstand hat, seine rechte Hand von seiner linken zu unterscheiden. Daß die Philosophen andrer Meinung sind, und daß es ihnen, weil sie andrer Meinung sind, an Gründen, ihre Meinung aufzustutzen, nicht fehlen könne, laß ich gerne gelten. Aristorenus, der Tonkünstler, behauptete: die Seele sey ein Accord und das Universum eine große Harfe, auf der die Natur Solo spiele! Einem Manne, der so parteiisch für seine Kunst dachte, war es gewiß nicht zu viel, auch zu behaupten oder doch wenigstens zu glauben, die Staaten würden am glücklichsten seyn, wenn sie von lauter Tonkünstlern regiert würden. Und der französische Tanzmeister, der unmöglich begreifen konnte, was die Königin Anna an Herrn Robert Harley gesehen haben könnte, daß

ſie ihn zu ihrem erſten Miniſter gemacht, da er doch der größte Schöps auf ſeinem Tanzboden geweſen — ich bin verſichert, daß in den Augen dieſes ehrlichen Mannes ein guter Tanzmeiſter geſchickter war, die Welt im Gang zu erhalten, als die ſämmtlichen Mitglieder aller Akademien der Wiſſenſchaften in Europa. Es iſt nun einmal nicht anders: Jedermann iſt öffentlich oder heimlich für die Profeſſion, die er treibt, und für die Claſſe, zu welcher er gezählt wird, eingenommen: warum ſollten's die Philoſophen, die doch unſtreitig ſo viel vor uns Andern voraus haben, weniger ſeyn?

Der kürzeſte und ſicherſte Weg, über dieſen Punkt hinter die Wahrheit zu kommen, iſt wohl dieſer, daß man ſich umſehe, wie glücklich die Staaten geweſen ſind, denen es ſo gut worden iſt, von Philoſophen regiert zu werden. Soviel ich weiß, iſt der Fall noch nicht oft vorgekommen. Aber deſto auffallender und vorſtechender wird ohne Zweifel auch das Glück ſolcher Staaten geweſen ſeyn. Mir iſt davon ein Beiſpiel bekannt, das zwar etwas alt, aber vielleicht das merkwürdigſte in ſeiner Art iſt, das die Geſchichte aufzuweiſen hat. Da zu vermuthen iſt, daß der Philoſoph, den ich meine, wenigſtens neunundneunzig von hundert meiner Leſer gänzlich unbekannt ſey: ſo will ich Ihnen ſeine Geſchichte umſtändlich genug erzählen, um ſie eben ſo bekannt mit ihm zu machen, als ob ſie das Glück gehabt hätten, ſelbſt unter ſeiner Regierung zu leben; mit der vorläufigen Verſicherung, daß Sie ſich auf die hiſtoriſche Wahrheit aller Umſtände, ſo außerordentlich und mährchenhaft ſie auch zum Theil klingen mögen, ſo gut als bei irgend einem andern Stück alter Geſchichte verlaſſen können.

2.

Ungefähr hundert und dreißig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte zu Athen ein gewisser Athenion, Bürger und Philosoph daselbst; denn er gehörte zu der Schule des Peripatetikers Erymnäus, von dessen Leben und Thaten aber weiter nichts bis zu uns gekommen ist, als „daß er, ungefähr um diese Zeit, der Schule des Aristoteles oder dem sogenannten Lyceum vorgestanden haben soll." Dieser Athenion schaffte sich in seinen alten Tagen eine ägyptische Sklavin an. Diese Sklavin gebar nach einiger Zeit einen Sohn; und dieser Sohn, der nach dem Namen seines Patrons Athenion genennt wurde, ist der Held der gegenwärtigen Geschichte. Wer auch der Vater seyn mochte, vermuthen läßt sich's wenigstens, daß es der Philosoph Athenion so gut seyn konnte als ein Anderer; und daß er es vielleicht selbst glaube, schlossen Viele daraus, weil er auf den jungen Menschen, nachdem er herangewachsen war, eine besondere Neigung warf und ihn sogar zum Erben einsetzte.

Indessen wollen wir denen, welche vielleicht, um der Ehre der peripatetischen Philosophie willen, lieber sehen möchten, daß der alte Athenion schußfest gegen die Reize der ägyptischen Magd geblieben wäre, unverhalten lassen, daß seine Freigebigkeit gegen den Sohn seiner Sklavin eben sowohl die bloße Erkenntlichkeit für die besondere Treue, womit ihm der junge Mensch zugethan war, als ein stärkeres natürliches Gefühl zur Quelle gehabt haben könne. Denn die Geschichte sagt: als der Philosoph endlich vor hohem Alter schwach und unvermögend geworden, habe Athenion ihn überall, wo er gegangen und gestanden, an der Hand geführt, und Mutter und Sohn hätten ihm bis ans Ende alle die

Treue und Hülfleistung bewiesen, die er nur immer von der zärtlichsten Gattin und dem dankbarsten Sohn hätte erwarten können.

Diese besondere Treue und Ergebenheit konnte von Seiten des jungen Menschen die bloße reine Wirkung seiner Dankbarkeit gegen seinen alten Wohlthäter seyn; sie konnte aber eben sowohl die bloße reine Wirkung seiner Neigung zur Verlassenschaft desselben seyn. Wir erinnern dieses beiläufig denen zu Lieb, welche (mit weniger Menschenkenntniß als Gutherzigkeit) immer geneigt sind, von jedem Schein der Tugend das Beste zu denken, und sich dadurch der Unlust aussetzen, unter zehn Fällen gewöhnlich sieben oder acht Mal richtig betrogen zu werden. Wahr ist's, daß sie dafür auch von jedem Schein des Bösen das Aergste zu denken pflegen, und nicht wenig betroffen sind, wenn sich (wie öfters) am Ende zeigt, daß unter zweien der, den sie für den bösen Menschen ansahen, der gute, und der, für dessen Rechtschaffenheit sie sich verbürgt hätten, der Böswicht ist.

Wie dem aber auch in gegenwärtigem Falle seyn mochte, genug, der Sohn der Aegypterin fand nach dem Tode des Alten, dessen präsumirter Sohn und Erb er war, Mittel, sich das atheniſche Bürgerrecht zu verschaffen, welches in diesen Zeiten nicht mehr so wichtig als im Jahrhundert des Perikles und Demosthenes und daher auch leichter zu erhalten war. Da er zu solchem Ende in eine von den atheniſchen Zünften eingeschrieben werden mußte, so vertauschte er bei dieser Gelegenheit seinen bisherigen Namen Athenion mit Ariſtion, den er in der Folge immer geführt hat, und unter welchem er bei den Alten, welche von ihm sprechen, vorkommt.

3.

Der junge Mann war, wie es scheint, mit allen den Gaben geboren, womit die Natur, nach der Meinung des Philosophen Vanini, seines Gleichen für die Strenge der Gesetze und des Vorurtheils schadlos hält. Die Cultur dieser Gaben und der kluge Gebrauch, den er davon machen würde, waren der einzige Weg, auf dem er aus der Dunkelheit auftauchen konnte, wozu ihn Geburt und Umstände sonst verurtheilt hätten. In dem Hause eines Mannes erzogen, der die philosophischen Wissenschaften mehr aus Liebhaberei als um Gewinns willen trieb, und der sein ganzes Leben gleichsam im Lyceum zubrachte — hatte er vermuthlich von dem, was damals zur Encyklopädie der peripatetischen Schule gehörte, schon so viel begriffen, daß er nach dem Tode seines Vaters Muth genug in sich fühlte, selbst eine Schule zu eröffnen und, nach unserer Art zu reden, den Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften zu machen. Er widmete sich also dieser Lebensart mit eben so viel Eifer als Erfolg, zog viele junge Leute an sich, lehrte öffentlich zu Messana und Lariſſa und verdiente viel Geld. Mit diesem Geld und mit einem ziemlich bekannt gewordenen Namen kehrte er nach Verfluß einiger Jahre in die Minervenstadt zurück, wo er sich durch seinen lebhaften, geschmeidigen und unternehmenden Geist und durch seine Wohlredenheit gar bald bei einem Volke in Ansehen zu setzen wußte, über welches Witz und Beredsamkeit von jeher Alles vermochten.

Ich hätte beinahe einen kleinen Umstand vergessen, den ich gleichwohl nicht übergehen darf, da ein Philosoph, wie Posidonius, in seiner Erzählung der Lebensumstände des Ariſtion, wovon uns Athenäus den Auszug liefert, dessen

nicht ohne Absicht, wie es scheint, Erwähnung that. Aristion fing nämlich seine neue Lebensart damit an, daß er ein schönes junges Mädchen (παιδισκαριον ευμορφον) heirathete — eine Handlung, die ihm, insofern als er das Mädchen heirathete, noch sogar zum Verdienst angerechnet werden könnte; denn das war mehr, als sein eigener Vater gethan hatte; wenigstens war es einem Philosophen aus der peripatetischen Schule, welche bei Berechnung dessen, was das Summum Bonum eines weisen Mannes ausmache, den bonis corporis ihr volles Drittel einräumte, so wenig als irgend einem andern ehrlichen Manne übel auszulegen. Aber unsern Aristion werden wir bald auf einen solchen Fuß kennen lernen, daß wir ihm mit vieler Wahrscheinlichkeit zutrauen können, er habe bei der Heirath der schönen jungen Dirne noch eine kleine Nebenabsicht gehabt, die seiner Klugheit mehr Ehre macht als seinen Sitten — nämlich (um es nur heraus zu sagen) keine geringere, als junge Leute von Stand und Vermögen, auf welche er nun eigentlich Jagd machen wollte, desto leichter ins Garn zu locken. Wenigstens scheint es, Posidonius hätte sich, wenn er eine so unehrbare Sache auf eine nicht ganz unehrbare Art zu verstehen geben wollte, kaum verständlicher ausdrücken können. Auch der Umstand, daß er Athen verließ und seine sophistische Bude in entlegenen Orten aufschlug, bestärkt diesen Verdacht. Die Athener sollten keine Augenzeugen davon seyn, wie er das Vermögen erworben, womit er zu ihnen zurückkehrte. Ein Mensch bleibt immer verächtlich, dem man in der Operation, sich durch niederträchtige Mittel zu bereichern, gleichsam Schritt vor Schritt zugesehen hat. Erscheint er aber nach einer langen Abwesenheit auf einmal wieder als Einer, der sein Glück gemacht hat, so läßt sich die Menge immer vom Glanz des

Goldes blenden und fragt wenig darnach, wie es erworben worden.

4.

Als Ariſtion nach Athen zurück kam, befand ſich Griechenland am Ausbruch einer Kriſis, welche der Geſtalt ſeiner Angelegenheiten, ja der ganzen Verfaſſung von Europa und Aſia eine wichtige Veränderung anzukündigen ſchien.

Seitdem Roms große und unverſöhnliche Mitwerberin um die Oberherrſchaft, Karthago, gefallen, und Antiochus der Große gedemüthigt und jenſeits des Gebirges Taurus eingeſchloſſen worden war, ſchien nun Alles dem glücklichen Genius dieſes wundervollen Freiſtaats weichen zu müſſen. Aber das Schickſal oder (richtiger zu reden) die Herrſchſucht der Römer (die keine andere Grenzen des römiſchen Reiches anerkannte, als wo die Natur aufhörte, Menſchen hervor zu bringen) erweckte ihnen einen neuen Feind, und einen der furchtbarſten, der ſich ihnen jemals entgegen geſtellt hatte, in der Perſon des Königs von Pontus, Mithridates, dem ſeine außerordentlichen Eigenſchaften den Beinamen des Großen erwarben; eine zweideutige Ehre, die faſt immer zu ſehr auf Koſten des menſchlichen Geſchlechts erworben worden iſt, um von einem guten Menſchen geſucht oder beneidet zu werden. Der große Alexander ſelbſt hatte nichts vor ihm voraus, als ſein Glück; und auch in dieſem ſchien ihm Mithridates eine Zeit lang gleich zu ſeyn.

Die Römer konnten den Ehrgeiz dieſes Fürſten — der weder mit dem höflichen Vaſallennamen eines Freundes und

Bundesgenossen des römischen Volkes, noch mit den erweiterten Grenzen, die sein Vater von demselben empfangen hatte, zufrieden war — eben so wenig ertragen, als Mithridates den übermüthigen Stolz dieser Bürger einer italienischen Stadt, die von den Ufern des Tibers sich zu Richtern über die entferntesten Könige aufwarfen und entschlossen schienen, nicht eher zu ruhen, bis sie es dahin gebracht hätten, von den Trümmern der größten Thronen herab der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben. Bei solchen gegenseitigen Gesinnungen konnt' es an Gelegenheit zum Ausbruch nicht fehlen.

Kappadocien, woraus der König von Pontus den von Rom beschützten Ariobarzanes vertrieben hatte, gab den ersten Vorwand; im Grunde aber war es (wie Marius dem Könige auf gut Römisch unter die Augen gesagt hatte) darum zu thun, ob die Römer den Mithridates, oder Mithridates die Römer zwingen könnte, der Unabhängigkeit zu entsagen. Der ehrsüchtige Fürst, durch seine Verbindung mit dem Könige von Armenien und durch den freiwilligen oder erzwungenen Beistand vieler andern asiatischen Völker verstärkt, zog gegen die Römer mit einem Heer zu Felde, in welchem man bis auf zwei und zwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen zählte.

Der Moment, in welchem er diese gebornen Feinde des königlichen Namens, welche außer der Majestät des römischen Volkes keine Majestät erkennen wollten, zu demüthigen hoffte, konnte für sein Vorhaben nicht günstiger seyn. Die Römer waren seit ungefähr zwanzig Jahren erst durch den Krieg mit dem numidischen Fürsten Jugurtha, dann durch die Nothwendigkeit, das Herz ihres Reichs gegen unzählbare Horden unbändiger Wilden zu vertheidigen, welche fluthenweise

aus Germanien in Gallien eingedrungen waren und Italien zu überschwemmen drohten, endlich durch den blutigen marsischen Krieg (mit ihren mißvergnügten und empörten italienischen Bundesgenossen), worin Italien in wenig Jahren über dreimal hundert tausend streitbarer Männer und Jünglinge verloren hatte — die Römer, sage ich, waren durch dieß Alles außerordentlich erschöpft worden; und noch war eben ein neuer fürchterlicher Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla ausgebrochen, der dieser Republik in ihren eigenen Eingeweiden den Untergang drohte. Hierzu kam noch der tödtliche Abscheu, womit die Völker des kleinen Asiens gegen den römischen Namen erfüllt waren; ein Abscheu, der jedem zu ihrem Befreier sich aufwerfenden Eroberer die Thore aller Städte dieser reichen und von Menschen wimmelnden Provinzen zu öffnen versprach.

Mithridates zögerte nicht, sich diesen Zusammenfluß günstiger Umstände zu Nutze zu machen; und glücklicher Weise für ihn waren die ersten römischen Feldherren, die sich ihm entgegen stellten, keine Sylla noch Luculle. Er schlug sie zu verschiedenen Malen, vernichtete ihre Armeen und begegnete den Heerführern Oppius und Aquilius so grausam, so sehr wider Alles, was unter Menschen und Völkern Sitte ist, daß man schon daraus genugsam abnehmen konnte, daß seine Unternehmungen nicht einen billigen Frieden, sondern Roms Untergang zum Ziele hatten und sich mit diesem — oder seinem eigenen enden würden.

5.

Wir haben die Athener und den Philosophen Ariſtion einen Augenblick aus dem Geſicht laſſen müſſen, weil es, da doch der Angelegenheiten des Mithridates Erwähnung geſchehen mußte, anſtändiger war, dem Leſer die Erinnerung an die Geſchichte dieſes berühmten Römerfeindes durch etliche Federſtriche zu erleichtern, als ihn an Bücher zu verweiſen, die er jetzt vielleicht weder Luſt noch Gelegenheit hat nachzuſchlagen. Wir kehren nach dieſem kleinen Abſprung erſt zu den Athenern, dann zu unſerem Sophiſten zurück.

Es war ungefähr zweihundert und vierzig Jahre, ſeit die Griechen durch die berühmte Schlacht bei Chäronea ihre Freiheit verloren — und über hundert, ſeit ſie etwas der Freiheit Aehnliches durch den römiſchen Conſul Flaminius wieder erhalten hatten. Athen hatte während aller dieſer Zeit mancherlei abwechſelnde, zum Theil ſehr widrige Schickſale erfahren. Sie war noch immer eine der größten, volkreichſten und herrlichſten Städte in der Welt; noch immer, wenigſtens dem Namen und Andenken nach, die Stadt der Minerva, die Mutter und Pflegerin der Künſte und der Wiſſenſchaften; aber der Geiſt, den ihr, etliche Jahrhunderte zuvor, einige große Männer eingehaucht hatten, war ſchon lange verflogen, und Athen hatte aufgehört, große Männer hervorzubringen. Der edle ſchöne Charakter, welchen Perikles und Iſokrates dem atheniſchen Volke beilegen, war zuerſt durch die Demokratie, hernach unter der Oberherrſchaft der macedoniſchen Fürſten ſtufenweiſe ſo ausgeartet, daß jene alten Athener, die mit Themiſtokles, Ariſtides und Cimon den größten König von Aſien gedemüthigt hatten — die Athener, die dem Antigonus und Demetrius bei lebendigem

Leibe einen eigenen Prieſter beſtellten und ſie, als Schutzgötter ihrer Stadt, der Minerva und den eleuſiniſchen Göttinnen an die Seite ſetzten, gewiß nicht für ihre Nachkommen erkannt haben würden. Das Herz empört ſich, wenn man beim Plutarch bald die übermüthigen Bübereien, bald die knechtiſchen Niederträchtigkeiten lieſt, welche ſie ſich nicht ſchämten zu begehen, um dem Demetrius Poliorketes heute die unbeſonnenſte Verachtung, morgen die ausſchweifendſte Verehrung und Unterwürfigkeit zu bezeugen. Indeſſen blieb doch die Idee der Freiheit immer die Dulcinea dieſes leichtſinnigen Volkes, ungeachtet ſie mit Händen greifen konnten, daß die Zeit, ſchimmernde Entwürfe zu machen, für ſie vorüber ſey.

So ſchwärmeriſch ihre erſte Dankbarkeit geweſen war, als Flaminius ſie von dem Joche des Königs Philippus befreite, ſo konnten ſie ſich doch bei kälterem Blute des Gefühls nicht erwehren, daß die Freiheit, die man ihnen geſchenkt hatte, nicht viel beſſer als eine Kinderpuppe ſey; und alle helleniſirende Politeſſe, königliche Freigebigkeit und herablaſſende Gefälligkeit, wodurch der Sieger des Perſens, Paulus Aemilius, die römiſche Majeſtät zu mildern und ihr das Verhaßte zu benehmen ſuchte, alle Wohlthaten, welche ſie vor andern griechiſchen Städten von ihm empfangen hatten, erzeugten eben darum, weil es Wohlthaten waren, bei einem ſo flüchtigen, veränderlichen und auf ſeine ehemalige Größe ſo eitelſtolzen Volke nur eine vorüberrauſchende Erkenntlichkeit, welche alle Augenblicke, bei dem geringſten Anſchein, ſich wieder unabhängig machen zu können, in Haß und Empörung umſchlug. Das Widerſinnigſte bei dieſem Allem war, daß ſie durch ſo viele Erfahrung, wie ſie ſich bei jedem ihrer vielen Befreier ſo wenig beſſer, als vorher, befunden und im

Grunde nur einen neuen Beherrscher um den alten eingetauscht, nicht klüger geworden, sondern immer bereit waren, auf eigene Kosten einen neuen eben so vergeblichen Versuch zu machen; wiewohl es nur von ihnen abhing, zu sehen, daß in ihren Umständen und bei der damaligen Lage der Sachen gar nichts mehr zu versuchen war.

6.

So waren die Athener, und so waren die meisten griechischen Städte in Asien und in der eigentlichen Hellas beschaffen und gestimmt, als Mithridates sich ihnen, gleichsam aus hoher glänzender Ferne, als einen neuen Befreier von der Oberherrschaft eben dieser Römer zeigte, denen sie kurz zuvor so ergeben gewesen waren. Ein glattzüngiger Volksredner brauchte ihnen nur in der Hand dieses Fürsten das Zauberbild der Unabhängigkeit mit hellen fröhlichen Farben vorzumalen, um sie in der Trunkenheit der ausschweifendsten Hoffnungen zu Maßnehmungen zu treiben, welche gerade das Gegentheil ihrer Wünsche hervorbringen mußten; und es war nichts, was sie in einem solchen Taumel nicht zu thun und zu leiden fähig waren. Dieß war immer ihr Fehler und ihr Unglück gewesen. Schon Solon hatte ihnen, als sie sich vom Pisistratus bethören ließen, in einer von seinen gesetzgeberlichen Satiren den Vorwurf gemacht:

Immer schaut ihr dem Mann nur auf die schmeichelnde Zunge,
Immer auf das, was er spricht, nimmer auf das, was er thut.

Schlau wie der Fuchs ist Jeder für sich; doch Alle zusammen
Fahrt ihr, wie Blasen voll Luft, leicht an Verstande daher.

Die Verse sind auch im Original eben nicht die schönsten; aber sie sagten den Athenern eine Wahrheit, die durch ihre ganze Geschichte bestätigt wird. Der Erste also, der ihnen den Eroberer Mithridates — nach ihren eigenen Begriffen einen Barbaren, der nur über Knechte zu herrschen gelernt hatte — in dem Licht eines Befreiers und Schutzgottes zeigte, machte sie im nämlichen Augenblick aller Verbindlichkeiten, so sie den Römern hatten, vergessen. Eben diese Freundschaft mit Rom, auf welche sie kaum noch stolz gewesen waren, schien ihnen jetzt die schimpflichste Knechtschaft. Mithridates ward nun der Abgott, an den die Reihe kam. Für ihn, für seine Waffen und Entwürfe beeiferten sie sich nun aufs lebhafteste; und so wie sie ehmals, aus lauter Dankbarkeit für ihre wiedergeschenkte Demokratie, die Ersten waren, die den Antigonus und Demetrius zu Königen ausriefen: so lag es auch jetzt gewiß nicht an ihnen, daß Mithridates, von welchem sie das nämliche Geschenk zu erhalten hofften, nicht auf der Stelle überall zum allgemeinen Herrn der Welt ausgerufen wurde.

7.

Der Mann, der sie in diesen neuen Anfall von Schwärmerei setzte, war der Philosoph Aristion, der (wie gesagt) seit seiner Zurückkunft durch seine Beredsamkeit und durch die

Figur, die er mit seinem auswärts erworbenen Gelde machte, sich bei dem atheniſchen Volke in Anſehen zu ſetzen gewußt hatte. Man ſieht aus der Art ſeines ganzen Verfahrens, daß er nach einem Plan handelte, von deſſen Entwicklung die leichtſinnigen Vögel des Ariſtophanes ſich wenig träumen ließen, wiewohl der Knoten mit allem Fleiße ſo geſchlungen war, daß er ſich juſt auf dieſe Art entwickeln mußte.

Er fing damit an, daß er die Athener die Nothwendigkeit fühlen machte, ſich in Zeiten um die Freundſchaft eines Monarchen zu bewerben, der vermuthlich in Kurzem das Schickſal von Griechenland, ja von ganz Europa in ſeiner Hand haben würde. Dieſer Punkt war, ſo wie die Sachen damals ſtanden, leicht zu erhalten. Die Angelegenheiten der Römer hatten nie mißlicher ausgeſehen. Mithridates ging wie eine neue Sonne über dem politiſchen Horizont auf. Alle griechiſche Städte richteten ihre Augen auf ihn; und die ſchlauen Athener wollten lieber unter den Erſten als unter den Letzten ſeyn, die ſich bei ihm wichtig zu machen und in Gunſten zu ſetzen ſuchten. Die Frage war alſo, wen man an den König Mithridates abſchicken ſollte? Natürlicher Weiſe den beredteſten Mann in Athen; folglich den Ariſtion. Dieß zu erhalten, war der große Punkt geweſen, und der Philoſoph erhielt ihn. Es war zwar nur der erſte Schritt nach ſeinem Ziele, aber die übrigen machten ſich dann von ſelbſt.

Ariſtion reiſete alſo an Mithridates Hoflager ab und wurde ſehr wohl empfangen. Denn dem eben ſo ſtaatsklugen als tapfern und entſchloſſenen Fürſten, der die Tücken des Glücks kannte, und deſſen Macht im Grunde doch immer von ſehr zufälligen Combinationen abhing, kam es auf Gefälligkeit und Liebkoſungen nicht an, wo es darum zu thun

war, die Partei ſeiner Feinde zu ſchwächen und die ſeinige zu verſtärken. Der König und der Philoſoph wurden (wie man ſich's leicht vorſtellen kann) bald einig: das iſt, der König verſprach, was der Philoſoph wollte, weil er wußte, daß er immer Herr bleiben würde, gerade ſo viel zu halten, als ihm belieben würde; und der Philoſoph, der die gute Dispoſition und Freundlichkeit des Königs der geheimen Gewalt zuſchrieb, die ſein Verſtand und ſeine Wohlredenheit über denſelben ausübe, wünſchte ſich ſelbſt zu ſeiner Geſchicklichkeit Glück, den König unvermerkt (wie er ſich ſchmeichelte) zum Werkzeug ſeiner eignen Abſichten gemacht zu haben. Die Geſchichte ſagt zwar nichts ausdrücklich von dem Separat-Artikel, welchen der König und der Philoſoph mit einander abredeten; aber es erhellet aus dem ganzen Zuſammenhang der Sachen, daß ein ſolcher Geheimartikel exiſtirte, und daß er darin beſtand: Ariſtion ſollte, mit Genehmigung und Beiſtand des Mithridates, ſich der höchſten Gewalt in Athen bemächtigen und dafür Seiner Majeſtät in allen billigen und — unbilligen Dingen gehorſam und gewärtig ſeyn.

Mithridates war ein zu großer Fürſt, um ſich viel darum zu bekümmern, wer die Bürger von Athen unmittelbar beherrſchte, und ein zu kluger Mann, um auf die Treue eines Verräthers Staat zu machen; aber es war jetzt blos darum zu thun, die Athener mit der Lockſpeiſe der Freiheit von den Römern abzuziehen. Die Unbeſtändigkeit dieſer ſelbſt in ihrem Verfall noch immer anſehnlichen Republik war bekannt. Solange ſie Republik blieb, war nicht acht Tage auf ſie zu rechnen. Sie mußte alſo, nach damaliger Art zu reden, einen Tyrannen bekommen, und der Tyrann mußte ein Mann ſeyn, der ohnehin ſchon viel beim Volke vermochte. Niemand ſchickte ſich dazu beſſer als Ariſtion.

Sein eignes Intereſſe nöthigte ihn, dem König vor der Hand getreu zu ſeyn: und, wie es auch in der Folge ausfallen möchte, genug, daß Mithridates durch dieſen Mann erreichte, was jetzt für den Moment ſeine Abſicht war. Ging ſein Hauptplan glücklich durch, ſo blieb den Griechen ohnehin nichts Anderes übrig als ſich an den Sieger anzuſchmiegen; fiel es aber widrig aus, ſo halfen die Athener wenigſtens die Römer aufzuhalten, und er gewann indeſſen Zeit, ſich in Aſien deſto beſſer in Verfaſſung zu ſetzen. Der König war alſo bei dieſem Geheimartikel immer der gewinnende Theil, und überließ es übrigens dem atheniſchen Sophiſten, wie gut oder ſchlecht er bei dem ganzen Handel fahren würde.

Ariſtion mußte bei dem Allem ſein Spiel ſehr behutſam ſpielen, um ſeine wahre Abſicht nicht vor der Zeit durchſcheinen zu laſſen und ein Volk dadurch ſcheu zu machen, das eben ſo eiferſüchtig über ſeine Rechte, als unbeſonnen in ſeinen Anſchlägen und ſchwärmeriſch in ſeinen Leidenſchaften war. Die Römer hatten noch immer eine Partei in dieſer großen Stadt; zwar die geringſte an der Zahl, aber an Anſehen und Einfluß beträchtlich genug, weil ſie aus den Edelſten und Reichſten beſtand, denen mit gefährlichen Veränderungen ſelten gedient iſt. Das Volk fing zwar wieder an den Meiſter zu ſpielen; und das, was ihm den Ariſtion ganz außerordentlich werth machte, war, daß er ihm in ſeinen von Hofe aus geſchriebenen Briefen immer die ſtärkſte Hoffnung gab, die Demokratie — den ewigen Gegenſtand ihrer Wünſche und Träume — durch Mithridates Unterſtützung wieder hergeſtellt zu ſehen: aber eben darum würde der kleinſte Vorlaut von ſeinen geheimen Abſichten Alles verderbt haben.

8.

Ariſtion war ein zu feiner Politiker, um die Maske des Patriotism eher abzulegen, bis ſie ihm ihre völlige Dienſte gethan und ihn auf den Punkt gebracht hatte, wo ſie ihm zu nichts mehr helfen konnte. Er hatte den Athenern in ſeinen geſandtſchaftlichen Berichten den großen König immer nur in dem Licht eines großmüthigen Befreiers von dem römiſchen Joche gezeigt, und ſo, wie ſie jetzt größtentheils geſinnt waren, konnte ſie nichts mehr zurückhalten, ſich dieſem in die Arme zu werfen, als etwa die Ungewißheit, ob er auch mächtig genug ſey, ſie bei der Unabhängigkeit welche ſie von ſeiner Freundſchaft erwarteten, gegen ihre ehemaligen Freunde, die Römer, zu ſchützen. Allein dieß konnte nun, da Mithridates Meiſter von ganz Kleinaſien war, da er Alles, was römiſch hieß, an einem Tage aus dem ganzen Umfang dieſer weitläufigen Provinzen vertilgt hatte und ſchon im Begriff ſtand, mit einem ſiegreichen Heer und mit den glänzendſten Hoffnungen in Europa überzugehen, bei einem ſo lebhaften und einbildungsreichen Volke wie die Athener keine Frage mehr ſeyn. Jetzt war der Augenblick gekommen, den Ariſtion ergreifen mußte, um ſich zu gleicher Zeit ſeiner Verpflichtungen gegen den König zu entledigen und ſeinen eignen geheimen Entwurf auszuführen.

Er eilte alſo in Perſon, als der Herold einer fröhlichen Botſchaft, nach Athen zurück; und da er die Erwartung ſeiner leichtgläubigen Mitbürger bereits hoch genug geſpannt hatte, um gewiß zu ſeyn, daß ſie ihn mit ſchwärmeriſchem Entzücken empfangen würden, ſo ließ er es auch auf ſeiner Seite an nichts ermangeln, was dieſe ſeinen Abſichten ſo günſtige Diſpoſition des Volkes unterhalten konnte. Er

wußte, wie viel man über die Menschen gewinnt, wenn man sie zu rechter Zeit als Kinder behandelt, ihre Sinne durch ungewöhnliche Eindrücke überrascht und ihnen nicht Zeit läßt, sich selbst wegen der Bewegungen, wovon sie hingerissen werden, zur Rechenschaft zu ziehen. Der Sohn der ägyptischen Magd, vor Kurzem noch ein bloser Winkelschulmeister und einer der unbedeutendsten Menschen von der Welt, zog, unter einem unglaublichen Zusammenfluß von Zuschauern, die von allen Enden zu dieser prächtigen Farce herbeiströmten, in einem schimmernden Purpurkleide, auf einem Thron mit silbernen Füßen getragen, unter dem lautesten Freudengeschrei des Volkes, wie im Triumph zu Athen ein; und glücklich, wer sich am nächsten zu ihm hinandrängen und den Saum seines wallenden Purpurs berühren konnte! Denn der Mann kam, der ihnen die Freundschaft des großen Königs verschafft hatte; der Mann, der sie von den Schatzungen der Römer zu befreien, ihre liebe Demokratie wieder herzustellen und das schöne Athen zu seiner alten Macht und Herrlichkeit wieder zu erheben — versprochen hatte! War dieß nicht genug, die unmäßigste Freude zu erregen und die ausschweifendsten Ehrenbezeugungen zu rechtfertigen, die einem solchen Mann erwiesen wurden?

Kaum daß man ihm Zeit gelassen hatte, in seinem alten Quartier abzusteigen, so wurde er mit großem Gepränge in ein öffentliches Haus abgeholt, wo man ihm eine Wohnung anwies, die mit Tapeten, Malereien, Bildhauerwerken und silbernen Gefässen aufs prächtigste versehen war. Bald darauf erschien Aristion wieder in einem reichen Staatskleide, mit einem Ring am Finger, in dessen Stein der Kopf des Mithridates geschnitten war, mit einem großen Gefolge vor und hinter ihm her und begleitet von einer Menge Volks,

die vor dem Hause auf ihn gewartet hatte. Mit diesem Pomp erhob er sich in den Tempel des Bacchus, wo die Gewerkschaft dieses Gottes dem Könige Mithridates, als dem neuen Bacchus, und seinem Günstling Aristion zu Ehren ein großes Fest angestellt hatte, und beiden öffentlich Libationen gebracht wurden. Ganz Athen schien sich in einem seltsamen Taumel von Freude und Erwartung herumzudrehen. Der Keramikus wimmelte von Einheimischen und Fremden. Man sprach von nichts als vom Aristion und Mithridates und von den großen Dingen, die zum Heil Griechenlands geschehen würden.

Kluge Leute sahen ohne Zweifel alle diese Ausschweifungen mit eben so nüchternen Augen an, wie wir; aber sie mußten am Ende thun, wie die Andern. Denn das Volk war in keinem Zustande, worin es rathsam gewesen wäre ihm widersprechen oder Mäßigung predigen zu wollen. Man konnte, glaubten sie, dem Günstling des neuen Weltbezwingers Bacchus-Mithridates nicht zu viel Ehre erweisen, sich nicht zu viel um die Gunst des Mannes bewerben, durch dessen Hand Jeder, was er wünschte, von dem großen Geber alles Guten zu erhalten hoffte. Aristions Wohnung war dem Tempel eines wunderthätigen Gottes ähnlich, wo die Ebbe und Fluth der Kommenden und Gehenden nie aufhört. Ging er aus, so hatte er immer einen Hof von Clienten um sich her; kam er zurück, so war es allezeit mit einer Begleitung, die von Gasse zu Gasse immer zahlreicher wurde.

9.

Unſer Philoſoph war der Mann nicht, der eine ſo erwünſchte Hitze ungebraucht hätte erkalten laſſen ſollen. Vermuthlich geſchah es auf ſeine Veranſtaltung (wiewohl Athenäus dieß nicht ausdrücklich ſagt), daß bald nach ſeiner Ankunft das ganze Volk, ohne von den obrigkeitlichen Perſonen, denen ſolches allein zukam, zuſammen berufen zu ſeyn, auf dem gewöhnlichen Platze der Berathſchlagungen ſich verſammelte, um zu hören, was ihnen der wundervolle Ariſtion zu ſagen hätte.

Ariſtion erſchien, beſtieg die Rednerbühne, von welcher er das ganze Volk überſehen konnte, und fing ſeine Rede damit an: er hätte ihnen Sachen von der äußerſten Wichtigkeit vorzutragen; aber eben dieß und die Betrachtung der großen Folgen, die in den gegenwärtigen Zeitläufen daraus entſtehen könnten, wenn er ihnen Alles ſagte, was ihn ſeine Liebe zur Republik zu ſagen dringe, mache ihn ſchüchtern und binde ſeine Zunge.

Das Volk, deſſen Erwartung durch einen ſolchen Eingang aufs äußerſte geſpannt war, rief ihm zu, daß er ungeſcheut reden könne; und Ariſtion, der ſie völlig in der Stimmung ſah, worin er ſie haben wollte, ſtellte ihnen nun mit einer hinreißenden Beredſamkeit vor: daß die Begebenheiten dieſer Tage ſo groß und außerordentlich ſeyen, daß ſie Alles übertrafen, was der ausſchweifendſte Traum einem Menſchen als möglich vorbilden könnte. „Der König Mithridates, ſagte er, iſt in dieſem Augenblick Meiſter von Bithynien, woraus er den Freund der Römer Nikomedes vertrieben hat, von Kappadocien und dem ganzen feſten Lande von Phrygien bis an die Enden von Cilicien; alle Völker am

europäiſchen Meere bis zu den mäotiſchen Sümpfen erkennen ihn für ihren Herrn; die Könige von Armenien und Perſien ſtehen zu ſeinem Befehl; die Römer ſelbſt, deren Obermacht vor Kurzem der ganzen Welt furchtbar war, haben endlich der ſeinigen weichen müſſen. Ihre Kriegsheere ſind aufgerieben, ihre Feldherren Oppius und Aquilius ſind ſeine Gefangnen; und dieſer Aquilius, ein Mann, der die höchſten Würden in Rom bekleidet und über Sicilien triumphirt hatte, muß ſich gefallen laſſen, einem fünf Ellen langen pontiſchen Reiter, Namens Baſternes, an einer langen Kette, womit er ihm an den Leib geſchloſſen iſt, zu Fuße nachzutraben. Alle Römer, von welchen Aſien voll war, ſind an einem Tage bis am Fuß der Altäre, wo ſie vergebens Zuflucht ſuchten, erſchlagen worden. Die Griechen ſelbſt — ſo wüthend iſt in Aſien der Haß gegen Alles, was einem Römer gleich ſieht — ſogar die Griechen, die das römiſche Bürgerrecht haben, konnten ſich nicht anders retten, als indem ſie eilends die verhaßte Toga von ſich warfen und die Kleidung ihres Vaterlandes wieder anzogen, welches Mithridates ehrt und in ſeinem ehmaligen Glanz wieder herzuſtellen beſchloſſen hat. Durchdrungen von dieſen Geſinnungen, empfangen ihn alle Städte Aſiens mit offnen Armen, empfangen ihn nicht wie den größten der Könige, ſondern wie einen Gott. Alle Orakel kündigen ihm die Herrſchaft über den ganzen Erdkreis an. Schon erfüllen ſeine Heere Thracien und Macedonien. Die Provinzen Europa's eilen in die Wette, ſich auf ſeine Seite zu ſchlagen; und nicht nur von den Völkern Italiens, ſondern ſogar von den Karthagern ſind Geſandte bei ihm angelangt und bezeigen ihm ihre Bereitwilligkeit, zur Zerſtörung Roms ihre Waffen mit den ſeinigen zu vereinigen."

Hier hielt der redselige Sophist ein, weil er dem erstaunten Volk etliche Augenblicke Zeit lassen wollte, den Gemüthsbewegungen, worein sie das Anhören dieser Wunderdinge gesetzt, etwas Luft zu machen. — Nach einer kleinen Pause schritt er zur Nutzanwendung des bisher Gesagten. — „Was soll ich euch nun sagen, rief er, wo die Sache selbst so laut spricht? Oder, ihr Männer von Athen, soll ich euch noch erst ermahnen müssen, nicht länger diese Anarchie zu dulden, in welcher euch die Römer zu halten entschlossen sind, bis sie vielleicht einst für gut befinden, euch eine neue, ihren Absichten anpassende Verfassung zu geben? Nicht länger zu dulden, daß eure Tempel zugeschlossen bleiben, und eure Gymnasien, Schauplätze und Gerichtshöfe öde und verlassen stehen? In solchen Umständen wäre es rühmlich, auch bei einem blosen Schimmer von Hoffnung Alles zu wagen; aber es wäre Schande, unthätig zu bleiben, wo der Beistand eines allvermögenden Freundes euch des glücklichsten Erfolges gewiß macht.“

Die Vögel des Aristophanes merkten die Schlinge nicht; sie sahen nur die Lockspeise und fielen gierig und sorglos zu. Sie hatten sich durch ihre tumultuarische Versammlung eigenmächtig wieder in den momentanen Besitz der Demokratie gesetzt; aber was konnte ihnen die höchste Gewalt helfen, wenn sie den ausübenden Theil derselben nicht einem Manne auftrugen, der mit ihnen *eines* Sinnes war, und zu dessen Wohlmeinung sie sich eben so vieles Guten versahen, als zu seinem Ansehen bei dem großen Könige, ihrem neuen Freund, Beschützer und Abgott? Aristion wurde also einhellig zum Oberbefehlshaber über die athenische Kriegsmacht ausgerufen — und das war es eben, was der verschmitzte Jünger des Aristoteles mit

allen ſeinen bisherigen patriotiſchen Bemühungen abgezweckt hatte.

10.

Es war nicht das erſte Mal, daß die Athener in einer Anwandlung von unbeſonnener Fröhlichkeit, die den Abderiten ſelbſt Ehre gemacht hätte, einen Menſchen zum Oberfeldherrn ſchufen, der vom Kriegsweſen gerade ſo viel verſtand, als — ein Magiſter, der über den Polybius lieſt. Schulmeiſter, Gerber, Hufſchmied, Alles galt ihnen gleich! Der Mann, den ſie mit ihrem Zutrauen beehrten, konnte Alles. Aber — glücklich iſt die Republik, die von Philoſophen beherrſcht wird! War es nicht Plato, der das ſagte? Und hatte nicht Plato einen Staat entworfen, wo die Philoſophen herrſchen, die Weiber gemein ſind, und Alles gut geht? Der Weiſe, ſagen die Stoiker, iſt ſchön, edel, reich, durchlauchtig, großmächtig und unüberwindlich, König der Könige und Herr über Alles, weil er Herr über ſich ſelbſt iſt. Und doch glaube ich nicht, daß ſie geſagt haben, er ſey ein Feldherr, ein Steuermann, ein Wundarzt. Die Athener, man muß es geſtehen, hatten zuweilen wunderliche Begriffe. Doch, da es ihrem Freunde, dem Könige Mithridates, nicht an Generalen fehlte, was war am Ende auch daran gelegen, ob der Philoſoph Ariſtion, den ſie zu ihrem Oberfeldherrn machten, viel oder wenig vom Kriege verſtand? Das, was ſie eigentlich wünſchten, war ja Friede und Ueberfluß und Schauſpiele und Luſtbarkeiten und ewiger Müßiggang und Unabhängigkeit und Alles thun zu können, was ihnen einfiele! Wenn ihr Oberfeldherr Ariſtion nur die Kunſt

verstand, ihnen dieß Alles zu verschaffen, was bekümmerten sie sich darum, wie er's anfing, um ihnen dazu zu verhelfen? Eben darum, damit sie sich um die Mittel nicht weiter bekümmern müßten, hatten sie einem so weisen, so wohlmeinenden Manne die oberste Gewalt übertragen.

Wir wollen sehen, wie Aristion die gute Meinung rechtfertigte, die er den Athenern von seiner Weisheit und Tugend eingeflößt hatte, und was er that, um sie — wenigstens so glücklich zu machen, als er konnte. So wenig Gutes wir uns vielleicht zu ihm versehen mögen, so wird sich doch am Ende zeigen, daß er in seiner Art mehr leistete, als wir ihm zugetraut hatten.

11.

Ehe wir aber fortfahren, wird es rathsam seyn, eine Vorsicht zu gebrauchen, welche nunmehr nöthiger zu werden anfängt, als sie es zu Anfang dieser Geschichte war, und unsere Leser wegen der historischen Glaubwürdigkeit derselben sicher zu stellen. In der That wäre die Geschichte des Philosophen Aristion das platteste Stück Arbeit, das man sich nur einbilden könnte, wenn es weiter nichts als ein kleines politisch-satirisches Romänchen wäre, welches wir in der wohlgemeinten Absicht, den Lesern ein paar gute Sittenlehren dadurch beizubringen, aus dem Füllhorn unserer eigenen Erfindungskraft ausgeschüttet hätten. Allein die Geschichte des Aristion ist nichts weniger als Roman, sondern in ganzem Ernst mit allen Umständen, die man bereits gelesen hat und noch lesen wird, eine wahre Geschichte, deren

Glaubwürdigkeit auf dem Anſehen zweier Zeugen beruht, gegen welche keine Einwendung ſtattfindet; wie man uns gern eingeſtehen wird, wenn wir ſagen, daß der eine kein geringerer, als der berühmte Poſidonius, und der andere der weiſe und biederherzige Plutarchus ſelbſt iſt. Poſidonius von Apamea in Syrien, auf welchen ſich Athenäus ausdrücklich als auf den Gewährsmann Alles deſſen beruft, was er im fünften Buche ſeines Gelehrten-Gaſtmahls von unſerm Ariſtion erzählt, war ein Zeitgenoſſe des letztern und ſtand (wie man aus verſchiedenen Stellen des Cicero ſehen kann) in dem Ruf eines der gelehrteſten, beredteſten und weiſeſten Männer ſeiner Zeit und ſeiner Secte, welche die ſtoiſche war. Geſetzt aber auch, der Poſidonius, aus welchem Athenäus ſeine Nachrichten von Ariſtion gezogen, wäre nicht der ſtoiſche Philoſoph dieſes Namens, ſondern ein anderer Poſidonius von Olbiopolis, welchem Suidas einige Bücher atheniſcher Geſchichten oder Denkwürdigkeiten zuſchreibt; ſo wäre doch kein Grund vorhanden, die Glaubwürdigkeit desſelben zu bezweifeln. Doch dieß im Vorbeigehen, da es allenfalls an dem bloſen Zeugniß des Athenäus, wenn er auch ſeinen Gewährsmann nicht genannt hätte, und an dem, was Plutarch im Leben des Sylla von Ariſtion meldet, ſchon genug ſeyn könnte.

12.

In dem Augenblick, da Ariſtion von dem Pöbel von Athen zum Oberbefehlshaber ausgerufen wurde, legte er auch die Maske ab, hinter welcher er bisher ſeine wahre und letzte

Absicht versteckt hatte. Er nahm auf einmal das Ansehen, die Miene und den Ton eines Perikles an und sagte ihnen, nachdem er sich für das Zutrauen, wovon sie ihm eine so wohlüberlegte Probe gegeben, bedankt hatte: „Da ihr also wieder eure eigenen Herren seyd, so werde ich nun, wenn ihr getreulich zu mir haltet, so viel vermögen, als ihr Alle zusammengenommen." Die albernen Leute glaubten, daß er ihnen ein großes Compliment gemacht habe, und merkten nicht, daß er sie mit einer zweideutigen Spitzfindigkeit zum Besten hatte. In einer Republik ist der Mann, der allein so viel vermag, als die Andern alle zusammen, ein Despot, und die atheniſche Demokratie hatte mit der ersten Souverainetätshandlung, die sie dadurch ausübte, daß sie alle ihre Gewalt einem Einzigen übertrug, wieder ein Ende.

Die Art, wie sich der Philosoph Ariſtion der unumschränkten Macht bediente, die ihm von einem unbesonnenen Pöbel in einem unglücklichen Anstoß von schwärmeriſchem Wahnwitz anvertraut worden war, ist unſers Wiſſens ohne Beiſpiel in der Geſchichte. Einfacheres kann man sich nichts denken, als den Plan seiner Staatsverwaltung. Seine einzige Absicht scheint geweſen zu seyn, sich so bald als nur möglich in den alleinigen Beſitz des Ganzen zu setzen, indem er alle Athener, die nicht schon Bettler waren, zu Bettlern machte. Wer nichts hat, hat nichts zu verlieren, dachte der Philosoph; wer nichts zu verlieren hat, hat für nichts zu sorgen, und wer ohne Sorgen blos von einem Tage zum andern lebt, ist, sobald er dieſer Art von Glückſeligkeit ein wenig gewohnt ist, der glücklichſte Menſch von der Welt. Der erſte und der wichtigſte Punkt seiner neuen Regierung war also — die Athener von allen Hinderniſſen eines so glücklichen Zuſtandes zu erleichtern. Das Mittel, wodurch

er dieſe große Staatsoperation bewirkte, war das zweckmäßigſte von der Welt. Er brauchte nur den Reichen Alles zu nehmen, ſo blieb auch den Uebrigen nichts mehr, die ſich bisher durch ihre Induſtrie von den Reichen genährt hatten. Glücklicher Weiſe war in der damaligen Lage der Sachen nichts leichter als dieß, wiewohl unter andern Umſtänden nichts ſchwerer geweſen wäre. Der Pöbel, welcher nichts hatte und bei Weitem den zahlreichſten Theil ausmachte, war mithridatiſch geſinnt — Alle hingegen, die etwas zu verlieren hatten, öffentlich oder heimlich Freunde der Römer. Der Pöbel und der Oberbefehlshaber Ariſtion ſtanden für einen Mann; alle Römiſchgeſinnten wurden alſo für Verräther und Feinde des Vaterlands erklärt und als ſolche entweder ohne weitern Proceß todtgeſchlagen oder, wenn es Männer waren, mit denen man ſo kurz nicht verfahren konnte, gefangen genommen und dem Mithridates zugeſchickt. In beiden Fällen fiel ihr Vermögen dem Staat, d. i. dem Regenten Ariſtion anheim, der, vermöge ſeiner mit dem Volke getroffenen ſtillſchweigenden Convention, den ganzen Staat in ſeiner Perſon vorſtellte. Wer nur die mindeſte Miene machte, daß er mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Vaterlandes nicht zufrieden und alſo (nach der gemeinen Definition) kein guter Bürger ſey, wurde, wenn es ſich nur einigermaßen der Mühe verlohnte, eines geheimen Verſtändniſſes mit den Römern oder doch wenigſtens eines Vorſatzes, ſich in dergleichen einzulaſſen, angeklagt und, wenn er nicht bekennen wollte, ſo lange mit Daumenſchrauben und Folterſeilen gefragt, bis er ſich ſchuldig gab. Ariſtion betrieb dieſes Geſchäft mit ſolchem Ernſt, daß Viele, an welche (weil man doch nicht Alles auf einmal thun kann) die Reihe noch nicht gekommen war, ſich für glücklich genug gehalten hätten, wenn ſie nur ihre Perſon in

Sicherheit hätten bringen können. Aber auch das war nicht erlaubt. Ariſtion beſetzte alle Thore der Stadt mit Soldaten, die keine Seele ohne ſeine Erlaubniß hinaus laſſen durften; und da ſich einige bei Nacht über die Stadtmauer an Stricken heruntergelaſſen hatten, ſchickte er ihnen auf allen Straßen Reiter nach, welche ſie theils wieder zurückbrachten, theils niedermetzelten, wenn ſie ſich nicht gleich ergeben wollten. Auf dieſe Weiſe brachte er in kurzer Zeit einen unermeßlichen Schatz an barem Geld und Geldeswerth zuſammen; denn vermöge ſeines angenommenen ſtaatswirthſchaftlichen Grundſatzes wollte er nicht nur Herr alles Geldes in Athen, ſondern auch, ſo viel möglich, aller Lebensmittel ſeyn, und ſeine Kornböden wurden alſo mit allem Getreide angefüllt, welches einen beträchtlichen Theil der confiſcirten Güter ausmachte. Eine natürliche Folge dieſer Adminiſtration war, daß in kurzer Zeit auch die mithridatiſchgeſinnten Athener nichts mehr zu eſſen hatten. Aber der weiſe Ariſtion hatte dieß vorhergeſehen und ſich nichts darum bekümmert, weil er ein unfehlbares Mittel in Händen hatte, das Schlimmſte, was daraus hätte erfolgen können, ein allgemeines Hungerſterben, zu verhüten. Er ließ nämlich alle Tage beinahe ein Pfund Gerſte (einen Chönix, d. i. ein Maß von ſechzig Unzen, auf vier Tage) auf den Mann unter die ganze Bürgerſchaft austheilen — eine Portion, welche Hühnern oder Gänſen angemeſſener geweſen wäre als Menſchen. Aber Ariſtion, dem nichts ſo ſehr am Herzen lag, als die Sicherheit ſeiner Regierung, hatte wohl erwogen, daß man nicht leben ſoll, um zu eſſen; daß es alſo genug iſt, ſo viel zu eſſen, als man braucht, um nicht zu ſterben; und daß das ſicherſte Mittel, die animam concupiscibilem und irascibilem, den thieriſchen Theil der Menſchen, welcher der Sitz aller böſen und

gefährlichen Leidenschaften, Begierlichkeit, Unzufriedenheit, Widerspenstigkeit und Meuterei ist, im Zaum zu halten, unstreitig dieses ist, wenn man ihm den Brodkorb so hoch als möglich hängt und ihm dadurch die Kräfte entzieht, sich gegen die Vernunft, seine Regenten und Oberherren aufzulehnen.

Der athenische Pöbel war ein so leichtsinniges und jovialisches Völkchen, daß er sich bei Müßiggang und fünfzehn Unzen Gerste des Tags eine Zeit lang noch ziemlich glücklich finden konnte. Allein Aristion hatte doch nicht Alles, was besser als Pöbel war, ausrotten können, und es war zu besorgen, daß noch immer Manche hier und da verborgen stecken könnten, denen das Glück seiner Regierung nicht so völlig einleuchten möchte, daß sie nicht fähig seyn könnten, die Köpfe zusammen zu stecken und Entwürfe zu machen, wobei sein Interesse schwerlich zu Rathe gezogen würde. Bei Tage konnte er deßhalben ruhig seyn, denn da wurde die kleinere Anzahl von der größern genugsam beobachtet; aber, heimliche Zusammenkünfte bei Nacht zu verhindern, gab es nur ein Mittel, das seine vorsichtige Furchtsamkeit beruhigen konnte. Dieses war eine Polizeiverordnung, vermöge welcher bei hoher Strafe verboten war, daß sich Niemand, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch seyn möchte, nach Sonnenuntergang weder mit noch ohne Laterne oder Fackel durfte blicken lassen. Diese Verordnung hatte etwas, das man nicht bei allen Polizeiverordnungen findet: sie erreichte ihren Zweck; aber das undankbare und unbeständige Volk fing jetzt an gewahr zu werden, daß es, um sich besser zu befinden, eine Arznei genommen hatte, die um ein großes Theil schlimmer als die Krankheit war.

Man hat es unserem regierenden Philosophen sehr übel genommen, daß er, nicht zufrieden, das Vermögen so vieler

Privatpersonen an sich gezogen zu haben, seine gottesräuberischen Hände auch sogar nach dem reichen Schatz, der in dem Tempel des Apollo zu Delos verwahrt lag, ausgestreckt und denselben mit Hülfe von zweitausend Mann, womit ihn Archelaus, ein General des Mithridates, unterstützte, weggenommen und nach Athen bringen lassen. Uns dünkt aber, er habe hierin nicht nur seinem Charakter und dem großen Grundsatz seiner Staatsökonomie, zu nehmen, was er erreichen konnte, sondern selbst der gemeinen Politik gemäß gehandelt. Denn, indem er sich des Schatzes zu Delos bemächtigte, that er weiter nichts, als daß er dem römischen Feldherrn Sylla zuvorkam, der es bald hernach mit den Schätzen der Tempel zu Delphi, Olympia und Epidauros eben so machte. Wem die Rechte der Menschheit nicht heilig sind, von dem ist nicht zu erwarten, daß er die Schätze der Götter respectiren werde.

13.

Wir haben oben zu bemerken vergessen, daß Aristion, sobald er sich an der Spitze der Republik sah, statt der Archonten, welche damals waren und als Freunde der Römer keine Gnade vor ihm fanden, andere, welche ihm beliebte, erwählen ließ und, wie leicht zu erachten, Leute, die gänzlich von ihm abhingen und Alles zu leiden und zu thun fähig waren. Die Geschichte nennt uns von seinen Freunden und Werkzeugen nur einen Einzigen, welcher auch, wie er, die Prätension hatte, ein peripatetischer Philosoph zu seyn, und ohne Zweifel durch Aehnlichkeit der Gemüther, eine unbegrenzte

Gefälligkeit gegen den Tyrannen und dadurch, daß er sich willig begnügte, nur eine Nebenrolle unter ihm zu spielen, sich bei ihm in Gunst zu setzen gewußt hatte. Dieser Mensch nannte sich Apellikon, und wir erwähnen seiner hier, da es die Gelegenheit mit sich bringt, um so eher, weil sein Name zufälliger Weise einige Celebrität in der Gelehrtengeschichte erhalten hat.

Apellikon, der so glücklich gewesen war, viel zu erben, hatte sich aus Liebhaberei oder Prätension in den Kopf gesetzt, eine kostbare Bibliothek zu besitzen, und kaufte alle Bücher zusammen, die nur immer um Geld zu haben waren. Von ungefähr wurde ihm die Originalhandschrift der sämmtlichen Werke des Aristoteles zu Kauf angeboten, welche dieser Fürst der Philosophen in seinem letzten Willen seinem Freunde Theophrast, Theophrast auf gleiche Weise seinem Freunde Neleus von Skepsis und dieser seinen eigenen ungelehrten Erben hinterlassen hatte, von welchen sie über hundert und dreißig Jahre in einem Keller dem Moder und den Mäusen Preis gegeben wurden. Das Haus, worin dieser unerkannte Schatz begraben lag, kam endlich an einen Besitzer, der, da er zufälliger Weise hörte, daß Apellikon viel Geld um alte und rare Handschriften gebe, sich erinnerte, daß er dergleichen Waare in einem Winkel seines Kellers liegen habe, und, es sey nun, daß er durch die Tradition oder auf andere Weise erfahren, was es war, diese Handschriften, wiewohl sehr übel zugerichtet, hervorzog und als die Originalhandschrift der Werke des großen Aristoteles an besagten Apellikon verkaufte, der über diesen, wiewohl ihm wenig brauchbaren Schatz eine desto größere Freude hatte, weil allem Vermuthen nach außer der alten Bibliothek zu Alexandria (wo entweder das wahre Autographon dieser Werke oder wenigstens eine davon genommene

Abschrift befindlich war) kein anderes Exemplar davon in der Welt existirte. Er blieb im Besitz desselben, bis Sylla nach Eroberung von Athen unter Anderm, was des Transports werth war, auch die ganze Bibliothek des Apellikon nach Rom abführen ließ. In der Folge erhielt ein gewisser Grammatiker Namens Tyrannion (welchen Lucullus aus Amysa mit nach Rom gebracht, und dessen Cicero an verschiednen Orten seiner Briefe rühmliche Erwähnung thut) von dem Bibliothekar des Sylla die Erlaubniß, diese Handschrift der Werke des Aristoteles zu copiren; und, nachdem er sich unendliche Mühe gegeben, den Text wieder herzustellen oder wenigstens an den verderbtesten Stellen, so gut ihm möglich war, verständlich zu machen, stellte er eine neue Ausgabe derselben ans Licht, wovon nach und nach eine Menge Abschriften ins Publicum kamen. Wenn man es also gleich (wie Einige allzugütig sich auszudrücken beliebt haben) dem Apellikon nicht eben zu danken hat, daß wir noch auf diesen Tag im Besitz der meisten Aristotelischen Schriften sind; so ist doch gewiß, daß er die unverdiente Ehre gehabt, in die Schicksale derselben verflochten zu seyn.

Apellikon, um seine Büchersammlung mit wichtigen Seltenheiten zu bereichern, bediente sich eines zwar sehr wohlfeilen, aber etwas gefährlichen Kunstgriffes, dessen auch einige berühmte Neuere beschuldigt worden sind. Er machte sich kein Bedenken, alte Originalurkunden aus Tempeln und andern öffentlichen Archiven zusammen zu stehlen, würde aber, als er über einer solchen Plünderung des Tempels der Göttermutter auf frischer That ergriffen worden, diesen Frevel theuer haben bezahlen müssen, wenn er nicht Mittel gefunden hätte, sich mit der Flucht zu retten. Indessen wirkten ihm doch die Freunde, die er zu Athen hatte, nach einiger

Zeit die Erlaubniß aus, zurückzukommen; und da er in der Folge einer von den eifrigſten Beförderern des Ariſtion war, mit welchem ihn die gemeinſchaftliche Profeſſion der peripatetiſchen Philoſophie in genauere Verbindung gebracht hatte, ſo war er auch einer von denen, die von der Erhöhung desſelben den meiſten Vortheil zogen. Ariſtion hatte eine ſo gute Meinung von ſeinen militairiſchen Fähigkeiten oder war vielmehr ſo arm an geſchickten Männern, auf die er ſich hätte verlaſſen können, daß er ihm die Behauptung der Inſel Delos, an welcher ihm viel gelegen war, anvertraute. Aber Apellikon wußte ſo wenig, was bei einem ſolchen Geſchäfte zu thun war, daß er die wichtigſten Poſten unbeſetzt und ſich ſelbſt mit den tauſend Mann, die er bei ſich hatte, somno vinoque sepultus, von dem römiſchen General Orbius überrumpeln ließ, noch wohl zufrieden, mit Verluſt ſeiner ganzen Mannſchaft wenigſtens ſeine eigne Perſon durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

14.

Mithridates hatte inzwiſchen durch ſeinen Feldherrn Archelaus ſo große Fortſchritte in den zunächſt an Aſien grenzenden europäiſchen Provinzen, welche die Oberherrſchaft der Römer erkannten, gemacht, daß dieſe, ungeachtet des gefährlichen Zuſtandes, worin ſich die Republik durch den Zuſammenſtoß der Parteien des Marius und Sylla in ihrem Innerſten geſetzt befand, es nicht länger anſtehen laſſen konnten, dem Fortgang eines ſo furchtbaren Feindes Grenzen zu ſetzen. Sylla, welcher kürzlich die Oberhand über die

Partei seines Gegners erhalten hatte und sich die Ehre, den Uebermuth des Mithridates zu dämpfen, von keinem Andern nehmen lassen wollte, eilte mit fünf Legionen nach Griechenland, wo ihm alle Städte, das einzige Athen ausgenommen, ihre Thore öffneten. Aristion und Archelaus, von welchen jener die Stadt und dieser den Piräeus besetzt hielt, waren eben so entschlossen, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen, als Sylla es war, sich, was es auch kosten möchte, von Athen Meister zu machen. Der Detail dieser Belagerung, die den römischen Feldherrn sehr theuer zu stehen kam, gehört nicht zu unserm jetzigen Zweck; wir berühren also nur diejenigen Umstände, welche den Charakter des Aristion und die Art, wie er die Athener glücklich machte, besonders auszeichnen.

Man kann den unendlichen Jammer, der durch diesen einzigen Menschen über die größte und schönste Stadt der Griechen gehäuft wurde, nicht auf das Unglück der Zeiten schieben. So ein thörichtes Volk die Athener zuweilen waren, so hätte es ihnen doch unmöglich einfallen können, die Partei des Mithridates gegen die Römer zu nehmen, wenn sie von Aristion nicht dazu wären verleitet worden. Aber noch viel weniger würden sie unsinnig genug gewesen seyn, eine Belagerung von einem römischen Feldherrn wie Sylla aushalten zu wollen. Denn sie hatten wenig oder nichts zu verlieren, wenn sie ihm ihre Thore gutwillig öffneten, und Alles, wenn sie es aufs Aeußerste ankommen ließen. Aber Aristion hatte sie bethört, da sie noch frei genug waren, einen eignen Willen zu haben: und jetzt, da er seinen Zweck erreicht und sich zum Herrn über sie aufgeworfen hatte, war die Frage nicht mehr, was die Athener wollten oder wünschten, oder was die Erhaltung der Stadt und ihrer unglücklichen Einwohner erforderte; sondern, was der Tyrann

Ariſtion wollte, welcher wohl wußte, daß er, ſobald Athen in der Römer Hände zurück fiel, wieder nichts war und alſo Alles, was er für den Mithridates that, für ſich ſelbſt that. Es iſt zu glauben, daß er auf die anſcheinende Uebermacht des letztern und auf einen noch zu rechter Zeit kommen werdenden Entſatz gerechnet habe. — Und doch, wenn man ſein Betragen während der Belagerung anſieht, kann man kaum anders von ihm denken, als daß er nach dem großen Grundſatz aller Diebe und Räuber, denen mitten in den zügelloſeſten Befriedigungen ihrer Lüſte immer vom Galgen träumt, ſich wenigſtens, wie Curtius, eh er ſich in den Pfuhl ſtürzte, die kurze Zeit, wo ihm noch Alles erlaubt war, recht überſchwenglich habe zu Nutze machen wollen.

Die Züge von ſinnloſem Uebermuth und kaltblütiger Grauſamkeit, die wir von ihm noch zu erzählen haben, würden unglaublich ſeyn, wenn ſie nicht den gutherzigſten Mann des ganzen Alterthums, den ehrlichen Plutarch ſelbſt, zum Gewährsmann hätten, der nicht fähig war, einem Menſchen, ſo ſchlimm er auch ſeyn mochte, mehr Böſes nachzuſagen, als er ſich durch die Pflicht gegen die Wahrheit verbunden glaubte.

Ariſtion hatte, wie wir bereits gehört, auf alle Weiſe dafür geſorgt, daß die Athener ſeiner Gnade leben mußten, und es lag nur an ihnen, ſich bei ihren vielen Schauſpielen und einem Pfund Gerſte des Tags (welches doch immer mehr war, als worauf ein Diogenes ſicher rechnen konnte) glücklich zu halten. Aber dieſe Munificenz hörte vermuthlich auf, nachdem Sylla der Stadt alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeſchnitten hatte. Ariſtion mußte nun dafür ſorgen, daß es ihm und ſeinen Geſellen nicht ausgehe; die Stadt mochte für ſich ſelbſt ſorgen, wie ſie konnte. Das

Elend der unglücklichen Leute wurde unbeschreiblich groß. Ein Medimnus Korn (ungefähr hundert Pfund am Gewichte) wurde bis um tausend Drachmen (über hundertsechsundsechzig Rthlr.) verkauft. Das gemeine Volk war dahin gebracht, Gras — und, als es auch daran gebrach, gesottnes Leder von ihren Schuhen, und Oelflaschen zu essen. Viele trieb die Wuth des Hungers, sich sogar mit todten Körpern zu nähren. Mitten unter diesem allgemeinen Jammer überließ sich Aristion mit seinen Freunden allen möglichen Ausschweifungen, brachte Tag und Nacht mit Tanzen, Schwelgen und Trinken zu; und über der Tafel erschöpften die feinen Herren ihren Witz, Spöttereien und Zoten zu erfinden, um sie dem Sylla von den Mauern herab zuzurufen und ihm dadurch zu zeigen, wie wenig man sich aus ihm mache. Zu der sorglosesten Gleichgültigkeit gegen das Elend seiner Mitbürger fügte der Tyrann, um es vollkommen zu machen, noch die grausamste Verhöhnung. Als ihn die Oberpriesterin der Minerva in der äußersten Noth nur um ein halbes Nößel Weizen bitten ließ, schickte er ihr ein halbes Nößel Pfeffer; und die Rathsherren und Priester, die ihn fußfällig baten, Mitleiden mit der Stadt zu haben, ließ er mit Pfeilschüssen zurücktreiben, ohne sie nur anhören zu wollen.

Indessen wurde die Noth zuletzt so groß, daß sich der unsinnige Mensch endlich entschloß, ein Paar von seinen Zechbrüdern an den römischen Feldherrn abzuschicken, die ihm von Friedemachen sprechen sollten. Die Deputirten waren, wie es scheint, dessen, der sie abgeschickt hatte, vollkommen würdig. Denn, anstatt irgend einen vernünftigen Vorschlag, der auf Rettung der Stadt abgezielt hätte, zu thun, schwatzten sie dem Sylla ein Langes und Breites von

den Verdienſten des Theſeus und Eumolpus und von den großen Thaten ihrer Vorfahren im mediſchen Kriege vor; ſo daß ihm endlich die Geduld ausging, und er ſie mit den Worten unterbrach und abfertigte: „Meine ſchönen Herren, ſteckt eure Rede wieder in euren Schulſack und geht, wo ihr hergekommen ſeyd! Die Römer haben mich nicht zu euch geſchickt, um in die Schule zu gehen, ſondern, um Aufrührer zu züchtigen.“

Während dieſer Audienz war dem Sylla eine gewiſſe Stelle der Stadtmauer verrathen worden, wo ſie wegen einer daran ſtoßenden Anhöhe am leichteſten zu erſteigen war; und gerade dieſe Stelle hatte Ariſtion, um ſich in Allem immer gleich zu bleiben, unbeſchützt gelaſſen. Sylla machte ſich dieſe Entdeckung in der nächſten Nacht zu Nutz, erſtieg die Mauer, ließ ſogleich ſo viel, als nöthig war, niederreißen und zog mitten in der Nacht unter einem entſetzlichen Lärmen von Trompeten und Hörnern und bei dem noch ſchrecklichern Geſchrei ſeines ganzen Kriegsheeres, welchem er die Erlaubniß zu plündern und zu morden gegeben hatte, in die unglückliche Stadt ein. Die Soldaten ſtürzten ſich mit bloſen Schwertern durch alle Gaſſen und ermordeten in der erſten Wuth ohne Verſchonen Alles, was ihnen in den Wurf kam, Männer, Weiber und Kinder. Die armen Leute waren von Hunger ſo entkräftet, daß ſie nicht einmal fliehen konnten. Sie blieben ſtehen und ließen ſich geduldig niedermetzeln; Viele, welche dieſe gräuliche Verwüſtung ihrer Stadt, dieſes ſchönen Athens, worauf ſie einſt ſo ſtolz geweſen waren, nicht überleben wollten, gaben ſich den Tod ſelbſt. Jedermann erwartete von dem bekannten Charakter des römiſchen Feldherrn, daß nichts als die gänzliche Zerſtörung einer Stadt, deren Eroberung ihm ſo viel gekoſtet hatte, ſeine

Rache würde sättigen können; aber Meidias und Kalliphon, zwei von dem Tyrannen Aristion verbannte vornehme Athener, die sich ihm zu Füßen warfen, von den Vorbitten aller anwesenden römischen Senatoren unterstützt, erhielten endlich durch anhaltendes Flehen, daß er der Stadt zu verschonen versprach. Ich vergebe, sagte er, den Vielen um der Wenigen und den Lebenden um der Todten willen.

Aristion hatte sich indessen in die Burg zurückgezogen und ergab sich nicht eher, bis er aus gänzlichem Mangel an Wasser dazu gezwungen war. Er wußte, was er von den Römern zu erwarten hatte; aber er hatte keinen Muth, sein Leben wenigstens mit einer edeln That zu enden.

15.

Bald darauf machte sich Sylla auch vom Piräeus Meister, dessen Befestigungen er nebst dem Arsenal, einem der herrlichsten Gebäude im ganzen Griechenland, gänzlich zerstöret.

Dieser Tag war, so zu sagen, der Todestag der Stadt Athen, als eine Republik betrachtet, die sich noch immer für ansehnlich genug gehalten hatte, bei Gelegenheit ihre Rolle mitzuspielen. Die Stadt der Minerva lebte und blühte zwar in der Folge wieder auf und erhielt unter den Cäsarn nicht nur ihren alten Glanz wieder, sondern wurde sogar von Hadrian, der sie vorzüglich liebte, ansehnlich verschönert; aber sie begnügte sich zu ihrem Glücke an der Ehre, der Hauptsitz der Gelehrsamkeit, des Geschmacks und der feinern Sitten zu seyn, und entsagte auf ewig der gefährlichen Eitelkeit, sich in die Händel der Weltbeherrscher zu mengen.

Ariſtion, der das, was er an den armen Athenern verſchuldet, durch jede Todesart noch immer zu gelinde gebüßt hätte, wurde, nach Plutarch und Strabo, nebſt einigen ſeiner ſchlimmſten Mitſchuldigen ſogleich, nachdem er ſich auf Gnad und Ungnad hatte ergeben müſſen, auf Befehl des Sylla umgebracht, nach dem Bericht des Appianus hingegen eine Zeit lang gefangen gehalten und erſt nach dem zwiſchen dem römiſchen Feldherrn und dem Mithridates durch Vermittlung des Archelaus geſchloſſenen Vergleich dem letztern zu Gefallen heimlich durch Gift aus dem Wege geräumt.

Dieſer Elende, der ohne Zweifel den Namen eines Philoſophen nicht beſſer verdiente als den Namen eines Regenten, wiewohl er die Eitelkeit gehabt hatte, in verſchiedenen Zeitpunkten ſeines Lebens Beides ſeyn zu wollen, gibt eines von den ſtärkſten Beiſpielen ab, wie viel die Entwicklung deſſen, was in einem Menſchen liegt, von den Umſtänden abhängt. Wäre er ſein Leben lang Schulmeiſter oder peripatetiſcher Philoſoph (wie er ſich nennen ließ) geblieben, ſo wäre vermuthlich nie an den Tag gekommen, daß ſeine Seele, nach Plutarchs Ausdruck, eine Compoſition von Schwelgerei und Grauſamkeit war. Er würde zwar immer ein verächtlicher Menſch geweſen ſeyn und bei Gelegenheit eine Schuld abgeſchworen, ein falſches Teſtament untergeſchoben, Knaben und Weiblein verführt, auch wohl, wenn etwas dabei zu gewinnen geweſen wäre, einem ehrlichen Mann Gift gegeben oder im Dunkeln und hinterrücks ein Meſſer in den Leib geſtoßen haben; aber, um ſich in ſeiner wahren nackten Geſtalt zu zeigen, mußte er in eine Lage kommen, wo er Alles ſeyn durfte, was er ſeyn wollte.

Indeſſen war eine Zeit, wo ihm die Athener von allen den ſchändlichen Eigenſchaften, wovon ſie endlich das Opfer

wurden, nichts zutrauten; eine Zeit, wo er für einen feinen, wohlberedten und staatsklugen Mann und für einen ihrer Besten galt, welches er doch, so schlecht auch die Andern seyn mochten, sicherlich nicht gewesen ist. Gestehen wir jedoch, daß es ihre eigene Schuld war, wenn sie so übel von ihm betrogen wurden. Daß der vorgebliche Philosoph einer von denen sey, welchen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht so lange gleich viel gilt, bis ihnen dieses oder jenes mehr einträgt und ihren Leidenschaften beförderlicher ist, dieß hätten sie früher merken können; und von dem Menschen, der unter dem Namen eines Professors der Philosophie in Compagnie mit einem hübschen Mädchen auf reiche Jünglinge Jagd machte, war das Aergste zu erwarten, sobald man ihn in den Stand setzte, seine kleinen Bübereien im Großen zu treiben. Auf einer andern Seite lassen sich Umstände denken, unter deren Einfluß eben dieser Athenion, genannt Aristion, ohne sich jemals etwas von Tyrannei träumen zu lassen, ein ganz feiner Professor zu Athen oder Alexandria gewesen wäre, ein neues System gemacht, eine Secte gestiftet und, anstatt einer häßlichen Rolle in der politischen Welt, eine sehr glänzende in der philosophischen Geschichte gespielt hätte — und das Alles, ohne im innern Grunde seines Wesens um ein Haar ein besserer Mann gewesen zu seyn, als er auf dem Wege war, worauf ihn sein Schicksal führte.

Die Umstände machen also, bald daß ein Mensch scheint, was er nicht ist — bald daß das wirklich sichtbar und fühlbar wird, was er ist; aber der edle und gute Mensch ist und bleibt unter allen Umständen edel und gut. Abdalonymus war ein rechtschaffener Mann, da er von dem Ertrag eines kleinen Gartens lebte, den er mit eigenen Händen baute, und blieb, was er war, nachdem ihn Alexander zum

König von Tyrus gemacht hatte. Ariſtion war ein maskirter Böſewicht, da er noch der Philoſoph Ariſtion hieß, und wurde als ein Böſewicht erfunden, ſobald ihn das Glück auf die Capelle ſetzte.

Die Kaiſer Marcus Aurelius und Julianus machten der Philoſophie ganz andere Ehre als Ariſtion, und doch iſt vielleicht noch eine Frage, ob beide ohne die Prätenſion an den Philoſophenmantel nicht noch beſſere Regenten geweſen wären; aber dieß iſt gewiß, wenn ſie es waren, ſo kam es nicht daher, weil ſie Philoſophen, ſondern, weil ſie tugendhafte Menſchen waren.

Patriotiſcher Beitrag

zu

Deutſchlands höchſtem Flor,

veranlaßt

durch einen im Jahr 1780 gedruckten Vorſchlag
dieſes Namens.

So haben wir ſie denn endlich erlebt, dieſe von Barden und Allraunen geweisſagte, aber ſelbſt von Barden und Allraunen nicht ſo nahe geglaubte Zeit! Nicht erſt unſere Urenkel oder die Enkel unſerer Urenkel, nein, wir ſelbſt werden ſie ſehen! Es nähert ſich das goldene Alter Deutſchlands — ja, was ſag' ich? Es iſt ſchon da!

Magnus ab integro Seclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna!

Deutſchland in ſeinem höchſten Flor! In einem Flor, worin noch kein Land, kein Volk der Erde geſtanden, ſeitdem es Völker auf Erden gibt! In einem Flor, der Germanien zur Königin der Länder, die zukünftige deutſche Akademie zur Königin aller Akademien und das neue Reichskammer-Gerichtsarchiv zum Urbild aller Archive machen wird! Selige, goldner als goldne Zeit!

Eilet, ſagten die Parcen zu ihren Spindeln, die ſchönen Tage zu ſpinnen!

Und dreimal glücklich wir, daß wir ſie erlebt haben! Und, o! des glorreichen, vor allen andern Jahrhunderten verherrlichten achtzehnten Jahrhunderts, deſſen letztes Fünftel auserſehen iſt, ſeine zahlreichen Wunder mit dieſer unſere verwegenſten Wünſche übertreffenden Fülle von immer dauernder, immer ſteigender Nationalglückſeligkeit zu krönen!

Sage mir Niemand: „Es ist ja nur ein Vorschlag!“ — Was Vorschlag! Alles ist so gut, als ob es schon wäre. Das neue Reichskammer-Gerichtsarchiv steht schon in altgothischer Majestät vor meinen Augen da! Schon seh' ich die zehn oder zwölf Mitglieder der deutschen Akademie pragmatischer Wissenschaften ihre jährlichen Pensionen von zehn tausend Gulden einstreichen! Schon haben die deutschen Fürsten und Herren (die Reichsstädte hoffentlich mit eingeschlossen) von dem ihnen so edelmüthig zu zwei und ein halb Procent vorgestreckten Capital von zwei und siebzig Millionen Gulden ihre Schulden bezahlt! Kurz, was in sechs oder zehn oder zwölf Jahren unfehlbar seyn wird, ist so viel, als ob es jetzt schon wäre. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es will! Da haben wir's mit klaren Worten! Deutschland darf nur wollen. Denn der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel sagte ja: Man kann Alles, was man will; und alles Volk sprach Amen! und seit dem sagen und glauben Leute mit allerlei Nasenwurzeln, daß man nur wollen dürfe!

Und wer wollte nicht wollen? Was ist leichter und mehr in eines Jeden Gewalt als wollen? Oder, falls es auch eines Bewegungsgrundes bedürfte, was für ein stärkerer Antrieb zum Wollen, als Alles können, sobald man will? Unsere schwachmüthigen, einfältigen Vorfahren, die ließen sich freilich so was nicht träumen! Die würden sich eingebildet haben, daß ein solcher Vorschlag zu den süßen patriotischen Träumen gehöre, deren man sich in guter Laune auf einen Tag bei Duzenden und Schocken träumen lassen kann, weil man nur träumen wollen darf, und gegen die weiter nichts einzuwenden ist, als daß sie — in dieser armen Alltagswelt — moralisch, politisch und ökonomisch unmöglich sind. Aber, seitdem uns die große Wahrheit geoffenbart ist, daß man Alles kann,

was man will, seit dem kann von einer so schwachherzigen Einwendung die Rede nicht mehr seyn. Deutschland in seinem höchsten Flor, wenn es will — Zweifeln Sie nicht, edler, vaterländischer deutscher Mann! Deutschland will. Warum sollte es nicht wollen? Wer sollte nicht den höchsten Flor seines Vaterlandes wollen? O, ganz gewiß, es will! — Die herrlichen Zeiten! Ich sehe sie schon! Sie sind da! Deutschland will! Die allgemeine Freude, die allgemeine Schwärmerei, womit dieser eben so unverhoffte als glücklich ersonnene Vorschlag aufgenommen wurde, ist uns Bürge dafür. Kaiser und Reich, an welche derselbe gerichtet ist, können unmöglich die so offenbaren, so einleuchtenden Vortheile, die ihnen dargeboten werden, von sich weisen! Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, sobald das Ratificationsgeschäft des Teschner Friedens und die westphälische Grafensache beendigt sind, nichts Dringenderes haben werden, als zu wollen, „daß Deutschland die höchste Stufe seines Glücks und Ansehens erreiche."

Und man bedenke, nur mit einem Fond von hundert Millionen Gulden rheinisch! Welch ein geringer Aufwand, welch ein kleines, leichtes, in unser Aller Taschen (so wenig auch darin seyn mag) liegendes Mittel zu einem so großen Zwecke! Was sind hundert Millionen Gulden? Was sind sie für ein so reiches Land, wie Deutschland? für ein Land, dessen Einwohner, wenn man auch nur vierzig Gulden auf jeden Kopf im Durchschnitt rechnet, wenigstens tausend Millionen jährlicher Einkünfte haben? Welcher Ehrenmann, der zum Beispiel tausend Gulden jährlich einnimmt, wird nicht mit Freuden hundert Gulden hergeben wollen, um die sämmtlichen deutschen Reichslande in die allerblühendsten Umstände zu setzen? Hat der edle Erfinder des Vorschlags

also nicht vollkommen Recht, zu sagen, daß Deutschland nur wollen dürfe?

Indessen, so einleuchtend dieß Alles ist, so ist doch nicht zu bergen, daß sein Vorschlag über die Art und Weise, wie diese wahre Kleinigkeit der hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden soll, in der Ausführung mehr Schwierigkeiten finden dürfte, als sich der patriotische Verfasser im ersten Feuer der Erfindung vielleicht vorgestellt haben mag. — „Man hebt (spricht er) im Durchschnitte von jedem Morgen Land fünf, sechs oder zehn Kreuzer; so geben die neunzig Millionen Morgen, die in Deutschland wirklich angebaut werden, gerade neunzig Millionen Gulden." — Das ist freilich leicht zu sagen, und eben so leicht ist's in der Vorstellung, „die deutschen Zins- und Zehntherren, die Juden, die getauften Handels- und Gewerbsleute, die Inhaber der Fischwasser und die gesammte Dienerschaft der deutschen Staaten binnen zwölf, zehn oder sechs Jahren mit einer Abgabe von zwölf Millionen zu belegen." — Aber Sie glauben nicht, wertheſter Herr, was diese Auflage in Concreto in den zehn Reichskreisen, rücksichtlich auf die (wie Sie wissen) so sehr verschiedene physisch-ökonomische und noch ungleich verschiedenere und zum Theil (wie Sie gleichfalls wissen) höchst verwickelte bürgerliche Verfassung und Verhältnisse der unzähligen deutschen Staaten, in der Ausführung für leidige Schwierigkeiten und Hindernisse finden würde!

Ich habe daher, aus patriotischem Triebe, das Meinige nach Möglichkeit zu Beschleunigung eines so erwünschten Werkes beizutragen, auf einen kürzern, einfachern und nicht der geringsten erheblichen Schwierigkeit ausgesetzten Weg gedacht, wie die erforderlichen hundert Millionen Gulden zusammen gebracht werden könnten, und mein unmaßgeblicher Vorschlag ist folgender.

Man rechnet bekannter Maßen die Anzahl der sämmtlichen Bewohner des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auf vierundzwanzig Millionen. Wahrscheinlich ist diese Zahl zu gering, und ein berühmter Gelehrter ist der Meinung, daß bei einer genauern Zählung des Volkes wohl siebenundzwanzig bis achtundzwanzig Millionen herauskommen dürften. Wir wollen es aber, um desto weniger einer Uebereilung beschuldigt zu werden, bei der runden Zahl der besagten vierundzwanzig Millionen lassen.

Diese vierundzwanzig Millionen Menschen vel quasi würden, wenn Deutschland (wie nicht zu zweifeln) will, auf die noch übrigen zwanzig Jahre dieses gegenwärtigen Jahrhunderts mit einer Kopfsteuer von einem Pfennig wöchentlich belegt, welche an jedem Ort auf die bequemste Weise erhoben, und der ganze Betrag quartaliter von den höchsten und hohen Ständen an die allgemeine Reichsforcasse frachtfrei abgeliefert würde.

Die vierundzwanzig Millionen Pfennige, welche solcher Gestalt wöchentlich erhoben werden, machen sechs Millionen Kreuzer, und diese sechs Millionen Kreuzer geben just die runde Summe von hunderttausend Gulden rheinisch. Diese Kopfsteuer würde also in einem Jahre genau fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden abwerfen, folglich in zwanzig Jahren die von dem Herrn Erfinder des Projects verlangten hundert Millionen, mit einem Ueberschuß von vier Millionen, über deren Anwendung ich mich im Folgenden erklären werde.

Einem Jeden muß sogleich in die Augen leuchten, daß die jährlichen fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden unmöglich auf eine einfachere und das werthe Publicum weniger belästigende Weise erhoben werden können, als

durch die vorgeschlagene wöchentliche Pfennigsteuer. Einzeln lebende Personen zahlen für sich selbst; jeder Hausherr oder Hausvater für sich und seine sämmtlichen Hausgenossen. Ich gestehe, daß dieß bei den Personen von den obersten Classen jährlich eine Abgabe von sechs, acht bis zehn Gulden machen kann. Allein, wer ein großes Haus halten kann, hat auch Einkünfte dazu; und ich bin versichert, daß in ganz Germanien kein einziger Biedermann athmet, der den höchsten Flor des lieben deutschen Vaterlandes nicht durch einen zwanzigjährigen wöchentlichen Beitrag von etlichen Pfennigen mit tausend Millionen Freuden bewirken helfen wollte. Schreibern dieses, der nur einen sehr unbedeutenden Pfahlbürger des heiligen Reichs vorstellt, würde es wöchentlich mit sechzehn Pfennigen und also jährlich mit drei Gulden achtundzwanzig Kreuzern betreffen: er erklärt sich aber hiermit bereit, nicht nur diese drei Gulden achtundzwanzig Kreuzer, sondern selbst das Triplum und Quintuplum, wenn's nöthig seyn sollte, willigst beizutragen, wenn dadurch auch nur der höchste Flor von Neuholland, Neuseeland, Feuerland oder Californien bewirkt werden könnte; geschweige denn zu einem Institut, wo es um nichts Geringeres als den höchsten Flor von Deutschland zu thun ist. Und welcher deutsche Patriot sollte nicht eben so denken und allenfalls nicht lieber zwier in der Woche fasten oder ohne Frühstück bleiben, als sich seinem Beitrage zu einem so glorreichen Werke entziehen wollen?

Was diejenigen betrifft, die so arm sind, daß sie auch nicht einmal einen Pfennig wöchentlich entbehren können, so versteht sich von selbst, daß ihnen (übrigens dem Bettelmandate jedes Ortes in allewege unbeschadet) erlaubt seyn müsse, ihren Pfennig von wohlthätigen Herzen zu erbetteln;

da denn mit nichten zu zweifeln ist, daß sich unter den Reichen und Vermögenden nicht ihrer genug und überflüssig finden sollten, die einander das Vergnügen noch streitig machen würden, ihre dürftigen Mitbürger durch ein so geringes Almosen in den Stand zu setzen, zu Deutschlands höchstem Flor Praestanda zu prästiren.

Wenn nun, nach diesem meinem Vorschlage, zu Ende des Jahres 1781 bereits fünf Millionen und zweimalhunderttausend Gulden erhoben seyn werden; so kann sogleich im Jahre 1782 mit Erbauung des vorgeschlagenen Reichs-Kammergerichts-Canzlei- und Archiv-Gebäudes der Anfang gemacht, die zu Straßburg und Aschaffenburg zerstreuten Kammergerichts-Acten herbeigeschafft, das deutsche Richter- und Advocaten-Seminarium, wie auch die zwei großen Philanthropine in jedem der zehn Reichskreise erbaut, das Kammergericht friedensschlußmäßig besetzt, und das sehr respectable besondere Executionsregiment zum Gebrauche desselben aufgerichtet werden!

Da Alles dieß, mit Einschluß der zu Bezahlung der philanthropinischen Lehrer und Versorgung armer Philanthropinisten jährlich erforderlichen zweihunderttausend Gulden, nach dem Anschlage des Herrn Verfassers erst vier Millionen wegnehmen wird; so könnte unmaßgeblich von der übrig bleibenden Million noch im Jahre 1782 das beträchtliche Landgut, das tüchtige Gebäude und das Laboratorium für die deutsche Akademie erkauft, erbaut und mit den nöthigen Geräthschaften versehen werden. Mit den noch übrigen zweimalhunderttausend Gulden müßten sich die Bedienten und Commissarien zur Ausführung und Besorgung dieser wichtigen Geschäfte, der Casse und Rechnungen anstatt der ihnen ausgeworfenen zweimalhundertundfünfzigtausend einstweilen

begnügen lassen; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß ihnen der Abgang von dem Ertrage der künftigen Jahre baldmöglichst erstattet werde.

Die im Jahre 1782 eingehenden fünf Millionen könnten (nach dem Vorschlage des Herrn Verfassers S. 6. No. 9.) im Jahre 1783 zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes im heiligen römischen Reiche verwandt werden. Den Spöttern, welche bei diesem Artikel einwenden könnten, „daß es nöthiger seyn dürfte, auf Verminderung des Viehstandes, zumal in gewissen bekannten Reichskreisen, Bedacht zu nehmen," — gebührt gar keine Antwort.

Im Jahre 1784 können die zwei Arbeits- und Manufacturhäuser in jedem Kreise, und im Jahre 1785 auch die für jeden Kreis zu erbauenden beiden Arbeitshäuser zu Stande kommen. Und wenn dann der Ueberschuß, nebst dem Ertrag der Jahre 1785 und 1786, auf die Urbarmachung und respective Austrocknung und Anbauung der morastigen Gegenden und öden Districte verwandt würde: so würde man im Jahre 1787 bereits mit Allem fertig seyn, wozu der Herr Verfasser die ersten achtundzwanzig Millionen bestimmt hat; und so könnte gleich im Jahre 1788 mit den Anlehen an die höchsten und hohen Stände zu Erleichterung ihrer Schuldenlast der Anfang gemacht werden.

Mein deutsch-patriotisches Herz wallet und überwallet mir vor Freuden, wenn ich an den blühenden, glücklichen und ehrenvollen Zustand denke, worin ich mein geliebtes Vaterland noch vor Abfluß dieses Jahrzehends zu sehen hoffen kann. Und wenn ich mir erst vorstelle, wie die leidigen Franzosen vor Neid über unsre Vorzüge gelb werden, wie die stolzen Engländer uns anstaunen, kurz, wie Sonne, Mond und Sterne kommen und sich vor uns zur Erde

neigen werden: so verjüngt sich meine Seele in mir, und ich fange an vor Freuden zu springen und zu jubeln und kann mich nicht enthalten, Deutschland hiermit stehenden Fußes um Erlaubniß zu bitten, daß ich dem Urheber unsrer Glückseligkeit, dem preiswürdigen Erfinder dieses weisen und in seiner Art einzigen Vorschlags von den ersten eingehenden fünf Millionen eine jährliche Pension von 25,000, sage fünfundzwanzigtausend Gulden rheinisch, für ihn und seine ehelichen Leibeserben, männlicher und weiblicher Linien, schöpfe und auswerfe; zu einem, wiewohl geringen, Zeichen der unendlichen Dankbarkeit der ganzen Nation für eine Wohlthat, welche nur durch das innere Bewußtseyn des verdienstvollen Urhebers nach Würden belohnt werden kann.

Sollte Deutschland noch überdieß wollen, daß ihm, etwa auf dem Platze des neuen Kammergerichts-Canzlei- und Archivgebäudes, dessen Stifter er ist, oder im Vorhofe der deutschen Akademie, eine metallene kolossalische Bildsäule errichtet würde; so würde ich einer solchen Auswirkung des vaterländischen Enthusiasmus nicht anders als meinen wärmsten Beifall zujauchzen können. Auch ist nicht zu zweifeln, daß der burgundische Kreis, dem der Herr Verfasser (über alles billige Verhoffen) eben so gut wie dem schwäbischen und westphälischen zwei Philanthropine, zwei Armenhäuser, zwei Arbeits- und Manufacturhäuser, zwölftausend Gulden für Urbarmachung und Grundverbesserung und fünfmalhunderttausend Gulden zu Vermehrung des nöthigen Viehstandes angewiesen hat, ihm für diese großmüthige Gleichstellung eine besondere verhältnißmäßige Erkenntlichkeit zufließen lassen werde.

Der ganze Ertrag, den die vorgeschlagene Pfennigsteuer in zwanzig Jahren abwirft, macht (wie schon gesagt)

einhundert und vier Millionen und also vier bare Millionen mehr, als der Herr Verfasser nöthig hat. Hierzu kommen noch die binnen zwanzig Jahren beizurechnenden fünf Schalttage, als welche noch fünf und ein Siebentheil einer Woche und also einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer und ich weiß nicht wie viele Heller eintragen werden. Allein wir brauchen wegen dieses Ueberschusses im mindesten nicht verlegen zu seyn. Ich will vor der Hand nur zwei Vorschläge, wie solche gemeinnützig angewandt werden könnten, in Anregung bringen, wiewohl sie vielleicht unter diejenigen gehören, die der Herr Verfasser des Projects S. 6 seines Werkes in petto behalten hat.

Der erste betrifft die vermuthliche Nothwendigkeit, außer dem oben bemeldeten besondern Executionsregiment zum Gebrauch des höchstpreislichen Kammergerichts, noch ein besonderes Executionsregiment zu allfallsiger Beitreibung der jährlichen Interessen, welche die deutschen Fürsten und Herren von den ihnen zu zweiundeinhalb pro Cent vorgestreckten Capitalien zu bezahlen haben werden, aufzurichten — wozu ich unmaßgeblich die jährlichen Interessen von drei Millionen vorgeschlagen haben wollte.

Sodann und zweitens möchten wohl die noch übrigen eine Million einundsiebzigtausendvierhundertachtundzwanzig Gulden drei Kreuzer schwerlich besser und gemeinersprießlicher benutzt werden können, als zu Erbauung und reichlicher Dotirung eines allen zehn Reichskreisen gemeinschaftlichen Hospitals, worin alle die wackern Leute, die vor lauter übermäßiger Weisheit, Deutschheit, Empfindsamkeit, Menschen- und Vaterlandsliebe in Abfall ihres Verstandes gekommen sind, lebenslänglich und standesgemäß versorgt würden.

Sollte dieser mein Bei- und Nachtrag zu Beförderung des großen Werkes, dessen Ausführung gewiß jeder wackere deutsche Landsmann mit mir aufrichtig wünschen wird, etwas beitragen können, wer würde glücklicher seyn als ich? — Ich muß indessen unter der Hand gestehen, daß ich selbst deßfalls in gewissen Augenblicken etwas schwachgläubiger bin, als einem tapfern Manne ziemt, und mich nicht ganz von der albernen Furcht los machen kann, Deutschland möchte etwa am Ende wohl gar nicht — wollen wollen. Das wäre ein verzweifelter Streich! — Und doch — warum sollten wir uns solche kleinmüthige Gedanken machen? Daß der Vorschlag Deutschlands höchsten Flor wirklich bewirken würde, daran kann ja gar kein Zweifel seyn. Die hundert Millionen sind auch da. Woran sollt' es also liegen? Ist denn Deutschland nicht eine moralische Person? Kann denn Deutschland, als eine solche, nicht wollen, was zu seinem Besten dient? Und da dieser große moralische Koloß achtundvierzig Millionen Arme hat (freilich sind auch einige Millionen Aermchen darunter!) warum sollte er nicht Alles können, was er will? — Also, wer ein echter blauäugiger und goldhaariger Deutscher ist, ziehe seinen Seckel, und die Spötter sollen bald zu Schanden werden!

Doch nein! — In diesem Lucianischen Tone will und darf ich über einen Gegenstand, wie dieser, nicht aufhören! Die Wörter Vaterland, Vaterlandsliebe, allgemeines Bestes, bezeichnen heilige Dinge; und wie lächerlich auch bei einzelnen Personen die Ausbrüche ihrer Vaterlandsliebe seyn mögen, so verdient doch die Quelle und die Absicht derselben gelobt zu werden. Wenn irgend eine Art von Wahnsinn an den Respect, den (wie man sagt) die Araber und Türken für alle blöde und wahnsinnige Menschen tragen, Anspruch machen

kann, so ist es gewiß der patriotische. Also noch ein paar Worte in vollem Ernste.

Ein jedes Project, dessen Ausführung voraussetzt, daß zwanzig oder zehn oder fünf Millionen oder auch nur eine Million Menschen uneigennützig, aufgeklärt, edelmüthig, voll warmer Theilnehmung an dem Besten aller übrigen, voll anhaltenden Eifers zu thätiger Beförderung des höchst möglichen Glücks ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt seyn sollte — oder, mit andern Worten, jedes Project, welches auch nur bei einer Million Menschen eine Sinnes- und Denkensart voraussetzt, die man kaum bei einem von hunderten findet — ist ein unmögliches Project. Aber seine moralische Unmöglichkeit steigt auf den höchsten Grad, wenn es voraussetzt, daß fünf Millionen Köpfe oder auch nur fünfmalhunderttausend, ja nur fünfzigtausend denkende Köpfe unter einen Hut gebracht und in eine zusammenstimmende Wirksamkeit zu Ausführung eines weitläufigen, verwickelten, in einen unübersehbaren Detail eingehenden und von allen Seiten mit Schwierigkeiten umringten Plans gesetzt werden müßten.

Kein Mensch in der Welt kann Alles, was er will, es sey denn, daß er weise genug ist, nichts zu wollen, als was er kann. Eine ganze große Nation kann freilich mit vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen hervorbringen; aber dann liegt die Schwierigkeit im Wollen oder in dem Mittel, ihr den Willen zu machen. — Gebt mir, wo ich stehen könne, so will ich die Erde von ihrer Stelle rücken, sagte Archimedes, ohne Furcht, nicht Wort halten zu können. Aber diejenigen, denen er dieß zumuthete, konnten eben sowohl den Mond mit den Zähnen fassen oder auf einem Sonnenstrahle nach dem Ringe des Saturns reiten, als ihm geben, wo er stehen könne, um die Erde fortzurücken.

Die tägliche Erfahrung lehrt zu Paris und London, daß einige tausend, ja nur einige hundert Privatpersonen sehr viel Gutes thun können, wenn sie wollen; und daß, sobald es blos um Wohlthätigkeit gegen die Armen oder um die Errichtung eines Museums, um ein herrliches musikalisches Fest oder nur um das Steigen eines großen Luftballs zu thun ist, sehr ansehnliche Summen ohne große Schwierigkeit zusammen gebracht werden. Aber versuche es einmal ein patriotischer Projectmacher zu Paris, durch freiwillige Beiträge zweihundert Millionen Livres zu Anlegung großer Philanthropine und Arbeitshäuser, Urbarmachung wüster Plätze und Vermehrung des Viehstandes in jeder französischen Hauptprovinz zusammen zu bringen, und man wird sehen, ob er mit seinem Antrage mehr Eingang finden wird, als unser wohlmeinender Landsmann mit dem seinigen!

Und gleichwohl wäre der Unterschied zwischen beiden Nationen ganz zum Vortheil des französischen Patrioten. Denn alle Einwohner Frankreichs machen unter einem einzigen souverainen Haupte nur ein Volk, nur einen Nationalkörper aus, dessen Kräfte in einer großen Nationalhauptstadt, wie in dem Herzen des Ganzen, concentrirt sind: Deutschland hingegen ist ein vielköpfiges Aggregat von einer großen Anzahl ganz verschiedener Völker und Staaten; eine Republik von Fürsten und Ständen unter einem durch Gesetze und Capitulationen beschränkten Wahlkönige; durch eine Staatsverfassung verbunden, die niemals ihres Gleichen gehabt hat; — durch nichts als diese Staatsverfassung und eine gemeinschaftliche, wiewohl nicht durchgängig angenommene Schriftsprache verbunden; sonst durch alles Andere, Religion, Regierung, Staatswirthschaft, Polizei, Sitten und Gebräuche, Lage, Verhältnisse, Interesse, Mundarten, Grade

der Cultur u. ſ. w. zum Theil himmelweit verſchieden, getrennt und in Colliſion geſetzt. Dieſe unſere Staatsverfaſſung, vermöge welcher Deutſchland in gewiſſem Sinne noch eben ſo wie das alte Germanien in mehr als zweihundert beſondere, größere, mittelmäßige und kleine, zum Theil ſehr mächtige, zum Theil ſehr unmächtige Staaten zerſtückelt iſt, wovon der geringſte, als ein unmittelbarer Stand des Reiches, die Landeshoheit in ſeinem Bezirke eben ſo vollkommen auszuüben berechtigt iſt, als der größte; dieſe Staatsverfaſſung iſt es, welche jedem Vorſchlage, jeder Beſtrebung, die auf allgemeines Nationalbeſtes, allgemeinen Nationalruhm, allgemeine Nationalreformen abzweckt, im Wege ſteht. Dieſe Staatsverfaſſung iſt es, die uns immer verhindern wird, ein anderes allgemeines Nationalintereſſe zu haben, als die bloſe Erhaltung derſelben; wiewohl nie alle Glieder des Ganzen hiervon überzeugt ſeyn werden. Sie iſt es, weßwegen die Deutſchen nie als ein Volk denken und handeln, nie das, was man in moraliſchem Sinne National-Uniform nennen könnte, haben werden. Um ihrentwillen werden wir nie mit vereinigten Kräften gleichſam für einen Mann ſtehen oder, inſofern wir einen Staatskörper vorſtellen, eine große thätige Rolle in Europa ſpielen. Um ihrentwillen werden wir niemals einen gemeinſamen Mittelpunkt, nie einen gemeinſchaftlichen Schauplatz für Talente, Künſte und Wiſſenſchaften, nie ein allgemeines und lebendiges Modell für Geſchmack und Urbanität, nie eine wahre Nationalſchaubühne, nie eine allgemein anerkannte Hauptſtadt Germaniens haben, von deren Daſeyn jenes Alles die natürlichen Folgen ſeyn würde. Um ihrentwillen wird unſere Sprache, unſere Literatur, unſere Kunſt und unſer Ruhm in dieſem Allem nie das werden, was ſie vermöge unſerer

Fähigkeiten werden könnten; — und, ach! um ihrentwillen werden alle solche Projecte, die Deutschlands möglichsten Flor zum Gegenstande haben, ewig patriotische Träume bleiben, und niemals, niemals wird es dahin kommen, daß die Ravensteiner oder Waldecker sich um den Viehstand der Ellwanger, oder die Stände von Meklenburg um die bestmöglichste Erziehung der Bürgerskinder der Reichsstadt Buchhorn bekümmern werden.

Aber alle diese Nachtheile unserer Staatsverfassung werden (anderer minder wichtiger Vortheile jetzt nicht zu erwähnen) durch den einzigen unschätzbaren Gewinn weit überwogen: daß, solange wir sie erhalten, kein großes policirtes Volk in der Welt einen höhern Grad menschlicher und bürgerlicher Freiheit genießen und vor allgemeiner auswärtiger und einheimischer, politischer und kirchlicher Unterjochung und Sklaverei sicherer seyn wird, als die Deutschen. Zwei einander immer entgegen drückende Kräfte werden das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Ganze immer im Gleichgewicht erhalten, und selbst jede Gefahr, diese Verfassung reißen zu sehen, wird sie fester zusammen ziehen. Wir werden, solange wir sie erhalten, nie eine einzige Religion, aber dafür Gewissensfreiheit und das Recht behalten, aus dem alten oder neuen Kirchengesangbuche zu singen. Wir werden mit männlicher Freiheit philosophiren, untersuchen, reden, lesen und schreiben dürfen. Der einzelne Tyrann, der sich eine ungebührliche Gewalt über seine Untergebenen heraus nehmen wollte, außerdem daß die Gesetze Hülfe gegen ihn verschaffen, wird dem Abscheu aller übrigen Theile der Nation ausgesetzt seyn. Unsere Schriftsteller und Künstler werden weniger belohnt, weniger träg oder übermüthig gemacht, aber dafür auch weniger gefesselt, gedrückt und eingezwängt werden;

unvermerkt zu seinen Umständen umstimmen kann; so würden wir uns an die Vortheile halten müssen, die uns durch die Veränderung der Nationalverfassung zuwachsen würden, und vermuthlich in ihnen hinlängliche Beweggründe finden, uns ein Schicksal gefallen zu lassen, das so manche edle Nation schon betroffen hat und vermöge der Unbeständigkeit der menschlichen Dinge und der natürlichen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen über lang oder kurz auch das unsrige werden dürfte.

Sechs Antworten

auf

ſechs Fragen.

1.

„Was ist Aufklärung?"

Das weiß Jedermann, der vermittelst eines Paares sehender Augen erkennen gelernt hat, worin der Unterschied zwischen Hell und Dunkel, Licht und Finsterniß besteht. Im Dunkeln sieht man entweder gar nichts oder wenigstens nicht so klar, daß man die Gegenstände recht erkennen und von einander unterscheiden kann: sobald Licht gebracht wird, klären sich die Sachen auf, werden sichtbar und können von einander unterschieden werden; — doch wird dazu zweierlei nothwendig erfordert: 1) daß Licht genug vorhanden sey, und 2) daß diejenigen, welche dabei sehen sollen, weder blind noch gelbsüchtig seyen, noch durch irgend eine andere Ursache verhindert werden, sehen zu können oder sehen zu wollen.

2.

„Ueber welche Gegenstände kann und muß sich die Aufklärung ausbreiten?"

Drollige Frage! Worüber als über sichtbare Gegenstände? Das versteht sich doch wohl, dächte ich; oder muß es den Herren noch bewiesen werden? Nun wohlan! Im

Dunkeln (ein einziges löbliches und gemeinnütziges Geschäft ausgenommen) bleibt für ehrliche Leute nichts zu thun als zu schlafen. Im Dunkeln sieht man nicht, wo man ist, noch wo man hingeht, noch was man thut, noch was um uns her, zumal in einiger Entfernung, geschieht; man läuft Gefahr, bei jedem Schritte die Nase anzustoßen, bei jeder Bewegung etwas umzuwerfen, zu beschädigen oder anzurühren, was man nicht anrühren sollte, kurz, alle Augenblicke Mißgriffe und Mißtritte zu thun; so daß, wer seine gewöhnlichen Geschäfte im Dunkeln treiben wollte, sie sehr übel treiben würde.[1] Die Anwendung ist kinderleicht. Das Licht des Geistes, wovon hier die Rede ist, ist die Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Hoffentlich wird Jedermann zugeben, daß es ohne diese Erkenntniß eben so unmöglich ist, die Geschäfte des Geistes recht zu treiben, als es ohne materielles Licht möglich ist, materielle Geschäfte recht zu thun. Die Aufklärung, d. i., so viel Erkenntniß, als nöthig ist, um das Wahre und Falsche immer und überall unterscheiden zu können, muß sich also über alle Gegenstände ohne Ausnahme ausbreiten, worüber sie sich ausbreiten kann, d. i. über alles dem äußern und innern Auge Sichtbare. — Aber es gibt Leute, die in ihrem Werke gestört werden, sobald Licht kommt; es gibt Leute, die ihr Werk unmöglich anders als im Finstern oder wenigstens in der Dämmerung treiben können; — z. B. wer uns schwarz für weiß geben oder mit falscher Münze bezahlen oder Geister erscheinen lassen will, oder auch (was an sich etwas sehr Unschuldiges ist), wer gerne Grillen fängt, Luftschlösser baut

[1] Dieß leidet einige Ausnahmen, ich weiß es wohl; aber in den meisten Fällen bleibt es doch bei der Regel.

und Reisen ins Schlaraffenland oder in die glücklichen Inseln macht, — der kann das natürlicher Weise bei hellem Sonnenschein nicht so gut bewerkstelligen als bei Nacht oder Mondschein oder einem von ihm selbst zweckmäßig veranstalteten Helldunkel. Alle diese wackern Leute sind also natürliche Gegner der Aufklärung, und nun und nimmermehr werden sie sich überzeugen lassen, daß das Licht über alle Gegenstände verbreitet werden müsse, die dadurch sichtbar werden können: ihre Einstimmung zu erhalten, ist also eine pure Unmöglichkeit; sie ist aber, zu gutem Glücke, auch nicht nöthig.

3.

„Wo sind die Grenzen der Aufklärung?"

Antwort: wo bei allem möglichen Lichte nichts mehr zu sehen ist. Die Frage ist eigentlich von gleichem Schlage mit der: wo ist die Welt mit Brettern zugeschlagen? und die Antwort ist wirklich noch zu ernsthaft für eine solche Frage.

4.

„Durch welche sichere Mittel wird sie befördert?"

Das unfehlbarste Mittel, zu machen, daß es heller wird, ist, das Licht zu vermehren, die dunkeln Körper, die ihm den Durchgang verwehren, so viel möglich weg zu schaffen und besonders alle finstern Winkel und Höhlen sorgfältig

5.

„Wer iſt berechtigt, die Menſchheit aufzuklären?“

Wer es kann! — „Aber wer kann es?“ — Ich antworte mit einer Gegenfrage, wer kann es nicht? Nun, mein Herr? da ſtehen wir und ſehen einander an? Alſo, weil kein Orakel da iſt, das in zweifelhaften Fällen den Ausſpruch thun könnte (und wenn eines da wäre, was hälfe es uns ohne ein zweites Orakel, das uns das erſte erklärte?), und weil kein menſchliches Tribunal berechtigt iſt, ſich einer Entſcheidung anzumaßen, wodurch es von ſeiner Willkür abhinge, uns ſo viel oder wenig Licht zukommen zu laſſen, als ihm beliebte: ſo wird es doch wohl dabei bleiben müſſen, daß Jedermann — von Sokrates oder Kant bis zum obſcurſten aller übernatürlich erleuchteten Schneider und Schuſter, ohne Ausnahme, berechtigt iſt, die Menſchheit aufzuklären, wie er kann, ſobald ihn ſein guter oder böſer Geiſt dazu treibt. Man mag nun die Sache betrachten, von welcher Seite man will, ſo wird ſich finden, daß die menſchliche Geſellſchaft bei dieſer Freiheit unendlichmal weniger gefährdet iſt, als wenn die Beleuchtung der Köpfe und des Thuns und Laſſens der Menſchen als Monopol oder ausſchließliche Innungsſache behandelt wird. Nur wollte ich allenfalls rathen, ne quid Respublica detrimenti capiat — eine höchſt unſchuldige Einſchränkung dabei zu verfügen; und dieſe wäre: das ſehr weiſe Strafgeſetz der alten Kaiſer des erſten und zweiten Jahrhunderts gegen die heimlichen Conventikel und geheimen Verbrüderungen zu erneuern und demzufolge Allen, die nicht berufen ſind, auf Canzeln und Kathedern zu lehren, kein anderes Mittel zur beliebigen

Aufklärung der Menschheit zu gestatten, als die Buchdruckerpresse. Ein Narr, der in einem Conventikel Unsinn predigt, kann in der bürgerlichen Gesellschaft Unheil anrichten; ein Buch hingegen, was auch sein Inhalt seyn mag, kann heut zu Tage keinen Schaden thun, der entweder der Rede werth wäre oder nicht gar bald zehnfältig oder hundertfältig durch Andere vergütet würde.

6.

„An welchen Folgen erkennt man die Wahrheit der Aufklärung?"

Antwort: wenn es im Ganzen heller wird; wenn die Anzahl der denkenden, forschenden, lichtbegierigen Leute überhaupt und besonders in der Classe von Menschen, die bei der Nichtaufklärung am meisten zu gewinnen hat, immer größer, die Masse der Vorurtheile und Wahnbegriffe zusehends immer kleiner wird; wenn die Scham vor Unwissenheit und Unvernunft, die Begierde nach nützlichen und edeln Kenntnissen, und besonders, wenn der Respect vor der menschlichen Natur und ihren Rechten unter allen Ständen unvermerkt zunimmt, und (was ganz gewiß eines der unzweideutigsten Kennzeichen ist) wenn alle Messen einige Frachtwagen voll Brochuren gegen die Aufklärung in Leipzig ein- und ausgeführt werden. Denn die figürlichen Nachtvögel sind in diesem Punkte gerade das Widerspiel der eigentlichen: diese werden erst bei Nacht laut; jene hingegen schreien am grellsten, wenn ihnen die Sonne in die Augen sticht.

Sagt, hab' ich Recht? Was dünkt euch von der Sache,
Herr Nachbar mit dem langen Ohr?

---

gegenwärtige Stufe von Cultur und Erleuchtung, worauf der größere Theil der europäischen Völker steht, zu verdanken. Man raube uns diese Freiheit, so wird das Licht, dessen wir uns gegenwärtig erfreuen, bald wieder verschwinden; Unwissenheit wird bald wieder in Dummheit ausarten, und Dummheit uns wieder dem Aberglauben und dem Despotismus preisgeben. Die Völker werden in die Barbarei der finstern Jahrhunderte zurück sinken; und wer sich dann erkühnen wird, Wahrheiten zu sagen, an deren Verheimlichung den Unterdrückern der Menschheit gelegen ist, wird ein Ketzer und Aufrührer heißen und als ein Verbrecher bestraft werden.

II.

Freiheit der Presse ist nur darum ein Recht der Schriftsteller, weil sie ein Recht der Menschheit oder, wenn man will, ein Recht policirter Nationen ist; und sie ist blos darum ein Recht des Menschengeschlechts, weil die Menschen, als vernünftige Wesen, kein angelegeneres Interesse haben, als wahre Kenntnisse von Allem, was auf irgend eine Art geradezu oder seitwärts einen Einfluß auf ihren Wohlstand hat und zu Vermehrung ihrer Vollkommenheit etwas beitragen kann.

III.

Die Wissenschaften, welche für den menschlichen Verstand das sind, was das Licht für unsere Augen, können und dürfen also ohne offenbare Verletzung eines unleugbaren Menschenrechtes in keine andere Grenzen eingeschlossen werden,

als diejenigen, welche uns die Natur ſelbſt geſetzt hat. Alles, was wir wiſſen können, das dürfen wir auch wiſſen.

IV.

Die nöthigſte und nützlichſte aller Wiſſenſchaften oder, noch genauer zu reden, diejenige, in welcher alle übrige eingeſchloſſen ſind, iſt die Wiſſenſchaft des Menſchen:

Der Menſchheit eignes Studium iſt der Menſch.

Sie iſt eine Aufgabe, an deren vollſtändiger und reiner Auflöſung man noch Jahrtauſende arbeiten wird, ohne damit zu Stande gekommen zu ſeyn. Sie anzubauen, zu fördern, immer größere Fortſchritte darin zu thun, iſt der Gegenſtand des Menſchenſtudiums; und wie könnte dieſes auf andere Weiſe mit Erfolge getrieben werden, als indem man die Menſchen, wie ſie von jeher waren, und wie ſie dermalen ſind, nach allen ihren Beſchaffenheiten, Verhältniſſen und Umſtänden kennen zu lernen ſucht?

V.

Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der vernünftigen Erdebewohner iſt die Grundlage aller echt philoſophiſchen Wiſſenſchaft, welche die Natur und Beſtimmung des Menſchen, ſeine Rechte und ſeine Pflichten, die Urſachen ſeines Elendes und die Bedingungen ſeines Wohlſtandes, die Mittel, jenes zu mindern und dieſen zu befördern, kurz, das allgemeine Beſte des menſchlichen Geſchlechtes zum Gegenſtande hat. Um heraus zu bringen, was dem Menſchen möglich iſt, muß

man wiſſen, was er wirklich iſt und wirklich geleiſtet hat. Um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern und ſeinen Gebrechen abzuhelfen, muß man erſt wiſſen, wo es ihm fehlt, und, woran es liegt, daß es nicht beſſer um ihn ſteht. Im Grunde iſt alſo alle echte Menſchenkenntniß hiſtoriſch. Die Geſchichte der Völker, nach ihrer ehemaligen und gegenwärtigen Beſchaffenheit, in derjenigen Verbindung der Thatſachen und Begebenheiten, woraus man ſieht, wie ſie zuſammen hangen, und wie die Wirkung oder der Erfolg des Einen wieder die Veranlaſſung oder Urſache des Andern wird — dieſe Philoſophie der Menſchengeſchichte iſt nichts Anderes, als Darſtellung deſſen, was ſich mit den Menſchen zugetragen und immerfort zuträgt; Darſtellung eines immer fortlaufenden Factums, wozu man nicht anders gelangen kann, als indem man die Augen aufmacht und ſieht, und indem diejenigen, welche mehr Gelegenheit als alle Andere gehabt haben, zu ſehen, was zu ſehen iſt, ihre Beobachtungen den Andern mittheilen.

VI.

Aus dieſem Geſichtspunkte ſind alle Beiträge zu beurtheilen, welche von verſtändigen und erfahrenen Männern, von Seefahrern und Landfahrern, Reiſigen und Fußgängern, Gelehrten und Ungelehrten (denn auch Ungelehrte können den Geiſt der Beobachtung haben und ſehen oft aus geſundern Augen als Gelehrte von Profeſſion) zur Erd- und Völkerkunde oder, mit einem Wort, zur Menſchenkenntniß in größern oder kleinern Bruchſtücken bekannt gemacht worden ſind. Aus dieſem Geſichtspunkte erkennt man ihre Schätzbarkeit und daß dem menſchlichen Geſchlecht überhaupt

und jedem Volke, jedem einzelnen Staatskörper und jedem einzelnen Menschen insbesondere daran gelegen ist, daß solcher Beiträge recht viele in dem allgemeinen Magazine der menschlichen Kenntnisse niedergelegt werden.

VII.

Insonderheit ist jedem großen Volke — und ganz vorzüglich dem unsrigen (dessen Staatskörper eine so sonderbare Gestalt hat und aus so mannigfaltigen und ungleichartigen Theilen mehr zufälliger Weise zusammen gewachsen, als planmäßig zusammen gesetzt ist), daran gelegen, seinen gegenwärtigen Zustand so genau als möglich zu kennen. Jeder noch so geringe Beitrag, der über die Beschaffenheit der Staatswirthschaft, Polizei, bürgerlichen und militairischen Verfassung, Religion, Sitten, öffentlichen Erziehung, Wissenschaften und Künste, Gewerbe, Landwirthschaft u. s. w. in jedem Theile unseres gemeinsamen Vaterlandes und über die Stufe der Cultur, Aufklärung, Humanisirung, Freiheit, Thätigkeit und Emporstrebung zum Bessern, die jeder derselben erreicht hat, einiges Licht verbreitet, jeder solche Beitrag ist schätzbar und verdient unsern Dank.

VIII.

Die erste und wesentlichste Eigenschaft eines Schriftstellers, welcher einen Beitrag zur Menschen- und Völkerkunde aus eigener Beobachtung liefert, ist: daß er den aufrichtigen Willen habe, die Wahrheit zu sagen, folglich keiner Leidenschaft, keiner vorgefaßten Meinung, keiner interessirten Privatabsicht wissentlich einigen Einfluß in seine Nachrichten

und Bemerkungen erlaube. Seine erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit: und da wir zu Allem berechtigt sind, was eine nothwendige Bedingung der Erfüllung unsrer Pflicht ist; so ist auch, vermöge der Natur der Sache, Freimüthigkeit ein Recht, das keinem Schriftsteller dieser Classe streitig gemacht werden kann. Er muß die Wahrheit sagen wollen und sagen dürfen.

IX.

Diesemnach ist ein Schriftsteller vollkommen berechtigt, von dem Volke, über welches er uns seine Beobachtungen mittheilt, Alles zu sagen, was er gesehen hat, Gutes und Böses, Rühmliches und Tadelhaftes. Mit ungetreuen Gemälden, welche nur die schöne Seite darstellen und die fehlerhafte entweder ganz verdunkeln oder gar durch schmeichlerische Verschönerung verfälschen, ist der Welt nichts gedient.

X.

Niemand kann sich beleidigt halten, wenn man ihn abschildert, wie er ist. Die Höflichkeit, welche uns verbietet, einer Person in öffentlicher Gesellschaft ihre Fehler zu sagen, ist keine Pflicht des Schriftstellers, der vom Menschen überhaupt oder von Nationen, Staaten und Gemeinheiten (wie groß oder klein sie übrigens seyn mögen) zu sprechen hat. Eine Nation würde etwas Unbilliges verlangen und sich lächerlich vor der Welt machen, welche für ganz untadelig und von allen Seiten vollkommen gehalten seyn wollte; und ganz untadelig müßte sie doch seyn, wenn ein verständiger Beobachter gar nichts an ihr auszusetzen hätte. Alles, was

in solchem Falle die Ehrerbietung gegen eine ganze Nation oder Gemeinheit fordert, ist, in anständigen Ausdrücken, ohne Uebertreibung, Bitterkeit und Muthwillen von ihrer blinden Seite zu sprechen und vornehmlich seine Unparteilichkeit auch dadurch zu beweisen, daß man ihren Vorzügen und Allem, was an ihr zu rühmen ist, Gerechtigkeit widerfahren lasse.

XI.

Zu Erlangung einer richtigen Kenntniß von Nationen und Zeitaltern ist hauptsächlich vonnöthen, daß man das Unterscheidende oder Charakteristische eines jeden Volkes, welches merkwürdig genug ist, um die öffentliche Aufmerksamkeit zu verdienen, kennen lerne. Dieses Charakteristische äußert sich gewöhnlich eben sowohl, ja oft noch stärker und auszeichnender, in Fehlern, als in Vollkommenheiten. Oft sind die Fehler nur ein Uebermaß von gewissen Eigenschaften, die in gehörigem Maße sehr löblich sind, wie zum Beispiel geziertes Wesen ein Uebermaß von Eleganz ist. Nicht selten sind die Fehler an Nationen, eben so wie an einzelnen Menschen, blos natürliche (wiewohl allezeit verbesserliche) Folgen eben derjenigen Sinnesart, wodurch ein Volk zu gewissen Tugenden besonders aufgelegt ist, wie zum Beispiel die Nationaleitelkeit des französischen Volkes ein Fehler ist, den es nicht hätte, wenn nicht hohes Ehrgefühl, Liebe zum Ruhm und lebhafte Theilnehmung an Nationalehre Hauptzüge seines Charakters wären. Fehler dieser Art bemerken heißt nicht beleidigen, sondern einen Dank verdienenden Wink geben, wo und wie man in seiner Art besser und lobenswürdiger werden kann.

XII.

Ein unbefangener Beobachter, den die Natur mit Scharfsinn und Lebhaftigkeit des Geiſtes ausgeſteuert, und die Philoſophie mit dem richtigen Maßſtabe deſſen, was löblich, ſchön, anſtändig und ſchicklich oder das Gegentheil iſt, verſehen hat, ſieht überall, wo er hinkommt, die Menſchen und ihr Thun und Laſſen, ihre Gewohnheiten und Eigenheiten, Schiefheiten und Albernheiten in ihrem natürlichen Lichte; und, ohne die mindeſte Abſicht, etwas lächerlich machen zu wollen, findet ſich, daß man über das Lächerliche — lachen oder lächeln muß. Wohl dem Volke, das nur lächerliche Fehler hat!

XIII.

Zuweilen liegt der vermeinte Tadel, worüber man ſich unzeitig beklagt, blos in der Vorſtellungsart einer übermäßig reizbaren Selbſtgefälligkeit. Als Xenophon ſeine zwei Gemälde von der ſpartaniſchen und atheniſchen Republik gegen einander ſtellte, ſchrieen die Athener, welche gewohnt waren, von ihren Sophiſten und Lohnrednern immer nur ſchmeichelhafte Dinge zu hören, über großes Unrecht; aber wir, die keinen Grund haben, weder Athenern noch Spartanern zu ſchmeicheln oder mehr Vorliebe für die Einen als für die Andern zu haben, wir finden, daß Xenophon den Athenern kein Unrecht that. Er ſagt mit der ihm ganz eigenen Simplicität und Geradheit, was Jedermann, der nach Athen ging und mit ſeinen eigenen Augen ſah, ſehen mußte. Die Athener ſchrieen über Satire und Ironie, wo Xenophon weder an Satire noch Ironie gedacht hatte. Die Wahrheit

war, daß er sie blos in einen Spiegel schauen ließ. Sein Gemälde ist das Gemälde einer jeden Republik, in welcher das Volk die höchste Gewalt hat; und alle die besondern Züge, die nur auf die Athener zu passen scheinen, sind im Grunde blose Modificationen, wovon der nähere Grund in ihrer Lage und in ihren äußern Umständen zu finden war. Ich kann die Verfassung der Athener nicht loben, sagt Xenophon; aber, da es ihnen einmal beliebt hat, sich eine solche Verfassung zu geben, so finde ich, daß sie sehr inconsequent seyn müßten, wenn sie anders wären, als sie sind. Man tadelt dieß und dieß und dieß an ihnen und überlegt nicht, daß sie, ihre Staatsverfassung vorausgesetzt, in Allem dem, weßwegen man sie tadelt, Recht haben. Sein Buch von der atheniſchen Republik ist daher, wenn man will, eine Satire und eine Apologie zu gleicher Zeit; in der That aber weder mehr noch weniger als eine historische Darstellung dessen, was die Athener in ihrer demokratischen Epoche waren, in ein solches Licht gestellt, daß man deutlich begreift, wie sie das waren, und warum sie es waren, und warum es unmöglich war, daß sie anders hätten seyn sollen, solange sie nicht die Quelle Alles dessen, was an ihnen tadelhaft war, ihre Verfassung, änderten.

Eine eben so simple, eben so getreue und ungeschmeichelte Darstellung dessen, was in unserm gegenwärtigen Zeitmomente jeder besondere Staat, jede große oder kleine Haupt-Residenz und freie Reichsstadt in Deutschland wirklich ist, wie jene Xenophontische von Sparta und Athen, würde ihrem Verfasser zwar wahrscheinlich viel Verdruß und keine öffentliche Danksagung im Namen Kaisers und Reichs zuziehen (wie ehedem Doctor Burnet für seine Whiggische Geschichte von England vom Ober- und Unterhause des großbritanniſchen

Parlaments erhielt), aber er würde eine ſolche Dankſagung wenigſtens verdienen; denn es wäre eine große Wohlthat, die er der Nation erwieſe.

XIV.

Wer aus einem großen Staat in einen andern kommt, worin Verfaſſung und Einrichtung, Nationalcharakter und Nationalſitten mit jenem ſtark abſtechen, zum Beiſpiel aus einem militäriſchen in einen, der ſeinen Wohlſtand dem Frieden und den Künſten des Friedens zu danken hat, der bringt eine Dispoſition mit ſich, vorzüglich Alles das zu bemerken, was den Unterſchied zwiſchen beiden ausmacht, weil dieß gerade die Züge ſind, die ihm am ſtärkſten auffallen. Daher kommt es denn ganz natürlich, daß er ein Belieben daran findet, das Charakteriſtiſche der einen und der andern Nation gegen einander zu ſtellen und mit einander zu vergleichen — ein Verfahren, wodurch gemeiniglich heraus kommt, daß das, worin die eine ſich beſonders hervor thut, gerade nicht die glänzendſte Seite der andern iſt. Kein Volk, zumal ein kleines, kann alle mögliche Vorzüge beiſammen haben; es gibt ſogar einige, die einander ausſchließen. Ich bin gewiß, daß ein Haufen edler junger Mitbürger und Cameraden des Alcibiades, ihrer Tapferkeit unbeſchadet, gegen eben ſo viele ſpartaniſche Knaſterbärte wie ein Trupp ſchöner Herren, die zum Tanze gehen, ausſahen. Spartaner und Athener, Thebaner und Korinther (alte oder moderne) in einem Gemälde gegen einander contraſtiren zu laſſen, iſt immer eine ſehr unſchuldige Sache, wiewohl die Einen auf die Andern wechſelsweis ein nicht immer vortheilhaftes Licht werfen.

XV.

Was von Nationen gesagt worden, gilt auch von Regenten und großen Herren. August und Trajan, wenn man ihren Schmeichlern und Lobrednern glauben wollte, müßten keine Menschen, sondern Götter und Ideale aller Vollkommenheiten gewesen seyn. Eben so, wenn man den Büchermachern in ihren Zueignungsschriften und den Zeitungsschreibern, wenn sie Todesfälle und Thronbesteigungen ankündigen, und den Leichenpredigern oder Standrednern, wenn sie aus bezahlter Pflicht zum letzten Male loben, unbeschränkt glauben müßte; so wären alle unsere Regenten, vom ersten Monarchen in Europa bis zum kleinsten aller Dynasten im heiligen römischen Reiche, lauter Auguste und Trajane. Wollte Gott! Aber was ist — ist; und wie es überall in der Welt ist, das sieht, wer ein Paar gesunde Augen hat, und, wer nicht sehen kann, fühlt's. Regenten, die von ihrer Würde und von ihrem Amte die gehörige Empfindung haben, verachten solche Schmeicheleien und wissen, daß, wer das Herz hat, ihnen unangenehme Wahrheiten zu sagen, es gewiß ehrlich mit ihnen meint. Der beste Fürst ist der, dessen größter Wunsch ist, der beste Mensch unter seinem Volke zu seyn. Und gewiß, ein solcher kann und wird es nicht übel finden, wenn man ihm mit Bescheidenheit zu verstehen gibt, was die Nachwelt ohne Scheu heraus sagen wird, wenn es zu spät für ihn seyn wird, Nutzen daraus zu ziehen.

XVI.

So wie es keinen wissenschaftlichen Gegenstand gibt, den man nicht untersuchen, ja selbst keinen Glaubenspunkt,

den die Vernunft nicht beleuchten dürfte, um zu sehen, ob er glaubwürdig sey oder nicht: so gibt es auch keine historische und keine praktische Wahrheit, die man mit einem Interdict zu belegen oder für Contrebande zu erklären berechtigt wäre. Es ist widersinnig, Staatsgeheimnisse aus Dingen machen zu wollen, die aller Welt vor Augen liegen, oder übel zu nehmen, wenn Jemand der ganzen Welt sagt, was einige hunderttausend Menschen sehen, hören und fühlen.

XVII.

Ein Augenzeuge kann, ohne Schuld seines Willens, unrichtig sehen. Wer einem Andern, den er für glaubwürdig hält, etwas nachsagt, kann falsch berichtet worden seyn. Der aufmerksamste und scharfsinnigste Beobachter ist, wie alle Menschen, der Möglichkeit des Irrthums unterworfen und kann einen wichtigen Umstand übersehen oder Manches nicht aus seinem wahren Gesichtspunkt oder in dem gehörigsten Lichte gesehen haben. Es ist also kaum möglich, daß Schriften, worin Völker, Staaten, merkwürdige Menschen und Begebenheiten, Sitten der Zeit und dergleichen historisch geschildert werden, selbst bei dem reinsten Vorsatze, die Wahrheit zu sagen, von allen Unrichtigkeiten gänzlich frei seyn sollten. Auch ist es möglich, daß Jemand aus Unerfahrenheit oder Beschränktheit seiner Einsichten oder aus dunkeln Vorstellungen und Neigungen, die ohne sein Wissen auf seinen Willen wirken (zum Beispiel aus Vorliebe für sein eigenes Vaterland), zuweilen unrichtig sehen und urtheilen kann. Aber es wäre widersinnig, den Schluß hieraus zu ziehen, daß man also keine historische Schriften, keine Beiträge zur Völker- und Menschenkunde, keine Reisebeschreibungen und

keine Sammlungen ſolcher Thatſachen, deren Publicität der Welt nützlich iſt oder werden kann, mehr bekannt machen dürfe. Alles, was daraus folgt, iſt, daß ein Jeder, der die Sache beſſer zu wiſſen glaubt oder die Irrthümer eines Schriftſtellers aufzudecken und zu berichtigen im Stande iſt, nicht nur volle Befugniß, ſondern ſogar eine Art von Pflicht auf ſich hat, der Welt damit zu dienen.

Das Geheimniß

des

Kosmopoliten-Ordens.

1788.

Einleitung.

Es werden ungefähr vierzehn Jahre seyn, daß der Geschichtschreiber der Abderiten bei Gelegenheit einer unvermutheten Zusammenkunft des Hippokrates und Demokritus die erste Nachricht von einer unsichtbaren Gesellschaft gab, welche bereits einige Jahrtausende unter dem Namen der Kosmopoliten existiren und, seinem Vorgeben nach, große Vorzüge vor allen anderen geheimen Gesellschaften und einen wichtigern und dauerhaftern Einfluß in die Dinge dieser Welt haben sollte, als irgend eine der letztern sich mit Grunde zuschreiben könne.

Das Wenige, was dem besagten Geschichtschreiber blos zufälliger Weise und im Vorbeigehen von diesem bisher unbekannten geheimen Orden entfallen war, erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit, in deren Ursachen wir hier nicht einzudringen begehren. Genug, je räthselhafter die Sache den meisten Lesern vorkam, je begieriger wurden sie, mehr von diesem Geheimnisse zu erfahren.

Diese Neugier mußte natürlicher Weise nicht wenig zunehmen, da bald hernach ein berühmter Mann desselben Jahrzehends in den dringenden Ermahnungen, die er schnell hinter einander an alle Stände und Classen der Nation ergehen ließ, um zu Ausführung eines der ganzen Welt unendlich wichtigen Instituts die geringe Summe von

dreißigtausend Thalern zusammen zu schießen, sich auch namentlich und mit ganz besonderm Nachdruck und Vertrauen an die Kosmopoliten wandte und dadurch das Daseyn dieser geheimen Gesellschaft (welches vorher noch von einigen Ungläubigen bezweifelt worden war) außer allen Widerspruch zu setzen schien.

In Kurzem erfolgte nun, was die Kosmopoliten voraus gesehen hatten. Da ihre Unsichtbarkeit nothwendig aus der Natur der Sache folgt; da überdieß keiner von ihnen ein Mitglied irgend einer andern geheimen Gesellschaft seyn kann, weil er von dem Augenblick an, da er sich zu einem solchen Schritt entschlösse, aufhörte, ein Kosmopolit zu seyn; und also, alles Forschens und leisen Anklopfens ungeachtet, die wirklichen Glieder dieses Ordens Allen, die nicht ihres Gleichen waren, verborgen blieben: so glaubten gewisse Leute, die um diese Zeit mit sehr weit aussehenden Entwürfen schwanger gingen, ein Großes zu Beschleunigung derselben zu thun und sich bei Manchen einen desto leichtern Eingang zu verschaffen, wenn sie sich eines Namens, an welchen mehrere Jahre lang Niemand Anspruch zu machen schien, als einer gleichsam verlassenen Sache bemächtigten und sich, so oft es ihren Absichten zuträglich war, mit dem Kosmopoliten- oder Weltbürgertitel schmückten, um die Meinung von sich zu erwecken, als ob sie wirklich und ausschließlich im Besitze des Geheimnisses wären, wovon der Verfasser der Abderitengeschichte in einem so räthselhaften Tone gesprochen hatte.

Ob sie hierin blos als feine weltkluge Speculanten zu Werke gegangen, oder ob sie vielleicht in Allem diesem ehrlich zu seyn geglaubt und, selbst von der größten aller Zaubrerinnen getäuscht, sich wirklich eingebildet haben mögen, etwas zu seyn, was sie nicht waren, lassen wir dahin gestellt.

Das Letztere könnte um so eher zu glauben seyn, da sie, indem sie sich den Begriff eines Weltbürgers zu entwickeln suchten, sehr leicht auf die vermeinte Entdeckung fallen konnten, daß die Erleuchtung der Welt, wo nicht das einzige, doch wenigstens das vornehmste Mittel sey, wodurch die Kosmopoliten den ihnen zugeschriebenen großen Einfluß in die sublunarischen Dinge bewirkten.

Da der Erfolg, ungeachtet der glänzenden Aussichten, die den Menächmen der Kosmopoliten nichts Geringeres als das Imperium orbis zu verheißen schienen, ihren sanguinischen Hoffnungen nicht besser entsprach, als es jene (ohne ihre Feinde zu seyn oder nur einen Finger gegen sie zu rühren) voraus gesehen hatten; so wäre es ohne allen Nutzen, uns deutlicher über diesen Hergang zu erklären. Aber dieß glauben wir doch hinzu setzen zu müssen: daß man sich mächtig betrogen finden würde, wenn man sich schmeicheln wollte, mit irgend einem andern Losungsworte — zum Beispiel mit Aufklärung (das ohnehin der verunglückten Erleuchtung zu synonym ist, um sich ein viel besseres Schicksal zu versprechen), jemals glücklicher zu seyn. Denn die wahren Kosmopoliten können und werden es nicht länger zugeben, daß geheime Gesellschaften, die in ihrer ganzen innern Verfassung und in der Art und Weise, wie sie sich um das menschliche Geschlecht verdient machen wollen, so ganz das Gegentheil von ihnen sind, sich entweder ihres Namens anmaßen oder, unter welchem andern Namen es seyn möge, die Meinung von sich erwecken, als ob die Kosmopoliten mit ihnen einerlei Zweck und Mittel hätten und jemals, es sey durch den Beitritt einzelner Personen aus ihrem Mittel oder durch eine allgemeine Vereinigung, gemeine Sache mit ihnen zu machen fähig wären.

Das kürzeste und meines Erachtens auch das edelste Mittel, diesen Zweck zu erreichen und den Gaukelspielen aller gegenwärtigen und künftigen Pseudo-Kosmopoliten ein Ende zu machen (es wäre denn, daß die Welt schlechterdings mit sehenden Augen betrogen seyn wollte), ist unstreitig der Entschluß, den ich — mit vorausgesetzter unausbleiblicher Genehmigung und im Namen des ganzen Ordens — gefaßt habe, das, was bisher das Geheimniß desselben war, ohne alle Zurückhaltung so aufrichtig und deutlich bekannt zu machen, daß es auch dem einfältigsten Menschenkinde in Zukunft unmöglich seyn soll, echte und unechte Kosmopoliten jemals mit einander zu verwechseln.

Die Zeit ist endlich gekommen, wo nichts Gutes das Licht zu scheuen Ursache hat; wenigstens ist sie für unser Vaterland gekommen. Es gibt, Dank sey dem Himmel! keine Neronen und Domitiane unter uns, vor denen gute Menschen sich verbergen müßten. Wenn auch in vielen Gegenden die Rechte der Vernunft durch alte Vorurtheile noch geschmälert und angefochten werden; so ist doch keine Wahrheit, die sich nicht irgendwo in Germanien mit aufgedecktem Angesichte zeigen dürfte. Der freie Geist der Untersuchung hat in dem glücklichsten Zeitalter der Griechen (von welchen alle Aufklärung ausgegangen ist) mitten in Athen nie unbeschränkter wirken dürfen als in unsern Tagen; und selbst jeder Mißbrauch der Vernunft in speculativen Dingen hat (wie billig) keine andere Ahndung als die Zuchtruthe der Kritik zu scheuen. Und ist nicht die außerordentliche Duldung, welche man geheimen Verbindungen, die in keinem wohl policirten Staate geduldet zu werden hoffen durften, widerfahren ließ, ist nicht diese Duldung selbst der auffallendste Beweis, wie ganz unnöthig es ist, irgend einen löblichen

Zweck durch verborgene Wege und geheimnißvolle Mittel erzielen zu wollen?

Die Kosmopoliten können durch die Bekanntmachung ihres Geheimnisses in den Augen aller verständigen und guten Menschen nur gewinnen. — Es ist nicht das Geringste weder in ihrer Verfassung noch in ihrem Zwecke noch in ihren Mitteln, das sich hinter allegorische Schleier und in hieroglyphische Dunkelheit verbergen müßte. Sie dürfen der Welt zeigen, wer sie sind, und was sie im Schilde führen. — Ihr geheime Orden alle, wollt ihr uns von der Rechtmäßigkeit eurer Verfassungen, von der Lauterkeit eurer Absichten, von der Unschuld eurer Mittel überzeugen — so gehet hin und thut desgleichen!

Das Geheimniß der Kosmopoliten.

I.

Vor allen Dingen müssen wir uns, um auch dem Schatten eines Mißverstandes auszuweichen, erklären, in welchem Sinne die Kosmopoliten eine Art von geheimer Gesellschaft ausmachen.

Sie haben nämlich mit allen andern menschlichen Gesellschaften gemein, daß sie unter einerlei Gesetzen auf einen Zweck durch ähnliche und zusammen stimmende Mittel arbeiten. Sie unterscheiden sich hingegen von allen andern theils durch die Größe und Vollkommenheit ihres Zwecks, theils durch die Lauterkeit ihrer Grundsätze und Gesinnungen, theils durch die immer zweckmäßige Güte und reine Zusammenstimmung ihrer Arbeiten und Bestrebungen.

Eine geheime Gesellschaft aber können sie genannt werden, insofern dasjenige, was sie zu Kosmopoliten macht, den Augen des großen Haufens von jeher verborgen geblieben und vermöge seiner Natur so beschaffen ist, daß selbst nach gegenwärtiger gänzlicher Aufdeckung ihres Geheimnisses Mancher, wiewohl ohne unsere Schuld, wenig mehr davon begreifen wird als vorher.

Man sieht bereits aus diesem einzigen Merkmale, wie wesentlich sie von allen andern, sowohl öffentlichen als

geheimen Gesellschaften, Hetärien, Orden und Verbrüderungen verschieden sind.

Andere geheime Orden sind nur darum geheim, weil sie es seyn wollen. Es hängt blos von ihnen ab, so hört ihr vorgebliches Geheimniß auf, ein Geheimniß zu seyn, und die ganze Welt weiß so viel oder wenig davon als sie selbst; kurz, um Einer von ihnen zu seyn, braucht man nur von ihnen aufgenommen und in ihren Mysterien unterrichtet zu werden.

Mit den Kosmopoliten verhält es sich gerade umgekehrt. Man wird kein Kosmopolit durch Aufnahme und Unterricht; sondern man befindet sich in ihrer Gesellschaft, weil man ein Kosmopolit ist. Man wird dazu geboren, und der hinzukommende Unterricht trägt nicht mehr dazu bei, als Nahrung und Bewegung zum Wachsthum und zur Ausbildung eines thierischen Körpers beiträgt, ohne ihn darum zu etwas Anderm machen zu können, als wozu ihm die Natur selbst die substantielle Form und innere Anlage gegeben hat.

II.

Die Kosmopoliten sind nicht nur durch keinen Eid zu Beobachtung eines unverbrüchlichen Geheimnisses gegen Alle, die nicht zu ihrem Orden gehören, verbunden: sondern sie behaupten sogar, daß keine Privatgesellschaft ohne ausdrückliche Erlaubniß des Staats, in welchem sie lebt, berechtigt seyn könne, ihren Gliedern einen solchen Eid aufzulegen; und sie erklären dergleichen geheime eidliche Verbindungen für unzulässig, wie unschuldig auch ihre ursprüngliche Absicht und Verfassung seyn möchte. Es ist augenscheinlich, sagen sie, daß eine eigenmächtige und von der höchsten Gewalt

nicht mit völliger Kenntniß der Sache autorisirte eidliche Verbindung eine Art von Zusammenverschwörung ist und einen Staat im Staat hervorbringt, der dem letztern auf vielerlei Art gefährlich und nachtheilig werden kann; zumal, wenn es blos in der Willkür der Zusammenverschwornen steht, die Anzahl ihrer Glieder auf so viele Tausende und Hunderttausende zu erstrecken, als ihnen beliebt. Nichts als die völligste Gewißheit, daß das gemeine Wesen durch kein anderes Mittel von seinem gänzlichen Verderben gerettet werden könnte, kann jemals eine solche geheime Conföderation rechtfertigen; denn ordentlicher Weise ist in keinem Staate Jemanden verwehrt, so viel Gutes zu thun, als er kann und will, insofern er nur in den Grenzen bleibt, die ihm die Verfassung und die öffentliche Ordnung und Ruhe vorschreiben. Und, gesetzt auch, diese Einschränkung wäre in einigen Staaten oder zu gewissen Zeiten so enge, daß mancher wohl gesinnte Mann nicht Alles thun könnte, wozu er einen Beruf in sich fühlt, so soll und muß er sich in dem Gedanken beruhigen, daß er als Mensch zu nichts verbunden ist, was er nicht ohne Verletzung seiner bürgerlichen Pflichten unternehmen könnte.

Die Versicherung, die eine solche zusammen verschworne geheime Gesellschaft von sich gibt, daß weder ihre Verfassung noch ihre Arbeiten dem Staate, der Religion, noch den Sitten nachtheilig sey, gesetzt auch, sie sey vollkommen aufrichtig, kann ihre Conföderation nicht unschuldiger noch rechtmäßiger machen; denn wer ist uns Bürge dafür, daß sie nicht dereinst werden, was sie jetzt nicht sind? Ueberdieß sind die Begriffe und Urtheile einzelner Menschen von so zusammen gesetzten und äußerst verwickelten Gegenständen viel zu verschieden und unzuverlässig, als daß man es in einer Sache,

wobei die Ruhe des Staats betroffen ist, darauf ankommen lassen könnte, ob diejenigen, die eine solche Gesellschaft leiten, immer richtig oder unrichtig urtheilen und nicht vielleicht Religion und Staat durch eben die Mittel, wodurch sie ihnen nützlich zu seyn wähnen, gegen ihre Meinung untergraben könnten.

Am allerwenigsten aber (sagen die Kosmopoliten) können sich solche zum Geheimniß verschworne Gesellschaften mit dem Beispiele der alten ägyptischen, eleusinischen und anderer Mysterien dieser Art rechtfertigen, mit welchen sie sich eine Aehnlichkeit zu geben suchen, die keinem Sachkundigen den zwischen ihnen obwaltenden wesentlichen Unterschied verbergen kann; denn jene Mysterien waren von den Gesetzgebern selbst angeordnet, machten einen Theil der politisch-religiösen Verfassung aus und standen unmittelbar unter der Oberaufsicht des Staats. Sobald die geheimen Orden sich gleicher Vorzüge werden rühmen können, wird ihnen Niemand ihre Rechtmäßigkeit streitig machen.

Das Erste also, worin sich die Kosmopoliten von allen geheimen Orden und Hetärien unterscheiden, ist, daß sie weder ein Geheimniß zu verbergen haben, noch aus ihren Grundsätzen und Gesinnungen eines machen. Die ganze Welt darf wissen, wie sie denken, was sie unternehmen, und welche Wege sie gehen. Sie lächeln über die Affectation, symbolische Bücher und Hieroglyphen aus der Kindheit der Welt herüber zu holen, um Wahrheiten, die Jedermann in der Schule schon gelernt hat, darein zu vermummen. Was für Weisheit, sagen sie, kann man sich von Männern versprechen, die mit der feierlichsten Miene von der Welt — Puppen an- und auskleiden, blinde Kuh spielen und Nadeln verstecken? Oder was für männliche Geschäfte können das

seyn, die man durch einen Schein von Rückfall in die erste Kindheit der Aufmerksamkeit der Verständigen entziehen will?

III.

Die Kosmopoliten führen den Namen der Weltbürger in der eigentlichsten und eminentesten Bedeutung. Denn sie betrachten alle Völker des Erdbodens als eben so viele Zweige einer einzigen Familie und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen andern vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern, indem jedes nach seiner besondern Art und Weise für seinen eigenen Wohlstand geschäftig ist.

Sie sind gleich weit von den beiden Extremen entfernt, dem Menschen entweder die erste Rolle im Weltall zu geben oder sein Daseyn für ein unbedeutendes Spiel des Zufalls, einen Traum ohne Zweck, Sinn und Zusammenhang anzusehen. Ohne sich der unmöglichen Bestimmung des eigentlichen Ranges, den er in der unendlichen Stadt Gottes einnimmt, anzumaßen — ohne (was eben so unmöglich ist) erforschen zu wollen, was er war, ehe er in seinen dermaligen Wirkungskreis gesetzt wurde, oder was er seyn wird, wenn er aufhört zu seyn, was er ist — überzeugt sie der Vorzug der Vernunft (die den Menschen über alle seine Mitbewohner dieses Sonnenstaubs im Universum, der für uns eine Welt ist, so hoch erhebt), daß der Mensch, seiner scheinbaren Kleinheit ungeachtet, nicht blos als organisirter und belebter Stoff ein blindes Werkzeug fremder Kräfte, sondern als denkendes und wollendes Wesen selbst eine wirkende Kraft ist und, auf diese zweifache Art in den allgemeinen Plan des Ganzen

verflochten, eine viel größere Rolle spielt, als er selbst zu übersehen fähig ist.

IV.

Aus dieser Ueberzeugung entspringt für die Kosmopoliten ein doppelter Grundsatz, der sie durch ihr ganzes Leben leitet.

Der erste ist: Alle Bestimmungen und Folgen ihres Daseyns, die nicht von ihrem Willen abhangen, alles anscheinende Böse, das sie entweder nicht voraus sehen können oder, wenn sie es auch sahen, als natürliche Folge nothwendiger Collisionen oder Dissonanzen nicht vermeiden konnten, kurz, Alles was sie, insofern sie bloße Werkzeuge der Natur sind, unfreiwillig wirken oder leiden müssen, für etwas anzusehen, wofür sie sich selbst oder Andern eben so wenig verantwortlich sind, als für die Wirkungen der Gesetze des Stoßes, der Schwere oder irgend ein anderes Gesetz der Natur, dessen Wirkung nothwendig und unaufhaltbar ist.

Der andere ist: Alle ihre Aufmerksamkeit so viel möglich auf das zu richten, was von ihrem eigenen Verstand und Willen abhängt, was sie gut oder übel, besser oder schlechter machen können; in allen Dingen dieser Art, selbst in Kleinigkeiten, sich die möglichste Vollkommenheit zum Ziel zu setzen und hierin mit einer desto größern Strenge gegen sich selbst zu verfahren, je mehr Nachsicht Einer vom Andern sich versprechen könnte.

Die Natur (sagen sie) hat einem jeden Menschen die besondere Anlage zu dem, was er seyn soll, gegeben, und der Zusammenhang der Dinge setzt ihn in Umstände, die der Entwicklung derselben mehr oder weniger günstig sind; aber

ihre Ausbildung und Vollendung hat sie ihm selbst anvertraut. Ihm kommt es zu, was die Natur mangelhaft gelassen oder gar gefehlt hat, zu verbessern und seine Anlagen zu Kunstfertigkeiten zu erheben; es ist sein eigenes Interesse, und er kann kein angelegeneres Geschäft haben, als das Bestreben, der Vollkommenheit in seiner Art, die in gewissem Sinne keine Grenzen hat, so nahe zu kommen als möglich. Da der Plan seines Lebens nicht von ihm allein abhängt; da er zu jedem Gebrauche, den der oberste Regierer der Welt von ihm machen will, bereit seyn soll: so ist seine erste und höchste Pflicht, sich die möglichste Tauglichkeit zu erwerben.

Ein hoher Grad dieser Tauglichkeit, insofern er von Uebung, Fleiß, Anstrengung und Beharrung und also von unserem eigenen Willen abhängt, ist, was die Kosmopoliten Tugend nennen, und das Ideal derselben der Maßstab, wonach sie den Werth einzelner Personen bestimmen.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich der Unterschied zwischen Weltbewohnern und Weltbürgern. Die erstere Benennung kommt nicht nur allen Menschen, sondern selbst der ganzen Leiter der unter ihm herab steigenden Thiere zu; aber ein Bürger der Welt in der engern und edlern Bedeutung dieses Wortes kann nur derjenige heißen, den seine herrschenden Grundsätze und Gesinnungen durch ihre reine Zusammenstimmung mit der Natur tauglich machen, in seinem angewiesenen Kreise zum Besten der großen Stadt Gottes mitzuwirken. Nur der gute Bürger verdient diesen Namen vorzugsweise.

V.

Die Kosmopoliten haben und erkennen als solche keine andere Obere, als die Nothwendigkeit und das Naturgesetz

oder — was im Grunde eben dasselbe sagt — als das unerforschliche ewige Urwesen, welches der Anfang und das Ende aller Dinge ist.

Es würde ein sehr unbedeutendes Wortspiel seyn, wenn man darum auch von ihnen sagen wollte, daß sie unbekannte Obere hätten. Wie verborgen und unzugangbar uns auch der höchste Regierer des Weltalls ist, so wissen wir doch genug von seiner Regierung, um unbeschränktes Vertrauen zu ihr zu fassen, und genug von seinen Gesetzen, d. i. von dem, was in der intellectuellen und moralischen Welt Ordnung, Uebereinstimmung und fortschreitende Vollkommenheit hervorbringt, um unsern Willen und unsere Wirksamkeit, insofern sie von unserem Willen abhängt, denselben gleichförmig zu machen.

Außer dieser Subordination herrscht unter allen Kosmopoliten eine so vollkommene Gleichheit, als mit ihrer individuellen Verschiedenheit nur immer bestehen kann. Ihre Vollmacht und Instruction erhalten sie aus den Händen der Natur. Es gibt keine andere Grade unter ihnen, als die Stufen ihrer Tauglichkeit und innern moralischen Güte. Und da sie keinen besondern geheimen Plan haben, in keiner geheimen Verbindung zu Bearbeitung weit aussehender Absichten stehen, keinen erloschenen Orden von den Todten zu erwecken, keine Kirchenvereinigungen zu Stande zu bringen suchen und nichts weniger im Schilde führen, als die Welt nach ihrem Sinne reformiren und vermittelst einer künstlich ausgedachten Maschinerie, die eine unaufhörliche Aufsicht und Nachhülfe erfordert, nach jesuitischer Art und Kunst regieren zu wollen; kurz, da sie keinen Staat im Staate vorstellen und von keinem gemeinschaftlichen Ordensinteresse wissen, welches mit dem Interesse der bürgerlichen oder kirchlichen

Gesellschaft in Collision kommen könnte oder wohl gar in einer beständigen absichtlichen Opposition mit demselben stände: so ist klar, daß sie keiner besondern Constitution, keiner hochwürdigen Obern, keiner geheimen Canzlei, keines Säckelmeisters und keiner gemeinschaftlichen Casse nöthig haben.

VI.

Dieses Allen ungeachtet ist in buchstäblichem Verstande wahr, was an einem andern Orte schon vor vierzehn Jahren von ihnen gesagt wurde, nämlich: daß sie, trotz aller Entfernung von Raum und Zeit, in der engsten Verbindung mit einander stehen, ohne Schiboleth oder abgeredete Zeichen einander bei der ersten Zusammenkunft erkennen und sogleich die besten und vertrautesten Freunde sind. Das ganze Geheimniß liegt in einer gewissen natürlichen Verwandtschaft und Sympathie, die sich im ganzen Universum zwischen sehr ähnlichen Wesen äußert, und in dem geistigen Bande, womit Wahrheit, Güte und Lauterkeit des Herzens edle Menschen zusammen kettet. Ich kenne kein stärkeres; wenigstens bedürfen die Kosmopoliten kein anderes, um eine Gemeinheit auszumachen, die an Ordnung und Harmonie alle andere menschliche Gesellschaften übertrifft.

VII.

Aus dem bisher Gesagten erhellet schon von selbst, daß die Kosmopoliten über das, was der Zweck ihres Ordens sey, nie in die seltsame Verlegenheit gerathen können, worin man wohl eher andere ansehnliche und weltberühmte Gesellschaften gesehen hat. Nie werden sie allgemeine oder besondere

Synoden ausschreiben müssen, um das Geheimniß ihres Geheimnisses ausfindig zu machen und auf die Fragen: wer sind wir? was wollen wir? wo kommen wir her? und wo zielen wir hin? wenigstens sich selbst eine befriedigende Antwort geben zu können. Es gibt in ihrem Mittel keine verschiedene Meinungen über ihren Zweck, keine Parteien, die nicht etwa nur in Vorstellungsarten verschieden, sondern sogar die Antipoden von einander sind und, wiewohl sie äußerlich ein Ganzes auszumachen scheinen, innerlich in einem so schlimmen Verhältniß mit einander stehen, daß der Zweck der Einen ist, das Werk der Andern zu zerstören. Die Kosmopoliten, so viele ihrer in der Welt verstreut leben, sind alle zusammen, in der schärfsten Bedeutung dieser Redensart, ein Herz und eine Seele; denn sie haben nur einen gemeinschaftlichen Zweck, an welchem sie alle, ohne Geräusch, ohne das klappernde Getöse eines schwerfälligen Räderwerks, im Verborgenen, wiewohl von Jedermann gesehen, jeder nach dem Maße seiner Kräfte und Mittel und nach dem Standpunkte, worauf er gesetzt ist, ruhig fortarbeiten.

Dieser Zweck ist an sich der einfachste, unschuldigste und wohlthätigste, der sich denken läßt; denn er ist weder mehr noch weniger, als was in folgender Formel enthalten ist: „Die Summe der Uebel, welche die Menschheit drücken, so viel ihnen, ohne selbst Unheil anzurichten, möglich ist, zu vermindern und die Summe des Guten in der Welt nach ihrem besten Vermögen zu vermehren.“ Sie sind sich bewußt, daß sie in jedem Augenblicke ihres Lebens den reinen und festen Willen haben, sich zu diesem Zwecke zu verwenden, der, ihrer Ueberzeugung nach, der Zweck ihres Daseyns ist und mit dem großen und letzten Zweck des ganzen Weltalls im reinsten Einklange steht. Sie können, als Menschen wie

Andere, im Besondern des besten Mittels oder des rechten Maßes oder der schicklichsten Zeit verfehlen, wiewohl ihnen dieß unendlich seltener als Andern begegnet: aber ihr Zweck ist immer der einzig wahre; und da eines ihrer Grundgesetze ist, nichts Gutes durch gewaltsame oder hinterlistige oder zweideutige, geschweige schändliche Mittel bewirken zu wollen, so ist es, wie gesagt, blos eine Folge der Schranken unserer Natur, wenn sie in besondern, oft sehr verwickelten Fällen ihres edeln Zwecks verfehlen. Dieser Fall muß bei ihnen nothwendig um so seltner seyn, da sie im Urtheilen von keinen Vorurtheilen und Wahnbegriffen, im Handeln weder von Nebenabsichten noch Leidenschaften getäuscht und irre geführt werden. Sie haben also den Vorzug vor Andern, daß nicht nur ihre Art zu denken immer gesund, und ihr Zweck immer lauter ist, sondern daß sie auch, so viel es das Los der Menschheit zuläßt, ihren Grundsätzen immer gemäß handeln und daher immer sicher seyn können, das Gute wirklich zu thun, das sie thun wollen.

VIII.

Unter welcher Staatsverfassung ein Kosmopolit leben mag — es sey nun, daß er hierin blos von der Nothwendigkeit oder durch seine eigene Wahl bestimmt worden sey — so lebt er immer als ein guter und ruhiger Bürger. Die Grundsätze und Gesinnungen, die ihn zum Weltbürger machen, sind auch die Grundlage seines Wohlwollens gegen die besondere staatsbürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied er ist; aber sie sind es auch, was den Wirkungen dieses Wohlwollens Schranken setzt.

Was man in den alten griechiſchen Republiken und bei den ſtolzen Bürgern jener Stadt, die zur Herrſchaft über die Welt geſtiftet zu ſeyn glaubte, Vaterlandsliebe nannte, iſt eine mit den kosmopolitiſchen Grundbegriffen, Geſinnungen und Pflichten unverträgliche Leidenſchaft. Kein Römer konnte ein Kosmopolit, kein Kosmopolit ein Römer ſeyn. Der einzige Pomponius Atticus machte vielleicht eine Ausnahme. Aber er war auch in der That, nach ſeinem Beinamen, mehr Athener als Römer; und was konnte er in ſeinen Verhältniſſen während des Sturms, der die ariſtokratiſche Demokratie in Rom umſtürzte, Weiſeres und Beſſeres thun, als ſich auf die Erfüllung ſeiner weltbürgerlichen Pflichten einzuſchränken?

Der Kosmopolit befolgt alle Geſetze des Staats, worin er lebt, deren Weisheit, Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit offenkundig iſt, als Weltbürger und unterwirft ſich den übrigen aus Nothwendigkeit. Er meint es wohl mit ſeiner Nation; aber er meint es eben ſo wohl mit allen andern und iſt unfähig, den Wohlſtand, den Ruhm und die Größe ſeines Vaterlandes auf abſichtliche Uebervortheilung und Unterdrückung anderer Staaten gründen zu wollen.

Die Kosmopoliten laſſen ſich daher niemals in beſondere Verbindungen ein, die mit der Ausübung dieſer Geſinnungen unverträglich wären. Sie entziehen ſich aller Theilnehmung an einer Staatsverwaltung, wobei ihnen die entgegengeſetzten Maximen als Grundregeln vorgeſchrieben würden. Wenn es daher in irgend einem Staate von nicht ganz unbeträchtlicher Größe etwas noch Selteneres geben könnte, als einen Miniſter, der ein Kosmopolit wäre, ſo wär' es, wenn dieſer Miniſter ſich zehn Jahre hinter einander an ſeiner Stelle erhalten hätte.

IX.

Der Kosmopolit ist, vermöge seiner wesentlichsten Ordenspflichten, immer ein ruhiger Bürger, auch wenn er mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht zufrieden seyn kann. Aber, wiewohl dieses Letztere (aus einem Mangel an objectiven Beweggründen, woran er keine Schuld hat) zuweilen der Fall seyn muß; wiewohl er, mit dem besten Willen von der Welt, Alles, was gut ist, gut zu heißen, die Maßregeln und Handlungen der Vorsteher des Staats nicht immer besingen und beklatschen kann, ihre Schwächen, Untugenden, Schiefheiten, Mißgriffe, Inconsequenzen u. s. w. sehr wohl sieht und sehr ernstlich mißbilligt; — kurz, ob er gleich die Gebrechen der Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizei, Oekonomie und der ganzen Staatsverwaltung im Großen und Kleinen, auch vielleicht die Mittel, diesen Gebrechen abzuhelfen, kennt und nichts eifriger wünscht, als ihnen abgeholfen zu sehen: so kann man doch sicher darauf rechnen, daß er niemals, weder aus eigennützigen noch patriotischen Beweggründen, noch unter irgend einem andern Vorwande, die öffentliche Ruhe stören und irgend eine Verbesserung durch grundgesetzwidrige und gewaltsame Mittel zu bewirken trachten werde. Nie hat ein Kosmopolit an einer Zusammenverschwörung, an einem Aufruhr, an Erregung eines Bürgerkriegs, an einer gewaltsamen Revolution, an einem Königsmord absichtlichen Antheil gehabt, noch jemals diese oder ähnliche Mittel, die Welt zu verbessern, gebilligt, geschweige empfohlen und öffentlich zu rechtfertigen unternommen. Ein Timoleon, der sein Vaterland durch einen Brudermord in Freiheit setzte, Brutus und Cassius, welche Cäsarn zu einer Zeit ermordeten, da sein möglichst langes

Leben eine Wohlthat für die Welt gewesen wäre, Milton, der die Enthauptung Karls des Ersten öffentlich vertheidigte, Algernon Sidney, der gegen einen Tyrannen Alles für erlaubt hielt, waren republikanische Enthusiasten, keine Kosmopoliten.

Es fehlt zwar nicht an Beispielen, daß auch diese letztern gegen unerträgliche Mißbräuche der höchsten Gewalt, gegen politischen und religiösen Despotismus, gegen erweislich ungerechte und unvernünftige Gesetze, gegen eine unterdrückende Staatsverwaltung heilloser Minister und dergleichen in gewissem Sinne Partei gemacht und gearbeitet haben; aber nur, solange es durch rechtmäßige Mittel geschehen konnte. In solchen Fällen ist Widerstand sogar eine ihrer Ordenspflichten; nur sind ihnen dazu keine andere Waffen als die Waffen der Vernunft erlaubt. Diese mögen sie mit so viel Witz, Beredsamkeit, Scharfsinn und Stärke, als sie nur immer in ihrer Gewalt haben, zum Besten der guten Sache gebrauchen und in dieser Art von Krieg, vertheidigungs- und angriffsweise, so viel Verstand, Klugheit, Standhaftigkeit, Freimüthigkeit und Beharrlichkeit zeigen, als nur immer möglich ist; wenn sie Alles gethan haben, so haben sie weiter nichts als ihrer Kosmopolitenpflicht genug gethan.

Aber, sobald sie sehen, daß die brennenden Köpfe, die sich etwa an die Spitze der Bessergesinnten und der Unterdrückten stellen, solche Wege einschlagen, die durch ihre natürlichen Folgen den Staat gewaltsam erschüttern müssen; sobald es darauf angelegt wird, die abgezielten Verbesserungen theurer, als sie vielleicht werth sind, mit dem häuslichen Glücke, dem Wohlstand und dem Leben von Tausenden und Hunderttausenden zu erkaufen: dann ziehen sie sich zurück, arbeiten nun vielmehr, das im Staat angezündete Feuer zu

löschen, als die Flamme noch mehr anzublasen und zu unterhalten; und wenn die Stimme der Vernunft, die in allen Dingen Mäßigung gebietet, nicht mehr gehört wird, stehen sie lieber von allem Wirken ab, ehe sie Gefahr laufen wollten, wider ihre Absicht Schaden zu thun, und werden nicht eher wieder thätig, bis die Zeit gekommen ist, nach einem bessern Plane wieder aufzubauen, was unter den wilden Bewegungen des fanatischen Parteigeistes und des wüthenden Kampfes der willkürlichen Macht, die, sich zu erhalten, mit der beleidigten Menschheit, die sich frei zu machen und zu rächen sucht, zu Trümmern gehen mußte.

X.

Man hat den Kosmopoliten dieses Betragen von jeher für Menschenfurcht, Kleinmuth, Mangel an Eifer für die gute Sache und eigennützigen Egoismus ausgedeutet; und in der That können Leute, die keine Kosmopoliten sind, aus Feigheit und Mangel an edeln Gefühlen sich eben so zu betragen scheinen, wie jene.

Aber es ist, nach einer alten und sehr wahren Bemerkung, nicht immer einerlei, wenn Zwei dasselbe thun; und wie (mit Hallern zu reden) ein Narr thöricht sagen kann, was ein kluger Mann weislich sprach, so kann ein Mensch von kleiner Seele auf eine schlechte Art thun, was ein edler Mensch auf seine Weise thut. Der Grund des Betragens der Kosmopoliten in den vorbesagten Fällen ist ein Princip, das unter die ersten Grundgesetze ihres Ordens gehört, nämlich: „Daß in der moralischen Ordnung der Dinge (wie in der physischen) alle Bildung, alles Wachsthum, alle Fortschritte zur Vollkommenheit durch natürliche, sanfte und von

Moment zu Moment unmerkliche Bewegung, Nahrung und Entwicklung veranstaltet und zu Stande gebracht werden muß." — Alle plötzliche Störungen des Gleichgewichts der Kräfte, alle gewaltsame Mittel, um in kürzerer Zeit durch Sprünge zu bewirken, was nach dem ordentlichen Gange der Natur nur in viel längerer Zeit erwachsen konnte, alle Wirkungen, die so heftig sind, daß man das Maß der Kraft, die zu Hervorbringung der Sache nöthig und hinlänglich ist, nicht dabei berechnen kann, sondern immer Gefahr läuft, weit mehr, als nöthig ist, zu thun — kurz, alle tumultuarische Wirkungen der Leidenschaften nach den Richtungen einseitiger Vorstellungsarten und übertriebener Forderungen, wenn sie auch am Ende etwas Gutes hervorbringen sollten, zerstören zu gleicher Zeit so viel Gutes und richten, indem sie großen Uebeln steuern wollen, selbst so großes Uebel an, daß nur ein Gott fähig ist zu entscheiden, ob das Gute oder Böse, das auf diese Art gewirkt wird, das Uebergewicht habe.

Nach den Grundbegriffen der Kosmopoliten ist daher der Gewinn, den die Menschheit durch heftige und gewaltsame Mittel, sich in einen bessern Zustand zu setzen, erhält, mehr scheinbar als wirklich. Ihrer Ueberzeugung nach verliert sie dadurch immer auf der einen Seite, was sie auf der andern gewinnt, und würde in längerer Zeit, mit unendlich weniger Aufopferungen, das nämliche Gute oder vielmehr ein weit größeres erhalten haben, wenn die Vernunft allein die Kräfte, die dazu angewendet wurden, geleitet hätte. Ja selbst diesen mehrern Aufwand von Zeit sehen sie als keinen Verlust an, da vermöge der Natur der Dinge eine größere Vollkommenheit und Dauerhaftigkeit des Guten, das auf diesem natürlichen Wege gewonnen wird, die unfehlbare Frucht desselben ist.

Uebrigens ist die anscheinende Neutralität, welche von den Kosmopoliten in den meisten Fällen, wo der Staat in Parteien zerfällt, beobachtet wird, nichts weniger als Gleichgültigkeit gegen die gute Sache; sondern gerade ihr erleuchteter und wohl geordneter Eifer für die gute Sache ist die Ursache, warum sie sich (zwei Fälle allein ausgenommen) für keine Partei erklären. Gewöhnlich liegt die gute Sache zwischen den Parteien, deren keine weder ganz Recht noch ganz Unrecht hat, mehr oder weniger in der Mitte; und die Kosmopoliten, deren Urtheil von keinen Leidenschaften verfälscht, von keinen Nebenabsichten irre geführt wird, finden bei aller ihrer anscheinenden Ruhe und Unthätigkeit tausend Gelegenheiten und Mittel, viel Böses zu verhindern und viel Gutes zu thun, die ihnen entgehen würden, wenn sie sich öffentlich und ausschließlich für eine Partei erklärten.

Ich kenne (vorberührter Maßen) nur zwei Fälle, wo die Kosmopoliten sich mit einer Partei gegen eine andere vereinigen.

Der erste ist, wenn es moralisch gewiß ist, daß ihr öffentlicher Beitritt der guten Sache wirklich den Ausschlag geben würde; der andere, wenn eine offenbar Unrecht leidende Partei in Gefahr wäre, ohne ihren Beistand gänzlich unterdrückt zu werden, oder wenn eine Partei die andere mit einer die Menschlichkeit empörenden Grausamkeit behandelte. So konnte z. B. in den niederländischen Unruhen unter Philipp dem Zweiten und seinem teuflischen Werkzeuge, dem Herzog von Alba, kein Kosmopolit anders als Partei gegen diese Unmenschen nehmen. So würde (als ein Beispiel des ersten Falles), wenn die künftigen Repräsentanten der französischen Nation auf den guten Gedanken kämen, der willkürlichen Gewalt des Königs und seiner Minister

zweckmäßige und der Natur ihres Staates angemessene Schranken zu setzen, kein Kosmopolit einen Augenblick anstehen können, diese Partei, solange sie in den oben bezeichneten Grenzen bliebe, aus allen seinen Kräften zu unterstützen.

XI.

Die Kosmopoliten behaupten, es gebe nur *eine* Regierungsform, gegen welche gar nichts einzuwenden sey, und dieß ist, sagen sie, die Regierungsform der Vernunft. Sie bestände darin, wenn ein vernünftiges Volk von vernünftigen Vorgesetzten nach vernünftigen Gesetzen regiert würde. — Es braucht wohl kaum erinnert zu werden, daß das Wort vernünftig hier in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, nicht in der, wo es die bloße Fähigkeit, vernünftig zu werden, sondern in der, wo es die wirkliche Thätigkeit der Vernunft und die volle Ausübung der ihr zustehenden Herrschaft über den thierischen Theil der menschlichen Natur bezeichnet.

Daß diese Regierungsform noch unter die Dinge gehöre, die zwar Jedermann in gewissen Augenblicken wünscht, die aber noch nie da gewesen sind, wird schwerlich irgend ein vernünftiger Mensch zu leugnen begehren. Aber, daß sie nicht nur möglich sey, sondern daß alle bürgerliche Gesellschaft, vermöge einer innern Nothwendigkeit, nach ihr strebe und — wie langsam auch immer der Fortschritt seyn mag — ihr mit der Zeit immer näher komme, ist ein Lieblingsgesetz der Kosmopoliten, dessen Wahrheit auf keinem schwächern Grunde beruht, als auf dem großen, ihrer Meinung nach unumstößlichen moralischen Axiom: „Daß, vermöge einer unfehlbaren

Veranstaltung der Natur, das menschliche Geschlecht sich dem Ideal menschlicher Vollkommenheit und daraus entspringender Glückseligkeit immer nähere, ohne es jemals zu erreichen."

Ihrer Meinung nach sind alle bisher bekannte Regierungsformen eben so viele natürliche Stufen, auf welchen die menschliche Gesellschaft zur vollkommensten, zur Regierung der Vernunft empor steigt. Eine jede derselben bildete sich anfangs auf eine blos natürliche Art gleichsam von selbst, war fast immer das Werk zufälliger Ursachen, momentaner Bedürfnisse, persönlicher Vorzüge und Verdienste auf Seiten der Regenten, freiwilliger Zuneigung oder Dankbarkeit auf Seiten des Volks. Jede war den besondern Umständen des letztern, der niedrigern oder höhern Stufe seiner Cultur, dem Himmelsstrich, unter welchem es wohnte, der Lage und physischen Beschaffenheit des Landes, der Nahrung und Lebensweise, dem National-Temperamente u. s. w. bald mehr bald weniger angemessen.

In jenen ältesten Zeiten, die man mit Recht die Kindheit der Welt nennt, wirkte die Vernunft meistens nur als Instinct. Die Menschen, noch Kinder an Erfahrung, sinnlich, lebhaft, leichtsinnig, unruhig und ungeduldig wie die Kinder, sorgten immer nur für den gegenwärtigen Augenblick und sahen wenig mehr als Kinder — von der Zukunft, d. i. von den natürlichen, aber langsamen Folgen des Gegenwärtigen, voraus. Wenige unter den Völkern der ältern Zeiten wußten den Werth der Freiheit gehörig zu schätzen; noch wenigere wußten Freiheit mit bürgerlicher Ordnung und die Künste des Kriegs (der gewisser Maßen der natürliche Zustand roher Menschen ist) mit den Künsten des Friedens zu verbinden. Die Griechen wußten es, und durch sie —

deren Verdienste um die Menschheit nie genug erkannt werden können — wurde Europa nach und nach, was es ist und vermuthlich immer bleiben wird, das wahre Vaterland der Künste und Wissenschaften, der Welttheil, worin die Cultur aufs Höchste gestiegen, und der, wiewohl der kleinste, kraft der unendlichen Obermacht, welche seine Bewohner durch die ungleich größere und immer fortschreitende Ausbildung aller menschlichen Naturfähigkeiten über die übrigen Völker des Erdbodens erhalten, auf immer der herrschende geworden ist.

Aus bekannten Ursachen erfolgte indessen die eben so bekannte Wirkung, daß — bei dem schnellsten Fortschritte der Cultur in einzelnen Künsten und Wissenschaften, die von der Erfindsamkeit, der Betriebsamkeit, dem hartnäckigen Fleiß und dem Wetteifer, den die Mitbewerbung hervorbringt, abhangen — die höchste Kunst aller Künste, die königliche Kunst, Völker durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung in einen glücklichen Zustand zu setzen und darin zu erhalten, verhältnißmäßig am weitesten zurück geblieben ist. Noch immer liegt der größere und schönere Theil von Europa unter einem die edelsten Kräfte der Menschheit erstickenden Drucke, dem schweren Druck der Ueberreste der barbarischen Verfassung, der Unwissenheit und der Irrthümer eines rohen und finstern Jahrtausends. Noch sind in einigen unsrer mächtigsten Reiche die Rechte des Throns nicht aus einander gesetzt, nicht gegen einander abgewogen und dem ersten Grundgesetz aller bürgerlichen Gesellschaft gemäß bestimmt. Noch gibt es Staaten, wo nicht die allgemeine Vernunft, sondern der oft sehr blödsichtige Verstand und der schwankende Wille eines Einzigen oder der Wenigen, die sich seiner Autorität zu bemächtigen wissen, die Quelle der Gesetze ist. Noch wird das, was man Justizpflege nennt, in den meisten Ländern

durch barbarische oder schlecht zusammen hangende und auf Zeit und Umstände übel passende Gesetze geschändet. Noch ist in vielen Staaten nichts ungewisser, als die Sicherheit des Eigenthums, der Ehre, der Freiheit und des Lebens der Bürger. — Und Alles dieß in Europa! in einem Jahrhundert, wo Kunst und Wissenschaft, Geschmack, Aufklärung und Verfeinerung in verhältnißmäßig kurzer Zeit Stufen erstiegen haben, von deren Höhe man mit einer Art von Schwindel auf die vorigen Jahrhunderte herunter sieht!

Aber auch in diesen wichtigen und zum Glück der Völker so wesentlichen Stücken scheint sich (wenn uns unser Vertrauen nicht betrügt) der gegenwärtige Zustand von Europa einer wohlthätigen Revolution zu nähern; einer Revolution, die nicht durch wilde Empörungen und Bürgerkriege, sondern durch ruhige, unerschütterlich standhafte Beharrlichkeit bei einem pflichtmäßigen Widerstand — nicht durch das verderbliche Ringen der Leidenschaften mit Leidenschaften, der Gewalt mit Gewalt, sondern durch die sanfte, überzeugende und zuletzt unwiderstehliche Uebermacht der Vernunft bewirkt werden wird; kurz, einer Revolution, die, ohne Europa mit Menschenblut zu überschwemmen und in Feuer und Flammen zu setzen, das bloße wohlthätige Werk der Belehrung der Menschen über ihr wahres Interesse, über ihre Rechte und Pflichten, über den Zweck ihres Daseyns und die einzigen Mittel, wodurch derselbe sicher und unfehlbar erreicht werden kann, seyn wird. — Was zu diesem Ende im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts schon geschehen, ist bekannt: was im Werden ist, wird vielleicht noch vor Verfluß desselben entschieden und von den wichtigsten Folgen seyn; und man kann sich darauf verlassen, daß die Kosmopoliten bei Allem diesem keine müßige Zuschauer abgeben.

XII.

Es erhellet aus dem vorhin Gesagten, daß die Kosmopoliten die noch jetzt bestehenden Regierungsformen, so zu sagen, als bloße Gerüste zu Aufführung jenes ewig bestehenden Tempels der allgemeinen Glückseligkeit betrachten, woran in gewissem Sinne alle vorgehende Jahrhunderte gearbeitet haben.

Aber Despotismus ist nach ihren Begriffen eine barbarische Regierungsform, welche, um lange bestehen zu können, Umstände und Bedingungen voraussetzt, die bei den aufgehellteren Nationen Europens nicht mehr denkbar sind. Ueberhaupt ist er diesem Welttheile, selbst in den Zeiten, die der Cultur und Aufklärung vorher gegangen, immer unbekannt gewesen. Jahrtausende lang war Freiheit das Element sowohl seiner rohen, als seiner policirten und gebildeten Bewohner. Alle Stifter der heutigen europäischen Reiche waren Anführer freier Menschen; und wo findet sich (ein einziges nordisches ausgenommen) eine öffentliche Acte, wodurch in einem der übrigen das Volk förmlich und feierlich seinem Freiheitsrecht entsagt hätte? Kann nicht vielmehr im Gegentheil aus der Geschichte deutlich dargethan werden, daß Alles, was der Thron in einigen Staaten über die unleugbaren Rechte der Nation gewonnen hat, entweder hinterlistig erschlichen oder gewaltsamer Weise usurpirt und erzwungen worden ist? Aber, könnte man auch beweisen, daß unsere Vorfahren jemals dumm genug gewesen wären, in ihre Unterdrückung einzuwilligen und es auf die bloße Willkür eines oder mehrerer Menschen ankommen zu lassen, wie er oder sie über ihre Personen und ihr Eigenthum schalten wollten; was könnte eine solche Thatsache im Wege des Rechts den

Ansprüchen ihrer Nachkommenschaft schaden? Gegen die ewigen Gesetze der Vernunft, gegen die wesentlichen Rechte der Menschheit, gilt keine Verzicht, keine Verjährung, keine Verabsäumung der Gelegenheit, sie geltend zu machen oder anzusprechen. Das Erste, was Menschen, unter welcher Regierungsverfassung sie leben, zu fordern haben, und was ihnen nur ein erklärter Tyrann streitig machen könnte, ist, „Menschen zu seyn," — und Menschen können sie nicht seyn, wenn sie Sklaven sind.

Die Anwendung dieser großen Grundwahrheit, die auch der schamloseste Schmeichler und verworfenste Knecht der Gewalthaber zu leugnen sich nicht unterstehen darf, ist reich und fruchtbar an eben so unleugbaren Folgerungen, die den Kosmopoliten gegründete Hoffnung geben, daß Europa zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts dem, was sie die Regierungsform der Vernunft nennen, um ein Großes näher gekommen seyn werde, als es dermalen ist. Das wohlthätige Licht, das sich immer weiter über diesen Welttheil ausbreitet, immer tiefer eindringt und auch das vorgebliche heilige Dunkel der falschen Staatskunst bis in seine geheimsten Höhlen und Winkel durchleuchtet, wird die Völker sowohl als die Regenten immer besser und gründlicher, jene über den Umfang ihrer Rechte und die Grenzen ihrer Pflichten, diese hingegen, umgekehrt, über die so oft überschrittenen Schranken ihrer Rechte und die so oft vergessene Größe ihrer Pflichten belehren. Jene werden einsehen lernen, daß nur ein Blödsinniger sich zumuthen läßt, Gold für gelbe Blätter hinzugeben und sich vor Blitzen von Bärlappenstaub zu fürchten; — daß nur Schafe einem Herrn unterthänig sind, der sie blos darum weiden läßt, um sie zu scheren und, sobald es ihm einfällt oder gelegen ist, abzuschlachten; — und daß es

nur an ihnen liegt, Spinnefäden, die sie in einer seltsamen Verblendung für unzerreißliche Stricke gehalten haben, für Spinnefäden zu erkennen. Auf der andern Seite wird die allmächtige Noth endlich auch den Regenten, die dessen bedürfen, die Augen öffnen und sie aus der traumähnlichen Täuschung erwecken, worin die meisten von ihnen ihr eigenes wahres Interesse von jeher so sehr verkannt haben. Aus innerster Ueberzeugung, daß es für die Inhaber der obersten Staatsgewalt unendliche Mal besser ist, über freie, thätige und glückliche Menschen, als über thierische, muthlose, langsam verhungernde Sklaven — besser, über volkreiche, blühende und überall durch die Wirkungen des Fleißes, der Betriebsamkeit, der Künste und des Reichthums verschönerte Länder, als über armselige Hütten und verwildernde Einöden zu regieren — werden sie sich willig der verhaßten Macht, gegen ihre Absicht Unheil anzurichten, entäußern, um desto unbeschränkter nichts als Gutes thun zu können; und indem sie sich einer Art von Gewalt, die keinem Gott, geschweige einem Menschen zukommen kann, begeben, werden sie aus innerer Ueberzeugung nichts verlieren, aber wohl sehr viel zu gewinnen glauben.

Es wäre wohl zu sanguinisch gehofft, wenn wir uns eine so wohlthätige Revolution von einem großmüthigen Entschluß, ihren eigenen Vortheil dem allgemeinen Besten aufzuopfern, versprechen wollten; aber, da sie so augenscheinlich ihr eignes höchstes Interesse ist, so läßt sich mit bestem Grund erwarten, daß die Zeit, wo eine so evidente Wahrheit auch bis zu ihnen durchdringen wird, nicht mehr so ferne sey, als viele Kleingläubige sich einbilden. Noth lehrt nicht nur beten; sie lehrt auch denken: und wenn man erwägt, wie groß und wie ausgebreitet oft der Nutzen eines

einzigen vernünftigen Gedankens ist, den ein Regent zu rechter Zeit hat; so können die Freunde der Menschheit nicht umhin, sich zu freuen, daß manche es so eifrig darauf angelegt zu haben scheinen, sich recht bald in diese heilsame Nothwendigkeit zu setzen.

XIII.

Da die vernunftmäßigste Verfassung und Regierung der Völker, welcher (nach dem System der Kosmopoliten) der ganze Zusammenhang der menschlichen Dinge mit langsamen, aber desto festern Schritten sich nähert, durch nichts mehr beschleunigt werden kann, als durch die möglichste Cultur der Vernunft, die möglichste Ausbreitung aller Grundwahrheiten, die möglichste Publicität aller Thatsachen, Beobachtungen, Entdeckungen, Untersuchungen, Vorschläge zu Verbesserungen oder Warnungen vor Schaden, deren Bekanntmachung einzelnen Gesellschaften und Staaten oder dem menschlichen Geschlechte überhaupt nützlich seyn kann; so betrachten die Kosmopoliten die Freiheit der Presse, ohne welche dieß Alles nicht bewerkstelliget werden könnte, als das dermalige wahre Palladium der Menschheit, von dessen Erhaltung alle Hoffnung einer bessern Zukunft abhängt, dessen Verlust hingegen eine lange und schreckliche Folge unabsehbarer Uebel nach sich ziehen würde.

Man beurtheile diese Sache weder einseitig noch obenhin! Wir wissen, was sich in einer lustigen Laune darüber witzeln oder in einer finstern darüber seufzen läßt; und eben so bekannt sind uns die mehr oder weniger scheinbaren Gründe, womit man eine vorgebliche Nothwendigkeit, der Preßfreiheit willkürliche Schranken zu setzen, aufstutzen und anstreichen

will. Aber sie fallen von sich selbst zusammen, wenn man bedenkt, daß die Freiheit selbst verloren ist, sobald ihr andere und engere Schranken gesetzt werden, als die Natur der Sache zuläßt. Nun ist aber schon längst unumstößlich erwiesen, daß man der Preßfreiheit (ohne sie nach und nach so lange zu beschneiden, bis nichts mehr von ihr übrig bliebe) gar keine andere Schranken setzen darf, als diejenigen, die jedem Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker durch das gemeine bürgerliche und peinliche Recht gesetzt sind. Alle Schriften nämlich, deren Bekanntmachung in jedem policirten Staate, wie groß auch die persönliche Freiheit in demselben seyn mag, ein Verbrechen ist und es vermöge der Natur der Sache seyn muß — also Schriften, welche solche directe Beleidigungen einzelner benannter oder deutlich bezeichneter Personen enthalten, die in den bürgerlichen Gesetzen verboten und verpönt sind — Schriften, welche geradezu Aufruhr und Empörung gegen die gesetzmäßige Obrigkeit zu erregen suchen — Schriften, welche geradezu gegen die gesetzmäßige Grundverfassung des Staats gerichtet sind — Schriften, welche geradezu auf den Umsturz aller Religion, Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung arbeiten — alle solche Schriften sind in jedem Staat eben so gewiß strafwürdig als Hochverrath, Diebstahl, Meuchelmord u. s. w. Aber das Wörtchen direct oder geradezu ist hier nichts weniger als müßig; es ist so wesentlich, daß die ganze Strafwürdigkeit einer angeklagten Schrift gänzlich auf ihm beruhet. Denn, sobald es irgend einem bestellten Büchercensor oder dem bürgerlichen Richter erlaubt wäre, eine Schrift durch Folgerungen, die von seiner Vorstellungsart, seiner besondern Meinung oder seinen Vorurtheilen, dem Grade seines Verstandes oder Unverstandes, seiner Sachkenntniß oder Unwissenheit,

der Schiefheit oder Richtigkeit seines innern Auges, der Lauterkeit oder Verdorbenheit seines Gefühls und Geschmacks abhingen, zu richten — welches Buch wäre vor der Verdammung sicher? Und wissen wir nicht aus der Erfahrung, daß in Ländern, wo eine so willkürliche Censur herrscht, gerade die vortrefflichsten Bücher die ersten sind, die in das Verzeichniß der verbotenen gesetzt werden?

Es sey also, daß man, um ein Amt mehr zu haben, einen Büchercensor bestellen will, oder daß die Untersuchung über Schriften, die als verbrecherisch angegeben werden, dem ordentlichen Richter überlassen bleibt; immer ist unleugbar, daß jener nur solche Bücher verbieten kann, dessen Verfasser dadurch ein Verbrechen begangen hat, worüber dem bürgerlichen Richter die Erkenntniß zusteht. Ueber die Frage, ob der Inhalt des Buches alt oder neu, interessant oder unbedeutend, nützlich oder schädlich sey, ob der Autor wohl oder übel raisonnire, hat kein anderer Censor zu erkennen als das Publicum und die Zeit, welche die entscheidenden Stimmen sammelt und bekannt macht; viel weniger kann aus irgend einem solchen Vorwand ein Buch mit Gewalt unterdrückt werden, ohne sich an den wesentlichsten Rechten der Gelehrten-Republik zu vergreifen, die (eben so wie die christliche) vom Staat ganz unabhängig ist, solange sie nichts gegen seine Grundsätze unternimmt. Die Wissenschaften, die Literatur und die Buchdruckerkunst, die edelste und nützlichste aller Erfindungen, die seit Erfindung der alphabetischen Schreibekunst gemacht worden sind, gehören nicht diesem oder jenem Staate, sondern dem menschlichen Geschlechte zu. Wohl dem Volke, das ihren Werth zu schätzen weiß, sie aufnimmt, pflegt, aufmuntert, schützt und in der Freiheit, die ihr Element ist, ungehindert weben und leben läßt!

Vor allen andern Völkern hat die deutsche Nation vorzüglich Ursache, eine Beschützerin der Preßfreiheit zu seyn; sie, in deren Schoße zuerst die Erfinder der Typographie und bald darauf die muthvollen Männer entstanden sind, die blos durch den freien Gebrauch, den sie von jener machten, fähig wurden, die Hälfte Europens von der Tyrannei des römischen Hofes zu befreien, die Rechte der Vernunft gegen uralte Vorurtheile zu behaupten und den unabhängigen Geist der Untersuchung, der nach und nach über alle Gegenstände der menschlichen Kenntniß ein so wohlthätiges Licht verbreitete, aus einem mehr als tausendjährigen Schlummer aufzuwecken. Wie übel stünde es uns an, unsere eigenen Wohlthaten wieder zurück nehmen, den Fortgang der Wissenschaften mitten in ihrem muntersten Lauf aufhalten und der Aufklärung, der wir so viel Gutes schon zu danken haben, und von welcher wir und unsere Nachkommen noch so viel Besseres uns versprechen dürfen, unnatürliche Grenzen setzen zu wollen, da sie doch vermöge der Natur des menschlichen Geistes eben so grenzenlos ist als die Vollkommenheit, wozu die Menschheit mit ihrer Hülfe gelangen kann und soll!

Uebrigens werden die Kosmopoliten nie ein Geheimniß daraus machen, daß die Preßfreiheit keinen eifrigern Verfechter haben kann, als ihren Orden; da sie in der That das einzige Mittel ist, wodurch er zur Beförderung seines oben angezeigten Zwecks in einem größern und seinen Kräften angemessenen Kreise thätig seyn und dadurch eine seiner wesentlichsten Pflichten erfüllen kann. Wahrlich, wenn diejenigen, die kein höheres Interesse kennen als Wahrheit, nicht frei sollten reden dürfen, „so müßten endlich — die Steine zu schreien anfangen."

Anmerkungen.

Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

(Aus der Gruber'schen Ausgabe von 1821 aufgenommen.)

Wenn Wieland bei dem neuen Abdruck dieser Abhandlung im Jahr 1787 den Leser bittet, nicht außer Acht zu lassen, daß der größte Theil derselben im Jahr 1787 geschrieben sey; so muß dieß bei einem wiederholten Abdruck im Jahr 1821 mancherlei Betrachtungen veranlassen: denn wem kann es gleichgültig seyn, ob die, wahrscheinlich durch französische Bulletins so beliebt gewordenen retrograden Bewegungen auch in diesem Punkte Freunde gefunden haben? Theologen und Aerzte, Philosophen und Aesthetiker wetteiferten mit einander, uns in die angenehmen Schatten der Vorwelt zurückzuführen, und wir wissen Alle, daß es Vielen mit der Vernunft erging, wie den Kindern, die den ausgehenden Vater quälen, daß er sie mitnehme, anfangs vor Freuden voraus springen, allmählich zurückbleiben, nun alle Augenblicke fragen, ob sie nicht bald an Ort und Stelle sind, und endlich auf halbem Wege weinend bitten, sie wieder zur Mutter zurückzubringen. Andern, schon Erwachsenen, ging es wie Petern in der Fremde, von welchem der wackere Meister Grübel erzählt. Er war so weit gegangen, bis er an eine Stelle kam, wo sich der Weg schied, und da er nun nicht wußte, ob rechts oder links, und ihm dabei bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt noch nicht schneie, aber bald schneien könne, so hielt er's für viel sicherer, lieber gerades Wegs wieder umzukehren und ganz zu Hause zu bleiben. Peters argumentum ex tuto hat durch die französische Revolution und ihre Folgen eine bis zum Erstaunen weit ausgebreitete Wirksamkeit erhalten. Nur Wenige von denen, die an den Scheideweg kamen, hatten Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu gehen, die Meisten stutzten, und, statt zu überlegen, ob rechts oder links, fragten sie: vor- oder rückwärts? Halb Europa steht bedenklich an

dieſem Punkte ſtill, und Manche ſind der Meinung, daß dieß der Vernunft nichts Gutes bedeute. So argwöhniſch oder furchtſam bin ich aber nicht; denn es fehlt doch auch gar viel, daß die Vernunftſcheu unſerer Zeit allgemeiner wäre, als die Herrſchaft der Vernunft oder auch nur die Liebe zu ihr jemals geweſen iſt. Wie Viele auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu wünſchen, daß (nach einer ſehr mißverſtandenen Stelle) die Vernunft gefangen werde unter den Gehorſam des Glaubens; wie Viele auch (vergeſſend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurückſehnen mögen, während Andere die Reformation bald als einen Abfall von dem Chriſtenthume, bald gar von dem — deutſchen Reiche darſtellen: ſolange ſie nicht bewerkſtelligen können, daß America nicht entdeckt iſt, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben ſind, daß Copernicus, Galilei, Newton, Lavoiſier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reiſen und der Engländer Eroberungen in Oſtindien nicht bekannter, hiſtoriſche Kritik nicht geübt worden iſt; ſo lange iſt auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menſchen, bei denen die Phantaſie ſtatt der Vernunft, dunkle Gefühle ſtatt heller Begriffe herrſchen, wird es zu allen Zeiten geben; haben aber die, die wir aus der nächſten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufſehen erregt? Hat ſich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelöst? Schlimmer aber ſcheint freilich etwas, als es ſonſt war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die ſich ſelten gemacht haben, ſind Sophiſten getreten, die mit dialektiſch-rhetoriſchen Kunſtſtücken aller Art dem blos Poſitiven den Schein der Philoſophie abkünſteln; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Poſitiven finden wollen; und ſelbſt Regierungen ſollen an der Zeit ſo irre geworden ſeyn, daß ſie bei der Kriſis derſelben eine Neigung zu der alten Hierarchie empfunden hätten. Wenn nun dieſe Alle ſich die Hand böten, könnte daraus nicht ein gefährliches Bündniß gegen die Vernunft entſtehen? — Allerdings nicht unmöglich; mit Gewißheit aber auch vorauszuſagen, daß es nicht ſiegen werde. Die Vernunft dulde nur auch nicht, daß Schwärmerei ihre Maske vornehme; denn was hat der guten Sache der Vernunft in unſerer Zeit geſchadet als dieß? Vernunft iſt zwar wohl vereinbar mit Begeiſterung, aber eben ſo wenig mit Schwärmerei (welche Schwarm macht) als mit dialektiſchen Fechterſtreichen (durch die man in dem Schwarme ſeinen Vortheil abſieht); in ihrer Einfachheit und in der Ueberzeugung, die ſie bewirkt, daß ſie nie eine andere als die gute und gerechte Sache führen könne, darin liegt ihre Macht. Und ſo zeige ſie ſich in Wielands Abhandlung nochmals und wirke auch in unſerer Zeit — was ſie kann; nach abermals 24 Jahren aber entſcheide man darüber, ob Wieland auf die Zeit ihrer Entſtehung aufmerkſam machte, weil er glaubte,

die ſpätere Zeit ſey in der Vernunft ſo weit vorgeſchritten, daß ſie einer ſolchen Abhandlung gar nicht mehr bedurft habe.

Sendſchreiben des Verfaſſers.

S. 8. Ueber die Toleranz — Voltaire. Traité sur la Tolérance, à l'occasion de la mort de Jean Calas 1768. Ueberſetzt von Riem, Berlin 1789. — Gleichzeitig mit dieſer Schrift erſchien aber eine andere unter dem Titel: L'accord de la Réligion et de l'Humanité, worin die Verfolgung der Ketzer, als Feinde Gottes, mit Stellen des alten Teſtamentes vertheidigt wurde. — Der Verfaſſer hätte mit Recht auch behaupten können, daß Intoleranz ganz unbezweifelt ein patriſtiſches Dogma ſey; würde er aber darum ein größeres Recht zu ihrer Vertheidigung gehabt haben? Dieſe Frage muß jedem Verſtändigen ganz überflüſſig ſcheinen und würde es auch ſeyn, wenn es nicht eine Claſſe von — proteſtantiſchen — Theologen gäbe, welche ſeit der Zeit, wo die Aufklärung den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihren Ruhm in neuer Aufſtutzung des Alten ſucht und unter dem Vorwande, das Poſitive zu ſtützen, dogmatiſch aufſtellt, was nur hiſtoriſch aufgeſtellt werden dürfte. — Wohin führt aber dieß? — Man denke an Herrn Claus Harms und ſeine 95 Theſes!

Und lieferte nicht unſere Zeit zu jedem Beiſpiele der Intoleranz, welches Wieland anführte, neue Belege? Hat man nicht auch jetzt die Juden entweder in das Chriſtenthum hinein oder aus der chriſtlichen Welt hinaus prügeln wollen? Kam nicht das Inquiſitionsgericht ebenfalls wieder zum Vorſchein? Nur ein Unterſchied ſcheint ſtattzufinden, daß nämlich die Katholiken während dieſer Zeit toleranter geworden ſind als die Proteſtanten. Man denke nur an Wien und Bayern im Gegenſatz mancher preußiſcher Synoden bei Gelegenheit der Vereinigung beider evangeliſchen Religionsparteien! Daß die alten Zionswächter auch junge Mannſchaft geſtellt haben, hat der erneute Streit über Supranaturalismus und Rationalismus bewieſen.

Welche Zeit aber hat mehr Veranlaſſung zu gegenſeitiger Toleranz gegeben als die unſrige? Im Jahr 1799 ſtand eine ruſſiſch-türkiſche Escadre vor Ancona zur Befreiung des Kirchenſtaates von katholiſchen Eroberern, und im Jahr 1814 waren es ein katholiſcher Kaiſer, ein Kaiſer von griechiſcher Religion und ein evangeliſcher König, die den Papſt nach Rom zurückbrachten.

S. 8. Schon keimen im Schoße der Zukunft neue Vandalen, neue Saracenen und Türken — Wer denkt hiebei nicht unwillkürlich an den jetzigen Kampf zwischen Griechen und Türken?

S. 10. Neue Gregore u. s. w. Gregorius von Nazianz in Kappadocien, wo sein Vater Bischof, und in dessen Nähe er zu Anfange des vierten Jahrhunderts geboren war, wurde selbst mehrmals Bischof, ja selbst auf kurze Zeit Patriarch von Constantinopel, zog sich aber immer wieder in die Stille zurück, um ruhiger seiner Wissenschaft zu leben. Man nannte ihn vorzugsweise den Theologen, und mit Recht zählt man ihn zu den berühmtesten Kirchenlehrern. Seine erste Bildung hatte er in Kappadocien und Palästina erhalten; nachher trieb er lange Zeit die Rhetorik zu Athen, und nicht fruchtlos, wie seine zahlreichen Schriften in Prosa und Versen beweisen. Unter den fünfzehn Päpsten, welche Gregor hießen (Gregore von Rom), läßt Wieland dem Leser die Wahl, in der Ueberzeugung, daß sie kaum einen andern als den ersten oder siebenten (Hildebrand) treffen könne. (S. die Anm. zu Oberon. Band 20.) Wahrscheinlich bezieht sich auf jenen und diese nur der zweite Nachsatz, daß sie die Welt in die finsterste Barbarei zurückgestürzt hätten, was sich von Gregor von Nazianz schon in so fern behaupten ließe, als er oft sehr heftig gegen anders Meinende zu Intoleranz auffordert. Dieß scheint er jedoch nur gethan zu haben, wenn er besonders gereizt war; denn an andern Stellen räth er zu Duldung und Liebe so vernünftig, als man nur vermag. Darum konnte der hier ihm gemachte Vorwurf zu hart scheinen. Vielleicht aber dachte Wieland an seine abergläubische Verehrung der Mönche und an die verächtlichen Seitenblicke, die er auf die griechischen Philosophen wirft, oder gar an die allerdings einer Finsterlings würdige Antwort, die er dem Hieronymus auf dessen Frage: was der Asser Sabbath sey? gab. „Das, erwiederte er, will ich dir in der Gemeine beantworten, und du sollst gestehen, daß du wissest, was du nicht weißt, oder, falls du schweigest, allein von Allen für den Unwissenden gehalten werden.“ Hieronymus schildere ihn daher als einen Redner, den man gerühmt, wenn man gleich nicht gewußt habe, was er eigentlich wolle. — Daß dieß das rechte Mittel sey, um zu verfinstern, beweisen noch heutiges Tags manche Theologen und Philosophen, denen es auch keineswegs an Gregors Stolze fehlt, den kaum irgend ein Papst größer hatte. Die neuen Gregore nennen uns, wenn wir gern begreifen möchten, gemeine Seelen und, wenn wir anders meinen, gar — wie ein gesitteter Mensch nicht nachsagt.

S. 9. Wie Lucian — mit der Pädeia — Lucian erzählt seinen Landsleuten einen Traum, den er in seinem Knabenalter geträumt zu haben vorgibt, und wodurch er bestimmt worden sey, bei der Wahl seiner künftigen

Lebensweise sich für die Pädeia zu entscheiden, d. i. für die durch Wissenschaft zu erlangende Bildung. Pädeia führte ihn in ihrem Wagen durch die Lüfte, wo er eine Menge Städte, Völker und Reiche unter sich sah und überall etwas herunter streute, wie ein zweiter Triptolemus. Dieser Königssohn von Eleusis war ein Günstling der Ceres und ein Apostel ihrer auf Ackerbau gegründeten Religion. Die bildenden Künstler stellten ihn dar, wie er auf einem Drachenwagen über die Erde fuhr und Samen herab streute.

S. 9. Pepromene, Schicksalsgöttin.

I.

S. 10. Aufsätze eines — Anonymus — Der Jahrgang des deutschen Mercurs von 1787 enthält mehrere Aufsätze über Aberglauben, Rousseau's Lehre von den Wundern und Wunder überhaupt.

S. 11. Hircocervus, Bockhirsch, also unmögliches Ding, bloses Hirngespinnst, dem in der Wirklichkeit nichts entspricht.

S. 11. Yahoos — S. den vorigen Band.

S. 12. Theodosius und Kaiser Friedrich III. — also zwischen 379 und 1493. Unter Friedrich III. wurde die Buchdruckerkunst erfunden, Luther geboren, America entdeckt, Constantinopel von den Türken erobert.

S. 13. Wie illuminirt — seraphisch — der Erleuchtetste, Entschlossenste, Feinste, Unwiderstehlichste, Englische und Seraphische — lauter Beinamen, welche ihr Zeitalter verschiedenen scholastischen Philosophen gab.

S. 14. Phänomene, Ideen und Phantome — Phänomene sind die wirklichen Erscheinungen der Dinge, so wie sie von gesunden Sinnen wahrgenommen werden, Phantome dagegen Trugbilder, Ideen in dieser Zusammenstellung entweder Gattungsbilder oder Allgemeinbegriffe. Bei Phänomenen und Ideen ist Irrthum, bei den Phantomen Täuschung möglich.

S. 15. Amadis von Gallien, sonst der Löwenritter genannt, hieß, als er in die Einöde geflohen war, beltenebros, le beau ténébreux, welches gewöhnlich Dunkelschön übersetzt wird; Wielands Uebersetzung „schöner Finsterling" paßt treffend auf die Aesthetiker, die in dem Verstande den Teufel sehen und ihn so arg schelten als die Aufklärung.

III.

S. 18. Geister, Feen u. s. w. S. die Anm. zu Idris u. Zenide. Band 12.

V.

S. 22. Magie und Theurgie — Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Name der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Namen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgibt. (Vergl. die Anm. zu Idris u. Zenide. Bd. 12.) W.

S. 23. Philosophie der Morgenländer. Kabbala — S. die Anmerkung zu Abschn. XI. und vergl. die Anm. die Natur der Dinge. Bd. 25, u. die zu Don Sylvio. Bd. 2.

VI.

S. 24. Die epikurische Philosophie hat offenbar ihren Mißcredit noch andern Ursachen zuzuschreiben, theils dem Mangel an Tiefsinn bei ihrem Urheber, der doch von Demokritos und Aristippos nur erborgte, theils der Entartung dieser Secte, an welcher allerdings ihr Stifter ganz unschuldig war. Aber auch als Gegnerin aller religiösen Betrügerei hat sie kein gar großes Verdienst; denn — sie fing es gar zu verkehrt an oder wollte blos Spaß treiben.

X.

S. 28. Religiösen Betrügern — Ich verstehe unter religiösen Betrügern solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß. W.

S. 28. Lucian — Man vergleiche hiemit Wielands Abhandlung über Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften in dem ersten Bande seiner Uebersetzung dieses geistreichen Gegners aller Unvernunft.

S. 28. Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein großes Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken. W.

XI.

S. 98. Auch die Christen — bezaubert — Schon bei ihrer Ausbreitung erlitt die christliche Religion mehrere Umgestaltungen. 1) Durch Verschiedenheit der Ansichten bei den Aposteln selbst, die als Juden dem Judenthum nicht entsagen konnten. Hieraus erfolgte die Ausbildung eines übersinnlichen Messiasreiches, die Idee eines neuen Bundes im Gegensatze des alten und die Versöhnungslehre durch Opfertod (Brief an die Hebr. 9, 11). 2) Durch baldige Einmischung der Gnosis bei den Judenchristen, wodurch eine Menge Ideen aus der Religion der Parsen, aus der Kabbala der Juden, der pythagoräischen und platonischen Philosophie in das Christenthum kam, und besonders der Dämonismus systematisch ausgebildet wurde. Der Einfluß auf die Dreieinigkeitslehre, die von der Kirchenversammlung zu Nicäa zum Glaubensartikel erhoben wurde, ist unverkennbar. 3) Durch Gegensatz des Hellenismus bei Griechen und Römern, die zum Christenthum übertraten. Diese hatten kein Interesse daran, den Christianismus nach dem Judaismus umzubilden, ein desto größeres aber, die neue Religion mit ihrer alten auszugleichen. Dabei hatten sie es theils mit ihrer Philosophie, theils mit ihren Mysterien zu thun, und durch diese Ausgleichung ging der Charakter des Mysteriösen in das Christenthum über, und eine Menge kirchlicher Ritualien haben daher ihren Ursprung.

Alles dieß that dem Hange zu Weissagungen, Zauberei und Geisterseherei so großen Vorschub, daß des Aberglaubens beinahe niemals mehr gewesen war. Hätte es jemals der Philosophie bedurft, so war es damals; allein die Philosophie war selbst phantastisch geworden, und so zeigt sie sich in dem Neu-Platonismus, der sich in Alexandria, wo der Orient und Occident in einander flossen, ausbildete. Von dem großen Problem, wo der Grund aller Gewißheit, die Realität der Erkenntniß, ob in dem Sinne oder der Vernunft, zu suchen sey, war die Rede nicht mehr; man wollte ja wissen über Gegenstände des Glaubens. Zu diesem Behufe ward eine innere Erleuchtung, eine mystische Anschauung zum Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gemacht, besonders durch Plotin zu Anfange des dritten Jahrhunderts. Durch Zurückziehung von aller Sinnenwelt wollte man zum unmittelbaren Anschauen der Gottheit und zur Herrschaft über die Dämonen gelangen. Sein Schüler Porphyrius redet daher, statt von der Philosophie, von einer Theosophie als der reinsten Erkenntniß der Dinge und der höchsten Glückseligkeit, die aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entsteht, wozu man blos durch die größte Reinigkeit und Enthaltsamkeit gelange, dann aber auch mit Hülfe der Gottheit wunderthätig wirke. Von jedem Anhänger dieser Schule

wird daher auch wenigstens ein Wunder erzählt. Alles dieſes war nun eigentlich gegen das Chriſtenthum gerichtet; man weiß aber, daß dieſes davon Nutzen zog, und — welchen! — Man ſehe G. E. Horſt, Zauber-Bibliothek, Mainz 1821. J. A. Eberhard, Geſchichte der Magie in deſſen neuen vermiſchten Schriften. Meiners Geſchichte der Denkart der erſten Jahrhunderte nach Chriſtus. — Sprengels Geſchichte der Medicin.

S. 29. Antinomie und Anarchie, Widerſtreit der Geſetze gegen einander und Geſetzloſigkeit.

S. 29. Mit Ernulphusflüchen — Man ſehe das Formular einer Excommunication der römiſchen Kirche, die ſich Triſtram Shandy's Vater, der allerlei dergleichen gern ſammeln mochte, aus der Agende der Kirche zu Rocheſter, verfaßt von dem Biſchof Ernulfus, hatte abſchreiben laſſen, im zweiten Theile des Triſtram Shandy. Der Fluch iſt ſo kräftig, daß Onkel Toby dazwiſchen ſchreit: Unſere Armeen in Flandern fluchten entſetzlich, aber daran reichten ſie doch nicht. Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, meinen Hund ſo zu verfluchen, ja den Teufel ſelbſt nicht.

XII.

S. 30. Giannone, Pietro, geb. 1676 im Neapolitaniſchen, ſchrieb Dell' istoria civile del regno di Napoli (Ven. 1723. 4 Bände 4. überſ. von le Bret, Ulm 1758—71). Wegen der Angriffe auf die angemaßte Gewalt des Papſtes darin wurde der Verleger in den Bann gethan, und der Verfaſſer konnte ſich nur durch die Flucht retten. Endlich gelangte er doch durch Treuloſigkeit eines Freundes in die päpſtliche Gewalt, wurde zum Widerruf genöthigt und ſtarb im Gefängniß, worin er 13 Jahre lang geſeſſen. (S. unten noch mehr von ihm.)

Die Werke der übrigen angeführten Hiſtoriker ſind hinlänglich bekannt, und leicht könnten noch einige ſpätere dieſen beigefügt werden. Zu den Zeichen der Zeit gehört es aber doch auch, daß nach der Zeit, als Wieland dieſes ſchrieb, proteſtantiſche Hiſtoriker gern päpſtelten, und Klinger nannte ſelbſt Johann v. Müller den papiſtiſchen Geſchichtſchreiber. Mehrere jüngere Hiſtoriker haben ſich offenbar durch ſein Beiſpiel verleiten laſſen; andere wollten, wie etliche Theologen, neu ſeyn im Alten und mißbrauchten ihren Scharfſinn; die zum Katholicismus Uebergegangenen aber treiben es billig ernſthaft. Man kennt den dadurch erregten Angriff von Voß auf Stolberg, deſſen mit Mehreren ihm gemeinſchaftliche Tendenz zur Wiederherſtellung der Hierarchie wohl unverkennbar iſt.

S. 30. Gregorius Florentius Gregorius, Biſchof zu Tours (544—595), ſchrieb eine historia Francorum in 10 Büchern, die, ungeachtet

der Leichtgläubigkeit des Verfassers, doch als das erste Werk über fränkische Geschichte sehr denkwürdig bleibt. In seinem Buche von Wundergeschichten verherrlichte er vornehmlich den heiligen Martin, dessen Kappe ein Heiligthum der fränkischen Könige wurde.

S. 30. Jakob de Voragine (von Viraze, Flecken im Genuesischen), ein Dominicaner, gest. 1292 als Erzbischof zu Genua, ist Verfasser der historia Lombardica s. Legenda aurea, voll abergläubischer Frömmigkeit und Wundersucht, wodurch sie aber um so mehr in Ansehen kam. Sie ist fast in alle europäische Sprachen übersetzt.

S. 30. Acta Sanctorum heißen überhaupt Sammlungen von Nachrichten über Märtyrer und Heilige, und namentlich sind hier gemeint die 53 Foliobände, welche eine Gesellschaft von Jesuiten (die Bollandisten genannt, weil Joh. Bolland das Werk anfing) seit 1643 herausgab. Kann freilich der historischen Kritik dieses Werk nicht genügen, so behält es doch schon dadurch bedeutenden Werth, daß es die Zeiten treu schildert.

XIII.

S. 31. Eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen — So gar neu war diese Gattung von Verbrechen denn doch nicht; denn, um von ganz Asien und Aegypten nicht einmal zu reden, konnte man auch in Griechenland um Vaterland und Leben kommen wegen der Asebeia, die bekanntlich nicht blos praktische Gottlosigkeit, sondern sehr oft nur abweichende Meinung war. Selbst die gepriesene Toleranz der Römer unterliegt nicht ungegründeten Zweifeln; denn nach Livius (5, 50) mußten nach dem Einbruche der Gallier die heiligen Stätten, gemäß den Büchern der Duumvirn, wieder geweiht werden, weil der Feind sie inne gehabt hatte. Nach einem andern Beschluß fand späterhin auch eine Beschränkung der fremden Religionsgebräuche Statt. Wo aber die Alten in der That mehr Toleranz zeigten — was nicht immer der Fall war — da scheint sie doch nicht gerade in der Vernunft ihren Grund gehabt zu haben. Dieser Gegenstand wäre wohl einer besondern Untersuchung würdig.

XV.

S. 34. Menschen in der engern Bedeutung — Nämlich in der, worunter die Halb-Menschen, Drittels- und Viertels-Menschen und andere Anthropomorpha nicht begriffen sind. W.

S. 35. Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur — Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpation und Chimäre seyn soll. W.

XVI.

S. 35. Deist, Theist — Zwischen diesen beiden hat man sonst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Unterschiede gemacht. Unter Theismus verstand man Vernunftglauben an Gott, der aller Offenbarung vorhergeht, unter Deismus den Vernunftglauben, welcher die Offenbarung verwirft. Angegriffene Deisten suchten sich durch diesen blos willkürlichen Unterschied bisweilen zu retten. Kant nannte Deisten denjenigen, welcher von Gott keinen andern Begriff gefaßt hat, als daß er das von der Welt verschiedene allervollkommenste Wesen sey, ohne dieses weiter bestimmen zu wollen, Theisten hingegen denjenigen, welcher sich Gott als das höchste Wesen denkt, das durch Verstand und Freiheit Urheber der Welt sey. An diese Kantischen Unterschiede wenigstens hat Wieland hier nicht gedacht.

S. 36. Die Christianer — — in ihren Apologien — Man braucht sich blos an Athenagoras zu erinnern, den ich darum hier anführe, weil er seinen Glauben an die Einheit Gottes ausdrücklich durch einen Beweis aus der Vernunft (λογισμος) rechtfertigt.

XVIII.

S. 40. Das Schicksal kann — große Revolutionen herbeiführen — Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damals wenig träumen ließ. W.

S. 40. Ein menschenfreundlicher Träumer — Mercier in seinem L'an 2440, Songe s'il en fut jamais (zuerst Amsterdam 1770) gibt in jenem Jahre Allem, was jetzt nur frommer Wunsch ist, Wirklichkeit. Beinahe sollte man aus den vielen Auflagen und Nachdrücken dieses Traumes schließen, daß es die Menschen mit ihren frommen Wünschen doch recht ernsthaft meinen müssen. — Und Wieland will die Erfüllung noch weiter hinaussetzen? — Der Beweis, worauf er sich stützt, ist:

Video meliora etc. Willigend seh' ich das Bessere, und doch zieht mich das Schlechtere mehr an — ?!

XX.

S. 43. Die Schenkungen Constantins u. s. w. Da selbst in der Breve istoria del dominio temporale della Sede apostolica nelle due Sicilie vom Papst Pius VI. diese angebliche Schenkung una cosa spuria e falsa genannt wird, so bedarf es darüber wohl keines weitern Zeugnisses. — Ueber die Schenkungen Pipins und Karls des Großen, s. die Anm. zu Oberon. Bd. 20.

S. 43. Die Decretalen (Beschlüsse, Bescheide) Isidors, des Sünders. Eine Sammlung kirchlicher Beschlüsse hatte Isidorus, Bischof zu Sevilla, veranstaltet, welcher im Jahre 636 starb. Dessen Namen aber mißbrauchte vor 845 ein Unbekannter, wahrscheinlich aus dem Mainzischen Sprengel, und brachte erdichtete päpstliche Decretalen in Umlauf, die von dem ersten Nachfolger Peters bis auf das Jahr 614 gehen. „Man irrt sich sehr, sagt Mich. Ign. Schmidt (Gesch. der Deutschen I. 616), wenn man glaubt, seine Hauptabsichten wären gewesen, die päpstliche Gewalt zu erhöhen. Isidor machte den Papst nur groß, um die Metropoliten klein zu machen. Der Mann muß einmal von einem Metropoliten mißhandelt worden seyn und vermuthlich sich selbst in dem Fall befunden haben, von seinem Metropoliten etwas Unangenehmes zu erfahren.“ Indeß wurde doch diese unechte Sammlung des falschen Isidor eine Stütze der päpstlichen Gewalt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand unter den Katholischen Streitigkeit darüber Statt.

S. 43. Die vier heiligen Jubelpforten — Nach Art des Jubel- (Jobel-) Jahres bei den Juden, welches je im fünfzigsten Jahre wiederkehrte (S. Gatterers Chronol. §. 190), und wobei Gefangene ihre Freiheit, Schuldner Erlaß erhielten u. s. w., ordnete die katholische Kirche ein Jubel- oder Ablaßjahr an, welches anfänglich nur das erste Jahr eines neuen Jahrhunderts war, von Clemens VI. aber je für das dreißigste, von Urban VI. für das dreiunddreißigste und von Sixtus VI. für das fünfundzwanzigste Jahr angeordnet wurde. So besteht es seit 1415 noch, und es strömt viel Volks nach Rom, um Ablaß zu erhalten. Am Vorabend des Weihnachtfestes eröffnet der Papst mit großer Feierlichkeit die eine sonst immer verschlossene Thür der Peterskirche und sendet Cardinäle ab, um an den andern Hauptkirchen dasselbe zu thun. Dieß sind die heiligen Jubelpforten. Nuovo Itinerario d' Italia di Fr. Scoto. S. 393 fgd.

S. 43. Dataria, eine Abtheilung der päpstlichen Canzlei, die ihren Namen davon hat, weil sie alle Ausfertigungen datirt. Sie verfügt über alle eingehende Bittschriften und vergibt alle Pfründen.

S. 43. Rota, eins der höchsten geistlichen Gerichte in Rom für die ganze katholische Christenheit, das innerhalb des Landes auch in weltlichen Dingen Recht spricht. Seinen Namen hat es von seinem Sitzungssaale, der mit radförmigen (rota, Rad) marmornen Figuren ausgelegt ist.

XXI.

S. 45. St. Paul nach Ephesus — Geschichte der Apostel. Cap. 19. — W.

S. 46. Bildchen von Eben- oder Rebenholz — So sagt Plinius, L. XVI. c. 40 und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Ephesus dagegen macht, ist (im Vorbeigehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit. —

S. 46. Der Tempel für nichts geachtet — Dieß war, mit Erlaubniß, eine falsche Consequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst und wurde von Sanct Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht. — W.

S. 46. Ihre Majestät untergeben — S. Apostelgesch. 19, 27.

S. 47. Neokoren — Das Wort Neokoros bedeutete bei den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu heißen; und unter den römischen Cäsaren bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bei ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dieß Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bei sich. Die Epheser nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewisser Maßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beigetragen hatte. — W.

S. 47. Der Herr Canzler von Ephesus — Apostelgeschichte, Cap. XIX. V. 35, 36. — W.

S. 48. Des vom Himmel gefallenen Bildes — Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in seinem Commentar über Eusebii Chronikon angeführtes griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der ephesischen Diana sey vom Himmel gefallen. — W.

S. 48. Santa casa — Das heilige Haus.

XXII.

S. 49. Daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe — Die im Himmel wollten wir ihm gern unbestritten lassen, wenn er nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beinahe schämen muß, davon zu reden. — W.

S. 49. Propositiones male sonantes — Uebellautende Forderungen. — Merkwürdig iſt in dieſer Beziehung das an den Jeſuiten Sanfelice, ſeinen Gegner, gerichtete Glaubensbekenntniß des oben erwähnten Giannone, welches aus ſeinen hinterlaſſenen Schriften im October- und Novemberſtück des deutſchen Mercurs vom Jahr 1784 in einer Ueberſetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt iſt. Von dem Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, heben wir nur Weniges noch aus. „VII. Daher trage ich nicht das geringſte Bedenken mehr, mit Baldus zu ſagen, daß der Papſt ein Gott auf Erden iſt; mit Decius und Felinus, daß der Papſt und Chriſtus ein Conſiſtorium mit einander ausmachen; mit dem Abt: daß der Papſt als Gott thut, was er thut, nicht als Menſch; mit dem Cardinal Pariſius, daß der Papſt ein göttliches Weſen iſt unter einer ſichtbaren Geſtalt; mit Baldus, daß der Papſt die Urſache aller Urſachen iſt, weßhalb man ſeine Gewalt nicht unterſuchen darf, denn von der erſten Urſache läßt ſich keine weitere Urſache angeben; endlich mit allen Decretiſten, daß es ein Gottesraub iſt, an der Gewalt des Papſtes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Urſache mehr daran zu zweifeln, daß er das Böſe in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laſter in Tugend, das Viereck in einen Cirkel und den Cirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz, daß er über alle Geſetze, über alle natürliche und apoſtoliſche Rechte hinausgeſetzt ſey. Ich bekenne mit der Gloſſa des Gratianus, daß der Papſt wider das natürliche und apoſtoliſche Recht diſpenſiren kann; mit Ludwig Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Baldus, daß der Papſt Alles und über Alles iſt und wider alles Recht Alles vermag; mit dem von Oſtia, daß er Vierecke und Cirkel mit einander verwechſeln kann. Darum iſt es keine Läſterung, was der Cardinal Lorenz Pucci beſtändig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papſte Alles wohl anſtehe und Alles erlaubt ſey, ſo ungerecht es auch ſeyn möchte. — X. Wenn es ſich fügte, daß der Kaiſer der päpſtlichen Tafel beiwohnte, ſo würde er zur rechten Hand des Papſtes an einem beſondern Tiſche auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Cardinälen ſitzen, dergeſtalt, daß ein Cardinal den erſten Platz einnähme, und hernach die Könige und Cardinäle wechſelsweiſe folgten. Der Kaiſer oder ein König würde dem Papſte das Waſſer bringen, ſeine Hände zu waſchen, und hernach auch die Ehre haben, die erſte Schüſſel auf die Tafel desſelben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaiſers und der Könige ſind zur Bedienung der päpſtlichen Tafel bis ans Ende beſtimmt. Wenn ich in meiner Geſchichte dieſe große Idee vom Papſte nicht geäußert habe, ſo bitte ich um Vergebung.“ — Nachdem Giannone ſich hierauf auch über die Mönchsorden erklärt hat, ſagt er von den Jeſuiten: „Ihr öffnet

nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Eure Moral überhebt euch dieser Mühe. Doch unterlasset auch ihr nicht, gewisse Andächteleien als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszuposaunen. Hiezu gehört eure Lehre, es sey unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, so sagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen ist, so wird sie ihm dennoch so viele Gnade bei ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterschreibe gern diese Meinung. Meine Leidenschaften mögen mich so weit vom Wege der Tugend ableiten, als sie wollen; ich bin sicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieses und Alles, was Sie, lieber Pater, und die päpstliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit und schließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts Anderes verlange, als daß uns Alle ein Geist und ein Herz belebe."

XXIV.

S. 54. Priesterkünste — Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben. W.

S. 54. Von diesem Glauben behaupte ich — Ich setze diese vier Hauptsätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht und von Allen, die diese Schrift interessiren kann, anerkannt voraus. Sollte Jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten als ich, so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen. W.

XXVII.

S. 60. Reinigt sie — Aberglauben — Daß dieß der Geist der Lehre Christi und das unwidersprechliche Resultat ihrer Grundbegriffe sey, wird schwerlich Jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, leugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiß war es Christus, aber nicht seine Jünger, denen er und seine Lehre ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person gewissermaßen immer ein Räthsel geblieben zu seyn scheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen und zog sich vermuthlich von dem

Augenblicke zurück, da sie sich einfallen ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und uns u. s. w. W.

S. 60. Echte Theosophie — Gottes-Weisheit.

XXXII.

S. 67. Das, was Luther für Wahrheit u. s. w. — Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers Nachtheiliges insinuiren zu wollen! Als er auf den Papst provocirte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte; aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaßkram eben so sehr, nur mit besserem Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß; so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 75. Bischof Alexander von Alexandria u. s. w. — Die beiden Lehren von der Dreieinigkeit und den beiden Naturen in Christus waren seit dem dritten Jahrhundert die Hauptgegenstände theologischer Untersuchungen und die Hauptursache der Verfolgungen und Verketzerungen. Eine Partei behandelte diese Lehren als ein Mysterium, die andere suchte dasselbe dem Verstande begreiflich zu machen. Unter diesen erklärte der Africaner Sabellius die drei Personen in Gott für eben so viele Eigenschaften und Kräfte. Es sind, sagte er, in Gott, wie in der Sonne, drei verschiedene Kräfte. Die erwärmende Kraft ist der heilige Geist, die erleuchtende der Logos, und die Sonne selbst der Vater. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist ist daher ein Gott und derselbe, wenn er die Menschen erleuchtet und heiliget. Diese Lehre fand bei Vielen Beifall, bei Andern Widerspruch. Im Jahr 317 entstand zu Alexandria zwischen dem dasigen Presbyter Arius und dem Bischof Alexander Streit über die Art, wie man sich das Verhältniß des Sohnes zum Vater zu denken habe. Alexander nahm an, der Sohn Gottes sey absolut ewig, aus dem Wesen Gottes selbst zufolge der Natur desselben gezeugt und gleiches Wesen mit dem Vater.

Arius warf ihm sabellianische Irrthümer vor und erklärte seinerseits, der Sohn Gottes sey vor der Weltschöpfung und aller Zeit von Gott mit freiem Willen aus nichts hervorgebracht worden, also einst nicht da gewesen und das erste aller Geschöpfe Gottes, zwar in seiner Art einzig und über alle erhaben, aber doch dem Vater in Hinsicht der Ewigkeit nicht gleich. Was anfangs nur Privatstreitigkeit zwischen diesen Beiden gewesen war, wurde bald öffentliche und allgemeine, und Constantin berief daher im Jahr 325 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, von welcher des Arius Meinung verworfen, und ihr das bekannte nicäische Glaubensbekenntniß, der Sohn sey aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht geschaffen, und mit dem Vater gleiches Wesens (Licht aus Licht) entgegen gestellt wurde. Am stärksten trat gegen Arius bei dieser Versammlung Athanasius auf, der, damals Archidiakonus zu Alexandria, im Namen seines Bischofs Alexander handelte. Als er nach dessen Tode im folgenden Jahre dessen Bischofssitz einnahm, wurde der Kampf von beiden Seiten immer erbitterter fortgesetzt und füllt fast die Hälfte der Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts.

XXXIX.

S. 77. Pelagianer — Der britische Mönch Pelagius erregte zu Anfange des fünften Jahrhunderts viele Streitigkeiten über die Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit und über die Zurechnung der Sünde Adams.

S. 77. Eutychianer, Nestorianer — Diese zwei Secten, jene nach dem Archimandriten Eutyches, diese nach Nestorius, seit 428 Bischof zu Constantinopel, genannt, beschäftigten sich mit den zwei Naturen in Christus. Während die Nestorianer die göttliche und menschliche zugleich in ihm vertheidigten, behaupteten die Eutychianer nur eine einzige. Nestorius führte noch einen andern lebhaften Streit darüber, ob die Jungfrau Maria Gottesgebärerin oder blos Christusgebärerin sey; er wollte nur die letzte gelten lassen.

S. 77. Manichäer heißen die Anhänger des Perſers Mani oder Manes, der im dritten Jahrhundert eine Mittelreligion zwischen der christlichen und zoroastrischen bilden wollte und um 280 als Märtyrer seiner Lehre starb.

S. 77. Bei schwerer Strafe verbieten — Zum Beispiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Namen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau. W.

XL.

S. 80. Caput mortuum, nennt man bei chemiſchen Scheidungen den Rückſtand, welcher nach der Ausſcheidung deſſen, was man gewinnen wollte, als eine fremdartige Materie übrig bleibt.

Beilage.

S. 85. Laberius — Der römiſche Ritter und Mimendichter, wurde von Cäſar genöthigt, ſeinen Mimus ſelbſt aufzuführen. In dem Prolog ſagte er:

— — So geſchah es denn,
Daß nun, nach zweimal dreißig ohne Tadel
Verlebten Jahren, ich, der meinen Herd
Als röm'ſcher Ritter eben jetzt verließ,
Nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um einen einz'gen Tag alſo hab' ich
Zu lang gelebt!

In dem Stücke ſelbſt kam mehr als eine Anſpielung auf Cäſar vor, z. B. wo ein gepeitſchter Sklave dem Volke zurief: O weh, ihr Römer! unſere Freiheit iſt dahin! Bei der Stelle: „Der hat vor Vielen ſich zu fürchten, der von Vielen gefürchtet wird!“ ſchaute das ganze Volk auf Cäſar.

Ueber den Hang der Menſchen, an Magie und Geiſtererſcheinungen zu glauben.

Dieſe Abhandlung erſchien zuerſt im deutſchen Mercur vom Jahr 1781, Bd. 2. S. 225 fgd. unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Abſicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geiſtererſcheinungen befinden.

S. 93. Myſterien, deren Stelle ſie einnahm — Schelling in ſeiner Schrift Philoſophie und Religion (Tüb. 1804) nannte darum tadelnd das Chriſtenthum die große Offenbarerin, weil es „die Myſterien des Heidenthums offenbar machte.“

S. 98. Weisen im erhabensten Sinne — Sie nannten sich Theosophen.

S. 101. In die dickste Verfinsterung — zurück zu stürzen scheint — Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben oder sie wenigstens aus der Berliner Monatsschrift kennen, wissen, wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichern Aeußerung bedarf. W.

[Wieland redet hier von der Zeit zwischen 1780 — 1790. Ob sich von da an bis jetzt viel verändert habe, was, wie und warum es sich verändert habe, wäre eine wünschenswerthe Untersuchung. Man würde zu Allem, was die Berliner Monatsschrift[1] damals aufstellte, auch jetzt ein Gegenstück finden. Vieles aber wird weit philosophischer betrieben als sonst; denn die Philosophie hat ihren Kreislauf vollendet, ist zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt und wieder poetisch geworden. Da nun vornehmlich der Naturphilosophie dieses Glück geworden ist, so hat auch die Physik nicht zurückbleiben wollen, und man erstaunt, wie weit sie es, seitdem sie der Beihülfe der Mathematik und der Beobachtungen der Experimente nicht mehr bedarf, im Beweisen von Dingen gebracht hat, für die damals noch gar kein Beweis möglich schien. Wie nun aber alle Wissenschaften mit einander zusammen hängen, so hat auch schon die Arzneikunst großen Vortheil davon gezogen; denn kann ein Vortheil größer seyn, als der uns durch die Entbehrlichkeit der ganzen materia medica und sogar der Bandagenlehre zuwächst? Der Theologie könnte durch so viele Unterstützung von allen Seiten leicht werden, von den Wundern des Fürsten Hohenlohe — die Möglichkeit zu beweisen, zumal da wir ein System der Arzneiwissenschaft haben, dessen Basis und Grundpfeiler der Glaube ist. Nur die Juristen scheinen bis jetzt noch saumselig; sie mögen also zusehen, daß sie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, vorzüglich da den Politikern von Hexenprocessen träumt.]

S. 108. Isispriestern u. s. w. — Der meisten der hier Genannten wird der Leser, dem sie sonst unbekannt waren, sich aus frühern Anmerkungen erinnern. — Spähmann erklärt sie in seinem Glossarium unter dem Artikel Spä, welches Wort mit dem deutschen Spähen zusammenhängt, für Wahrsager; Späwinna, Wahrsagerin. — Ob die Thyrspakurn vielleicht

[1] Diese, herausgegeben von Gedike und Biester, begann mit dem Jahre 1783, und gleich in den ersten Heften finden sich folgende Aufsätze: Der vorgebliche neue Messias in Berlin; noch ein neuer Messias in Westfalen; der Monddoctor in Berlin; die Wallfahrt zu demselben; Nachricht von dem neuesten Hexenprocesse in Glarus; Nachricht von einer hysterischen Jungfer, die mit dem Teufel zu thun haben will.

auch damit zusammen hängen, vermag ich nicht zu sagen, denn vergeblich habe ich ihnen überall nachgeforscht.

Euthanasia.

Im Jahr 1805 gab ein zu Leipzig privatisirender Gelehrter, Namens Karl Wögel, Doctor der Philosophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Diese Schrift erregte um so mehr Aufsehen, da der neue Geisterseher sich durchaus als einen Philosophen gab und von seinen philosophischen Schriften — die man freilich nicht kannte — mit Bedeutung sprach. In kurzer Zeit erlebte diese Schrift drei Auflagen und war überall das Gespräch des Tages. Desto ernstlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müssen, und die Ersten, welche dagegen auftraten, waren Eannabich, Helmuth, Ihling und die Recensenten in der Jenaischen und Halleschen Literatur-Zeitung, worauf sich eine Fluth satirischer Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, meiner Katze Erscheinung u. s. w. Die Schrift des D. Wögel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorlesung derselben beiwohnte, so weckte dieß seine alte Neigung wieder, psychologische Probleme zu lösen und Wunder zu beleuchten. Dazu hätte nun der erste der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht; allein, da der D. Wögel einen Beweis von der Möglichkeit der Geistererscheinungen versucht hatte, so veranlaßte dieß Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, sondern auch seine Leser überhaupt auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Lüsternheit nach der Geisterwelt sehr gemäßigt zu werden schien. Aus diesem Grunde hat er es nicht auf eine Athanasia (Unsterblichkeit), sondern auf eine Euthanasia, ein sanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, fest überzeugt, daß dieß der Hauptpunkt sey, worauf der Mensch während des Lebens seine Aufmerksamkeit zu richten habe, nicht aber Vision und Geistererscheinung. Hierüber hat ihn nun gewiß kein Tadel treffen können, wohl aber hat man Anstoß daran genommen, daß er, um den Beweis von Unmöglichkeit der Geistererscheinungen zu führen, die persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung leugnet. Im Jahr 1810 erschien zu Leipzig eine Schrift unter dem Titel: Bemerkungen über Wielands Euthanasia, zur Beruhigung für diejenigen, welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und der Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig ist. Der Verfasser dieser Schrift bemerkt sehr wahr, daß Wieland, was er hier leugnet, anderwärts

behauptet hat. Widerspricht er sich nun, oder hat er seine sonstigen Behauptungen aufgegeben? — Dieß ist der Punkt, auf den hier vorläufig aufmerksam gemacht werden, über den aber an einem andern Orte die Erklärung folgen soll. Zu welcher Zeit Wieland Recht hatte, als er behauptete oder leugnete, dieß zu entscheiden, ist des Herausgebers Pflicht nicht.

Auch D. Wötzel hat sich die Ehre nicht entgehen lassen, Wielanden als seinen Gegner zu behandeln. Der Mann, der zu ruhiger Prüfung aufforderte, Lästerungen und Verunglimpfungen sich verbittend, nannte in seiner näheren Erklärung und Aufschlüssen über seine Schrift u. s. w. (Leipzig 1803) seinen Zenaischen Recensenten einen animosen, parteiischen, leidenschaftlichen, erbitterten, unreifen und unerfahrnen Jüngling, einen boshaften Verleumder, einen wüthend grimmten, reißenden Wolf in Schafskleidern und will das lateinische o — unter der Recension nicht lächerlich machen, obgleich man sonst dadurch nur eine gewisse Classe von Wesen zu bezeichnen pflege. — Es braucht wohl nur gesagt zu werden, daß kein anderer Mensch dieser Recensent war als der achtungswürdige Verfasser der Psychologie, Physiologie, Moral, der Adiaphoren u. s. w., kurz, der Kirchenrath K. Ch. E. Schmid in Jena, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß auf solch einen Gegner hier keine Rücksicht zu nehmen sey.

Erstes Gespräch.

S. 134. Die den Philosophen — — beschämen sollen — „Du würdest (sagte sie) doch so lange der ungläubige Thomas bleiben, bis ich dir handgreifliche Beweise meiner Gegenwart gäbe, welches mir schwer werden dürfte. Und, gesetzt auch, dieß geschähe wirklich, so würden dir doch andere Menschen, wenn du es ihnen auch noch so heilig versichertest, schwerlich Glauben beimessen.“ W.

S. 130. In Gestalt eines körperlosen Schattens erscheinen — Dieß glaubt er und besteht darauf, daß sie ihm handgreiflich erscheinen müsse, wenn er sich von ihrer Unsterblichkeit als Philosoph überzeugen solle! Welch ein Kopf! W.

S. 141. Oeffnete sich sein Fensterchen deutlich — Mit diesem deutlich will er vermuthlich sagen, er habe deutlich gehört, wie es aufgeschoben worden. W.

S. 143. Mit den Geräthschaften — Warum bedient sich Herr D. W**l, dem es sonst auf überflüssige Worte so wenig ankommt, schon

wieder dieſes allgemeinen und unſchicklichen Wortes? Er kann doch in dieſem Zuſammenhang ſchwerlich etwas Anderes gemeint haben, als Stock, Degen oder Schießgewehr? Warum nennt er ſie denn nicht bei ihrem Namen? Man kann ſolche Waffen allenfalls die Geräthſchaften eines Soldaten nennen; aber ſind ſie darum auch die Geräthſchaften eines Gelehrten? W.

S. 148. Einen Menſchen — — der ſich aufgefordert gefühlt haben könnte — Wenn er unſern Mann ſo gut kannte, als er ſich ſelbſt in ſeinem Buche zu erkennen gibt, ſo braucht dieß Wort keiner nähern Erklärung. W.

(Helmuth in ſeinem Sendſchreiben an Herrn Doctor J. K. W. ſagt S. 46: „Aber wer ſollte Ihnen denn einen ſolchen Streich wohl haben ſpielen können? Mir kommt es ſehr wahrſcheinlich vor, daß ſolches durch ihren Freund K. geſchehen ſey.“ Die angeführten Gründe mag dort nachleſen, wen die Sache intereſſirt. Vielleicht hätte es, um dieſe Gründe ganz überzeugend zu finden, weiter nichts bedurft, als den — Namen ſtatt des K.)

S. 157. Schade, daß — warum er mit dem Schwanze gewedelt — Treffend zeigt Helmuth S. 65, daß gerade der wedelnde Schwanz des Hundes gegen Wötzel beweiſe.

S. 160. Freundſchaftliche Belehrung unumwunden mittheilen — Herr D. W**l ſetzt in ſeiner pleonaſtiſchen Manier noch hinzu: „ohne Eingenommenheit für und wider dieſe Facta, für und wider mich, wider mich ſelbſt, auf eine der Sache angemeſſene, vorſichtige, behutſame und humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verleumdung u. ſ. w.“ — Wozu alle dieſe Forderungen und Bedingungen? Die Philoſophen, Welt- und Menſchenkenner u. ſ. w. werden, ohne ſein Erinnern, ſchon wiſſen, was ſie zu thun haben; und wie Wenige ſind unter ihnen, bei denen die geringſte Parteilichkeit, geſchweige unlautere Abſichten oder gehäſſige Leidenſchaften nur denkbar ſeyn könnten? W.

Zweites Geſpräch.

S. 168. d'Hamon — Es iſt eine ſeltſame Eigenheit beinahe aller Franzoſen, daß es ihnen ſo ſchwer fällt, ausländiſche Geſchlechtsnamen unverfälſcht zu laſſen. Herr Thiebault hat ſich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von dieſem nie nicht los machen können. So ſchreibt er (um nur einige Beiſpiele anzuführen) durchgängig Spliekgerb, Schaffkotsch, Kap-henek, Fink-Einſtein, ſtatt Spitzgerber, Schafgotſch, Kapphengſt, Finkenſtein. W.

S. 190. Agathodämons Meinung — S. den 18. Band von Wielands Werken.

S. 191. Der Philosoph Eukrates sagt in dem angeführten Dialog Lucians (Bd. I. von Wielands Ueberſ.): „Gibt es nicht Viele, die bei Tag oder Nacht Gelegenheit gehabt haben, Geiſter zu ſehen? Ich ſelbſt habe nicht einmal, ſondern zehntauſendmal Geiſter geſehen. Anfangs, ich geſtehe es, war mir nicht wohl dabei zu Muthe; jetzt aber bin ich es ſo gewohnt, daß ich gar nichts Außerordentliches mehr zu ſehen glaube.“ Der ganze Dialog verdient nachgeleſen zu werden.

S. 204. Paralyſirt — gelähmt.

S. 212. Columbus Ei — Dem Columbus ſagte man ins Geſicht, America habe jeder Andere auch entdecken können. Er nahm ein Ei und fragte, wer dieß auf die Spitze ſtellen könne, ſo daß es nicht umfalle. Jeder verſuchte, Keinem gelang es. Columbus nahm es, drückte es derb auf, und es ſtand. Ja, rief man, wenn wir das gewollt hätten! — Eben ſo, ſagte er, ging's mit America's Entdeckung.

Drittes Geſpräch.

S. 231. Seelenwagen — Platon ſoll davon, nach der Annahme ſeiner älteſten Erklärer, im 81ſten Capitel ſeines Phädon geredet haben; ſein neueſter Erklärer Wyttenbach aber ſagt ſehr richtig, daß hier nicht von einem Seelenorgan die Rede ſey, ſondern von einem Fahrzeuge über den Acheron.

S. 232. Guyon — Johanna Maria Bouvières de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis 1648 und geſt. 1717 zu Blois, war eine der eifrigſten Verbreiterinnen des Quietismus, den der Spanier Michael Molinos zu befördern nicht ſehr glücklich geſtrebt hatte. Man verſteht unter Quietismus jenes Syſtem der Myſtik, zufolge deſſen die wahre Religioſität und die höchſte Glückſeligkeit in einer völligen Einkehr in ſich ſelbſt und der höchſten Gemüthsruhe beſteht. Madame Guyon hatte von Natur Anlage dazu, denn ſie war ſchwächlich und hyſteriſch. Aus dieſem Geſichtspunkte will Wieland ohne Zweifel ſie hier betrachtet wiſſen und nicht aus dem ihrer Gegner, die ſie der Sinnlichkeit und Ruhmſucht beſchuldigten und bei dieſen Beſchuldigungen freilich die Pſychologie ſo wenig als die Geſchichte gegen ſich haben. Eine Schwärmerin, die gern eine Heilige geworden wäre, war ſie gewiß, und es bleibt wenigſtens ſehr zweifelhaft, ob ihre myſtiſche Liebe zu Gott aus ganz ſo reiner Quelle floß, als vielleicht ihr Freund und Vertheidiger Fenelon

bei seiner zwar auch mystischen, aber reinen Frömmigkeit selbst glaubte. Die von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung der Madame Guyon kam nach ihrem Tode (Köln 1720, eigentlich zu Amsterdam) heraus, die Auflage ward aber meist von ihren Töchtern, der Herzogin von Sully und Madame de Sardières aufgekauft; man hat jedoch eine vollständige deutsche Uebersetzung, Frankfurt und Leipzig 1727. S.

S. 238. Was sagst du zu dieser Anekdote? — Da ich, meines Wissens, in Deutschland wenigstens der Einzige bin, dem diese Begebenheit aus der ersten Quelle zugeflossen, so wurde ich nicht wenig überrascht, als ich sie vor einem Paar Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taschenbuch, wiewohl sehr zusammengezogen und mit Weglassung einiger nicht überflüssiger Umstände, gedruckt zu lesen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfasser des Aufsatzes sie im Jahre 1800 in einer kleinen Gesellschaft von mir selbst erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reiz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es selbst denen, welche jenen Aufsatz gelesen haben, nicht unangenehm seyn werde, sie hier genauer und gerade so, wie sie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden. W.

S. 242. Quirsini — Von der Zauberkraft dieses Wortes finden sich die Beweise in dem Mährchen, der Wohlthätige, in den Illustres Fées der Gräfin d'Aulnoy.

S. 245. Elisa Rowe — Elisabeth Singer, eine Deutsche, vermählt mit dem engländischen Dichter Rowe, ist die Verfasserin des Werkes: Friendship in death (London 1736. Die Freundschaft im Tode, Frankfurt und Leipzig 1770), welches Wielanden veranlaßte, seine Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde zu schreiben. — Young — der Verfasser der Nachtgedanken.

Stilpon.

S. 247. Stilpon, aus Megara gebürtig, lebte 360 Jahre vor Chr. G., war einer der berühmtesten Philosophen seiner Zeit und, wie man aus dem, was Diogenes der Laërter von ihm erzählt, schließen muß, ein Mann von edlem Herzen und hellem Kopfe, der aber eben darum manchen Leuten ein Sonderling schien. Den Anekdoten zufolge, die von ihm erzählt werden, hatte er an Witz, Laune und Satire Aehnlichkeit mit dem Cyniker Diogenes. Er gehörte indeß nicht zu der Secte der Cyniker, hatte jedoch mit

Diogenes Umgang gehabt. Was Wieland hier von ihm berichtet, scheint eine bloße Erfindung des Dichters zu seyn, zu der ich wenigstens in dem Leben Stilpons keine historische Veranlassung gefunden habe. Anstatt aus Megara, wurde er vielmehr aus Athen verwiesen, wo man ihn vor dem Areopag der Gottlosigkeit angeklagt hatte, weil er von der Minerva des Phidias behauptet, sie könne als ein Geschöpf des Phidias keine Tochter des Jupiter und also auch kein Gott seyn. Die listige Wendung vor Gericht, daß ja allerdings Minerva kein Gott, sondern eine Göttin sey, half ihm nichts. Vermuthlich wählte Wieland also den Stilpon nur zur Auflösung eines interessanten Problems, weil Megara ein sehr kleiner Staat war, — der auf einen nicht größeren und bedeutenderen aus der neueren Zeit hindeuten sollte, — und weil der Charakter dieses Philosophen ihm zu diesem Lucianischen Aufsatze trefflich geeignet schien.

Einleitung.

S. 249. Lilliput — Swift läßt seinen Gulliver die Größe der Einwohner dieses Fabellandes auf sechs Zoll bestimmen. Die größten Pferde und Ochsen sind dort nicht viel über fünf Zoll hoch, die Gänse wie unsere Sperlinge u. s. w.

S. 249. Cecil, Wilhelm, Baron von Burleigh, Staatssecretair unter Eduard VI. und nachmals Lord Großschatzmeister unter Elisabeth, gehört zu den größten Staatsmännern, welche England gehabt hat.

S. 249. Sully — Freund und Minister Heinrich IV.; Colbert, Minister Ludwigs XIV.

S. 251. Pfullendorf — Ehemals eine der kleinsten Reichsstädte im schwäbischen Kreise.

S. 252. Wie dem guten Ovid — Warum — klagte dieser in der Verweisung — warum sah ich? Warum that ich schädliche Blicke?

S. 253. Scaramuz und Scapin — Zwei Masken in der italienischen Komödie; der Erste mit dem Charakter eines Aufschneiders, der Zweite mit dem eines verschmitzten, spitzbübischen Bedienten.

Ueber das göttliche Recht der Obrigkeit.

Dieser Aufsatz durfte für den, welcher Wielands Charakter als politischen Schriftsteller beurtheilen will, um so weniger fehlen, da er zu zwei gleich sonderbaren Erscheinungen Veranlassung gegeben hat. Wielands Freunde selbst verkannten hierin den Verfasser des goldnen Spiegels, und Friedrich Heinrich Jacobi gab eine Erklärung voll edler Entrüstung dagegen ab. Bald darauf jedoch fand Wieland in Herrn Sr. (Schneider) einen Vertheidiger, dessen Aufsatz „über das Recht des Stärkern“ im Januarstück des von Bole herausgegebenen Deutschen Museums vom Jahr 1781 an J..b (Jacob) einen Gegner fand. Jacobs Schreiben an Schneider wurde in Wielands Mercur vom Jahr 1787 (März, 239) abgedruckt, und bei dieser Gelegenheit erklärte sich Wieland hierüber also:

„Wiewohl es mir ganz angenehm seyn könnte, den Meditationen eines philosophischen Kopfes durch meine Gedanken, zwar ohne meine Absicht und also ohne alles Verdienst auf meiner Seite, eine Richtung gegeben zu haben, wodurch vielleicht der Moralphilosophie einiger Vortheil zuwachsen könnte; so kann ich doch nicht umhin, eine kleine Verwunderung darüber zu bezeigen, wie es möglich gewesen ist, daß der wahre Sinn meiner Gedanken über das sogenannte Jus divinum der Gewalthaber ein Räthsel bleiben konnte, und wie irgend ein vernünftiger Mensch hinlänglichen Grund in denselben zu finden vermeinte, mir den offenbar unsinnigen Satz aufzubürden, die Stärke oder physische Kraft sey das erste Principium dessen, was in menschlichen Handlungen recht oder unrecht ist. Da ich es (auch nach dem unerwarteten hitzigen Ausfall, den einer meiner alten Freunde aus Veranlassung jener Gedanken im Deutschen Museum auf mich gethan hatte) gar nicht für möglich hielt, von mehr als einem Menschensohne so seltsam mißverstanden zu werden: so konnte ich auch nie von mir selbst erhalten, mich in eine schulgerechte Erörterung derselben einzulassen, und das bekannte Mährchen Schach Lolo, besonders der Prolog zu demselben (der mir für Alle, die eine Nase haben, ein hinlänglicher Commentar über den Sinn meiner Meinung von dem göttlichen Recht der Obrigkeit zu seyn schien) war Alles, was ich mich entschließen konnte, zur Erläuterung derselben beizutragen. Indessen bekam ich einige Jahre nachher neue Gelegenheit zum Erstaunen, da ein mir unbekannter Secundant auftrat, der meine Ruhe bei den Angriffen des Herrn G. R. Jacobi vielleicht für Unvermögen, mich selbst zu vertheidigen, ansehen mochte und also ein gutes Werk zu thun glaubte, wenn er sich meiner aufgegebenen Sache annähme. Unglücklicher Weise aber glaubte er mich nicht anders retten zu können, als durch die Behauptung des Satzes: daß die

Stärke überhaupt der Grund des Rechts sey, eines Satzes, welchen, seiner Meinung nach, meine Behauptung des göttlichen Rechts der Obrigkeit so nothwendig voraussetze, daß sie mit demselben stehen oder fallen müsse. Ich gestehe, daß diese Erscheinung mir noch weit stärker wider die Stirne fuhr, als der erste Ausfall meines Freundes zu Düsseldorf. Schach Lolo, dachte ich, hätte doch dem wackern Manne den Schlüssel zu meiner Meinung geben können! Aber vermuthlich gehörte er zu den weisen Männern, die keine Verse oder doch wenigstens keine Mährchen lesen, und von deren einem ich vor einigen Jahren in einem weitläuftigen und sehr motivirten Briefe gebeten und beschworen wurde, doch endlich einmal, relictis nugis, geschcidt zu werden, und anstatt der leidigen Mährchen schöne dogmatische Abhandlungen über „das Laster weh den Menschen thut, die Tugend ist das höchste Gut," und dergleichen noch so wenig gepredigte Wahrheiten zu schreiben. — Wie dem auch seyn mag, es kam mir so lustig vor, mich von Jemand so in ganzem Ernste wegen einer Meinung, die mir nie in den Sinn gekommen war, vertheidigt zu sehen, daß ich abermals schwieg und die Sache um so getroster auf sich beruhen ließ, weil ich glaubte, Jeder, den diese Dinge interessiren könnten, brauchte blos meine Gedanken über das göttliche Recht der Obrigkeit noch einmal zu überlesen, um zu sehen, daß mich mein ungebetener Vertheidiger noch weniger verstanden habe, als mein Gegner. Daß ich mich aber hierin abermals geirrt habe, beweiset der Aufsatz des Herrn J..b, worin der Herr Hofrath Wieland von Neuem als ein unvorsichtiger Lehrer und Behaupter des Grundsatzes, „die Stärke sey das Principium des Rechts," auftritt und deßwegen (wie billig) mit solchen Elenchis zu Paaren getrieben wird, vor welchen Pyrrho selbst verstummen müßte. Aber warum hatte auch der kurzsichtige Wieland nicht so viel Menschenverstand, zu sehen, daß derjenige, der das Jus divinum der Gewalthaber mit dem Rechte eines Sturmwinds, die antillischen Inseln zu verwüsten, in eine Linie stellt, „die paradoxen Folgerungen, die alle Tugend aufheben, und die sich haufenweise darbieten," hätte wegräumen sollen, wofern er nicht Gefahr laufen wollte, von wackern Lesern, die über solche Dinge keinen Scherz verstehen und auch die handgreiflichste Ironie, sobald sie mit einer ernsthaften Miene vorgebracht wird, im Wortverstande nehmen, nicht mißverstanden zu werden."

Von Dohm, an welchen dieser Aufsatz gerichtet ist, und welcher zuletzt westfälischer Staatsrath und Gesandter am sächsischen Hofe war, in den Privatstand aber zurückgezogen im J. 1810, von allen Guten betrauert, starb,

braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß er derselbe Christian Wilhelm v. Dohm ist, der sich noch am Ende seines thatenreichen Lebens in den „Denkwürdigkeiten meiner Zeit“ ein seiner so würdiges Denkmal gestiftet hat.

S. 288. Algernon Sidney, Sohn des Grafen von Leicester, geboren um das Jahr 1622, ausgezeichnet als Staatsmann und Krieger, hat sein Andenken besonders verewigt durch seine Betrachtungen über die Regierungsformen (übersetzt von Erhard, Leipz. 1793. 2 Bände, im Auszug von Jacob, Hamb. 1795). Seine Verwickelung in den Kampf des Parlaments mit dem Könige zog ihm den Haß des Hofes zu, und ungeachtet er für die Hinrichtung Karls I. nicht gestimmt, auch Cromwell'n selbst und dessen Sohne seine Dienste verweigert hatte, so wurde er doch wegen des Verdachts einer Verschwörung gegen Karl II. zum Tode verurtheilt und am 7. Dec. 1683 enthauptet. Zum Beweise seiner Schuld bediente man sich verschiedener Stellen seines nur noch handschriftlich in einem Schranke bei ihm gefundenen Werkes, worin die Rechtmäßigkeit des Widerstandes gegen eine tyrannische Regierung behauptet war. Unter Wilhelm III. wurde das Urtheil cassirt, und er feierlich gerechtfertigt. Man darf weder bei diesem noch bei andern gleichgesinnten politischen Schriftstellern jener Zeit übersehen, daß sie gereizt waren durch die übertriebenen Behauptungen des Baronet Rob. Filmer, der in seinem Werke: Patriarcha, or the natural power of Kings, die Rechte der Könige von Gott ableitete. Ein Werk von so ähnlichem Inhalt, wie der gegenwärtige Aufsatz, mag wohl bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden. Wem aber die Erinnerung zur Belehrung dienen soll, der lese nach diesem Aufsatz den von Heeren (Bd. 2. der kleinen Schr.) über die Entstehung, die Ausbildung und den praktischen Einfluß der politischen Theorien im neueren Europa.

S. 289. Terra del Fuego (nicht Fungo) — Feuerland.

S. 292. Einöden (S. die Anm. z. Agathodämon. 9. Bch. Bd. 18).

S. 294. Timurbeg — Timur, tatarischer Beg, schwang sich vom Vezier zum Selbstherrscher auf. Kriegerisch, wie er war, fiel er über Persien und Indien her, unterjochte Astrachan und Kasan, drang in Rußland ein, demüthigte den Sultan Bajazid und würde auch China's sich bemächtigt haben, hätte nicht der Tod ihm ein Ziel gesetzt.

S. 295. Ile flottante — Schwimmende Insel, ist, wie sogleich einleuchtet, im uneigentlichen Sinne gesagt statt eines Staates, der zu keinem festen, sichern Bestande gelangen kann; er braucht also nicht gerade ein

Inſelreich zu ſeyn. Da nun aber der Herausgeber nicht weiß, ob damit Polen oder England oder Frankreich gemeint ſey, ſo ſcheint es rathſam, zur Erläuterung darüber einige von Dohm, an den dieſer Aufſatz gerichtet iſt, in demſelben Jahre 1777 geſchriebene Stellen hier beizufügen. — England. — „Die Berathſchlagungen werden wieder den Gang nehmen, den man im engliſchen Parlamente gewohnt iſt. Die Miniſterialpartei überläßt es der Oppoſition, ſchöne Reden zu halten, und begnügt ſich, wenn's zum Stimmenſammeln kommt, die Majorität zu machen.“ — Frankreich. — „Die beiden wichtigſten, nicht nur Frankreich, ſondern überhaupt die Menſchheit intereſſirendſten Verordnungen Turgots ſind die über die Abſchaffung der Frohndienſte zum Wegebau und über die Abſchaffung der Zünfte. Sicher wird jeder Leſer derſelben ſich wundern, zu hören, daß ſich in der Ausübung Widerſpruch und Hinderniſſe fanden. Und dieſe Hinderniſſe kommen von einer Seite her, von der man ſie nicht vermuthet hätte — vom Parlament zu Paris, eben dem, das die ganze Nation für die Stütze des Staats hielt, dem ſie Beifall zujauchzte, als es ſich den deſpotiſchen Eingriffen Ludwigs XV. widerſetzte und im Jan. 1771 caſſirt wurde. Ludwig XVI. ſtellte es im November 1774 wieder her, und nun widerſetzte es ſich einer der wohlthätigſten Anwendungen, die der Monarch von ſeiner Gewalt machen konnte. Zwar würde es eine tadelnswürdige Dankbarkeit geweſen ſeyn, wenn das Parlament ſein (freilich immer ſtreitiges) Recht, die königlichen Edicte nur nach eigner Billigung zu regiſtriren und Vorſtellungen gegen dieſelben zu machen, nicht hätte durch Ausübung deſſelben in dem Zuſtande erhalten wollen, worin es dieſes Recht bekommen hatte. Allerdings konnte es alſo auch gegen das Edict von den Frohndienſten Vorſtellungen machen — aber diejenigen, die es machte, beweiſen, daß es dem Parlamente nicht darum zu thun war, der Repräſentant der Stände, der Vertreter und Beſchützer der Freiheiten der Nation zu ſeyn. Man ſieht aus dieſen Vorſtellungen, daß das Parlament ganz die Grundſätze angenommen hatte, die Boulainvilliers zuerſt in ein Syſtem ordnete und mit hiſtoriſchen Gründen aufſtutzte: daß nämlich Frankreich ſeiner Natur und urſprünglichen Verfaſſung nach eine Ariſtokratie ſey, in welcher Adel und Geiſtlichkeit nur mit Kopf, Degen und Roſenkranz zu dienen ſchuldig wären, der unglückliche Tiers-Etat aber, als Nachkommen der durch die Franken überwundenen alten Gallier, alle nöthige Abgaben allein tragen müſſe. Ich will nur zwei Anmerkungen über dieſes Syſtem machen, die meiner Meinung nach entſcheidend ſind: erſtlich, daß das in nuce angegebene Syſtem, wäre es auch hiſtoriſch wahr, den Rechten der Menſchheit überhaupt widerſpreche, die nicht erlauben, bei der Claſſification der Bürger im 18. Jahrhundert zu fragen, ob ihre Vorfahren im

ſchösten Ueberwinder oder Ueberwundene waren? Zweitens, daß, wenn auch in den früheren Jahrhunderten der Monarchie Adel und Klerisei blos Bürger waren, allein Rechte hatten, dieß doch im 12. Jahrhunderte durch die große Veränderung, welche die Kreuzzüge hervorbrachten, ganz abgeändert ſey, und ſeit 1304 ein wirklicher dritter Stand exiſtire, zu deſſen Nachtheil und Beſchwerde die beiden andern Stände — und noch weniger das Parlament, nichts feſtſetzen können. — Indeß bleibt es ausgemacht, daß die jetzigen Parlamenter blos damit umgehen, die Verfaſſung von Frankreich immer mehr und mehr der von Boulainvilliers vorgeſtellten urſprünglichen zu approximiren, von der einen Seite als anerkannte Repräſentanten der Stände zu handeln, die königliche Gewalt auf alle mögliche Art einzuſchränken und von der andern alle Laſten und Auflagen auf das unglückliche Volk zu wälzen und die kränkende Unterſcheidung der Baronen, Kleriſei und Sklaven wieder herzuſtellen. Dieß iſt der Plan des Parlaments, zu deſſen Ausführung es ſich auch mit ſeinem alten Gegner, der Kleriſei, zu verbinden nicht unſchicklich hält.“ — Polen. — Nach der vorigen Stelle bedarf es keiner Anmerkung weiter.

S. 296. Stephanus Junius Brutus iſt Hubertus Languet, deſſen Werk Vindiciae contra tyrannos zuerſt 1579 zu Edinburgh erſchien, nachher öfters; eine franzöſiſche Ueberſetzung erſchien 1581.

S. 296. Milton, der berühmte Dichter, ſtand während der Kämpfe gegen die Stuarts als politiſcher Schriftſteller auf der Seite Sidney's, Locke's u. A. „Er kämpfte,“ ſagt Eichhorn, „für Freiheit in jedem Sinn, für häusliche, kirchliche und politiſche, für die erſte in einem Buch über die Eheſcheidung, für die zweite in einem Buch über die Kirchenverfaſſung, für die dritte in ſeinen Schriften über den Proceß Karls I.“ Auszeichnung verdient ſein Werk über die Preßfreiheit: Areopagitica, a Speech for the liberty of unlicens'd printing.

S. 296. Cato's Briefe — Cato's Letters or Essays on liberty civil and religious and other important subjets, von Mrs. Trenchard und Gordon, 4 Bände. Im J. 1748 erſchien davon die fünfte Auflage und eine deutſche Ueberſetzung zu Göttingen 1756.

S. 304. Grabmal der Miſtriß Macaulay — „Regierung iſt eine Macht, eingeſetzt zum Heil des Menſchengeſchlechts, wenn ſie von Weisheit, Gerechtigkeit und Milde geleitet wird.“ Ungeachtet aber Wieland die Miſtriß M. eine berühmte nennt, ſo kenne ich ſie doch nicht. Auf die allerdings berühmte politiſche Schriftſtellerin dieſes Namens (geborne Sawbridge und ſpäterhin an einen jüngeren Bruder des bekannten Doctor Graham verheirathet), welcher der D. Wilſon eine Bildſäule im Charakter der

Freiheit errichten ließ, würde solch eine Grabschrift passen; da sie aber erst im J. 1791 starb, so konnte sie im J. 1777 kein Grabmal haben, sie müßte sich es denn bei ihren Lebzeiten oder ihrem ersten damals verstorbenen Ehemann haben errichten lassen, was ich nicht weiß.

Athenion.

Die Quellen zu der Geschichte dieses Athenion sind Athenäus im fünften Buche seines Philosophen-Gastmahls, Plutarch im Leben des Sylla und Appian in den Begebenheiten Mithridats. Schon zur Zeit dieses letztgenannten Schriftstellers hatte dieser Athenion Zweifel nicht blos an der Regierungskunst der Philosophen, sondern auch an der Redlichkeit derselben gegen die Regenten erregt, worauf sich also diejenigen berufen können, die, was Einer verbrach, an dessen ganzem Stande bestrafen. Aber — war denn dieser Athenion ein Philosoph? Wieland nennt ihn einen vorgeblichen Philosophen, und, wie aus Allem hervorgeht, soll Philosoph hier nicht in der Bedeutung eines Weisen genommen werden, sondern ungefähr als das, was wir einen Professor der Philosophie nennen. An seinem Beispiele soll nun gezeigt werden, daß es kein sonderliches Glück seyn möchte, von Philosophen regiert zu werden. Wenn diese Philosophen keine Weise sind, so wird freilich keinem Staate sonderlich mit ihrer Regierung gedient seyn: wird aber ihre Regierung darum schlecht oder erbärmlich seyn, weil sie Philosophen waren? oder weil sie auch vielleicht nur Philosophie wußten und vortragen konnten? Wenn dieß an einem Beispiele gezeigt werden sollte, so konnte man unmöglich ein unglücklicheres wählen, als diesen Athenion: denn welchen Antheil an allen seinen Schlechtigkeiten und Dummheiten hat denn die Philosophie, sey es die blos gewußte oder die angewendete und ausgeübte? Wieland hat dieß gegen das Ende seines Aufsatzes wohl gefühlt; um so mehr aber ist zu verwundern, daß er den Anfang nicht abgeändert hat. Wenn er am Ende Marc-Aurel und Julian anführt und sagt: „Dieß ist gewiß, wenn sie gute Regenten waren, so kam es nicht daher, weil sie Philosophen, sondern, weil sie tugendhafte Menschen waren;“ so folgt von selbst: Wenn Athenion ein nichtswürdiger Tyrann war, so kam es nicht daher, weil er ein Philosoph, sondern weil er ein schlechter Mensch war, auf dessen Gesinnung, ja, auf dessen Verstand die Philosophie niemals einen Einfluß erhalten hatte,

der doch wohl bei Marc-Aurel nicht abzuläugnen seyn dürfte. Das Problem also, welches Wieland hier zu lösen versprach, ist auf keine Weise gelöst worden.

3.

S. 312. Mehr aus Liebhaberei, als u. s. w. — Uns dünkt wenigstens, es lasse sich dieß aus der Art, wie sich Athenäus darüber ausdrückt, schließen. W.

S. 312. Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften — Denn dieß ist, was man zu des Athenäus Zeiten durch das Wort *σοφιστεύειν* verstanden zu haben scheint. W.

S. 313. Posidonius hätte — — ausdrücken können — *Γήμας δὲ παιδισκάριον εὐμόρφον, μετὰ τοῦτον πρὸς τὸ σοφιστεύειν ὥρμησε, μειράκια σχολαστικὰ θηρεύων.* (Nachdem er ein schönes, junges Mädchen geheirathet, eröffnete er sogleich mit ihr eine Schule, auf Burschen — so, denke ich, kann man jetzt *μειράκια σχολαστικὰ* übersetzen — Jagd machend.) Mich däucht, dieß sagt deutlich genug, daß sie an der sophistischen Jagd ihres Mannes auf junge Leute Antheil gehabt — Das Wie ergibt sich aus der Natur der Sache. W.

4.

S. 315. Der ganzen Welt Gesetze vorzuschreiben — „Entweder, o König, versuche größer zu werden, als die Römer, oder befolge stillschweigend, was sie dir befehlen," sagt Martius zum König Mithridates. Der König stand wie vom Donner gerührt, setzt Plutarch (der dieß erzählt) hinzu; denn er hatte zwar schon Vieles von den Thaten der Römer gehört, aber dieß war das erste Mal, daß er mit eigenen Ohren hörte, aus welchem Ton sie mit Seinesgleichen zu sprechen pflegten. W.

S. 315. Zwei und zwanzig Nationen von verschiedenen Sprachen — Die Mundarten waren ohne Zweifel mitgerechnet; zumal wenn wahr seyn soll, was Justinus sagt, daß Mithridates alle diese Sprachen geredet habe. W.

S. 316. Oppius und Aquillius — Den Ersten ließ er sich ausliefern und führte ihn überall in seinem Lager zur Schau, damit seine Völker sich an dem Anblick eines geschlagenen römischen Feldherrn weiden möchten. Den Zweiten traf ein noch weit härteres Loos. Er ließ ihn in Fesseln legen,

geißeln und auf einem Esel reiten, wobei er von Zeit zu Zeit rufen mußte, daß er Aquillius sey. Nachher wurde er an einen Reiter angefesselt, dem er zu Fuße folgen mußte, und endlich ward ihm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Mund gegossen, um so der römischen Habsucht zu spotten.

5.

S. 318. Die Freiheit, die man ihnen geschenkt hatte — Die griechischen Republiken wurden von den Nachfolgern Alexanders von Zeit zu Zeit so beschenkt. Aber meistens hatte man ihnen vorher Alles genommen, was dem Geschenk einen Werth hätte geben können. Stilpon, sagte Demetrius zu dem bekannten Philosophen dieses Namens in Megara, ich lasse auch eure Stadt frei. Das ist wahr, versetzte Stilpon, denn du hast uns nicht einen einzigen Knecht übrig gelassen. W.

6.

S. 324. Alles, was römisch hieß, an einem Tage vertilgt — Dieser Tag war einer der unglücklichsten, die den Römern seit Erbauung ihrer Stadt aufgegangen waren. Die Provinzen des kleinen Asiens wimmelten von Römern und Italienern, welche theils die Staatseinkünfte gepachtet, theils sonst alle Arten von lucrativen Geschäften in diesen reichen Ländern an sich gezogen hatten. Mithridates glaubte sich seiner neuen Eroberungen nicht eher versichert zu haben, bis er Alles, was römisch hieß, darin vertilgt hätte. Er schickte also von Ephesus aus geheime Befehle an alle Statthalter und Unterobrigkeiten der Provinzen und Städte in ganz Kleinasien, vermöge deren auf einen bestimmten Tag alle Römer selbst die Weiber, Kinder und Sklaven nicht ausgenommen, aller Orten ermordet werden sollten. Einen erschlagenen Römer zu begraben oder einen lebenden zu verbergen, war bei hoher Strafe verboten. Ihr sämmtliches Vermögen wurde zum Vortheil des Königs und der Mörder eingezogen. Wer einen versteckten Römer entdeckte, erhielt eine Belohnung. Die Sklaven, welche ihre römischen Herren, und die Schuldner, welche ihre Gläubiger ermordeten, erhielten — jene die Freiheit, diese den Nachlaß der Hälfte ihrer Schuld u. s. w. Der Haß der Asiaten gegen ihre römischen Unterdrücker und Aussauger war ungefähr der — Liebe der Indianer in Bengalen zu ihren Freunden, den Engländern, gleich und bedurfte aller dieser Aufmunterungen nicht. Achtzigtausend römische Bürger wurden an diesem schrecklichen Tage umgebracht — und diese Zahl ist noch die geringste, die von den alten Geschichtschreibern angegeben wird. W.

S. 326. Die Gewerkschaft des Bacchus — Οἱ περὶ Διόνυσον τεχνῖται, die Künstler des Bacchus, sagt Athenäus. Unter diesen

allgemeinen Benennung wurden zu Athen Komödianten, Mimen, Musikanten, kurz die ganze Bande joyeuse begriffen, welche unter dem besondern Schutz dieses Gottes standen und als seine Angehörigen betrachtet wurden. So sagt Plutarch vom Sylla, da er zu Athen mit einem Anfall von Gicht befallen worden und deswegen die warmen Bäder zu Adipsos besucht, habe er sich den ganzen Tag über mit den Künstlern des Bacchus die Zeit vertrieben (συνδιημερευων τοις περι τον Διονυσον τεχνιταις) die er ohne Zweifel von Athen mitgenommen. Vermuthlich machten sie eine eigene Brüderschaft aus, die zum Bacchus, als ihrem Schutzpatron, eine besondere Andacht hatten, wie etwa die Schuster in Frankreich zum heil. Crispinus u. s. w. W.

S. 326. Dem neuen Bacchus — Denn so wurde jetzt Mithridates in Kleinasien überall genannt und verehrt, wie dies Cicero selbst bekräftigt. Orat. pro Flacco c. 25. W.

13.

S. 336. Bibliothek zu Alexandria — Diejenige, welche der König Ptolemäus Philadelphus zu sammeln anfing, und die bei Eroberung und Verwüstung dieser Stadt durch Julius Cäsar unglücklicher Weise ein Raub der Flammen wurde. W.

S. 338. Autographon — Eigne Handschrift. Athenäus Lib. I. p. 2. B. W.

S. 339. Tempel der Göttermutter — Er wurde gewöhnlich das Metroon genannt und war das Archiv, wo die athenischen Gesetze, Decrete und andere wichtige Urkunden aufbewahrt wurden. W.

14.

S. 341. Piräeus — Der Hafen von Athen, welcher selbst eine große Stadt und mit einer sechzig Fuß hohen Mauer von Quadersteinen beschützt war. W.

Patriotischer Beitrag zu Deutschlands höchstem Flor.

S. 351. Magnus ab integro etc. — Virgils vierte Ekloge:

Wiederum erneut sich die große Folge der Säkeln,
Schon auch kehrt Asträa, es kehrt die saturnische Herrschaft. Voß.

S. 356. Der Mann mit der wundervollen Nasenwurzel — Lavat. physiognom. Fragmente, III. B. S. 164.

S. 353. Die weſtfäliſche Grafenſache — Die weſtfäliſchen Grafen hatten 1654 im Fürſtenrathe eine Curiatſtimme erhalten. In dieſer Curie (Collegium) kam es zum Streite über das Religionsverhältniß, und dieſer Streit wurde 1784 durch einen Vergleich dahin geendigt, daß die Stimme durch einen katholiſchen und proteſtantiſchen Geſandten vertreten wurde, welche zuſammen nur eine Stimme haben, aber von Materie zu Materie abwechſeln ſollten. S. Reuß Staatscanzlei VII. 405.

S. 367. Felices etc. Glückliche, wofern ſie ihr Gutes erkennten.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03077 5665